by

Berthold Auerbachs

Sämtliche

Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Volksausgabe in zehn Bänden.

Siebenter Band.

MDCXL

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1884.

Zweite Auflage der Gesamtreihe.
(18. Auflage der Einzelbände.)

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Joseph im Schnee.

Hier ruht ein Kind, das sich im Wald verirrte,
Wir fanden's nicht, doch fand's der treue Hirte
Und hat, derweil wir schliefen in der Nacht,
Es in des ew'gen Vaters Haus gebracht.

So steht auf einem kleinen Kreuz im Kirchhofe des Walddorfes. Fast hätte sich die wehmütige Grabschrift wiederholt, aber ein gütiges Geschick bewahrte den Joseph: Er hat nur den Namen behalten „Joseph im Schnee" und sein Irrweg wurde der Wegweiser aus vielem Elend zu vielem Glück.

Erstes Kapitel.

Ist noch nicht Tag?

„Mutter, ist noch nicht Tag?“ fragte das Kind, sich im Bett aufrichtend.

„Nein, noch lang nicht. Was hast du? — Sei ruhig und schlaf.“

Das Kind war eine Weile still, dann fragte es wieder mit halber Stimme: „Mutter, ist noch nicht Tag?“

„Was ist denn das, Joseph? Sei doch ruhig. Laß mich schlafen und schlaf auch. Bet' noch einmal, dann wird der Schlaf kommen.“

Die Mutter sagte dem Kinde nochmals das Nachtgebet vor und betete leise mit, dann schloß sie: „Gut' Nacht jetzt.“

Das Kind war geraume Zeit still. Als aber die Mutter sich in ihrem Bett umwendete, rief es leise: „Mutter!“

Keine Antwort.

„Mutter! Mutter! Mutter!“

„Was gibt's? was willst du denn?“

„Mutter, ist jetzt noch nicht Tag?“

„Du bist ein böser Bub, ein ganz böser. Kannst du mir denn nicht die Nachtruh' lassen? Ich bin müd genug, bin heut dreimal im Wald gewesen. Wenn du mich jetzt noch einmal weckst, wird dir das Christkindle morgen abend nichts einlegen, als eine Rute. Ich geh' zulieb noch einmal in den Wald und hol' dir eine. Gut' Nacht! Schlaf wohl. Horch, der Wächter ruft erst zwölf Uhr an.“

Der Knabe seufzte noch einmal tief, sagte: „Gut' Nacht bis morgen,“ und wickelte sich ganz in die Kissen.

Es war eine kleine dunkle Kammer, gerade unter dem Strohdach, wo dieses Gespräch geführt wurde. Die Scheiben an dem kleinen Fensterchen waren gefroren, das helle Mondlicht draußen konnte nicht durchdringen. Die Mutter stand auf und

beugte sich über das Kind. Es schlief ruhig und fest. Die Mutter aber konnte nicht mehr schlafen, so schnell sie auch wieder ins Bett gehuscht war und die Augen schloß, denn fast laut sprach sie: „Und wenn er mich noch heimholt, und ich glaub's, trotz alledem, daß das noch wird, er kann nicht anders, er muß .... Und wenn er mich heimholt, was hat er versäumt an mir und an unserem Kind? Die Jahre kommen nicht wieder, man hat sie nur einmal im Leben. O wenn man noch einmal von vorn anfangen dürfte, wenn man noch einmal aufwachen dürfte, und es ist nicht wahr, daß man so schwer .... Wenn man einmal gefehlt hat, muß man sein lebenlang dran tragen. Es nimmt's einem keins ab. Ist es denn wahr, daß ich einmal so lustig gewesen, wie die Leut' sagen? Was ist denn das, daß das Kind dreimal gerufen hat: ist noch nicht Tag? Was soll aus dem Tag werden? — O Adam! O Adam! Du weißt nicht, was ich durchmachen muß; wüßtest du's, du könntest jetzt auch nicht schlafen ....“

Der Bach, der hinter dem Hause floß, war zugefroren, aber in der Nacht hörte man das Gurgeln des Wassers unter der Eisdecke.

Die Gedanken der Schlaflosen folgten dem Laufe des Baches, stromauf weit hinaus, und wie der Bach, nachdem er durch unwegsame Thäler und tiefe Schluchten geflossen, bei der Heidenmühle aufgehalten wird und grollend übers Rad stürzt und schäumt und wirbelt, so schäumten und wirbelten auch die Gedanken der Wachenden in der Nacht. Da in der Mühle da wohnt ja die Entsetzliche, auf die die Eltern Adams ihr Auge gerichtet haben. Des Heidenmüllers Toni hat für ein besonders braves und gutherziges Mädchen gegolten und zeigt sich jetzt so grundschlecht .... Was willst du von des Heidenmüllers Toni? Die ist dir nichts schuldig. Aber er? aber Adam? Die Hände der Schlaflosen ballten sich, sie fühlte einen Stich durchs Herz, und sie knirschte vor sich hin: „Wenn er untreu werden könnte! Nein, er kann's nicht, aber wenn er's könnte, ich leid's nicht, ich trete in die Kirche mit meinem Joseph; nein, das nicht, ich nehme ihn nicht mit, ich allein, ich schreie: ich leid's nicht, und dann will ich sehen, ob ein Pfarrer sie zusammengibt.“

Der Bach fließt wieder still durch ein Wiesenthal; bald da bald dort am Uferrand steht ein Laubholzbaum, aber hüben und drüben an den Bergen dichte hochstämmige Tannenwälder; über Felsen stürzt der Bach wieder in unwegsame Schluchten; jetzt geht's schnell. Da ist ein Markstein. „Jetzt sind wir daheim“ — hat da einmal der Adam gesagt, und es ist doch noch eine

gute Stunde bis zum Röttmannshof, da ist ja schon der Otterswanger Wald, der dazu gehört, und es ist ein stilles Plätzchen am Bach — die Schlaflose fährt sich mit der kalten Hand über die heißen Wangen, dort bei der breiten Buche, dort hat sie Adam zum erstenmale geküßt. Kein Mensch auf der Welt glaubt's, und sie selber hätte es auch nicht geglaubt, daß er so herzlich und gut und so gesprächsam und so lind und so lustig sein kann. Es war ein schöner Sommertag, gestern hat's fürchterlich gewittert, das war ein Sturm und Blitz und Donner, daß man hätte glauben mögen, es bleibt kein Baum mehr aufrecht stehen im Wald. Ja, so ist's hier oben, so draußen im Wald und so drin im Hause; da ist auch oft ein Gelärm und Schelten und Poltern, daß man glaubt, alles wird einander ermorden, und am andern Tag ist alles nicht da gewesen. Ein schöner Sommertag war's damals, in allen Rinnsen fließen Bäche und thun laut und eilen, wie wenn sie wüßten, daß sie nur einen Tag zu leben hätten, und morgen ist wieder nichts da. Die Vögel singen, und die Wäscherin am Bach kann auch nicht anders, sie muß auch singen, und warum soll sie nicht? Sie ist ja noch jung und ohne Sorgen. Sie kann viel Lieder, sie hat sie von ihrem Vater gelernt, der vor Zeiten der Lustigste und Gesangreichste war. Es kommen Männer den Bach herunter, es ist jetzt wieder Wasser genug zum Flößen, und schau', wie geschickt! Da kommt Adam, der Haussohn, auf einem einzigen Stamm, der Stamm dreht sich immer ringsum, aber der Adam ist geschickt, er hält sich fest und aufrecht, und wie er bei der Wäscherin ist, läßt er den Stamm allein schwimmen, stemmt die Ruderstange in den Bach, hebt sich daran in die Höhe und springt mit einem kecken Satz ans Ufer. Die Wäscherin lacht, wie sie den riesigen jungen Mann mit den hohen Wasserstiefeln in der Luft baumeln sieht; und sie erschrickt ins Herz hinein, wie er plötzlich vor ihr steht.

„Ich hab' dir's schon lang sagen wollen, ich dank' dir" — sagt Adam.

„Warum? Wofür?"

„Daß du es bei meiner Mutter aushältst."

„Ich diene, bekomme meinen Lohn und muß auch was dafür aushalten, und deine Mutter hat's hart genug, sie ist bös auf unsern Herrgott, weil dein Bruder beim Holzschlagen umgekommen ist; sie ist mit Gott und der Welt bös und hat's selber am bösesten dabei."

Adam schaut sie mit großen Augen an; „du bist . . . du wärst . . ." stottert er, „ja du!" Es zuckt in seinen Mienen,

er hält die Hakenstange hoch, und plötzlich schreit er: „Wollt ihr euch da hinlegen? Fort von da!"

Er springt in den Bach, daß das Wasser hoch aufspritzt, und stößt die Stämme, die sich bei einer Biegung des Ufers aufeinander gelegt hatten, mit gewaltiger Kraft in die Strömung.

Martina sieht ihm staunend nach. Was geht mit dem Adam vor? Er verschwindet, man hört ihn weiter unten noch mit den andern Flößern schreien, dann ist alles still.

Wochenlang redet Adam mit Martina kein Wort, er grüßt sie kaum. Aber im Herbste — die Kühe weiden auf der Wiese und auch der Stier. Martina geht an der Wiese vorüber, den Berg hinab — es ist kein Brunnen am Hause auf der Hochebene, man muß das Trinkwasser halbwegs des Berges holen — da sieht Martina, wie der Stier plötzlich den Kopf hoch hebt und zu rennen beginnt. Es ist schön, wie das schwerfällige Tier so leicht daher tänzelt, aber der Hirtenjunge ruft: „Rette dich, Martina! Der Stier nimmt dich auf."

Martina thut einen gellenden Schrei, rennt mit zurückgewandtem Gesichte davon und stürzt nieder. Schon hört sie das Schnauben des Stiers sich nahe, aber jetzt brüllt er mächtig am Boden. Adam ist herbeigeeilt, er faßt den Stier an den Hörnern und drückt ihm den Kopf nieder, bis die Knechte herbeikommen und ihn bändigen helfen.

Martina ist gerettet, und Adam sagt nur: „Ein andermal, wenn du an der Wiese vorbeigehst, setz' dein rotes Kopftuch nicht auf."

Adam ist voll Blut, und Martina fragt: „Um Gottes willen! Hat dir der Stier was gethan?"

„Mach' keinen Lärm, es ist gar nichts; der Stier blutet aus dem Maul, und da hat er mich vollgespritzt. Geh du jetzt und hol' Wasser." Er wandte sich und ging nach dem Weiher, um sich rein zu waschen.

Erst drunten am Brunnen wurde Martina ihres Schrecks recht inne; sie erkannte, in welcher Gefahr sie gewesen und wie Adam sie gerettet hatte. Sie weinte, und in diese Thränen floß auch Bewunderung und herzinniger Dank für den starken, guten Menschen. Am Mittag hört sie, wie die Mutter zu Adam sagt: „Du bist der einfältigste, nichtsnutzigste Gesell von der Welt; gehst in Todesgefahr, um eine dumme Magd zu retten."

„Will's nicht mehr thun," erwiderte Adam.

„Glaub's," sagte der Vater schmunzelnd, „das thust du nicht zum zweitenmal, daß du einen Stier an den Hörnern fest hältst und bleibst am Leben. Nur schade, daß das niemand

gesehen hat. Das ist ein Stück, von dem die ganze Gegend reden müßte."

Adam grüßte von da an Martina freundlich, redete aber kein übriges Wort mit ihr. Er schien sich daran zu genügen, daß sie ihm zu einem rechten Röttmannsstück verholfen hatte.

Wieder wusch Martina am Bach, da stand Adam vor ihr.

„Bist wohl auf?" fragt er.

„Nein, mir liegt noch der Schreck in den Gliedern, aber dir werde ich mein Leben danken, so lang ich —"

„Davon will ich nichts hören. Der Stier ist eigentlich nicht bös. Es ist kein Tier bös, kein Roß und kein Stier, wenn man's nicht durch Hetzen und Stupfen und dummes Aufscheuchen von jung auf bös macht. Dann sind sie's freilich. Jetzt aber, ja, ja wohl... Nicht wahr, du weißt alles, und du... du hast mich auch so grad wie ich dich?"

Er konnte nicht viel reden, aber im Blick seines Auges lag eine gebannte, tiefmächtige Zärtlichkeit, wie er Martina anschaute und seine Hand auf ihre Schulter legte. Und damals hat er den ersten Kuß gegeben, und es hätte kein Mensch geglaubt, daß der Adam so sanft und so gut sein kann; aber weh hat's doch gethan, wie er sie um den Hals nimmt, er hat eben nicht gewußt, daß das stark zugefaßt ist, und er lacht, wie ihm Martina das sagt, und er bittet: „Lehr' mich's, wie man einen sanfter um den Hals nimmt. Stell' dich da auf den Baumstumpf. So!"

Und da sie ihn umfaßt, trägt er sie herum wie ein kleines Kind, und sie ist doch auch stark und groß.

Sie stehen wieder nebeneinander unter der Buche, und Martina schaut auf durch die Blätter, worauf die schrägen Sonnenstrahlen fallen.

„Schau', wie schön der Baum!" sagt sie.

„Der ist nichts nutz," erwidert Adam, „der hat lauter Wald (Gezweige) und fast keinen Stamm."

„Ich mein's ja nicht so. Schau' nur, wie grüngoldig er jetzt glitzert und glänzt."

„Hast recht, das ist schön," sagt Adam, und sein Auge ist so mild, und auf seinem derben hochroten Angesichte spielen zitternde Sonnenstrahlen. Zum erstenmal schien ihm aufzugehen, daß ein Baum noch anders anzusehen ist, als um seinen Holzwert zu schätzen.

Und so oft Martina an den Aufblick durch die Buche dachte, da war's, als ob jener Sonnenstrahl ewig leuchtete und nie verlöschen könne.

Wie zu einer Beteuerung die Hand Martinas fassend, sagte Adam: „Den Baum laß ich stehen, der darf nicht geschlagen werden. Baum, komm zur Hochzeit! Oder nein, bleib nur stehen, du sollst lustige Musik hören, wenn's zur Hochzeit geht. Martina, schenk' mir was. Hast du nichts, was du mir schenken kannst?"

„Ich bin arm und hab' nichts."

„Ich sehe was, das ich haben möchte. Schenkst du mir's!"

„Ja — was es ist, was du willst."

„Schau', da auf deiner Brust, da ist dein Name eingesetzt; reiß das Stück aus und gib mir's."

„Das Herz aus dem Leibe reiße ich mir aus und gebe dir's."

Sie wandte sich ab, riß aus dem Hemde das Stück, wo ihr Name eingesetzt war, und gab's ihm.

„Ich geb' dir nichts," sagte er, „sieh dich um, soweit du siehst, alles ist dein."

Bei diesem Anruf, wie reich Adam war und wie arm Martina, wollte Trauer über sie kommen, aber Adam hielt ihre Hand, und da hatte nichts eine Macht als er allein.

Es war eine übermächtige, wilde, alles vergessende Liebe, die die beiden erfaßt hatte, und bald kam Trauer und Elend.

Adam war zum erstenmal in seinem Leben mit einem Floß rheinabwärts bis nach Holland geschickt worden, und in der Zeit seiner Abwesenheit wurde Martina mit Schimpf und Schande aus dem Hause verstoßen . . .

Das waren die Bilder der Vergangenheit, glückselige und jammervolle, sie zogen jetzt wieder einmal vor Martina in der Dachkammer vorüber . . . .

Sie deckte sich die Augen mit dem Kissen zu. Die Hähne krähten jetzt im Dorfe, da die Mitternacht sich gewendet hatte.

„Das ist des Häspeles Hahn, der so kräht; der Häspele hat sich ja die neumodischen Hühner angeschafft. Wie grob und breit kräht der hochbeinige Hahn; da klingt's bei den einheimischen viel lustiger. Der Häspele ist doch ein guter Mensch, und gegen das Kind ist er so seelensgut; der hat's gut gemeint, wie er einmal gesagt hat: Martina, in meinen Augen bist du eine Witfrau, und eine brave Witfrau. — Ja, aber lieber Gott, mein Mann lebt noch — du dauerst mich, aber ich kann nicht. Nein, nein, kein Gedanke . . ."

Ohne Ruhe zu finden, harrte Martina den Tag heran. Oft schien sich der Schlaf ihrer erbarmen zu wollen, aber kaum hatte sie die Augen geschlossen, als sie wieder aufschrak; sie glaubte die Stimme der wilden Röttmännin zu hören, ihr

scharfes höhnendes Gesicht zu sehen, und leise sagte Martina vor sich hin: „Ist noch nicht Tag?“

Zweites Kapitel.

Ein Zwiegesang wird unterbrochen und wieder aufgenommen.

Um dieselbe Stunde, als das Kind in der Dachkammer erwachte und so unruhig blieb, brannten neben der Lampe noch zwei Lichter in der Wohnstube des Pfarrhauses, und drei Menschen saßen wohlgemut um den runden Tisch; es war der Pfarrer, die Pfarrerin und deren Bruder, ein junger Landwirt. Es war behaglich warm in der Stube; in den Pausen des Gesprächs hörte man bald einen Bratapfel auf dem Ofensims zischen, bald sprach der Kessel in der Ofenröhre auch ein Wort darein, als wollte er sagen, es ist noch Stoff genug da zu gutem Grog. Der Pfarrer, der sonst nicht rauchte, besaß die Geschicklichkeit, daß er, wenn ein Gast kam, auch zu rauchen verstand; dabei vergaß er aber doch seine Dose nicht, und so oft er eine Prise nahm, bot er auch dem Schwager eine an, der dann regelmäßig dankte. Der Pfarrer betrachtete mit offenbarem Wohlgefallen seinen Schwager, und die Pfarrerin sah auch bisweilen von ihrer Stickerei — es ist ein Geschenk für morgige Weihnachten — mit strahlenden Augen in das Angesicht ihres Bruders.

„Das hast du brav gemacht,“ wiederholte der Pfarrer, und sein feines längliches Gesicht mit den feinen schmalen Lippen, den wasserblauen Augen und der hohen gewölbten Stirne gewann einen noch stärkeren Ausdruck innigen Wohlwollens, als sonst immer darauf ausgebreitet lag. „Das hast du brav gemacht, daß du die Feiertage für uns Urlaub genommen hast, aber,“ setzte er lächelnd hinzu und schaute nach der Flinte, die in der Ecke lehnte, „dein Jagdgewehr wird dir hier nicht viel einbringen, wenn du nicht vielleicht das Glück hast, den Wolf zu treffen, der hier in der Gegend umgehen soll.“

„Ich bin nicht bloß zum Besuch und nicht bloß zur Jagd gekommen,“ entgegnete der junge Landwirt mit wohltönender, tief ansprechender Stimme, „ich soll Ihnen, lieber Schwager, auch die Bitte ans Herz legen, daß Sie Ihre Bewerbung um die Stelle im Odenwald zurücknehmen und warten mögen, bis eine Stelle in der Nähe der Hauptstadt oder in der Hauptstadt selbst offen wird. Der Onkel Zettler, der jetzt Konsistorial-

präsident wird, hat versprochen, Ihnen die erste offene Stelle zu geben."

„Ist nicht möglich. Es wäre mir erwünscht, für Lina und für mich, den Eltern nahe zu sein, und ich habe auch oft einen wahren Durst nach guter Musik; aber ich tauge nicht in die neue Orthodoxie und in das Aufpassen, ob man auch streng kirchlich predige. Und da ist unter meinen Amtsbrüdern ein ewiges Gesorge für das Seelenheil der Pfarrkinder, ein gegenseitiges Rezepte-geben, das viel von Prahlerei hat. Es ist damit, wie mit der Erziehung; je weniger von Erziehung Eltern anwenden, um so mehr wissen sie sehr gescheit davon zu sprechen. Seid brav, und ihr erzieht ohne viel Kunst und ohne beständige Angst und Fürsorge eure eignen Kinder und eure Pfarrkinder. Ich weiß, ich stehe auf dem Boden der reinen Lehre, soweit meine Kraft reicht, und überhaupt bin ich eigentlich ein Gegner aller Versetzungen. Man muß mit den Menschen alt werden, auf die man wirken soll. In einer guten Staatseinrichtung sollte man auf der Stelle bleibend in Gehaltserhöhung vorrücken. Ich habe mich um die Stelle im Odenwald nur gemeldet, weil ich fühle, daß ich für die Strapazen hier anfange alt zu werden, und auch weil ich einer Roheit nicht wehren kann, die mir das Herz empört. Doch, laß uns jetzt singen."

Er stand auf, setzte sich an das Klavier und begann das Vorspiel seiner Lieblingsmelodie, und die Pfarrerin und der junge Landwirt sangen mit wohlgeübten Stimmen das Duett aus Titus:

„Laß Glück, laß Schmerz uns teilen."

Es war wie ein Sich-fassen treuer Hände, ein glückseliges Umschlingen, indem die beiden Stimmen zusammentönten in der warmherzigen Melodie.

Schon während des Singens war es mehrmals, als ob man Peitschenknallen vor dem Hause hörte; man achtete nicht darauf und redete sich auch wiederum ein, daß es Täuschung sein müsse. Jetzt, da der Gesang geendet hatte, hörte man rasches und lautes Peitschenknallen; die Pfarrerin öffnete das Fenster und fragte in die Nacht hinaus: „Ist jemand da?"

„Ja freilich," antwortete eine grobe Stimme.

Die Pfarrerin schloß schnell das Fenster, denn ein eisiger Luftstrom drang herein, und die Wangen der Sängerin glühten. Der junge Landwirt wollte nachschauen, wer es sei; aber die sorgliche Pfarrerin hielt ihn zurück, weil er auch erhitzt sei. Sie

schickte die Magd hinab und beklagte unterdes, daß vielleicht ihr Mann noch heute in solcher Nacht auf den Weg müsse.

Die Magd kam bald wieder und berichtete, es sei ein Fuhrwerk da von der wilden Röttmännin, der Herr Pfarrer solle sogleich zu ihr kommen.

„Ist der Adam da oder ein Knecht?" fragte der Pfarrer.

„Ein Knecht."

„Er soll herauf kommen und einstweilen etwas Warmes zu sich nehmen, bis ich fertig bin."

Die Pfarrerin bat und beschwor ihren Mann, sich doch heute nicht mehr dem bösen Drachen zulieb in Lebensgefahr zu begeben, es sei ja schon bei Tag in solcher Jahreszeit lebensgefährlich, den weiten Weg nach Röttmannshof zu fahren, wie viel mehr bei Nacht.

„Muß ein Arzt zu einem Kranken und darf nicht nach Wind und Wetter fragen, wie viel mehr ich," erwiderte der Pfarrer.

Der Knecht kam in die Stube, der Pfarrer gab ihm ein Glas Grog und fragte: „Steht's so schlimm mit der Röttmännin?"

„Ho! So schlimm just nicht. Sie kann noch weidlich schimpfen und fluchen."

Nun beschwor die Pfarrerin ihren Mann abermals, doch zu warten, bis es Tag sei; sie wolle es vor Gott verantworten, wenn die wilde Röttmännin ohne geistlichen Beistand aus der Welt gehe. Die Pfarrerin schien aber doch schon zu wissen, daß ihre Einreden nichts helfen, denn während sie so dringend abmahnte, schüttete sie etwas Kirschengeist in ein strohumflochtenes Fläschchen, holte den großen Schafpelz herbei und steckte das Fläschchen in die Tasche.

Der junge Landwirt wollte den Schwager begleiten, aber dieser lehnte es ab: „Bleib du zu Hause und geht bald zu Bett," sagte er unter der Thür. „Geht nicht mit, ihr werdet sonst heiser, und ihr sollt mir während der Feiertage noch viel miteinander vorsingen. Die schöne Mozartsche Melodie wird mich auf dem Weg begleiten."

Bruder und Schwester gingen dennoch miteinander bis vor das Haus, wo der Pfarrer einstieg; die Pfarrerin wickelte ihm noch die Füße in eine große wollene Decke und sagte während dessen zu dem Knechte: „Warum habt ihr einen Schlitten genommen und nicht einen Wagen?"

„Wir haben bei uns oben viel Schnee."

„Ja, so seid ihr da oben; ihr denkt nie, wie es anderswo

ist und ob man sich die Glieder zerbricht auf dem gefrorenen Boden. Fahr nur langsam bis auf Harzeneck. Gebt recht acht. Otto, steig auf der Otterswanger Höhe lieber aus. Nein, bleib sitzen, du erkältest dich sonst. Behüt' euch Gott!"

„Gut' Nacht!" rief noch der Pfarrer; es klang dumpf aus der Vermummung heraus; die Pferde zogen an; der Schlitten ging davon, und man hörte ihn noch weit hinaus durch das Dorf poltern und kollern. Bruder und Schwester gingen ins Haus zurück.

„Ich kann dir nicht sagen, wie wohl mir's thut, wieder deinen Mann zu sehen und zu hören," sagte der junge Mann zur Pfarrerin in der Stube, „ich meine, je älter er wird, um so deutlicher wird seine reine schöne Natur, oder ist es nur an mir, daß ich ihn immer deutlicher sehe?"

Die Pfarrerin nickte und sagte: „Ja, du hast meinen Mann gewiß von Herzen lieb, aber du kannst dir doch nicht denken, was für eine reine Seele, was für ein heiliges Herz er ist. Mögen die Leute sagen, daß er nicht kirchlich genug; er ist selber eine Kirche. Man wird fromm durch ihn; er braucht weiter gar nichts zu thun, als da zu sein, sein gutes Wesen walten zu lassen; seine Sanftmut, seine unverwüstliche Liebe und Gerechtigkeit, das macht, daß alle Menschen, wenn sie ihn nur sehen, gut und fromm werden; und so ist's auch in seinen Predigten, da ist jedes Wort Seele, lauter Kern. Eigentlich hat er's gut, die Gemeinheit und Roheit begegnet ihm nicht. Der Maler Schwarzmann von hier, der einmal acht Tage bei uns gewesen ist und gesehen hat, wie die vierschrötigen Bauern gegen ihn sind, hat ein gutes Wort von ihm gesagt: unser Pfarrer kann jeden zwingen, daß er in seiner Gegenwart hochdeutsch denken muß. Es hat mir früher oft wehe gethan, daß ein solcher Mann auf dieser Höhe unter Bauern sein Leben verbringen soll, aber ich habe einsehen gelernt, gerade die höchste Bildung, die wieder einfach ist wie die Bibel, ist da am rechten Ort."

Es läßt sich nicht sagen, ob das Entzücken, mit dem die Schwester sprach, oder das, mit dem der Bruder zuhörte, größer war, so wenig sich sagen läßt, ob für ein gutes Herz das Anschauen eines vollen Glückes oder der Besitz desselben größer ist. Und es gibt ja ein Glück, das niemand zu eigen gehört, sondern allen, die es zu empfinden verstehen, und das ist die Erkenntnis eines reinen Herzens und die Liebe zu ihm.

„Ich weiß jetzt, wo er ist," fuhr die Pfarrerin fort und starrte drein, als sähe sie es vor sich; „jetzt ist er an der großen

Hagebuche, und jetzt fahren sie um Harzeneck, da geht immer ein böser Wind. Wickle dich nur gut ein. Ich glaub', daß du die wilde Röttmännin noch bekehrst, ich glaub's; du kannst alles; und ich glaub', daß du noch den Adam mit der Martina traust, und dann bleiben wir doch wieder gern hier."

Der Bruder wagte es kaum, die verzückt Dreinschauende anzureden. Endlich fragte er: „Wer ist denn die wilde Röttmännin und Adam und Martina?"

„Gut, setz' dich her, ich will dir erzählen. Ich könnte ohnedies keine Ruhe finden, bis ich weiß, daß Otto unter Dach ist."

Drittes Kapitel.

Von den wilden Röttmännern.

„Es gibt noch wilde Menschen, wahre Unholde hier oben. Von diesen wilden Röttmännern ließe sich viel berichten."

„Erzähle!"

„Es sind große ungeschlachte Menschen, und sie thun sich was darauf zu gut, daß man auf viele Geschlechter zurück Ungeheuerlichkeiten von ihnen erzählt, und da sie reich sind, können sie noch immer derlei ausführen. Der Vater des jetzigen Röttmann, der, zu dessen Frau Otto eben gerufen wurde, soll eine so mächtige Stimme gehabt haben, daß ein Landjäger, den er anschrie, rücklings auf den Boden fiel. Sein Hauptvergnügen bestand darin, in den Wirtshäusern, wo er gegessen hatte, die zinnernen Teller zu Kugeln zusammen zu rollen. Der jetzige Röttmannsbauer soll beim Tanz immer ein Dutzend der schweren eisernen Keile, mit denen man das Holz spaltet — sie nennen sie hier zu Lande Speidel — in den langen Rockschößen gehabt haben, damit ihm alles ausweichen muß und er Raum genug hat zum Tanzen. Tanzen, das war auch seine größte Lust, vierundzwanzig Stunden ohne Aufhören, das war für ihn ein leichtes Spiel, und in den Pausen wurde unaufhörlich getrunken, ein Schoppen nach dem andern. Um aber zu wissen, wie viel er getrunken und zu bezahlen habe, drehte er sich jedesmal mit großer Geschicklichkeit einen Knopf von seiner roten Weste und zuletzt von seinem Rock ab und löste sie dann am Schlusse beim Wirt wieder ein. Der Alte mit der starken Stimme verbietet ihm einmal, daß er noch am Tage bei einer Hochzeit drüben

in Wengern bleibe, er solle vielmehr eine Wiese drunten im Otterswanger Thal abmähen. Strenge Zucht unter sich haben die Röttmänner immer gehalten. Der gehorsame Sohn folgt also, tanzt die ganze Nacht wie toll; am Morgen kommt der Starkstimmige auf die Wiese und hört Musik. Was ist das? Da mäht einer und sieht so seltsam aus? Der Starkstimmige kommt näher. Richtig, der Sohn mäht wie befohlen, hat aber eine Traget auf dem Rücken und in der Traget einen Geiger, der ihm beständig vorgeigen muß, und so mäht er Wiese auf und Wiese ab, bis alles darnieder, und dann tanzt er mit seinem Geiger auf dem Rücken wieder hinüber bis Wengern zur Hochzeit. — Man sagt sonst im Sprichwort: Alles kann gestohlen werden, nur kein Mühlstein und kein glühend Eisen; aber der Speidel-Röttmann hat doch einmal einen Mühlstein gestohlen, wenigstens beiseite geschafft. Dem Heidenmüller zum Possen wälzt er auf einmal in einer Nacht einen Mühlstein den halben Berg hinauf. Der Speidel-Röttmann hatte zwei Söhne, Vinzenz und Adam; der ältere, Vinzenz, war weniger stark, aber tückisch wie ein Luchs, das hatte er von seiner Mutter, denn bösartig sind die Röttmänner nicht, nur ungebärdig wild. Vinzenz soll die Holzhauer geplagt haben wie ein wahrer Sklavenhalter. Eines Tages wurde er von einem Baum erschlagen. Man sagt, und der frühere Pfarrer behauptete es fest, die Holzhauer hätten das mit Absicht gethan. Seit jener Zeit ist die Röttmännin, die ohnedies nicht sehr liebevoller Natur war, zu einem völligen Drachen geworden, der gerne die ganze Welt vergiftete. Sie ist die einzige, die meinen Mann grimmig haßt, denn sie will, daß er jeden Sterbenden, zu dem er gerufen wird, frage, ob er nichts zu beichten habe vom Tode ihres Vinzenz. Der Baum, von dem Vinzenz erschlagen wurde, lag lange unberührt im Walde, da befahl die Röttmännin eines Tages, daß man ihn abzweige. Sie war unversehens bei den Holzhauern, um sie zu beobachten und zu behorchen. Sie muß nichts Sicheres gefunden haben. Der Speidel-Röttmann wollte den Stamm, der einer der schönsten sogenannten Holländerbäume war, mit dem Floß rheinabwärts schicken; er sagte: Baum ist Baum, und Geld ist Geld; warum soll der Baum unnütz verderben, weil er den Vinzenz erschlagen? Die Röttmännin aber war anders gesinnt. Sie ließ aus dem Reisig einen großen Haufen machen und verbrannte darin die Kleider des Erschlagenen. So müssen die in der Hölle verbrennen, die meinen Vinzenz umgebracht haben, schrie sie immer dabei. Sechs Pferde und zehn Ochsen wurden angespannt, um den Stamm nach dem Hof zu führen. Es ging nur eine kurze

Strecke, denn die Wege sind nicht dazu, um einen so großen Stamm bergauf zu bringen. Er wurde dreifach zersägt, und nun liegen die Klötze eben im Hof an der Thüre. Die Röttmännin sagt immer, der Baum wartet, bis man Galgen und Scheiterhaufen daraus macht, um die Mörder meines Vinzenz zu hängen und zu verbrennen. Oft sitzt sie am Fenster und spricht auf die Klötze, wie wenn sie ihnen was sagen müßte, und sie lacht jedesmal glückselig, wenn ein Fremder darüber stolpert. Sie ließ auch, wie sonst nur bei den Katholischen in unserer Nachbarschaft der Brauch ist, dem Erschlagenen einen Bildstock errichten, drunten am Fußwege, der am Abhange des Hohltobel nach der Heidenmühle führt. Dort, tiefer im Walde, ist der Vinzenz erschlagen worden.

Den einzigen Sohn, der ihr geblieben ist, den Adam, behandelt die Röttmännin härter als ein Stiefkind; man sagt, sie schlage ihn noch wie einen kleinen Jungen, und er lasse sich alles gefallen, und doch hat er sich schon als echter Röttmann bewiesen und sich einen stolzen Beinamen erworben, denn er heißt in der ganzen Gegend ‚der Gaul‘. Er läßt einmal eben ein Pferd beschlagen, wie der Schmied von einem Breisgauer Bauern ein Pferd eintauschen will. Das Pferd ist an einen großen zweiräderigen Karren gespannt, der mit Erbsen beladen ist. Der Breisgauer sagt: Solch ein Pferd gibt's nicht mehr auf der Welt; das zieht, was drei Pferde ziehen.

Hoho! schreit der Adam Röttmann, der daneben steht, und das mit der gröbsten Stimme, daß der Breisgauer schier über den Haufen fällt und sich noch glücklich an seinem Pferde anlehnt.

Hoho! Ich wette, daß ich den Wagen mitsamt den Erbsen in drei Trageten bis zu der Krone hinuntertrage. Ist der Handel richtig, wenn ich das fertig bringe?

Es gilt, sagt der Breisgauer.

Das Pferd war abgespannt. Adam füllt die Erbsen in einen großen Bettüberzug und trägt sie richtig nach der Krone; dann nimmt er das Wagengestell und trägt es ebenso, und zuletzt nimmt er die zwei großen Räder, eines hüben und eines drüben, auf die Schulter und geht damit nach der Krone. Wer ist stärker? Dein Gaul oder ich? fragt er den Breisgauer, und davon hat er den Namen Gaul.

Die Art, wie der Speidel-Röttmann die Heldenthat seines Sohnes bekannt machte, zeigt ganz sein ruhmgieriges Wesen, denn eigentlich ist er kein böser Mann, nur ein Großthuer ersten Ranges. Am Tage nach der Gaulsthat Adams war Jahrmarkt

in der Stadt, der Schmied von hier trifft den Speidel-Röttmann im Wirtshaus und erzählt ihm, was vorgegangen. Da sagt der Speidel-Röttmann: Erzähl' mir's nicht hier. Ich zahle dir eine Flasche vom Besten, wenn du da auf die Straße hinunter gehst und mir die ganze Geschichte zum Fenster heraufrufst. Und so geschah es auch. Der Speidel-Röttmann lag breit unterm Fenster, und alles hörte staunend zu, wie der Schmied die Geschichte ausrief. Der Speidel-Röttmann hat eigentlich seine besondere Freude an seinem Sohn, dem Gaul, aber er darf das vor seiner Frau nicht merken lassen, besonders seit sieben Jahren nicht.

Dort überm Bachsteg, wir sehen das Häuschen von unserem Fenster, dort wohnt ein Schilderdrechsler, der Schilder-David genannt. Er ist ein Ehrenmann, er ist einer der Aermsten im Dorfe, aber er würde eher verhungern, ehe er jemals etwas geschenkt nähme. Dabei ist er ein Schriftgrübler. Bei ihm ist am längsten Licht im Dorfe, und das will für einen armen Mann viel heißen. Er hat eine Bibel, die er schon sechzehnmal vom ersten bis zum letzten Buchstaben, altes und neues Testament, durchgelesen hat; ich habe die Bibel einmal gesehen, die Blätter sehen eigentümlich zerarbeitet aus, denn der David liest immer mit den vier Fingern. Auf dem ersten Blatt der Bibel steht immer der Tag verzeichnet, wann er sie neu begonnen und wann er sie zu Ende gelesen hat. Die längste Zeit ist etwas über zwei Jahre, dreimal hat er sie sogar in weniger als einem Jahre durchgelesen, das war als seine drei Töchter auswanderten, dann, als er eine kranke Hand hatte, daß man glaubte, er würde sie verlieren, und zuletzt das Jahr, in dem ihm sein Enkel, der kleine Joseph, geboren wurde. In seiner Jugend soll er einer der Lustigsten gewesen sein, er kennt alle Lieder und hat sich einmal ein ganzes Klafter Holz ersungen. Er kommt einmal zum Vater des Speidel-Röttmann und will Holz kaufen. Der alte Röttmann ist eben in guter Laune und sagt: David, für jedes Lied, das du mir singst, kriegst du ein Scheit Holz und ich fahre dir's vors Haus, und richtig! der David singt so viel Lieder, daß er sich ein ganzes Klafter Holz ersang. Davon heißt er auch der Klafter-David. Er hört das aber nicht mehr gern.

Die Frau des Schilder-David ist eine von jenen Naturen, die ihr lebenlang eigentlich halb schlafen, sie gehen umher, thun ihre Arbeit ordnungsmäßig, aber man hört kein übriges Wort von ihnen, nicht in Freud, nicht in Leid. Wir haben auffallend viele solcher Menschen hier. Dazu ist die Frau des Schilder-David seit einigen Jahren fast stocktaub. Sie hatten fünf Töchter,

lauter große, stattliche Gestalten, und schon als sie noch klein waren, aber stramm und kräftig, sagte der Schilder-David immer: die sind für aufs Wasser, das heißt, für die Auswanderung nach Amerika; und in der That, vier von seinen Töchtern sind nach Amerika, zwei mit ihren Männern und zwei ledig, die sich jetzt auch drüben verheiratet haben; eine ist vor kurzem gestorben, aber den andern geht es gut, und doch kann der Schilder-David die Sehnsucht nach seinen Kindern nicht verwinden, und jetzt sagt er oft: das Amerika, das ist ein neuer Drache, der uns die Kinder wegnimmt. — Es wäre doch das Natürlichste, daß er auch auswanderte, er hat's hier hart, aber er kann nicht fort, und jetzt will er nun gar nicht mehr.

Die jüngste Tochter des Schilder-David, Martina, war immer der besondere Stolz des Vaters, denn sie war die erste in der Schule. Du glaubst gar nicht, was das einem Kinde auf dem Dorfe für einen Charakter gibt; namentlich ein Mädchen kriegt da einen gewissen Stolz, eine Ehrenhaltung vor sich, und alles ordnet sich unter, noch bis in die älteren Jahre hinein. Sie war ein braves, feines Kind. Wenn sie zum Konfirmandenunterricht kam, hat sie mit äußerster Sorgfalt die Schuhe am besten abgerieben und auch die andern angehalten, sich sauber zu machen, um Treppe und Zimmer rein zu lassen, und sie und ihre Gespielen haben sich's nicht nehmen lassen und haben vor der Konfirmation die ganze Kirche gescheuert. Als sie vor dem Altar stand, sie war über die Jahre entwickelt, ich habe nie was Schöneres gesehen, und eine Frömmigkeit lag wie eine Glorie auf ihrem Gesicht. Sie ist oft zu uns ins Haus gekommen. Mein Mann hatte seine besondere Freude an dem Kinde, und er erzählte mir, wie er am Tage nach der Konfirmation Martina auf dem Felde getroffen und sie sagte: es sei ihr jetzt, als wäre sie aus der Heimat fortgeschickt worden. Sie wurde auch bald fortgeschickt. Sie war sechzehn Jahre alt, als sie zu dem wilden Röttmann in Dienst trat. Der Röttmann gibt guten Lohn, und er muß, denn es hält's niemand ein Jahr lang bei seiner Frau aus. Martina war aber zwei Jahre dort."

Plötzlich wurde die Pfarrerin in ihrer Erzählung unterbrochen, ein seltsames Rollengeklingel ging durch das Dorf.

„Was ist das?" fragte Eduard.

„Das ist der Eselstrupp aus der Heidenmühle. Der Fahrweg nach der Mühle ist sehr weit, aber die Esel tragen Korn und Mehl bergauf und bergab den schmalen Fußweg. Ich hätte gern der Toni durch den Knecht etwas sagen lassen; aber jetzt ist's zu spät."

Erst nach wiederholter Aufforderung des Bruders fuhr die Pfarrerin in ihrer Erzählung fort:

Viertes Kapitel.

Martinas Heimkehr.

„Am Samstag Mittag vor Johanni saß eine Frauengestalt ganz in sich zusammengekauert hinter einem Felsen, der jäh abspringt in den Bach, dort, wo die Schwallung angelegt ist. Da kommt die Näherin Leegart — so sagt man hier für Luitgart — daher, sie will sich auf dem Heimweg von der Heidenmühle den Ort ansehen, von wo sie einmal irre gegangen.

Die Näherin ist voll von Aberglauben, aber niemand spricht mehr dagegen als sie. Wie sie nun an jenem Samstag an den Felsen kommt und die Gestalt sieht, schreit sie laut auf. Da kauert etwas am hellen Tag wie ein Gespenst. Es ist Martina, sie richtet sich auf und schaut die Leegart an und klagt, sie habe sich töten wollen, sie müsse aber leben um ihres Kindes willen; wenn das auf der Welt sei, wolle sie sterben. Leegart verspricht ihr schnell, zu Gevatter zu stehen, denn sie haben hier den Glauben, daß ein Kind, dem man vor der Geburt die Gevatterschaft versprochen, glücklich zur Welt komme und, wenn es auch tot zur Welt komme, gleich selig sei. Die Leegart läßt nicht ab, sie tröstet und redet zu und bringt Martina ins Dorf.

Es war am Nachmittag; ich saß mit meinem Mann im Garten, da hören wir drüben überm Bach ein Jammergeschrei, das durch Mark und Bein schüttert, und kaum sind wir aus der Laube, da kommt die Leegart totenblaß herbeigestürzt: „Herr Pfarrer, gehen Sie um Gotteswillen schnell zum Schilder-David, der Schilder-David will die Martina umbringen."

„Ich will mit; mein Mann heißt mich zurückbleiben; er geht schnell. Die Leegart sinkt fast um, ich kann ihr glücklicherweise noch von unserm Kaffee geben, und sie erzählt, daß die Martina zu Fall gekommen. Als der David, der eben vor seinem Hause Holz spaltete, sie sah, habe er die Axt erhoben und seiner Tochter gerade das Hirn spalten wollen. Herbeigeeilte Nachbarn entwanden ihm die Axt, und jetzt stellte er sich vor die Hausthür und schwur, Martina zu erdrosseln, wenn sie über seine Schwelle käme. Martina fiel vor der Schwelle nieder.

Frauen brachten sie ins Haus, und als sie in die Stube trat und ihren Konfirmandenschein sah, der an der Wand unter Glas und Rahmen hing, da that sie einen Schrei, so laut, so durchdringend, daß wir ihn bis hier herauf hörten; sie fiel in Ohnmacht nieder. Man erweckte sie, der David aber rief immer: „Bringt sie nicht wieder zum Leben, denn ich schaffe sie doch hinaus. Herr Gott! Herr Gott! Mach' mich blind, verflucht seien meine Augen. Der Drache hat mir meine andern Kinder geraubt, und jetzt, jetzt . . . ."

Er stürzte auf Martina los. Es gelang, ihn zu bändigen, und Leegart eilte, meinen Mann zu rufen. Wir warteten lange, bis mein Mann wieder kam. Er brachte den David mit, er führte ihn am Arme, und David ging stolpernd wie ein Blinder; er hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt und sagte immer: „Herr Pfarrer, ja, ich bitte, sperrt mich ein, ich bin sonst meiner nicht Herr. Mein Kind, mein bestes Kind, mein einziges Kind! Sie ist meine Krone gewesen, wie Sie es ihr in den Konfirmandenspruch gesetzt haben, und so . . . Herr Gott, was willst du mit mir, daß du mich so heimsuchst? Es soll nicht sein, ich soll nicht unbeschwert dahingehen! O, Herr Pfarrer, wenn man einem Kinde zusieht essen, wie's ihm schmeckt, es schmeckt siebenmal besser, als wenn man selber ißt. O, wie lang pflegt man so ein Kind und freut sich, daß es stark wird und wächst und das und jenes sagt, was gescheit und gut ist, und freut sich, wenn es aus der Schule kommt und etwas gelernt hat, und freut sich, wenn es drischt, wenn es Holz sammelt und wenn es singt, und da kommt auf einmal ein Mensch und verwüstet das alles. Meine andern Kinder sind ausgewandert, und sie leben, und ich habe nichts davon; meine Martina ist daheim geblieben, sie lebt vor meinen Augen und ist mehr als tot. Wenn ein Kind rechtschaffen ist, ist man doppelt glückselig, aber doppelt und tausendfach unglückselig kann einen ein schlechtes Kind machen. Ich denke mir das Hirn aus — und kann's nicht finden, wo ich's verfehlt, und es muß doch sein, und mein guter Name . . ."

Er sah mich jetzt, und laut schluchzend, fast zusammenbrechend rief er: „Frau Pfarrerin, und Sie haben sie auch immer so lieb gehabt! Sie hat mir den Todesstoß gegeben, ich spür's."

Die Füße trugen ihn kaum. Wir brachten ihn in die Stube, und dort saß er gewiß eine Stunde lang wie leblos, er hielt die Hand vor das Gesicht, und die Thränen quollen zwischen den Fingern hervor.

Endlich richtete er sich auf, streckte und reckte sich und sagte: „Gott vergelte Ihnen alles, Herr Pfarrer. Da, meine Hand; ich will kein ehrliches Grab haben, wenn ich meiner Martina — — — —“ er wurde wieder von einem Thränenstrom unterbrochen, da er den Namen nannte — „wenn ich meiner Martina irgend ein Leid zufüge, sei es mit Wort oder That. Gott hat mich gestraft durch sie, ich muß ein schwerer Sünder sein. Ich war zu stolz auf meine Kinder und auf sie, ja gerade besonders auf sie, und sie ist jetzt auch armselig genug. Ich will mich nicht weiter versündigen.“

Mein Mann wollte ihn wieder heimbegleiten, er lehnte es ab.

„Ich muß lernen, mit diesem Schandfleck allein über die Straße gehen. Ich bin zu stolz gewesen. Mein Haupt ist gebeugt, bis ich in die Grube fahre. Nochmals tausend Dank. Gott vergelt's!“

Der ehemals stolz aufrecht gehende Mann schlich jetzt wie eine Jammergestalt heimwärts. Erst jetzt konnte mir mein Mann erzählen, wie Gräßliches er erlebt.

Die Leute haben mir aber später berichtet, daß mein Mann eine Geduld und Sanftmut ohnegleichen gegen den Schilder-David übte. Denn dieser hätte gern alles zerrissen und schrie immer: „Ich bin Hiob! Strecke deine Hand herunter, Herr Gott, und reiß mir die Zunge aus dem Rachen; ich muß fluchen, fluchen auf die ganze Welt. Es gibt keine Gerechtigkeit; keine im Himmel und keine auf Erden.“

Es gelang meinem Mann, ihn zu beruhigen; als aber der Schilder-David fort war — so ermattet, so todmüde habe ich meinen Mann nie gesehen, wie damals.

Die Leegart hat ihr Wort gehalten und hat Gevatter gestanden bei dem kleinen Joseph, und Vater Adam kam zur Taufe ins Dorf. Er wollte, daß der Schilder-David ihn durchs Dorf begleite, damit die Welt sehe, wie er zu ihm halte. Der Schilder-David ging aber nicht mit ihm. Zu Hause soll es Adam haben schwer büßen müssen, daß er es wagte, ins Dorf zu gehen, und er wird seitdem bewacht und gefangen gehalten wie ein Verbrecher, denn die alte Röttmännin hat willfährige Spione in Lohn und Brot. Dafür ist sie nicht geizig.

Der Schilder-David war ein fleißiger Kirchgänger, aber nach der Geburt des unerwünschten Enkelchens ging er gewiß zwei Monate lang nicht in die Kirche; wenn es zur Kirche läutete, klagte er immer aufs neue, daß er vor Schimpf nicht in die Kirche gehen könne. Wenn's aber niemand sah, trug er das Enkelchen gern in der Stube herum.

Der Knabe scheint es ihm wahrhaft angethan zu haben. Er trug das Kind umher und wartete es wie eine Mutter. Stundenlang konnte man ihn am Feierabend und des Sonntags drüben am Gartenzaun stehen sehen, und Großvater und Enkel starrten in das Feld und in den Bachsturz, der hinter dem Hause herabfällt, ja der Alte gewöhnte sich dem Kinde zulieb das beständige Rauchen ab, während er sonst die Pfeife nicht aus dem Munde brachte, und als der Knabe laufen konnte, war er sein beständiger Kamerad und führte ihn an der Hand. Wenn das Kind mit andern Kindern spielt und den Großvater sieht, läuft es von allen Spielen fort und geht nicht mehr von der Seite des Großvaters. Ja, wenn ein Kind so leicht zu verderben wäre, der David hätte es mit seiner Eitelkeit verdorben, denn er lebt fast ganz von dem Rufe seines Enkelchens; tagtäglich erzählt er eine der Klugreden, die der kleine Joseph gethan, und wie gescheit er dem Knaben die Zunge lösen könne. So ehrlich der David ist, er weiß nicht mehr, daß er dem Kinde vieles andichtet, was nicht aus ihm selber kommt, und dann setzt er immer gern hinzu: ja, wenn wir nur schon zwanzig Jahre älter wären, da wird man im ganzen Land davon reden, was mein Joseph ist. — Ich habe vor kurzem etwas gehört, das von eigentümlichem Nachdenken des Knaben Zeugnis gibt. Es war am selben Tage in der Nachbarschaft ein Kind gestorben und ein Kind zur Welt gekommen, und der kleine Joseph sagte: Nicht wahr, Großvater, wenn man geboren wird, da schläft man im Himmel ein und wacht auf der Erde auf, und wenn man stirbt, da schläft man auf der Erde ein und wacht im Himmel auf?

Der kleine Joseph ist aber auch beständig dabei, wenn sich der Großvater mit seinen Nachbarn bespricht, und da hört er von allerlei Lebensverhältnissen und Zerwürfnissen und kennt die ganze geheime Geschichte des Dorfes."

„Warum erzählst du nicht von Martina?" unterbrach hier der Zuhörer die Pfarrerin.

„Da ist nicht viel zu berichten, sie lebt still und emsig, hilfreich, wo irgend in einem Hause Not ist, spricht kein übriges Wort und ist ihrem Vater mit unbeschreiblicher Liebe unterthan, und er vergilt ihr das am besten in der Liebe, die er dem kleinen Joseph widmet."

„Und Vater Adam, der Gaul, was thut denn der?"

„Der lebt auch still für sich, und wie gesagt, er wird von seinen Eltern auf dem Hofe fast wie ein Gefangener gehalten. Er läßt sich's gefallen, und glaubt genug gethan zu haben, daß er beständig dabei bleibt: wenn er die Martina nicht bekäme,

heirate er gar nicht. Natürlich, daß die Eltern alles aufbieten, ihn von Martina frei zu machen. Es sind ihr schon glänzende Anerbietungen gestellt, sehr annehmbare Freier ins Haus geschickt worden, und der alte Röttmann will sie ausstatten; aber sie hört nicht darauf, und ihre beständige Entgegnung ist: „Ich könnte einen andern Mann kriegen, ja wohl, wenn ich wollte; aber mein Joseph könnte keinen andern Vater kriegen, wenn er auch wollte."

Besonders ein Vetter der Martina, ein wohlhabender Schuhmacher, der als Junggeselle lebt, scheint nicht heiraten zu wollen, bis er gewiß ist, daß die Martina ihn nicht nimmt. Man heißt ihn hier im Dorf den Häspele, und ich weiß jetzt in der That seinen wirklichen Namen nicht. An Feierabenden haspelt er den Mädchen das Garn, das sie gesponnen haben, und darum heißt er Häspele. Er ist ein gutmütiger Mensch, der jedes Jahr den Fastnachtshansel spielt, von einer Fastnacht zur andern ununterbrochen fort. Wo man ihn sieht, spielt man das ganze Jahr Fastnacht mit ihm, und er geht gleich darauf ein; seine Mienen und seine Reden haben etwas so Komisches, daß man nicht mehr weiß, macht er Spaß oder Ernst, wie er denn meist eine rote Nase hat, die für geschminkt gelten kann. Er hat die Martina von Herzen lieb, und sie ihn auch, aber eben nicht anders, als alle Mädchen im Dorfe ihn leiden mögen; zum Heiraten wird er nie kommen, es denkt niemand daran, daß man den Häspele auch heiraten könne . . . ."

„Gottlob," unterbrach sich hier die Pfarrerin, „jetzt ist mein Mann bald unter Dach, wenn ihm, was Gott verhüte, nicht ein Unglück passiert ist. Es wäre die schönste Weihnachtsfeier, mir das liebste Geschenk, wenn er die Röttmännin noch bekehren könnte, der Speidel-Röttmann gibt dann von selbst nach. Dann bleiben wir, wenn's nicht anders ist, auch wieder gern hier. Denn die Geschichte mit Martina und Adam hat endlich den Ausschlag gegeben, daß mein Mann sich von hier weggemeldet hat. Die wilden Röttmänner lassen nicht ab, und eben morgen soll alles fertig werden, daß der Adam sich mit des Heidenmüllers Toni verlobt. Das Mädchen ist das einzige aus einer angesehenen Familie, das er kriegen kann. Sie hat eine junge Stiefmutter bekommen, und nun will sie aus dem Haus, und wenn sie in die Hölle müßte. Der Heidenmüller und der Röttmann, diese beiden Familien sind die angesehensten oder, was ebensoviel ist, die reichsten in unserer Pfarrgemeinde. Ich muß selber sagen, ich möchte das nicht mit erleben, den Adam mit des Heidenmüllers Toni zur Kirche gehen zu sehen. Es ist ent-

setzlich für meinen Mann, da oben stehen zu müssen und sein innerstes Herz vor den Menschen ausschütten, Heiligkeit und Güte und Treue predigen, und zu wissen, da unten sitzen Menschen und sie sitzen in den vordersten Kirchenstühlen, du kannst das Auge nicht von ihnen wenden, und ihnen ist alles, was du sagst, nichts als leere Worte.

Horch, jetzt ruft der Wächter zwölf. Jetzt ist Otto gewiß unter Dach, und ich weiß, er bewirkt Gutes. Jetzt wollen wir auch schlafen gehen."

Fünftes Kapitel.

Der Tag ist trüb.

Martina blieb die ganze Nacht so unruhig, als spürte sie's, daß eben jetzt ein rechtschaffenes Herz ihre ganze Lebensgeschichte auferweckt hätte. Sie war so voll Ungeduld, daß sie immer aufspringen wollte, hinaus in die Welt, um plötzlich ihr Leben zu ändern. Als läge es in ihrer Hand, das zu vollführen. Die Hähne krähten immer lauter, und da und dort hörte man auch eine Kuh schreien, einen Hund bellen. Es muß bald Tag sein.

Martina stand auf und heizte die Stube, dann zündete sie noch ein Feuer auf dem Herde an. Man muß heute die Morgensuppe besonders gut kochen, die Näherin Leegart kommt ja heute früh, der Joseph kriegt eine neue grüne Manchesterjacke. Auf dem Tisch lag noch die Schiefertafel, da hat der kleine Joseph gestern Abend einen riesig großen Mann hingezeichnet, entsetzlich anzuschauen, und doch hat das Kind gesagt: „Das ist mein Vater." Es war Martina gar seltsam, da sie jetzt die Figur auf der Tafel wegwischte. Könnte sie's nur auch wegwischen, daß sie dem Kinde vom Vater erzählt, noch gestern Abend beim Einschlafen, und ihm versprochen hatte, der Vater komme heute; das ist's ja, darum hat das Kind heute nacht dreimal gerufen: ist noch nicht Tag?"

Martina starrte lang in das helllodernde Feuer, und ohne daß sie es wußte, sang sie:

„Treue Liebe brennt von Herzen,
Treue Liebe brennet heiß,
O wie muß das Herze lachen,
Das von keiner Untreu weiß!

Komm ich morgens auf die Gassen,
Sehn mir's alle Leute an,
Meine Augen stehn voll Wasser,
Weil ich dich nicht lassen kann."

Als Martina mit dem Kübel unter dem Arm die Thür öffnete, kam ihr ein heftiger, eisig kalter Windstrom entgegen, sie heftete das rote Tuch fester, mit dem sie Kopf und Hals umwickelt hatte, und ging nach dem Brunnen.

Der Tag ist kalt, die Röhrbrunnen sind zugefroren, nur der Schöpfbrunnen bei der Kirche hat noch fließendes Wasser. Eine große Schar von Mädchen und Frauen umsteht das Brunnengeländer, und wenn eines beim Uebergießen Wasser aus dem Eimer verschüttet, ist großes Geschrei, denn das Wasser gefriert alsbald, und man kann auf dem Glatteis kaum mehr stehen. Die Frühsonne blinzt einen Augenblick ins Thal, es muß ihr aber nicht gefallen, denn sie versteckt sich schnell wieder hinter den Wolken. Die Matten und Aecker stehen hellglitzernd im Morgenreif, das ist ein trauriger Anblick, es erfriert ja alles ohne die schützende Schneedecke. Nur auf den Bergen liegen dichte Schneebreiten.

„Gottlob, werdet sehen, die Wolken bringen heute rechtschaffenen Schnee."

„Es wäre dem Feld zu gönnen, es ist ja ein Jammer, wie alles gelb wird."

„Wir haben Weihnachten noch immer Schnee gehabt und zu Neujahr Schlittenbahn," so hieß es hin und her am Brunnen. Die Worte der Redenden spielten als leise Wölkchen von ihrem Munde.

„Ist's wahr," fragte eine ältere Frau die herzutretende Martina, „ist's wahr, daß der Pfarrer heute nacht zu deiner Schwiegermutter geholt worden ist?"

„Ich glaub', dein Schwiegervater wird den Baum, der den Vinzenz erschlagen, gern zu Brettern versägen und einen Sarg für seinen Hausteufel draus machen."

„Und gut wär's, wenn sie einmal abzöge, dann kannst du deinen Gaul kriegen."

„Und wirst zahme Röttmännin."

„Ich ließ die Alte zu Tod beten. Der Schneider von Knuslingen weiß ein Gebet, mit dem man einen zu Tod beten kann."

„Nein, die mußt zu Tod fluchen."

So hieß es wieder in lebendiger Wechselrede. Martina,

die den vollen Kübel auf den Kopf gehoben hatte, sagte nur: „Redet nicht so gottlos, es ist ja heut der heilig Abend."

Sie ging langsam heimwärts, als wenn die Worte, die noch hinter ihr fielen, sie noch aufhielten, und es ward ihr heiß, da sie denken mußte, daß der kleine Joseph vielleicht geahnt hat, was in der Ferne vorgeht, und darum so unruhig war. Sie hatte Adam vorgeworfen, daß er nicht auch leide, und er machte vielleicht in derselben Stunde das schwerste Leid durch, das einem Menschenkind auferlegt sein kann: was das Liebste auf Erden sein muß, scheiden zu sehen mit quälender Bitterkeit in der Seele.

Die am Brunnen verblieben waren, hatten gar keine Eile mehr, sie standen auf ihre vollen Kübel gelehnt, ja manche mit dem Kübel auf dem Kopf und sprachen von Martina.

„Martina möchte jetzt gern ins Pfarrhaus."

„Und sie ist nicht gescheit. Der alte Röttmann hat ihr schon zweitausend Gulden anbieten lassen, wenn sie den Vater von ihrem Kind frei gibt. Aber sie will nicht."

„Und der alte Schilder-David will auch nicht."

„Guten Morgen, Häspele!" hieß es plötzlich, „was machen deine Hühner? Sind sie alle wohl auf?"

„Ist es denn wahr, daß dein Hahn spanisch kräht? Verstehst du denn das?"

So wurde die einzige Männergestalt begrüßt, die mit einem Kübel zum Brunnen kam. Es war Häspele. Er trug ein weißlich-graues gestricktes Wams und hatte auf dem Kopfe eine bunte Zipfelmütze, unter der ein spaßbereites, allzeit zum Lächeln erbötiges Gesicht in die Welt hineinschaute.

„Die Martina ist eben dagewesen, sie wird gleich wieder kommen," rief eine Frau im Abgehen.

Häspele lächelte dankend.

Häspele mußte warten, bis alle vor ihm Wasser hatten; er wartete gern und war noch so gutmütig, allen aufzuhelfen. Eben als er auch für sich eingeschöpft hatte, kam auch Martina wieder, sie halfen nun einander gegenseitig auf und gingen eine gute Strecke miteinander, denn Häspele mußte vor dem Hause der Martina vorüber nach dem seinigen. Unterwegs berichtete ihm Martina, daß der Pfarrer heute nacht zur Röttmännin geholt worden und noch nicht wieder zurück sei. Sie konnte sich nicht enthalten, ihre Hoffnung auszusprechen, daß der Pfarrer vielleicht das harte Herz erweicht; aber Häspele sagte: „O glaub' das nicht! Eher wird der Wolf, der jetzt hier in der Gegend umgeht, in meine Stube kommen und sich von mir anbinden lassen wie meine Geiß, ehe die Röttmännin nachgibt. Ich habe

dir ja alles erzählt, wie's gewesen ist, als ich vor acht Tagen deinem Adam die neuen Stiefel gebracht habe, und ich habe dir's ja schon ausgerichtet, er kommt heute ganz gewiß. Ich glaub's aber selbst, wie die Reden gehen, daß du ihn frei gibst."

Martina antwortete nicht, aber vor der Thür ihres Hauses blieb sie plötzlich stehen und sagte: „Schau', da kommt der Pfarrer heim."

Drüben auf dem Fahrweg, denn das Haus der Martina lag jenseits über dem Bachstege, fuhr eben langsam ein offener Schlitten die Straße herauf. Ein Mann, tief in einen Pelzmantel gehüllt, die Pelzmütze weit übers Gesicht gezogen, saß neben dem Fuhrmann, der lustig rauchte und jetzt mit der Peitsche grüßend nach Martina herüberwinkte. Es war ein Knecht vom Röttmannshof, sie kannte ihn. Sie dankte mit der Hand und ging ins Haus, Häspele ebenfalls heimwärts.

Als Martina die Thür zumachen wollte, rief eine Frauenstimme: „Laß auf; ich will auch noch hinein."

„Guten Morgen, Leegart! Ist recht, daß du so bald kommst," sagte Martina, und die Näherin, die trotz des Winters in Pantoffeln mit hohen Absätzen ging, half ihr das Wasser abstellen, wofür sich Martina sehr bedankte. Das thut die Leegart nicht jedem, man darf sich etwas darauf einbilden, wenn sie einem in irgend etwas hilft, was nicht zur Näherei gehört: es ist schon Gunst genug, daß sie noch vor Weihnachten einen Tag ins Haus kommt, denn sie ist viel erwünscht von allen Frauen der ganzen Umgegend, und wo sie auf Arbeit hinkommt, ist sie eine besonders geehrte Person. Das zeigte sich jetzt auch, wie ihr Martina die Stubenthür weit öffnete und sie einließ; hier wurde ihr aber ein schlechter Willkomm, denn der kleine Joseph rief: „O weh, die Leegart!"

Sechstes Kapitel.

Wie ein Dorfpfarrer zu Hof befohlen wird.

Die Pfarrerin stand schon lang am Fenster und schaute durch die Scheiben; nur von dem einen Eckfenster konnte man die Gegend überschauen; die andern Fenster waren durch eine vorgebaute, spitzgieblige Scheune verdeckt, die ein Bauer, dem früheren Pfarrer zum Possen, gerade hierhin gebaut und mit

ungewöhnlich hohem Dach versehen hatte, um dem Pfarrer die Aussicht zu rauben. Jetzt, da man einen braven Pfarrer hatte, konnte man die Scheune nicht mehr abtragen. Die Pfarrerin konnte aber auch an dem freien Fenster nicht weit sehen, denn das war heute ein Tag, der eigentlich nur Dämmerung ist zwischen der einen Nacht und der andern: die Sonne schimmerte nur wie ein zerflossener gelber Fleck durch die dichte Wolke, die sich weit über die ganze Gegend gelagert hatte. Als die Pfarrerin den Schlitten schon ganz nah herankommen sah, nickte sie nur, öffnete aber das Fenster nicht, sie blieb wie festgebannt am Fenster stehen. Sie wäre gern hinabgeeilt, um ihren Mann willkommen zu heißen, aber sie wußte, ihrem Mann waren alle heftigen und öffentlichen Gemütsäußerungen zuwider: er hatte etwas kindlich Verschämtes, und namentlich war ihm jede Empfangs- und Abschiedsfeierlichkeit zuwider.

Die Pfarrerin hatte die Magd schnell hinabgeschickt, und durch einen Tritt auf die Schnalle am Stubenboden öffnete sie die Hausthür. Um doch etwas thun zu können, stellte sie die Tasse und das Brot nochmals zurecht, obgleich es ganz in der Ordnung bereit stand; sie hob die gewärmten Pantoffeln auf, die am Ofen standen, und stellte sie verkehrt wieder hin; sie nahm den Kessel mit siedendem Wasser aus der Ofenröhre und goß noch frisch zu. Es war heimelig warm in der Stube; man wohnt nicht umsonst mitten in den Waldbergen.

„Guten Morgen, Lina!“ sagte der Pfarrer, endlich eintretend. „Gottlob, gottlob, daß ich wieder daheim bin.“ Er zog den Pelzmantel ab, es ging schwer, die Pfarrerin half nach.

„Schläft Eduard noch?“

„Nein, er ist auf die Jagd. Ich habe ihn dir entgegengeschickt. Hast du ihn nicht getroffen?“

„Nein.“

Die Stubenluft schien dem Pfarrer doch zu eng, er öffnete das Fenster, stand eine Weile vor demselben und sagte: „Es ist gut, daß du nicht daran dachtest, daß man in der ganzen Gegend nach dem Wolf fahndet, der sich umhertreibt; du hättest dir gewiß eingeredet, das Ungeheuer verschlingt mich.“

„Komm, setz' dich und erwärme dich,“ entgegnete die Pfarrerin und schenkte den dampfenden Kaffee ein. „Komm, ich will dir die Tasse halten, deine Finger sind ja so steif, daß du sie nicht fassen kannst. Nimm nur ein Paar Schluck. Was war's denn, daß du mitten in der Nacht zur wilden Röttmännin geholt wurdest? Nein, nein, trink nur, es hat Zeit, mir zu antworten. Ich kann warten.“

„Lina,“ sagte der Pfarrer, und ein seltsames Lächeln stand auf seinem feinen Gesichte, „Lina, sei stolz! Ich muß einer der berühmtesten Unterhaltungsmenschen sein. Ah! der Kaffee thut gut. Denke nur, Lina! Es war gerade ein Uhr, es schlug eben drüben in Wengern, als ich auf dem Röttmannshof ankam. Der Empfang war sehr lärmend. Man drängte sich mit lautem Willkommsgruß um mich und wollte mich nicht absteigen lassen. Die guten Leute hatten in der Nacht alle Hofhunde losgelassen, es war ja nicht nötig, sie anzubinden, wenn der Pfarrer kam; die guten Leute sind des schönen Glaubens, daß das Wort Gottes auch bissige Hunde in der Nacht bannen könne. Es dauerte eine geraume Weile, ehe ich absteigen konnte, die Hunde mußten alle vorher an die Ketten gelegt werden. Schenk' mir noch einmal ein, der Kaffee ist sehr gut.“

„Und wie ging's weiter?“ fragte die Pfarrerin.

Der Pfarrer sah sie eine Weile lächelnd an, dann fuhr er fort: „Bis an die Kniee tief liegt oben der Schnee, er hat wenigstens das Gute, daß er sauber ist, er macht uns nur so heimtückisch naß. Ich komme glücklich über bescheiden verhüllte Sägklötze ins Haus, und es war sehr freundlich von den Pfützen, daß sie zugefroren waren. Wo ist der Röttmann? frage ich. Er liegt im Bett. — Ist er auch schwer krank? — Nein, er schläft. — So? Man läßt mich zu der sterbenskranken Frau rufen, und der Mann legt sich schlafen? Schöne, gemütliche Welt das! Gut, ich komme zur Kranken ins Zimmer. Gottlob, daß Ihr da seid, Herr Pfarrer. — Wie? Ist das die Stimme einer Sterbenden? Ich frage, warum man mich mitten in der Nacht habe rufen lassen. Ach, guter Herr Pfarrer, sagt die Röttmännin, Sie sind so gut, so seelengut, und können so getreu mit einem reden und berichten, daß einem ganz wohl dabei wird und man ganz vergißt, daß man so schwer krank. Ich liege jetzt schon die siebente Nacht und kann fast kein Auge zuthun, und die Langeweile plagt mich, ich kann's gar nicht sagen. Ich mein', die Stunden wollen gar nicht herumgehen, und da habe ich nach Euch geschickt. Herr Pfarrer, Ihr seid ja so gut, Ihr sollet auch ein bißle mit mir reden. Mein Mann darf gar nichts davon wissen, daß ich nach Euch geschickt habe, er gönnt mir nichts Gutes, er geht fort, so oft er kann, und wenn er daheim ist, redet er kaum ein paar Worte mit mir; es wäre ihm am liebsten, wenn ich vor langer Zeit sterben möcht', und mein Einziger, mein Adam, der thut gar, als ob ich schon nicht mehr da wäre. O, Herr Pfarrer! Wenn man so da liegen muß, Tag und Nacht auf dem einsamen Hof, und kann nichts

schaffen, jeder Tag ist eine Ewigkeit lang und jede Nacht noch dreimal mehr. Wenn mein Vinzenz noch lebte, der säße Tag und Nacht bei mir, der allein hat mit mir reden können, so kann's kein Mensch mehr. So, guter Herr Pfarrer, jetzt setzt Euch ein bißle her zu mir und redet auch was. Wollt Ihr nicht einen guten Schluck Wacholder-Branntwein? Das erwärmt, das müsset Ihr nehmen, nein, das dürft Ihr mir nicht abschlagen. Kätherle, lang' die grüne Flasche dort herunter, die hinterste, und schenk' dem Herrn Pfarrer ein. — Wie meinst du, Lina, wie mir zu Mute war, als ich die Frau das alles in geläufigem Redefluß vorbringen hörte?"

„Ich hätte an mich halten müssen, den frechen Teufel nicht zu verfluchen. Entsetzlich! Zerrt dich in der kalten Dezembernacht aus dem Haus über schneeige Berge."

„Und wo noch dazu ein Wolf umgeht," schaltete der Pfarrer ein.

„Laß mich mit deinem Wolf," fuhr die Pfarrerin heftig fort, „diese Röttmännin ist der schändlichste Wolf. Du hast ihr doch deine Meinung gesagt?"

„Allerdings. Und dir gegenüber darf ich doch eitel sein. Ich kann dir sagen, nie in meinem Leben war ich zufriedener mit mir. Ich mußte fast lachen über diese so überaus kindliche Rücksichtslosigkeit. Kinder sind ja auch so, sie denken nur an sich und durchaus nicht an die Opfer, die sie von andern verlangen. Sage, was du willst, es lag eine gewisse Unschuld in dem Thun der Röttmännin, sie denkt nur an sich und weiß nicht, was sie thut. Ich habe ihr natürlich nicht verhehlt, daß das etwas sehr willkürlich über die Nachtruhe anderer verfügen heißt, und wie ich nicht eben geschmeichelt bin, daß sie meine Unterhaltung so hoch anschlägt und mich zu Hof befiehlt und mir noch einen Hofwagen schickt. Indes, da ich einmal da war und der Schlaf einmal gebrochen, unterhielt ich sie, soweit meine Unterhaltungsgabe reicht, und sie selber that auch das Ihrige, sie erzählte gut oder eigentlich bös, denn das Liebste war ihr, recht schlimme Streiche der Menschen zu erzählen, und wie nichtsnutzig die jetzige Welt sei, und immer wieder sagte sie: wenn ich sterbe, bitte ich Gott um die einzige Gnade, er soll mir ein Zeichen geben lassen, wer meinen Vinzenz umgebracht hat, daß man die Mörder, und wenn's das halbe Dorf ist, hängen und verbrennen kann. Du weißt, wenn sie auf dieses Thema kommt, ist sie im höchsten Grade erfinderisch. Ich habe aber die Beweise, daß sie auch den Vinzenz nicht liebte, solange er am Leben war. Jetzt redet sie sich eine schwärmerische Liebe ein,

als ob er alle ihre Liebe mit ins Grab genommen, denn es ist kein Herz so böse, daß es nicht nach einem Grunde seiner Bitterkeit sucht und etwas zu lieben glaubt, um dessentwillen alles andere vernichtet werden soll. Ich redete ihr nun ins Gewissen, daß es wohl anstehe, einen Toten zu lieben, aber für einen Toten könne man nichts mehr thun, sondern nur für die Lebenden; sie solle nur endlich nachgiebig sein gegen Adam und Martina. Ich schilderte ihr die Freude, die sie an dem Enkelchen haben werde. Ich suchte ihr einzureden, daß sie mich nur deswegen habe kommen lassen, sie habe sich nur gescheut, mir das offen zu bekennen. Aber — ich glaube in der That, daß ein Wolf in der Gegend herumschwärmen muß, — dieses Heulen, in das jetzt die Röttmännin ausbrach, muß sie von einem Wolf gelernt haben; es schauerte mir durch Mark und Bein, und ich meinte, sie vergeht jetzt, sie kann keinen Atem mehr finden vor Wut; sie kratzte mit ihren Nägeln die Wand und sank zurück, schnell aber erhob sie sich und rief: Ich dank' dir, Gott, lieber Gott, ich dank' dir, laß mich nur noch leben, nur noch lang, meinetwegen so, daß ich nicht aufstehen kann, aber rufen kann ich, rufen, und bis zu meinem letzten Atem will ich rufen: Ich leid's nicht, ich leid's nicht, daß so eine Bettelmannstochter, die meinen Adam verführt hat, Röttmännin wird. Warum gibt's denn keine Menschen mehr, die so ein nichtsnutziges Wesen mitsamt ihrem Kind aus der Welt schaffen? So sind die Pfarrer, so sind sie jetzt, die Faulenzer, die Schwarzröcke; es ist keine Gottesfurcht mehr, die Pfarrer selber wollen, daß Schlechtigkeit und Verführung noch mit Gutem belohnt werde. Mit dem Strohkranz sollte sie vor der Kirche stehen und Buße thun. Aber da herauf soll sie nie, und wenn unser Herrgott vom Himmel herunterkommt, und wenn er tausend solche, solche .... scheinheilige Pfarrer schickt, und wenn sie mir den Hals zudrehen, schreie ich noch: ich leid's nicht, und heute, heute noch muß es fertig werden. —

Von dem Geschrei der Röttmännin erweckt, war Vater und Sohn herbeigekommen, und der Alte that eigentlich so, als ob ich mich ins Haus gedrängt hätte, und gab mir deutlich zu verstehen, er lasse seiner Frau nichts geschehen, der Schilder-David könne schicken, wen er wolle. Der Adam stand still, faltete die Hände und sah flehend zu mir auf. Ich hätte es dem Gaul nie zugetraut, daß er so barmherzig dreinschauen könne. Ich kam mir vor wie ein Menschenkind, das in Märchenzeiten zu Dämonen geholt wurde, um ihnen Beistand zu leisten. Ist das eine Welt? Sind das die Menschen, denen ich jetzt bald zehn Jahre das

Evangelium der Liebe predige? Jedes Wort, das ich reden wollte, erstarrte mir auf der Lippe. Ich befahl nur, daß man sogleich wieder einspanne, ich wolle heim. Man hörte mich nicht. Adam sagte endlich: Ich fahre Euch heim, Herr Pfarrer. Verzeiht allen.

Nein! schrie die Alte, er darf nicht mit. Halt ihn fest, Christoph. Er ist imstande, und läßt sich gleich mit seiner Schilderdrechslerin trauen. — Der Vater befahl Adam, dazubleiben. Und nun schwur er seiner Frau und legte dabei die Hand auf die Bibel, die ich aufgeschlagen hatte — mir war's entsetzlich, daß dieser Mensch auf dieses Buch schwören durfte — er schwur hoch und heilig, daß er noch heute die Verlobung Adams mit des Heidenmüllers Toni abschließe.

Wie ich aus dem Hause gekommen, ich weiß es kaum mehr, ich rief dem Knecht, der mich geholt hatte, ich gehe ein Stück voraus, er solle mit dem Fuhrwerk bald nachkommen. Ich ging im beginnenden Morgendämmern den Bergwald hinab, mir war's, als entflöhe ich einer Höhle, drin Dämonen hausen. Ich glaube nicht, daß ich mich geirrt habe, mir begegnete der Wolf, das Tier blieb eine Weile stehen, schaute nach mir um, wie sich besinnend, und ging dann ruhig waldein. Ich kann nicht leugnen, ich stand zitternd da, und nie in meinem Leben fühlte ich eine solche Kälte als in diesem Augenblick; es war auch entsetzlich kalt, und es war unklug von mir, vorauszugehen. Der Knecht mit dem Fuhrwerk kommt lange nicht. Die Schelme sind es wohl imstande und schicken mir gar keins und lassen mich zu Fuß heimgehen. Ich kehrte nochmals um, und Zorn und Bitterkeit machten mir heiß. Nicht weit von dem Hofe begegnete mir der Knecht, der gemächlich daherfuhr, und glücklicherweise fand ich jetzt den Kirschengeist, den du mir mitgegeben. Die Stunde, die ich in halbwachem Zustande hierher fuhr, ich kann dir nicht sagen, was mir da alles durch die Seele ging. König Salomo und Jesus Sirach haben viel berichtet, was ein böses Weib ist; ich kann ihnen jetzt noch mit einem guten Posten aushelfen. Aber, liebes Herz, was wäre die Güte, die Menschenliebe, die sich nie an bösen Menschen erprobte? Dennoch bin ich froh, daß ich mich von hier abgemeldet habe; die Fünfziger Jahre, in die ich nun bald trete, bedürfen einer ruhigeren Arbeit, ich habe in meiner Jugend hartes Holz genug gebohrt; und wenn ich meine Stelle darüber verliere, dabei bleibe ich fest: ich traue den Adam nur mit der Martina."

Aufatmend und sich eine Thräne aus dem Auge wischend, sagte die Pfarrerin: „Ja, es wird gut sein, wenn wir in eine

andere Gegend kommen, zu Menschen milderer Sitten, die auch mehr erkennen, was du bist."

„Vergiß nicht," entgegnete der Pfarrer, „daß, wenn wir auch hier viel mit Roheit kämpfen müssen, wir auch gute Menschen haben. In unserem neuen Bestimmungsorte wird es auch gute und böse Menschen geben und Arbeit genug. Jetzt aber, ich bin entsetzlich müde. Vor elf Uhr bin ich für niemand da. Ich will jetzt schlafen, halte Ruhe. Gute Nacht oder guten Morgen! Wenn ich wieder aufstehe, ist ein Jahr vorüber seit dieser Röttmännischen Nacht."

Der Pfarrer ging nach der Kammer, die geschickterweise durch denselben Stubenofen geheizt wurde, denn der Ofen stand in der Wand. Bald war's stille wie um Mitternacht im Hause. Die Pfarrerin ging immer auf den Zehen umher, und über das Vogelbauer hing sie ein Tuch, damit der Vogel schweige. Den lärmend zudringlichen Bettlern draußen, den Sperlingen und Goldammern, gab sie heute zum zweitenmal ihr Frühstück. Der Wind nahm schnell die Brotstückchen mit fort, die sie auf das Fenstersims legte; die Hungrigen schienen aber doch ihre Nahrung zu finden, denn sie flogen still davon, als wüßten sie's, daß der Pfarrer nicht geweckt werden dürfe. Die Pfarrerin saß mit ihrer Stickerei am Fenster und ermahnte jeden Daherkommenden mit bedeutsamen Winken zur Ruhe und Stille; sie sah die willkommenste Erscheinung auf dem Lande, den Postboten, gegen das Haus kommen und ging ihm, damit er nicht klingle, rasch vors Haus entgegen, empfing mehrere Pakete aus der Residenz von Eltern und Geschwistern; sie öffnete die Pakete nicht, ihr Mann sollte auch dabei sein und die Freude der Ueberraschung haben. Von den Briefen war keiner an sie selbst gerichtet, einer trug das Siegel des Dekanatamtes.

Siebentes Kapitel.

Beim Schilder-David.

„O weh! die Leegart!" hatte der kleine Joseph gerufen, und der Großvater gab ihm dafür eine tüchtige hinters Ohr. Der Knabe schrie, der Großvater zankte, und die Mutter schrie und zankte zugleich, denn der Großvater duldete es nicht, daß sie den Knaben mit einem guten Wort beschwichtigte, und die

Leegart sagte mit weisem, allerdings etwas näselndem Tone: „Das ist ja schrecklich, was ich da für einen Empfang bekomme! Ich sollte nur gleich wieder umkehren; man könnte abergläubisch sein. Aber nur um Gottes willen keinen Aberglauben! Das ist das Schrecklichste auf der Welt: da plagen sich die Menschen mit Sachen herum, die gar nicht da sind, und man hat schon Plage genug mit Sachen, die wirklich da sind. Nein, ich bleib'. Guten Morgen, Joseph! sag' schön guten Morgen! So, so, gib mir die Hand."

„Der Bub' hat heute nacht nicht geschlafen und weiß nicht, was er redet," suchte Martina zu entschuldigen.

„Braucht keine Entschuldigung, es wird weiter nichts davon geredet," sagte Leegart und legte ihre Schere mit dem großen und dem kleinen Griff, daneben eine kleine Schere, Nadelzeug und Wachsstock, alles auf dem Paradekissen, worin ein schwerer Backstein eingehüllt war, auf den Tisch. Hiermit hatte sie Besitz ergriffen vom Hause, und sie regierte es, wie von festem Thron herab, denn sie stand den ganzen Tag nicht mehr auf. Bevor sie sich indes niederließ, ging sie in die Kammer und kam um einen Rock verschmälert wieder zurück, denn sie ließ sich nur sehr sauber gekleidet auf der Straße sehen, wollte aber ihren guten Rock nicht versitzen. Sie rückte sich beim Wiedereintritt den Tisch bequemlich zurecht, setzte sich, und Martina rückte ihr den Schemel unter die Füße, und nun gab Leegart ihre Befehle kurz und klar, und so sagte sie jetzt: „Martina, bring das Essen."

Martina brachte den Haferbrei, stellte ihn auf den Tisch. Joseph betete vor, und aus der Auswahl seiner Gebete heute das kürzeste:

„Speis' Gott, tränk' Gott alle armen Kind,
Die auf Erden sind. Amen."

Joseph hatte seine Thränen getrocknet, er saß zwischen Großvater und Großmutter, und nach dem Gebete war es nun still und ruhig am Tisch. Jeder schöpfte sich mit seinem Löffel aus der Pfanne, und es gab gar keine Grenzstreitigkeiten.

In der Stube war alles sauber, wenn auch ärmlich und eng. An der Ofenwand, gerade über dem großen alten Stuhl, war ein Nagel mit einem messingenen Kopf eingeschlagen, da hatte einst der Konfirmandenspruch der Martina gehangen; jetzt ist der Nagel leer, nie wird etwas daran gehängt. Martina schaute nicht gern dort hinauf, und David hatte strengen Befehl gegeben, daß man den Nagel nicht ausziehe.

Das Haupt des Hauses, der Schilder-David, ist ein Mann in vorgerückten Jahren, es läßt sich aber nicht gut erkennen, wie alt er sein mag. Er hat dichte, schneeweiße und kurzgehaltene Haare auf dem Kopfe, und von den Schläfen rings um das Gesicht läuft ein schneeweißer, etwas flockiger Bart. Das Gesicht aber hat noch etwas jugendlich Frisches, zumal die tiefblauen Augen, die mit den schwarzen Brauen fast fremd darin erscheinen.

Die Frau des Schilder-David ist ebenfalls eine große schlanke Gestalt, von ihrem Gesicht kann man aber wenig sehen. Sie hat beständig mit dicken Tüchern das ganze Gesicht verbunden, und wenn sie spricht, merkt man an ihren mühsam hervorgebrachten Lauten, daß sie sich selber nicht hört.

Die Näherin Leegart ist eine feine, blasse, fast vornehme Erscheinung, schon bei Jahren, aber man sieht ihr noch immer die Spuren ehemaliger besonderer Schönheit an; dabei trägt sie sich immer leicht und fein. Die schwarztuchene Jacke ist nur oben am Hals zugeknöpft, von da an ist sie frei und offen und zeigt einen breiten, schneeweißen Brustlatz. Wer es nicht weiß, merkt es kaum, daß sie bisweilen eine kleine Prise nimmt; man sieht ihre Dose nie, und sie nimmt die Prise so schnell und zierlich, daß sie kaum mit den Fingern die feingeschnitzelte Nase berührt.

Der kleine Joseph, man sollte es nicht glauben, daß er vor wenig Wochen erst sechs Jahre alt geworden ist; man schätzt ihn leicht drei Jahre älter. Derb und mächtig in Gliedern, was man hierzulande einen vollmastigen Jungen nennt, ein wilder blonder Krauskopf, zu dem sich aber die dunkeln Augen mit breiten Brauen — es sind die Augen der Mutter — seltsam ausnehmen. Der kleine Joseph ist der eigentliche Mittelpunkt des Hauses, und man merkt's schon daran, daß sein alberner Willkommsgruß fast alles aus der Ordnung brachte.

Man schwieg geraume Zeit bei dem Essen. Leegart berichtete indessen, daß der Pfarrer heute nacht zur Röttmännin geholt worden sei.

„Wir reden nicht von der Röttmännin," sagte der Schilder-David und warf dabei einen bedeutsamen Blick auf die Leegart und wieder auf den Joseph.

Man stand vom Tisch auf. Joseph wurde das Maß zur Jacke genommen, dann wurden mit Kreide die Linien auf den grünen Manchester gezeichnet, und die große Schere der Leegart schnitt mit jenem eigentümlichen, auf dem Tische nachsurrenden Tone das Zeug zur Jacke zurecht.

„Bleib du heute daheim, die Mühle ist zugefroren," sagte der Schilder-David zu Joseph und ging nach seiner Werkstätte. Diese war auf einem Speicher der untern Sägmühle in einem kleinen Verschlage. Hier stand eine Drehbank mit einem Riemen an einer Walze, die an das Triebrad in der untern Mühle befestigt war, und die Wasserkraft, die das große Werk trieb, drehte auch die Welle, an der David die Uhrenschilder verfertigte.

Der kleine Joseph stand wie verstoßen da, als der Großvater ganz gegen seine Gewohnheit so allein fortgegangen war. Sonst hatte er den Joseph immer bei sich, der ihm den Windofen mit Spänen heizte, die unfertigen Bretter zutrug und die fertigen wieder abnahm und schön ordnete. Die Mutter nahm den Knaben mit in die Küche, und hier fragte sie: „Joseph, was ist denn mit dir? Warum hast du denn so bös gerufen: o weh, die Leegart? Sie ist ja so gut, ist deine Gevatterin und macht dir eine so schöne Jacke?"

Joseph schwieg.

Ein Kind weiß kaum mehr, was es vor wenigen Minuten gethan hat, und nun gar der Fortsetzungen und Folgerungen in seinen Gedanken ist es sich nicht bewußt und kann sie darum nicht darlegen. Seine Aussprüche sind fast wie Vogelsang, ohne Rhythmus, aber doch aus einem verborgenen Leben kommend.

Nach einer Weile begann Joseph von selbst: „Mutter, kommt denn der Vater heute nicht? Du hast's ja gesagt."

„Er kommt, er kommt gewiß," antwortete Martina und seufzte tief. Jetzt ward es ihr erst deutlich, warum Joseph „O weh, die Leegart" gerufen hatte. Als sie dieser die Thür weit aufgemacht, hatte Joseph gewiß geglaubt, der Vater komme, und darum hatte er den bösen Ausruf gethan, weil es eine andere Person war als der Vater. Immer weiter sprach Joseph, wie ihn der Vater aufs Pferd nehmen und wie er ihm ein eigenes Pferd schenken müsse.

Martina hätte gern das Sinnen des Kindes vom Vater abgelenkt, aber es gelang nicht. Sie hatte in ihrer Herzensbedrängnis zu oft von ihm erzählt; was sie sich selber sagen wollte, hatte sie oft an das Kind hingesprochen, und nun war das halbklare Sinnen und Denken des Kindes ganz auf den Vater gerichtet. Es hatte sich die abenteuerlichsten Vorstellungen von ihm gemacht und immer wieder gefragt, warum denn die Großeltern den Vater so plagen und ihn nicht heimkommen ließen.

„Welchen Weg kommt der Vater heute?" fragte Joseph.

„Ich weiß nicht."

„Ja, du weißt's, sag's, du mußt's sagen," klagte weinend der kleine Joseph. Und die Mutter erwiderte, ihn an sich ziehend: „Sei still, ganz still, daß niemand davon hört. Wenn du ganz stille bist, sag ich dir's."

Der Knabe schluckte die Thränen gewaltsam hinab, und die Mutter erzählte ihm nun, was für schöne Sachen er zu Weihnachten bekomme, und fragte ihn aus, was er sich noch wünsche. Der Knabe wünschte sich weiter nichts als ein Pferd. Die Leute hatten ihm gesagt, daß sein Vater vierzehn Pferde im Stalle habe, und alle Ablenkung half nichts, da war er mit seinen Gedanken wieder beim Vater und wiederholte: „Sag', welchen Weg kommt er?"

Leise erwiderte die Mutter: „Du darfst keiner Menschenseele ein Wort davon sagen, daß der Vater heut kommt. Gib mir die Hand darauf, keiner Menschenseele!" Der Knabe gab der Mutter die Hand und schaute sie mit den verweinten Augen groß an.

Martina schwieg. Sie glaubte, daß der Knabe beruhigt sei, aber dieser fragte wieder mit halsstarriger Festigkeit: „Welchen Weg kommt er denn? Sag's!"

„Es gibt verschiedene Wege, ich mein', er kommt den Hohltobel herauf. Jetzt ist's aber genug. Kein Wort mehr. Geh, hol' mir Tannzapfen von der Bühne herunter." Der Knabe ging, das Befohlene zu holen, und die Mutter dachte still lächelnd: „Das wird ein ganzer Mann, wenn der einmal was will, läßt er nicht davon ab."

Sie ging mit dem Knaben in die Stube, aber die Leegart sagte: „Schick' den Joseph fort, man kann ja gar nichts reden vor dem Kind."

„Joseph, geh zum Häspele, sieh zu, er macht dir neue Stiefel," sagte die Mutter. Joseph wollte nicht gehen, aber er wurde mit Gewalt zum Hause hinausgeschoben. Da stand der Knabe trotzig und sagte: „Wenn der Vater kommt, sag' ich ihm alles. Ich soll nirgends sein, nicht beim Großvater und nicht daheim." Er ging indes doch zum Häspele und war dort munter und guter Dinge; denn der Häspele liebte den Knaben, und wenn dieser an dem Spielzeug, das er ihm gab, keine Freude mehr fand, hatte er ein ergiebiges Gespräch.

Seit bald einem Jahre versprach er dem Joseph beständig, daß er ihm einen Hund schenke, und nun war Joseph auch sehr erfinderisch, wie der Hund aussehen und was er für Kunststücke können müsse. Häspele behielt dabei den guten Vorwand, daß er lange zu suchen habe, bis er einen solchen Hund finde,

der bald groß und bald klein, bald vier weiße Füße haben, bald ganz braun, bald ein Wolfshund, bald ein Spitz sein sollte.

Unterdessen beredete sich Leegart mit Martina und fand es unbegreiflich, daß Martina sich nicht erkundigte, ob ihre Todfeindin nicht endlich aus der Welt sei. Sie solle im Pfarrhaus fragen, wie's mit der Röttmännin stände.

„Du weißt ja," sagte Martina, „daß mich der Pfarrer vordem gern im Hause gesehen hat, aber seitdem nicht mehr. Ich kann ohne Ausrede nicht hingehen, wenn er da ist."

„Gut, so geh heim in mein Haus, auf meiner Kommode am Spiegel in der porzellanenen Suppenschüssel liegen drei Nachthauben, die gehören der Pfarrerin; bring sie ihr von mir, und da wirst du dann schon hören, wie es ist."

Martina that, wie ihr geheißen.

Achtes Kapitel.

Warm und wohl im Pfarrhause.

Kann es für solch eine Frau, wie die Röttmännin, auch ein heiliges Fest geben? Kann es eine Menschenseele geben, und sie muß aus der Welt gehen und hat nie jenen Wonneschauer empfunden, der das eigne Leben und das Leben der Menschheit zur Glückseligkeit macht? Daß es solche Menschen gibt, das wirft einen Schatten auf die Welt und läßt niemand vollkommen froh werden.

So überlegte die Pfarrerin hin und her, als sie am Fenster saß. Sie verscheuchte aber bald alle Schatten, und in ihrer Seele war's wie der helle Morgen eines unendlichen Festtages, der ein Strahl aus der Ewigkeit ist. Sie stand auf und ging wie ein glückseliger stiller Geist im Hause umher. Die kommenden Festtage, und dazu der Gedanke, daß sie auch ihren Bruder bei sich habe, warfen einen Glanz und eine Freudigkeit auf ihr ganzes Wesen, daß sie alles anlächelte, und während sie dem Bruder, der hungrig von der Jagd kommen werde, ein gutes Frühstück bereit stellte, lächelte sie dem Schinken, der Butter und den Eiern zu, als müßte sie ihnen danken, daß sie die brave Eigenschaft haben, die Menschen zu nähren und zu kräftigen. Die Speisen können nicht Rede und Antwort geben, aber die Magd spürt es, daß die Pfarrerin gern vom Bruder hört, und sie sagt:

„Der Herr Bruder ist ein schöner, feiner Herr. Wie er gestern abend gekommen ist, hab' ich gemeint, es wär' der Prinz, der vorigen Winter hier durch auf die Jagd gefahren ist." Die Magd wischte sich dabei das Gesicht mit der Schürze ab, um sich auch schön zu machen. „Ich bin nur froh, daß wir die Gans geschlachtet haben," setzte sie hinzu und liebäugelte mit der vor dem Küchenfenster Hängenden.

Bruder Eduard kam schon gegen zehn Uhr wieder heim. Die Pfarrerin bedeutete ihm, daß der Pfarrer schliefe, und er stellte sein Jagdgewehr so leise in die Ecke, als wäre es von Baumwolle. Die Pfarrerin freute sich des Jägerappetits, setzte sich mit ihrer Stickerei zum Bruder und erzählte ihm von den Begebnissen des Pfarrers. Der Bruder dagegen berichtete, daß er nichts geschossen, denn er sei, wie er fest glaube, dem Wolf auf der Fährte gewesen; bei einer Schlucht habe er sie indes verloren, da er es nicht wagen konnte, allein da hinabzusteigen. Er war bis zur Heidenmühle gekommen, und er schilderte mit wahrem Entzücken die großartige und schauerliche Landschaft, wie da die Wasserstürze gefroren seien und ganze Felsen wie feingeschliffene Spiegel glitzerten. Je schauerlicher der Bruder die Landschaft schilderte, um so behaglicher war's jetzt in der Stube, und so still und wohlig, wie sich die Wärme in der Stube ausbreitete, sprachen Bruder und Schwester miteinander; der Pendelschlag der Uhr und das Knistern des Holzes im Ofen war lauter als ihre Rede. Draußen fielen einige Schneeflocken langsam und gemächlich herab, wie erst zum Spiel sich behaglich wiegend, und in der Stube war's zwiefach heimelig.

„Ich muß dir doch auch noch ein Abenteuer berichten," nahm Eduard wieder auf.

„Willst du nicht warten, bis mein Mann aufwacht, damit du nicht zweimal erzählen mußt?"

„Nein, ich erzähl's nur dir, und du mußt mir Verschwiegenheit geloben. — Ich stehe nicht weit von der Heidenmühle hinter einem Busch auf Anstand, ich denke, der Wolf kommt doch noch wieder; da sehe ich zwei Mädchen des Weges daherkommen, sie bleiben nicht weit von meinem Verstecke stehen, und das eine Mädchen sagt: So will ich dir hier Ade sagen, ich danke dir für deine Gutheit, meine Mutter im Himmel wird dir's vergelten, aber es ist vorbei, ich muß. O lieber Gott, warum ist's denn nicht mehr wahr, daß man von einem bösen Weib in einen Raben verzaubert werden kann? Ich wollt', ich wäre der Rabe, der da fliegt, dann könnte ich fortfliegen und brauchte nicht da hinauf in die rote Hölle. Schau, der Schnee schmilzt von

meinen Thränen, die darauf fallen, aber das böse Herz schmilzt nicht, und mein Vater ist ganz verwandelt. — Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden, und die andere ging von dannen. Die Weinende kehrte nach der Mühle zurück; ich hielt mich nicht, ich trat ihr in den Weg, ich bereute es fast, es lag ein großer Schmerz auf dem jugendlich schönen, frischen Antlitze, ich hätte ihr gern einen Trost gesagt, aber ich wußte nicht, was ich vorbringen sollte, ich sagte ihr nur einfach guten Tag; sie sah mich groß an, stand einen Augenblick still verwundert, dann ging sie ihres Weges."

„Das ist des Heidenmüllers Toni," ergänzte die Pfarrerin, „ein herzig gutes Mädchen, sie soll Braut werden mit Adam Röttmann."

„Entsetzlich!" schaltete der junge Landwirt ein.

„Ja wohl, entsetzlich. Die Toni ist das einzige Kind des Heidenmüllers. Sie hatte eine brave Mutter; solang die lebte, war die Heidenmühle das erste Ehrenhaus unserer Gemeinde und Schutz und Zuflucht aller Armen. Die kleine Toni ging bis vor vier Jahren täglich den gut anderthalb Stunden weiten Weg in die Schule, und im Winter kam sie auf einem Esel dahergeritten. Solch ein Kind, das jahrelang täglich allein den weiten Weg durch das Felsenthal und den Wald macht, muß sinnig und reich an Beobachtungen werden; natürlich nur, wenn es geweckten Geistes ist, denn es gehen auch viele dumpf dahin und wissen nichts von sich und nichts von der Welt. Die kleine Toni aber war ein aufgewecktes Kind, und man hörte sie oft im Walde ihre Sprüche laut hersagen und ihre Lieder singen. Sie hat eine wunderbar schöne Stimme. Nun starb vor zwei Jahren ihre Mutter, und der Vormund, der für das Kind dem Vater beigegeben wird, ist der Rößlewirt von Wengern, und bald darauf heiratet dessen Schwester den Heidenmüller; bei der hat nun das arme Kind keine gute Stunde mehr, und der Vormund ist der Bruder der Stiefmutter, und so wird es kommen, daß die Toni den Adam Röttmann heiratet."

Plötzlich fuhr die Pfarrerin auf, sich unterbrechend: „Ei, ei! Da muß die Hausthür offen geblieben sein, ich höre jemand die Treppe heraufkommen."

„St! Still! Ruhe!" beschwichtigte sie und öffnete die Thür. „Ei, du bist's, Martina? Komm herein, aber ruhig, der Herr Pfarrer schläft. Was bringst du denn?"

„Einen schönen Gruß von der Leegart, und hier schickt sie die Hauben."

„Warum kommt sie nicht selbst?"

„Sie ist bei uns und macht meinem Joseph heut eine neue Jacke.“

„Du putzest den Joseph zu sehr auf, du verdirbst ihn,“ sagte die Pfarrerin.

„Die Leegart nimmt keinen Lohn von mir,“ sagte Martina, scheu sich wendend, und in diesem Augenblick fiel ihr das rote Tuch, mit dem sie den Kopf verhüllt hatte, in den Nacken. Der junge Mann betrachtete forschenden Blickes das schöne länglich-volle Antlitz mit den großen dunkelbraunen Augen. Martina spürte den Blick und schlug die Augen nieder, wie gebannt. Sie tastete an der Thür hin und her nach der Klinke, als wäre sie im Finstern. Die Pfarrerin folgte ihr indes aus der Stube und sagte:

„Du möchtest wohl wissen, wie es der Röttmännin geht? Es geht ihr so, wie sie ist, bös. Sie hat heut in der Nacht den Herrn rufen lassen, sie ist aber gar nicht schwer krank, im Gegenteil.“

„Gott ist mein Zeuge, ich wünsche nicht ihren Tod,“ beteuerte Martina und legte beide Hände auf die Brust.

„Ich glaub' dir's. Der Herr hat auch einen schweren Streit mit ihr gehabt, er bleibt aber dabei, er traut den Adam mit niemand anders, als mit dir. Ich will dir alles ein andermal erzählen,“ schloß die Pfarrerin und wollte nach der Stube. Martina aber sagte weinend:

„O liebe Frau Pfarrerin, mein Joseph, ich weiß gar nicht, was mit dem Buben seit ein paar Tagen ist; er redet und denkt gar nichts anderes, als vom Vater. Ich muß ihm davon erzählen, bis er einschläft, und morgens ist wieder sein erstes Wort der Vater. In die Schule, das hat er geschworen, geht er nicht mehr; sie schimpfen ihn dort das Füllen, weil man seinen Vater den Gaul heißt,“ fügte Martina unter Weinen lachend hinzu, und selbst die Pfarrerin konnte nicht anders als lachen; sie schloß aber schnell:

„Ich kann mich jetzt nicht bei dir aufhalten, das ist mein jüngster Bruder, der zu Besuch gekommen ist. Sei recht stark gegen deinen Joseph, das ganze Dorf hat das Kind verwöhnt. Komm in den Feiertagen einmal herüber. Mach' die Hausthür leise zu.“

Martina ging schweren Schrittes heimwärts, und in ihr sang es wieder:

„Komm' ich morgens auf die Gassen,
Sehn mir's alle Leute an,
Meine Augen stehn voll Wasser,
Weil ich dich nicht lassen kann.“

Die Pfarrerin war indes wieder in die Stube zurückgekehrt, und Bruder Eduard bekundete, daß er nicht nur für Landschaftsbilder, sondern auch für menschliche Wohlgestalt ein scharfes Auge habe. Er sprach sein herzliches Bedauern aus, daß eine solche Erscheinung in Not und Elend verkümmern müsse.

„Ja," setzte die Pfarrerin hinzu, „wie du das Mädchen jetzt siehst, hättest du sie ein Jahr nach ihrem Fall kaum mehr gekannt, sie sah zum Sterben hinfällig aus. Man erzählt, ein Wort der Leegart habe sie aufgerichtet, denn diese sagte: ‚Gräm' dich nicht so ab, sonst sagen die Leute, er hat recht, daß er so eine Verbuttete sitzen läßt'. Und diese Zurede und das Gedeihen des Joseph gaben Martina wieder neues Leben."

Während die Pfarrerin mit dem Bruder sprach und ihm eifrig zuhörte, horchte sie dabei doch immer nach der Kammer. Jetzt vernahm sie, daß der Pfarrer aufgestanden war, er summte die Weise, die sie gestern Abend mit Eduard gesungen, und schnell setzte sie sich an das Klavier und sang mit dem Bruder abermals:

„Laß Glück, laß Schmerz uns teilen."

Der Pfarrer kam freudig lächelnd in die Stube.

Der Pfarrer mußte indes in seinen Schlaf hinein doch manches gehört haben, denn er sagte nach einer Weile:

„Lina, die Martina ist vorhin da gewesen. Ich muß bitten, daß es bei meiner Anordnung bleibe, daß sie nicht in unserm Haus aus und ein geht."

„Sie sind doch sonst so mild," wagte Eduard einzuwerfen.

„Mag sein, aber das schließt die Strenge nicht aus, wo sie notwendig ist. Wer sich verfehlt hat, mag sich still bessern, aber die Bevorzugung, im Pfarrhause heimisch zu sein, gehört ihm nicht mehr. Es ist der Verderb aller Humanität, wenn man sie zur weiblichen Straflosigkeit werden läßt."

Die sonst so sanften Mienen des Pfarrers waren bei diesen Worten streng und scharf. Bald setzte er indes hinzu:

„Eduard, gib mir noch eine von deinen Cigarren."

Die drei saßen wieder behaglich beisammen.

Neuntes Kapitel.

Brautfahrt und Flucht.

Auf Röttmannshof wußte man nichts von Mozartschen Harmonien; ja, seit bald sieben Jahren, seit Martina hier gedient, hatte man hier kein Lied vernommen. Sonst aber ging's hoch her im Hause; da war ein ewiges Braten und Schmoren, und wenn man gegen das Haus kam, bekam man immer einen Fettgeruch, und wer von Röttmannshof kam, hatte noch immer einen Schmalzduft an sich. Man sagt, es rieche so schmalzig um Röttmannshof herum, weil die alte Röttmännin ganze Töpfe erstickten Schmalzes jedes Jahr auf den Weg gießen lasse. Sie läßt es lieber ersticken und zur Ungenießbarkeit verderben, ehe sie es einem Armen schenkt. Gearbeitet wurde eben nicht viel auf dem Hofe, denn der Holzbauer hat den Vorteil, daß ihm sein Besitztum im Schlafe zuwächst, eigentlich ohne Arbeit.

Das Haus nahm sich seltsam aus in der schneeigen Landschaft. Es war um und um gegen die Unbilden des Wetters mit Schindeln verschient, die brandrot angestrichen sind. Es ist da ein Wohnen, wie im Feuer.

An diesem Morgen ging's wild her auf Röttmannshof, und nichts ist häßlicher, als wenn ein Morgen mit wüstem Lärm beginnt. Was müssen das für Menschen sein, die, aus dem Schlaf sich erhebend, alsbald in heiliger Frühe in lärmendes Schelten und Zanken ausbrechen, die darin fortfahren, als gäbe es gar keinen Schlaf, kein stilles Selbstvergessen des Menschen auf Erden, das ihn das Leben am Morgen wieder neu beginnen läßt?

War die alte Röttmännin schon damals, als sie noch schlafen konnte, immer morgens aufgestanden, als ginge es jetzt zum Vernichtungskrieg, so war jetzt, da sie an Schlaflosigkeit litt, ihre Unruhe kaum zu ertragen; sie regierte von ihrem Krankenlager aus mit doppelter Strenge, und unbegreiflich blieb's, wie sie dieses ewige Hetzen, diese ruhelose wilde Jagd aushielt.

„Ich bin gesund, ich gehe selber mit, und wenn ich sterbe, meinetwegen, wenn ich nur das noch fertig gebracht habe. Geht hinaus, ihr Männer, ich ziehe mich ordentlich an; jetzt, an diesem Morgen, muß es fertig werden mit des Heidenmüllers Toni. Was stehst du so lahm da, Adam? Sei froh, daß ich dir helfe, heißt das, der Vater und ich, du allein kommst dein lebenlang

zu nichts und bliebst in dem Elend. Wenn niemand mehr etwas vermag, ich will den Schilderdrechslern zeigen, wer sie sind."

Die Männer mußten sich sonntäglich ankleiden, und sie sahen stattlich aus in ihren langen kragenlosen Röcken und den hohen, bis übers Knie heraufgezogenen Stiefeln. Diese hohen Stiefel sind das unbestrittene Recht des Großbauern; die Kleinbauern und Taglöhner gehen noch heutigen Tages in Schuhen mit kurzen, ledernen oder langen zwilchenen Beinkleidern. Die Röttmännin, die schon länger als ein Jahr nicht aus dem Hause gekommen, war auf einmal behend wie ein junges Mädchen. Der Kutschenschlitten wurde herausgebracht, Betten darein gesteckt, und die Eltern fuhren mit ihrem Sohn nach der Heidenmühle. Ein Bote war vorausgegangen, der sie ankündigte. Auf der Heidenmühle war des Staunens kein Ende über die Ankunft der Röttmännin; besonders die junge Heidenmüllerin that überaus zärtlich, und die Tochter konnte nicht anders, sie mußte auch freundlich sein und hatte doch rotverweinte Augen, sonst aber sah sie stramm und wohlgestaltet aus, und ein Mann, der sie mit Liebe erwarb, konnte sich dessen freuen. Adam ließ sich in die Stube führen, wie wenn er keinen eigenen Willen hätte, und eben als auch hier im Thal die ersten Flocken des Schnees spielten, wurde der Handschlag gegeben. Adam war Bräutigam. Es war gar nicht, als ob er eine lebendige Hand darreichte und eine lebendige empfing, da Adam seiner Braut den Handschlag gab, aber er wußte sich zu helfen, er trank von dem guten roten Wein, den der Heidenmüller aufsetzte, in mächtigen Zügen. Man saß schmausend bei einander bis zum Abend. Der Speidel-Röttmann konnte immerfort beharrlich trinken und ebenso beharrlich essen, und er wirft immer rechts und links seinen beiden großen Hunden große Brocken ins Maul, das ist ein Schnappen rechts und links und ein Schmatzen in der Mitte, und kein Knochen bleibt unverzehrt; nur trinken, Wein trinken und viel Wein trinken ist ein Vorzug des Menschen vor dem Tiere. Oft, wenn der Speidel-Röttmann das Glas an den Mund hielt, streichelte er den Kopf des Hundes zur Linken, wie wenn er sagen wollte: das Trinken besorg' ich allein. Man zwang Adam, daß er mit seiner Braut in der Küche blieb, als sie Glühwein bereitete, und die beiden Alten tranken immer lustiger miteinander, während die beiden Mütter allerlei zischelten. Als die Väter darauf zu reden kamen, daß man die Sache mit Martina nun rasch abmachen könne, sagte der Heidenmüller lachend: „Es ist eine nichtsnutzige Jugend heutigen Tages."

„Sie hat kein rechtes Herz mehr," bestätigte der Speidel-

Röttmann, „jetzt bald sieben Jahr plagt mein Adam sich und uns wegen so einem dummen Streich. Was haben wir uns in unserer Jugend aus so etwas gemacht?"

„Den Kuckuck haben wir uns draus gemacht."

„Hast recht, den Kuckuck; der Kuckuck macht's auch so. Stoß an, Kuckuck!"

„Hast recht, Kuckuck!"

„Trink aus, Kuckuck!"

„Du auch, Kuckuck."

Und die beiden Alten stießen miteinander an, tranken aus und riefen ins Glas hinein einander zu: „Kuckuck!"

Der Würzwein kam, sie schenkten ein, riefen wieder: „Kuckuck!" und tranken die hohen Gläser aus bis auf die Neige, füllten wieder frisch ein und lachten und erzählten einander tolle, übermütige, wie sie es nannten, „herzhafte Schwänke, Schwänke überaus," und der Schluß war immer: die heutige Jugend ist nichts mehr nutz, sie hat keine Courage mehr.

In der Küche draußen stand aber Adam bei seiner Braut; er redete lange nichts und endlich fragte er: „Sag', warum hast du mich denn genommen? Du weißt doch, wie's mit mir ist?" Weinend erwiderte die Braut:

„Es hat gewiß, solang die Welt steht, keiner seine Verlobte so gefragt; aber schau, Adam, das gefällt mir, daß du mich fragst, das ist ehrlich und ist ein guter Anfang, wenn es Gottes Wille ist, daß wir doch miteinander leben sollen, und es scheint, es muß sein. Schau, Adam, du kriegst die Martina nicht, und ich bin elend, elender, als du dir denken kannst, und da habe ich gedacht: wir sind beide elend, und vielleicht können wir beide einander helfen, und von der Stiefmutter fort muß ich, ich bin ihr überall im Weg, und du kannst dir nicht denken, wie es einem ist, wenn man eine Fremde über Kisten und Kasten gehen sieht, und sie schimpft auf alles, was da war, und mag's noch so gut und noch so prächtig sein. Mir blutet das Herz, wenn ich sehe, wie sie küchelt, und mein Vater kriegt nichts davon, und dem Knecht hat sie die Tasse gegeben, die meiner Mutter gehört hat und die niemand hat anrühren dürfen, und sie hat's gethan, weil sie weiß, das kränkt mich. Ich werde selber böse und giftig, wenn ich noch länger dabei bin. Mir steht immer die Zunge voll Galle, und Worte sind mir auf den Lippen und Gedanken im Kopf, o schrecklich! Mir wär's am liebsten, wenn ich sechs Schuh unterm Boden läge, und ich läge da schon lange, wenn die gute Pfarrerin nicht wäre."

„Du dauerst mich," sagte Adam, „aber ich? Ich hab' meine

rechte Mutter, und sie ist ärger als eine Stiefmutter. Ich sag's nicht gern, aber ich muß. Meine Martina hat mir geholfen, daß ich das ertrage und nicht davonlaufe in die weite Welt. Und jetzt erst bin ich ein schlechter Kerl; früher bin ich bloß leichtsinnig gewesen. Es wäre mir lieber, du wärest recht herb und hart und giftig, nicht so, daß ich Mitleid mit dir haben muß, ich wollte dir's dann schon anthun, daß du mich wieder aufgeben müßtest; aber jetzt — ich weiß nicht, wie ich's anfange, du dauerst mich, ja du dauerst mich im Grund des Herzens; aber denke nur einmal, wie's mit mir steht."

Es war ein schweres Reden, keinerlei freundliches Kosen, das die beiden miteinander hatten, als die Braut eben den Glühwein über dem Herde kochte. Sie trug die volle Schüssel in die Stube, schenkte aber Adam vorher ein Glas ein. Als sie wieder herauskam, trank er ihr zu, und als er ausgetrunken hatte und sie ihm frisch einschenkte und mit ihm anstieß, sagte er: „Du bist eigentlich .... du bist hübscher, als ich gewußt habe. Es ist doch nicht so bös, daß sie mich zwingen. Wenn nur das eine nicht wäre, das eine, dann wäre ich lustig. Wenn ich dich doch vor sieben Jahren so gesehen hätte wie jetzt, ich wäre der lustigste Bursch von der Welt. O! ich spüre plötzlich einen Stich, als ob mir ein Messer mitten durchs Herz ginge. Hab' Geduld, ich kann jetzt kein Wort mehr reden."

Adam mußte sich auf einen Küchenstuhl niedersetzen, er hielt sich die Hand vor die Augen, dann sagte er endlich dumpf vor sich hin: „Siehst du? So geht mir's. Ich will dir was sagen: sag' meinen Eltern und den deinigen nichts davon. Gib mir die Hand, versprich mir, daß du nichts sagst."

Die Braut gab Adam die Hand, die beiden Hände glühten jetzt, und Adam fuhr fort: „Gerade auf den heutigen Tag habe ich meiner Martina sagen lassen, daß ich zu ihnen komme, es ist bald zwei Jahre, daß ich in ein anderes Dorf in die Kirche gehen muß, und Spione habe ich immer um mich her, und ich habe meine Martina und ...... meinen Joseph und die andern in einem Jahr nicht gesprochen, und jetzt muß ich mein Wort halten, und schau! Ich möchte dir gern einen Kuß geben, aber ... ich thu's nicht ... nein, ich thu's nicht ... es wäre Sünde, ich geb' dir keinen, bis ich frei bin."

„Du bist brav, und du kannst ja ganz gut reden," lächelte die Braut, „und sagen die Leute, du seiest nur halb."

„Die Leute kennen mich auch nur halb, es kennt mich niemand als meine Martina, sie hat's gesehen, und ich habe ihr kein Wort gesagt, und ich hab's ihr angesehen, und sie hat mir

auch nichts gesagt, und doch haben wir's beide gewußt; sie merkt's, sie ist gescheit, sie merkt's, wie ich der reichste Bursch im ganzen Oberland bin und doch der ärmste; ja, sie soll dir's erzählen, sie kann's besser wie ich; o, du kannst dir gar nicht denken, wie gescheit die ist, und ein gutes Herz hat sie, und dabei ist sie so lustig und so lieb und . . . und . . ."

Plötzlich starrte Adam drein; wem erzählt er denn das? Seiner jetzt verlobten Braut! und sie sah ihn eben an, als müßte sie sich besinnen, wo sie denn seien und wer sie denn seien. Man hörte nichts, als drinnen in der Stube die beiden Alten miteinander lachen und Kuckuck rufen, und die beiden Frauen pisperten miteinander. Endlich sagte Adam: „Also, ich habe dein Wort, du sagst niemand etwas davon. Ich gehe jetzt von dir weg, zu meiner Martina, . . . zur Martina . . . und — und — zu meinem . . . . . ins Dorf. Bis man den Lichterbaum angezündet, bin ich wieder da, und dann ist's entweder — oder — Behüt' dich Gott derweil."

Die Braut sah verwundert auf, wie Adam seinen grauen Mantel überhängte, die Pelzmütze aufsetzte und den starken Knotenstock mit der großen scharfen Spitze ergriff und fröhlich schwang. Adam sah schön und fürchterlich zugleich aus. Er ging rasch von dannen, und die Braut saß still auf dem Herde. Nach einer Weile kam der Speidel-Röttmann und fragte: „Was ist denn hier? die Hunde winseln drinnen in der Stube, wo ist der Adam?"

„Fort."

„Wohin?"

„Ich darf's nicht sagen. Er kommt aber bald wieder."

„So? Weiß schon, wohin er ist. Sag' meiner Frau nichts, ich meine, sag' deinem Vater nichts. Ist er schon lange fort?"

„Kaum ein paar Minuten."

„Schleich' dich hinein und hol' mir meinen Hut, daß sie nichts davon merken, gib acht, daß die Hunde nicht herauskommen, — oder nein — — — ja, hole mir meinen Hut. Er ist ein Narr, du bist ja ein prächtiges Mädle."

Die Braut entfernte sich vor dem zutäppischen Wesen des Speidel-Röttmann, brachte schnell Hut und Stock heraus, und der Alte gab ihr den Auftrag, sie solle nur sagen, er käme gleich wieder; und fort ging er und stellte den Stock immer weit voraus, ehe der Schritt nachkam. Er geht sicher.

Zehntes Kapitel.

Ein Vater, der seinen Sohn sucht.

Als Adam ins Freie kam, war es ihm plötzlich, als wache er auf: was ist geschehen? Wenn ich nicht will, ist nichts geschehen. — Es durchschauerte ihn, die Hand, die er zum Versprach hergegeben, war plötzlich kalt, und er wärmte sie an seinem heißen Pfeifenkopfe.

Der Weg von hier nach dem Dorfe war nicht zu verfehlen, aber aufpassen muß man, denn jäh am Wege geht die Thalschlucht hinab, und in dichten Flocken fiel der Schnee, und kaum zwanzig Schritte war Adam gegangen, als er bereits aussah, wie ein wandelnder Schneemann. Er mußte genau aufmerken, denn er sah keinen Weg vor sich, aber hier kannte er jeden Baum, jedes Felsstück am Weg, und er fand sich zurecht. Als er jetzt auf der kleinen Anhöhe, wo es wieder thalwärts geht, noch einmal zurückschaute und die Lichter in der Heidenmühle herüberblinken sah, zog es ihn mächtig dorthin zurück: „Es ist doch ein prächtiges Mädchen, und tausende haben schon das Gleiche gethan wie du und sind glücklich und sind fröhlich, kehr' um!" ...

Aber er schritt bei diesen Gedanken doch immer fürbaß den Weg hinab, und die Lichter aus der Heidenmühle verschwanden hinter ihm. Und jetzt wurde es ihm leichter zu Mut, und in den Schnee hinaus erhob er die Faust zum Himmel und schwur: „Ich kehre nicht mehr heim, ich will lieber ein armer Knecht sein und mein lebenlang taglöhnern, ehe ich meine Martina verlasse und mein Kind, meinen Joseph; ich habe seit zwei Jahren seine Stimme nicht gehört, er muß schon recht gewachsen sein, und Vater soll er sagen, Vater!"

Plötzlich stand Adam still: Vater! Vater! ruft eine Kindesstimme durch den Wald. Jetzt noch einmal: Vater! Ganz deutlich. — Nein, du mußt dich täuschen; wie kann das sein? Der Glühwein benebelt dich.

Adam zündete sich seine Pfeife, die ihm ausgegangen war, wieder an, und bei dem kurzen Lichtschein sah er, daß in dem Schnee bald herüber, bald hinüber am Wege Spuren von Hundstatzen liefen. Was ist das? Gewiß hat hier ein Hund seinen Herrn verloren und sucht ihn; aber ein Menschentritt ist nirgends zu sehen. Was geht's dich an? Mach', daß du fortkommst.

Still! Schon wieder! Eine Männerstimme ruft vom Berge:

Adam! Adam! — Bist du wieder benebelt oder ist heute nacht die Welt verhext?

Adam faßte seinen knotigen Stock mächtig in der Hand: sie soll nur kommen, die ganze Hexenwelt, die ganze Hölle, wenn sie will, ich fürchte mich nicht. Aber so ist es ja, ich stecke in der Hölle, weil ich wie ein lahmer, läppischer Gesell die langen Jahre nachgegeben und, verzeih mir's Gott, geglaubt habe, meine Mutter könnte doch nachgeben, man könne ein Hufeisen weich kochen; und jetzt habe ich noch die Fastnachtsposse mit mir spielen lassen und bin Bräutigam geworden, aber ich thu's nicht, ich will's nicht, und wenn die ganze Welt kommt, meinen Willen muß ich haben: meine Martina und meinen Joseph. Komm nur, du verdammte, verfluchte, verhexte Welt. Was ist das? Da ist der Hund, dessen Fußstapfen du gesehen. Komm her, Hund! — — Da komm her! — Er kommt nicht .... Herr Gott im Himmel! Das ist der Wolf, auf den wir fahnden. Er bellt heiser, er kommt näher ..... Eine Minute stellten sich Adam die Haare zu Berge, dann aber: da hast du dein' Sach', und noch einmal, und noch einmal.

Der Wolf spürte, was für Schläge ein Mensch geben kann, der zur Brautschaft gezwungen ist, und noch dazu ein Mensch wie Adam Röttmann; der Wolf bekam die Schläge für die ganze böse Welt, auf die Adam gern losgetrommelt hätte, und als das Tier schon niedergesunken war, Adam traute ihm nicht, sie sind schlimm, die Wölfe, er schlug immer fort, unaufhörlich auf ihn los, bis er endlich mit dem Knüttel den Wolf umdrehte, daß er die Läufe gegen den Himmel kehrte. Als der Wolf jetzt noch kein Lebenszeichen von sich gab, sagte Adam mit großer Ruhe: Gut, du hast dein' Sach! Der Schweiß rann ihm von der Stirn, seine Pfeife hatte er verloren, sie war ihm aus dem Munde gefallen, und eben das Feuer, das er dabei verschüttet, hatte den Wolf erschreckt. Adam wühlte überall herum nach seiner Pfeife, sie war nicht zu finden; endlich ließ er ab, faßte den Wolf am Genick und schleppte ihn so neben sich her den ganzen Weg. Als er endlich Lichter aus dem Dorfe blinken sah, da lachte er vor sich hin: sie werden alle staunen im Dorf, wenn ich ihnen den Wolf bringe, den ich mit dem Knüttel totgeschlagen habe. Und was wird erst mein Joseph sagen! Ja, Bürschle, hab' Respekt, du hast einen starken Vater, und ich schneide dem Wolf gleich das Herz aus dem Leib, das mußt du bei dir tragen, daß du auch so stark wirst, wie dein Vater, meintwegen noch stärker.

Adam hatte recht gehört, da er hinter sich drein hatte „Adam!“ rufen hören; sein Vater war ihm gefolgt und hatte

ihm gerufen. Wer weiß, ob er in dem blendenden Schneegestöber nicht vom Wege abgekommen! Hatte Adam auch recht gehört, da er im Walde von einer Kindesstimme hatte „Vater“ rufen hören? . . . .

Auf der Heidenmühle blieb es nicht lange verborgen, daß Vater und Sohn sich so rätselhaft entfernt hatten, und die Röttmännin wußte wohl, wo sie hingegangen waren. Sie schimpfte aber weit mehr auf ihren Mann, der, ohne ihr etwas zu sagen, dem einfältigen Gesellen nachgelaufen wäre; solche alberne Streiche mache er immer, wenn er sie nicht zu Rate ziehe; Adam bekam auch seine Titel, und sie waren gar nicht von brautwerberischer Natur. Die Heidenmüllerin war klug genug, hinzuzufügen, die Rottmännin wisse sehr schöne Späße zu machen, sie gäbe Mann und Sohn Schimpfnamen, weil sie wohl wisse, daß sie die besten Ehrennamen verdienten, und beide Frauen schauten groß auf, als die Braut hinzusetzte: „Von Adam habe ich nur Liebes, Gescheites und Gutes gehört, solange er draußen bei mir gesessen hat.“ — Wie auf ein Kommando fingen die beiden Frauen laut zu lachen an, und die Rottmännin streichelte die Braut und sagte ihr, sie sei klug; das sei die rechte Manier, wie man die Männer unterkriege, und unterducken müßten sie alle, sie seien alle nichts nutz, und erst die Frau mache den Mann. Sie gestatte nur die einzige Ausnahme des Vetter Heidenmüller. Dieser aber merkte nichts von der Ausnahme, die man mit ihm machte. Er lallte nur zu allem, was man sagte, bis aus dem Lallen ein Husten wurde, daß man meinte, er müsse ersticken. Der Heidenmüller hatte ein schweres Wagstück ausgeführt, er hatte mit dem Speidel-Röttmann um die Wette trinken wollen, und das hat noch keiner ungestraft versucht.

Die Heidenmüllerin war sehr sorglich um ihren Mann und brachte ihn nach der Kammer, dann kam sie in die Stube zurück und sagte: „Gottlob, er schläft ruhig; der kann keinem Röttmann die Stange halten, das sollt' er wissen.“

Geschmeichelt über dieses Lob, sagte die Rottmännin: „Sorge dafür, daß er bei dem Husten bald sein Testament macht.“

„Da sagen die Leute — Gott verzeih mir's, daß ich so was nachsage, und ihr auch — da sagen die Leute,“ klagte die Heidenmüllerin, „die Röttmännin sei eine böse Frau! Gibt es denn eine bessere, die sich so einer verlassenen Witfrau annimmt?“

Die Heidenmüllerin betrachtete sich jetzt schon als eine solche und schaute gar erbarmungswürdig drein und rieb sich die Augen; da dies aber nichts nützte, faltete sie die Hände und betrachtete die Röttmännin wie anbetend, indem sie fortfuhr: „Und mir

will sie Gutes zuwenden und will nicht, daß ihr eigener leiblicher Sohn alles bekommt."

Die Röttmännin dankte lächelnd; sie hatte sich nur vergessen, so war es doch nicht gemeint. Sie gönnte zwar ihrem Sohn nichts Gutes, aber so ein Narr ist sie doch nicht, daß sie einem Fremden Geld und Gut zuhegte, das in ihre Familie kommen kann.

Die Röttmännin drang nun wieder darauf, daß man ihrem Mann und ihrem Sohn Boten nachschicke. Der Oberknecht wurde herbeigerufen, der aber erklärte, er selbst gehe nicht, und er wisse, daß auch keiner der Knechte bei diesem Wetter aus dem Hause gehe, und er mute es ihnen auch nicht zu, und es sei überhaupt nicht nötig, wenn die wilden Röttmänner in den Wald hinausliefen, sie wieder einzufangen, sie müßten von selber wieder kommen. Die wilde Röttmännin wollte nun, daß man wenigstens den Schlitten herausthue und sie heimbringe; zu Haus wolle sie dann schon ihrem Mann und dem Adam den Meister zeigen. Aber es war niemand da, der sie führen wollte, und die Heidenmüllerin bat mit den süßesten Worten und die Braut in treuherziger Ehrlichkeit, daß sie doch über Nacht hier bleibe; am Tag sei die Welt wieder ganz anders, und Adam habe versprochen, bis man den Lichterbaum anzünde, wieder da zu sein. Sie setzte hinzu, daß die Kinder der Müllersknechte schon lange darauf warteten, daß man den Baum anzünde und ihnen beschere. Die Heidenmüllerin und die Röttmännin lobten diesen Vorschlag sehr. Die Röttmännin lobte die Braut noch besonders wegen ihrer Gutmütigkeit und gab zu verstehen, sie wisse wohl, die Braut habe gewiß mit Adam eine schöne Ueberraschung abgekartet. Die Rute, die auch mit an den Baum gehängt werden sollte, zog die Röttmännin immer, sie mit der rechten haltend, durch die linke Hand und fuchtelte damit durch die Luft, daß es pfiff. Diese Musik schien sie sehr zu ergötzen.

Elftes Kapitel.

Laßt die Kirche im Dorf.

„Wenn ich einen Besuch habe, ist mir's doppelt wohl, und weißt du, warum? Erstlich schmeckt mir's besser. Man sage, was man wolle, von der Schlechtigkeit des menschlichen Herzens, das

Wohlgefühl, einen Gast zu bewirten, das ist ein tiefer Zug allverbreiteter menschlicher Güte."

„Und zweitens?" fragte der junge Mann.

„Zweitens," erwiderte der Pfarrer, „wenn ich einen Gast habe, dann brauche ich diese Tage nicht auszugehen. Die Welt ist zu mir gekommen. Ich mache mit dem Angekommenen den ganzen langen Weg durch, da habe ich das Recht, zu Haus zu bleiben."

Es war ein unbeschreibliches Behagen, mit dem der Pfarrer nach Tische zu seinem Schwager diese Worte sagte. Es war kaum Nachmittag, aber es begann bereits zu dämmern, und war der Schwager voll Ehrerbietung gegen den Pfarrer, so war der Pfarrer voll Glückseligkeit über das schwungvolle, zukunftsfrohe und dabei doch bedächtige Wesen des jungen Mannes. Es gibt noch junge Männer auf der Welt, das Elend der Verlebtheit, der öden Uebersättigung und Reizlosigkeit ist noch nicht in alle Kreise gedrungen. Es ist wieder eine frische Jugend in der Welt, anders als wir waren, aber es steckt eine sichere Zukunft darin, so dachte der Pfarrer vor sich hin, und alles, was der junge Mann sagte, nahm der Pfarrer mit einem tiefen Behagen auf. Diese Freude an der schönen jugendlichen Gestalt, wie überhaupt an Gedanken und Wesen des jungen Mannes, den der Pfarrer einst selber unterrichtet hatte, war etwas wie geistige Vaterfreude im besten Sinne. „Und du hast ein derbes Rückgrat in der Hand," sagte der Pfarrer, als er die gut ausgearbeitete Hand des Schwagers faßte, „heirate aber keine, die nicht singen kann, es wäre schade, wenn ihr nicht zusammenstimmtet."

Die Wechselrede ging leicht hin und her, indem der junge Mann berichtete, wie so viele junge Männer sich aus dem Leben eines Landwirtes ein falsches Ideal machen und darum geistig und ökonomisch verkommen. Er selber hatte als Sohn eines höheren Justizbeamten ehedem viel an den Folgen falscher Voraussetzungen gelitten, bis er es gelernt hatte, an der unmittelbaren Feldarbeit seine Freude zu finden; er war jetzt Verwalter auf einem adeligen Gute, hatte aber seine Stelle gekündigt, um eine selbständige Pachtung zu übernehmen oder ein hinlängliches Bauerngut käuflich zu erwerben.

Mitten unter dem Gespräche hörte man vor dem Hause das Abtrappen des Schnees von den Füßen. Drei Männer standen unten; sie kamen herauf, es waren die Kirchenältesten.

„Eduard, komm in die andere Stube," sagte die Pfarrerin und setzte hinzu, „das ist mein Bruder, und dies ist der Schilder-David, das der Harzbauer und das der Wagner."

„Willkommen," sagte der Schilder-David und reichte die Hand; „aber, wir bitten, bleiben Sie da, Frau Pfarrerin. Was wir zu sagen haben, ist gerade gut, wenn Sie dabei sind und auch der Herr Bruder."

„Setzt euch," sagte der Pfarrer.

„Dank' schön, ist nicht nötig," erwiderte der Schilder-David, der der erwählte Sprecher war; „Herr Pfarrer, mit kurzen Worten, man sagt im ganzen Dorf, wer's hereingebracht hat, wir wissen's nicht, und der Herr Pfarrer hat uns hundertmal in das Herz gepredigt, wenn man von einem Menschen etwas hört, was man nicht von ihm glauben mag, soll man geradeswegs zu ihm gehen und ihn fragen. Also nichts für ungut, ist das wahr, Herr Pfarrer, daß Sie von uns fort wollen?"

„Ja."

Eine Weile war alles still in der Stube, und der Schilder-David begann endlich wieder: „So, jetzt glaub' ich dran, Herr Pfarrer. Wir haben vor Ihnen einen Pfarrer gehabt, der hat uns nicht leiden mögen, und wir haben ihn nicht leiden mögen. Kann es etwas Schrecklicheres geben? Wie soll Liebe, Güte und Frömmigkeit gedeihen, wo, der das Wort spricht und der das Wort hört, nichts zu einander haben? Schrecklich, wenn's wieder so werden könnte. Wir wissen, daß einige in der Gemeinde sind, die das gute Herz von unserm Herrn Pfarrer kränken, aber Herr Pfarrer, unser Herrgott hat Sodom verschonen wollen, wenn zwei Gerechte drin sind, und Sie, Herr Pfarrer, wollen uns verdammen und verlassen, weil zwei oder drei Schlechte unter uns sind?" Hier hielt der Schilder-David inne, aber der Pfarrer erwiderte nichts, und der Schilder-David fuhr fort: „Herr Pfarrer, wir brauchen Ihnen nicht zu erzählen, wie Sie uns in das Herz gewachsen sind. Wenn's besser für Sie ist anderswo, müssen wir Ihnen dazu Glück wünschen, aber jedes im Dorfe, jeder Mann, jede Frau, jedes Kind, wann und wo eins dem Herrn Pfarrer begegnet ist, da ist's ihm gewesen, als wenn's ihm was Gutes schenken müßte, wie wenn es ihn nicht leer vorüber gehen lassen könne, und guten Morgen! oder guten Abend! ist noch gar nicht genug gewesen. Jetzt, Herr Pfarrer, also wir wünschen nur, daß es in dem neuen Orte auch wieder so sei und daß der Herr Pfarrer dafür Sorge trage, daß wir wieder einen Mann kriegen, nicht wie er, das verlangen wir nicht, aber einen guten."

„Danke, danke," sagte der Pfarrer, „was ich vermag, soll geschehen."

„Nein, nein," sagte der Harzbauer, „der David sagt eigent-

lich gar nicht das, was wir haben sagen wollen. Wir meinen, der Herr Pfarrer soll das nicht thun, er soll bei uns bleiben, er soll, wie man im Sprichwort sagt, die Kirche im Dorf lassen."

„Ich kann meine Bewerbung um die andere Stelle nicht zurücknehmen, wenn ich auch wollte."

„Dann bitten wir den Herrn Pfarrer um Entschuldigung, daß wir ihn belästigt haben," sagte der Wagner mit einem gewissen stolzen Gefühl, daß er doch nun auch etwas gesagt habe und gewiß nicht das Dümmste.

Die Männer verließen die Stube; die Pfarrerin aber gab ihnen das Geleite die Treppe hinab und tröstete die Männer, daß noch nicht alles verfehlt und daß sie nicht schuldig sei an dem Entschlusse des Pfarrers, der ihm schwer geworden; morgen werde schon wieder besser mit ihm zu reden sein, er sei heute nicht ganz frisch auf, er sei für nichts und wieder nichts heut nacht auf Röttmannshof geholt worden.

„Wie ich höre," sagte der Schilder-David, „sollen sie jetzt alle beisammen sein auf der Heidenmühle und den Verspruch halten. Ich hab's nicht glauben wollen, aber ich glaube jetzt alles. Der Verspruch soll ihnen aber nichts nützen: wir geben nicht nach."

Die Pfarrerin kehrte wieder in die Stube zurück, wo sie Mann und Bruder still nebeneinander sitzen sah. Keines redete mehr ein Wort. Die Abendglocken läuteten, heute alle drei Glocken, denn es wurde das Fest eingeläutet, und in den Herzen der drei Menschen, die hier beisammen saßen, klang es auch gar seltsam, wenn auch keinem Ohr vernehmbar. Die Pfarrerin sagte endlich: „Es wird mir doch schwer sein, wenn ich diese Glocken nicht mehr höre. Was haben sie alles in uns wachgerufen!"

Der Pfarrer saß still am Fenster, und endlich sagte er halb für sich: „Das Schwerste ist der Entschluß, einmal die Gewohnheit zu lassen; nun ich ihn einmal gefaßt, vor mir und vor den andern, wär's nicht gut, wenn's wieder rückgängig würde. Laß Licht in meine Stube bringen. Ich sehe dich bald wieder, Eduard."

Der Pfarrer ging in seine Stube.

Zwölftes Kapitel.

Wo ist der Joseph?

„Wo ist der Joseph?“ fragte der Schilder-David, als er heim kam.

„Er ist nicht da.“

„Ich hab' ihn doch heim geschickt, wie ich zum Pfarrer gegangen bin.“

„Er ist nicht heim gekommen.“

„Er wird wieder drüben beim Häspele sein. Ich will nach ihm schauen,“ sagte Martina und machte sich auf. „Gib ihm gleich eine tüchtige Ohrfeige, weil er so eigenmächtig herum läuft,“ rief der Schilder-David der Weggehenden nach.

Martina kam bald zurück und sagte: „Joseph sei nicht beim Häspele und auch nicht mehr in der Werkstätte.“

„So ist der verdammte Bub wer weiß wohin. Ich will selber nach ihm umschauen.“

Der Schilder-David ging fort und fragte von Haus zu Haus nach Joseph. Niemand wußte Bescheid. Der Schilder-David ging wieder heim; der Knabe ist gewiß schon unterdes nach Hause gekommen.

„Aber wo ist der Joseph?“ fragte ihn Martina, als er in die Hausflur eintrat, die als Küche diente.

„Wird gleich kommen,“ sagte der Großvater, ging aber doch durchs ganze Haus und durchsuchte alles. Er ruft auf den Speicherboden den Namen Joseph, und er erschrickt fast, wie er so ins Leere hinausruft; er rückt Schränke weg, hinter denen sich gar kein Mensch verstecken kann, selbst hinter dem Hause, am Bachsturze, öffnete er die verdeckte Kalkgrube und dachte nicht daran, daß sie ja zugefroren war und niemand hineinfallen konnte, und eben als er ins Haus zurück kam, begegnete er Häspele, der die neuen Stiefel für Joseph brachte; diesem vertraute er im geheimen, daß er den Joseph suche, er sei in Aengsten, dem Kinde könne irgend etwas zugestoßen sein, er wisse nicht was, aber er sei in Angst.

„Habt ihr denn schon beim Waldhörnle nachgesehen? Ich höre ihn eben blasen und gar schön, und da ist der Joseph gewiß bei ihm. Da sind die Stiefel, ich will ihn suchen.“

Der gute Häspele sprang behend das Dorf hinab zu einem Strumpfwirker, der in seiner Stube saß und sich neue schöne Weisen auf dem Waldhorn einübte. Es klang schön durch die

stille Nacht, wo man im Schnee seinen eigenen Tritt nicht hört; der Joseph hat recht, daß er lieber beim Waldhörnle sitzt, als daheim, aber er war auch nicht dort, und unterwegs verkündigte Häspele, daß man den Joseph suche, niemand hatte ihn gesehen und er war nirgends zu finden. Häspele kam mit der traurigen Botschaft zu David und dieser sagte: „Sei nur ruhig, sage nichts vor den Weibern, sonst geht gleich das Heulen an. Bleib ein bißchen da, er hat sich wohl versteckt, vielleicht kommt er gar mit den heiligen drei Königen, die jetzt herumgehen, und bildet sich noch was darauf ein; aber ich will ihm schon was einbilden."

Mit scheinbarer Ruhe setzte sich der David nieder, pfiff vor sich hin und fuchtelte mit der Hand in der Luft, in Gedanken an die zukünftigen Schläge.

„Ich warte ruhig," sagte er, wie sich selbst zuredend, stopfte sich seine Pfeife und rauchte dabei und führte dabei immer aus, was für ein durchtriebener Schelm der Joseph sei; man dürfe es ihn aber nicht merken lassen, und daß er einem solche Angst mache, dafür müsse er büßen. David nahm die Bibel und las da weiter, wo er gestern Abend vorgelesen hatte; es war die Stelle, 2. Buch Samuel, Kap. 12, wo König David um das kranke Kind trauert.

Das gab dem Lesenden keine Ruhe, er stand wieder auf, ging aus und ein, hinaushorchend. Es läutete mit allen Glocken das Fest ein. Jetzt wird er kommen. Es kam niemand. Nun war an Verhehlen nicht mehr zu denken; der David ging rechts ab, Häspele links ab von Haus zu Haus. Nirgends eine Spur von Joseph. Niemand hatte ihn gesehen. Sie trafen beide wieder am Hause zusammen. Die heiligen drei Könige hielten den Umzug, Joseph war nicht dabei. Jetzt war's nicht mehr zu verbergen.

„Martina, unser Joseph ist verschwunden," sagte der Großvater, und Martina that einen entsetzlichen Jammerschrei und rief:

„Darum also hat er mich heute nacht dreimal geweckt und gefragt: Mutter, ist noch nicht Tag? Joseph! Joseph! Joseph! Wo bist du?" schrie sie durchs ganze Haus, den Berg hinauf, durchs ganze Dorf, in die Gärten hinein, in die Felder hinaus.

„O, wenn er verloren ist, dann sterbe ich, ich höre das Jahr nicht mehr ausläuten im Dorf, und der Baum, den ich zu Schildern gekauft habe, den laßt zu Brettern versägen und legt mich drein," so klagte der Schilder-David zu Martina; sie hörte ihn aber nicht mehr, denn sie war schon längst fortgerannt. Die Halsbinde wurde David zu eng, er riß sie ab, sein ganzes

Gesicht verzog sich schmerzhaft, er wollte das Weinen unterdrücken und konnte doch nicht. „Der Joseph ist gewiß in der Kirche,“ besann sich der Schilder-David plötzlich. Er eilte nach der Kirche, die offen stand und wo man eben die Vorbereitungen zum Gottesdienst um Mitternacht machte. Der Schulmeister ging mit einer einzigen Kerze darin umher und steckte viele Lichter auf den Altar.

„Joseph! Joseph! Bist du da?“ schrie David in die Kirche hinein; es tönte mächtig. Dem Schulmeister fiel das Licht aus der Hand, und er antwortete zitternd: „Es ist niemand da, als ich. Was gibt's denn?“

„Ihr habt's zugegeben, daß ihn die Kinder in der Schule Füllen heißen, ihr seid auch mit schuld, daß er davon und verloren ist,“ schrie David und eilte weg. Der Schulmeister fand sich mit diesem Vorwurf ebenso im Dunkeln, wie in der Kirche, wo er nach vielem Stolpern endlich die Wachskerze wieder fand.

Das ganze Dorf lief zusammen, und selbst der Waldhörnle kam mit seinem Waldhorn auf die Straße, hielt aber das Waldhorn schnell unter seinen alten Soldatenmantel, damit es nicht naß werde. „Ich will durch das ganze Dorf blasen,“ sagte er, „dann kommt er.“

„Nein,“ hieß es, „die alte Röttmännin hat ihn stehlen lassen, sie will dich zwingen, Martina, daß du den Adam frei gibst, heute am Nachmittag ist er Bräutigam geworden mit des Heidenmüllers Toni; es ist ein Knecht von der Mühle hier gewesen, der alles erzählt hat.“

„Ich lasse mich nicht närrisch machen,“ schrie Martina. „Joseph! Joseph! Komm, deine Mutter ruft!“

Während man so bei einander stand, kam ein seltsam aussehendes Männchen das Thal herauf, ganz um und um behangen mit spitziger, weit aufgebauschter Last. Es war der Hutmacher aus der Stadt, der zu den Feiertagen die frisch aufgebügelten, dreieckigen Hüte in das Dorf brachte.

„Was geht denn hier vor?“ fragte das kleine Männchen.

„Wir suchen ein Kind, den Joseph, er ist verschwunden.“

„Wie alt ist das Kind?“

„Sechs Jahr vorbei.“

„Ein starker Bub mit einem großen Kopf und blond gerollten Haaren ist mir begegnet.“

„Ja, ja, er ist's, um Gottes willen, wo ist er?“ stürzte Martina auf den Mann zu, daß ihm alle seine Hüte in den Schnee fielen.

„Sei ruhig, ich hab' ihn nicht im Sack. Drunten im Wald

begegnet mir auf einmal ein Bub. Ich frag' ihn: was thust du noch da so allein und es will Nacht werden? Wohin willst du? — Meinem Vater entgegen, er kommt den Weg herauf, hast du ihn nicht gesehen? — Wie sieht denn dein Vater aus? — Großmächtig stark. — Ich habe ihn nicht gesehen. Komm mit mir heim, Kind. — Nein, ich komme mit meinem Vater heim. — Ich fasse den Buben an und will ihn mit Gewalt mitnehmen, aber der ist störrisch und wild, er wischt mir aus und springt davon, wie ein Hirsch, und ich hör' ihn noch tief im Walde rufen: Vater! Vater!"

„Das ist der Joseph, um Gottes willen, ihm nach!"

„Wir alle gehen mit, alle!"

„Halt!" trat Schilder-David vor, „halt! Hutmacher, willst du mit uns gehen?"

„Ich kann nicht, ich kann keinen Fuß mehr heben, und es nützt auch nichts, es ist schon mehr als eine Stunde, seit ich das Kind gesehen, ich habe mich drüben auf dem Meierhof aufgehalten, wer weiß, wo das Kind jetzt ist; ich kann dir's ganz genau sagen, wo ich ihm begegnet bin, am Otterswanger Wald, bald dort beim Bach, wo die breite Buche steht. Es ist die einzig große, ihr kennt sie ja alle."

„Gut, von dem Baum breche ich ihm einen Zweig ab, und er soll an ihn gedenken," sagte der Schilder-David sich fassend.

„Nein, nicht schlagen," schrie Martina; sie konnte es nicht sagen, daß dieses die Stelle war, wo Adam sie zum erstenmale geküßt; vielleicht liegt jetzt ihr Kind dort tot — erfroren —

„Es ist Nacht, und man sieht nichts, und der Schnee fällt immer mehr, holt Fackeln, laßt Sturm läuten, das muß der Pfarrer erlauben, kommt zum Pfarrhause!" rief Häspele.

Martina aber wurde nach Hause gebracht, und als sie dort die neuen Stiefel auf dem Tische stehen sah, klagte sie: „O Gott! Da sind seine Stiefel, wie hat er sich darauf gefreut, und deine lieben Füße sind erfroren — sind kalt — sind tot. —"

Die Frauen, die Martina umgaben, suchten sie zu trösten, und eine war sogar so klug, ihr zu sagen, erfrieren sei der leichteste Tod, man schlafe ein und wache nimmer auf.

„Man schläft auf der Erde ein und wacht im Himmel auf. O Gott! Mein Joseph hat's prophezeit; er war zu gescheit, zu gut, und seinem Vater ist er entgegen gegangen. Nein, ich will nicht sterben. Wenn du mit der andern zur Kirche gehen willst, da wird mein Joseph vom Himmel herunterschreien, nein, und — — Vater! Vater! hat er gerufen, und sein Vater hat ihm nicht

geantwortet, er kennt seine Stimme nicht. Du wirst sie kennen bei Tag und Nacht. In die Ohren rufen wir es dir dein Leben lang: in deinem eigenen Wald ist dein Kind erfroren, geh hinaus und schlag ihn um, es nutzt nichts mehr! Dein Herz ist Holz, nichts als Holz! O Gott, und da steht das Pferdchen, mit dem mein Joseph gespielt hat! ja, du siehst auch traurig aus, du gutes Tierle, so barmherzig, und bist doch von Holz, und er ist auch von Holz, aber er ist nicht barmherzig, er hat sein Kind getötet. O Gott, wie oft hat er an dein hölzernes Maul Brosamen hingehalten und dir wollen zu fressen geben, o! er war zu gut, o Joseph! Joseph!"

„Es wäre noch gut, wenn er erfroren wäre. Der Wolf geht ja um in der Gegend, wer weiß, ob ihn nicht der Wolf zerrissen hat," sagte eine Frau leise zu der andern; das Ohr der Unglücklichen ist aber wunderbar feinhörig; mitten in ihrem lauten Jammern hörte Martina das Gespräch, und sie schrie plötzlich laut auf: „Der Wolf! der Wolf!" Dann ballte sie die Fäuste und knirschte mit den Zähnen: „Ich kriege dich, und ich erwürge dich mit meinen Händen." Jetzt sah sie die Leegart, und sie klagte: „O Leegart! Leegart! Was nähst du denn immer fort? Um Gottes willen, da näht sie noch immer an der Jacke, und das Kind ist tot."

„Ich hab' nichts gehört, ich laß mich nicht berufen; ich habe nichts gehört, du hast nichts gesagt, ich sag' dreimal, du hast nichts gesagt. Du weißt, ich hab' keinen Aberglauben, nichts ist ärger auf der Welt als Aberglauben. Aber das ist wahr und gewiß, das hat seine Richtigkeit: solange man für einen Menschen näht und webt, kann er nicht sterben. Da war einmal ein König —" und mitten in dem Durcheinander erzählte Leegart mit seltsamen Veränderungen die Geschichte von Ulysses und Penelope, und wie diese Frau genäht und gewebt habe, und was sie bei Tag gewoben, habe sie allemal in der Mitternachtsstunde wieder aufgetrennt und dadurch ihren Mann, der in Amerika gewesen, am Leben erhalten.

Leegart fürchtete nicht mit Unrecht, daß man sie in dem Durcheinander nicht anhöre. Sie machte es daher gescheit. Sie erzählte ununterbrochen und nähte dabei ununterbrochen, ohne aufzuschauen. Wo sie einmal saß, stand sie nicht auf, bis ihre gesetzte Zeit um war, und wenn sie eine Geschichte begonnen hatte, erzählte sie aus; und wenn's im Hause gebrannt hätte, wer weiß, ob sie aufgestanden wäre. Das Feuer wird doch so viel Respekt haben, zu warten, bis die Leegart fertig ist.

Während Martina mit den Weibern im Hause klagte, war

der ganze Trupp Männer vor dem Pfarrhause angekommen, und Häspele warf sich zum Fürsprech auf.

Auch die Kinder wollten mitziehen, den Joseph zu suchen, aber die Mütter hielten sie mit Weinen zurück, und die Väter schüttelten die Anklammernden ab und schalten weidlich dazu. Die Großväter, die aus dem warmen Winkel am Ofen hervorgekrochen waren, nahmen die Frauen und Kinder mit heim.

Es war, als ginge ein Heereszug einem Feinde entgegen. Wo aber ist der Feind?

Es gab jetzt doch wieder einige, die es für unmöglich hielten, daß man bei dem Schneegestöber ein Kind im Walde suche; das wär' gerade, wie wenn man eine Stecknadel im Heuwagen suchen wolle. Häspele rief indes: wer nicht mit will, kann heim gehen, aber zum Abspenstigmachen brauchen wir niemand. Es trennte sich keiner aus der Versammlung. Häspele ging hinauf und bat den Pfarrer, daß man Sturm läuten dürfe. Der Pfarrer war über das, was er von Joseph hörte, tief erschüttert, dennoch sagte er, er könne das Sturmläuten nicht erlauben, es sei unnützer Alarm, der die Nachbargemeinden erschrecke und sie für künftige Fälle unwillfährig mache.

„Es ist brav von euch, und es freut mich, daß so viele den Joseph aufsuchen wollen," schloß er.

„Kein einziger junger gesunder Mann im Dorfe bleibt zurück," schrie Häspele.

„Ich muß zurückbleiben," sagte der Pfarrer lächelnd, „die Röttmännin hat mir die vergangene Nacht geraubt, und um zwölf Uhr muß Kirche gehalten werden. Wir werden aber für euch alle beten, die ihr draußen seid."

„So will ich dein Stellvertreter sein," sagte der junge Landwirt, „wer ist euer Anführer?"

„Wir haben keinen, wollen nicht Sie es sein, Herr Schwager?"

Alles lachte, denn der Häspele, der den Namen Eduards nicht kannte, nannte ihn an Stelle des Pfarrers Schwager.

„Ich heiße Brand," erwiderte der Landwirt, „ich kenne den Weg, ich habe ihn erst heute gemacht."

„Der Bruder der Pfarrerin geht auch mit," wurde bald von einigen Eingedrungenen auf der Straße verkündigt, und man war überaus zufrieden. Häspele hatte recht, es fehlte außer Kranken und Gebrechlichen kein Mann im Dorfe, alle standen sie da mit Fackeln, Steigeisen, Leitern, Aexten und langen Stricken.

„Ist einer da, der ein Signal geben kann?" fragte der Landwirt.

Der Strumpfwirker zog sein Waldhorn unterm Mantel hervor

Das Instrument glänzte nicht heller im Fackellicht, als das Gesicht des Strumpfwirkers, der zu einer so wichtigen Person geworden war.

„Gut, so bleibt bei mir. Meiner Ansicht nach ist dies das beste: der Signalist hier bleibt bei mir auf dem Reitersberg, wo wir ein Feuer anzünden wollen. Und dann gehen immer alle, zwei und zwei, nie einer allein. Wer den Joseph gefunden hat, bringt ihn hinauf zu uns auf den Reitersberg oder wenigstens sichere Kunde von ihm. So lange der Joseph noch nicht gefunden ist, geben drei lange Stöße das Zeichen; sobald er aber gefunden ist, drei kurze Stöße, die immer fortgesetzt werden, bis alles wieder versammelt ist. Und noch besser, ich habe meine Flinte bei mir; sind nicht noch einige im Dorf?"

„Ja wohl."

„So holt noch einige, und wenn der Joseph gefunden ist, geben wir drei Schuß nacheinander. Wenn wir das nicht thun, kann's leicht kommen, daß ihr guten Leute in Schnee und Kälte herumlauft, und der Joseph ist längst gefunden."

„Hat recht, der ist gescheit; das ist der Bruder der Frau Pfarrerin."

Der junge Landwirt lächelte und fuhr fort: „Noch eins, Decken und Betten haben wir. Ist kein Hund im Dorf, der den Joseph kennt?"

„Alle kennen ihn, alle haben ihn lieb. Nicht wahr, Blitz, du kennst den Joseph?" sagte Häspele zu einem großen Hunde, der neben ihm stand.

Der große gelbe Hund bellte als Antwort.

„Gut," rief der Landwirt, „so laßt die Hunde los."

„Und wir hängen ihnen Laternen an. Und uns selber hängen wir die Kuhschellen um und die Rollgeschirre."

Jeder wurde erfinderisch; es war nur gut, daß die verschiedenen Erfindungen in eins zusammengehalten waren.

„Jetzt noch einmal das Signal, damit ihr es alle kennt," sagte der Landwirt, und der Waldhörnle blies mit aller Macht. Kaum war der Ton verklungen, als Martina herbeikam und rief: „Hier habe ich seine Kleider."

„Laßt die Hunde an den Kleidern riechen," befahl der Landwirt. Martina wäre fast umgeworfen worden von all den Hunden, die auf sie zugebracht wurden, wenn nicht Häspele so gescheit gewesen wäre, ihr die Kleider abzunehmen.

„Ruft den Hunden zu: such Joseph!" befahl der Landwirt, „und jetzt vorwärts marsch! Joseph heißt das Feldgeschrei."

„Halt!" rief eine mächtige Stimme von der entgegengesetzten Seite, „was gibt's hier?"

„Adam du?“ rief Martina und stürzte auf ihn zu, „was hast du da? Hast du unsern Joseph gefunden?“

„Was? Unsern Joseph? Das ist der Wolf, den ich mit meinem Knittel erschlagen habe.“

„Das ist der Wolf, der hat unser Kind zerrissen!“ schrie Martina, ballte die Fäuste und starrte auf das tote Tier nieder. Häspele war so klug, den Adam in kurzen Worten in Kenntnis zu setzen von allem, was vorgegangen; Adam hielt den Wolf immer noch an der Genickhaut, und jetzt schüttelte er das tote Tier mächtig, dann schleuderte er es mit übermenschlicher Kraft weit hinüber über den Graben in das Feld. „Ich reiße dir das Herz nicht aus,“ rief er, „du hast mir — und hier schwöre ich's vor allen: ob unser Kind gefunden wird oder nicht, meine Martina ist mein, im Leben und im Tod. Verzeih mir's Gott, daß ich so lang ein lahmer, schwacher, nichtsnutziger Gesell gewesen. Ihr Männer alle hört's! Jeder von euch soll mir ins Gesicht schlagen, wenn ich nicht meine Martina heimführe, und wenn Vater und Mutter und die ganze Welt sich dagegen stellte.“

„O Gott! rede jetzt nichts davon!“ bat Martina und verbarg ihr Antlitz an der Brust Adams; jetzt erst konnte sie weinen, und Adam legte seine Hand auf ihren Kopf, aber seine Brust erbebte immer von einem mächtigen Stoß nach dem andern. Nie hat jemand den Adam weinen sehen, als nur damals. Alle Versammelten waren wie auf ein stilles Kommando mit ihren Glocken, Fackeln und Hunden vorausgegangen, nur Häspele war mit einer Fackel bei den unglücklichen Eltern geblieben, und als Adam aufschaute, kugelten große Tropfen, die im Feuerscheine glitzerten, über seine Wangen. Adam aber schüttelte sich wie zornig und sagte endlich: „Komm, Martina, wir finden ihn gewiß. Ich kann nicht glauben, daß er tot ist; ich habe ihn rufen hören im Wald, ich habe nicht glauben wollen, daß es eine wirkliche Stimme ist, und es war meines Kindes Stimme.“

„Und wie viel hundertmal hat er dir in die Nacht hinein gerufen, und du hast ihn nicht gehört.“

„Wenn er noch am Leben ist, es soll mir kein Wort mehr von ihm verloren gehen.“

„Gott geb's. Amen!“ sagte Häspele ganz leise vor sich hin und schritt voran mit der Fackel; die Beiden gingen hinter ihm drein.

Dreizehntes Kapitel.

Das Muotisheer.

„Laß mich die Kleider tragen; gib mir seine Kleider,“ sagte Adam im Weitergehen.

„Nein, ich geb' sie nicht her. Es ist ja das einzige, was ich noch von ihm habe, und da hab' ich die neuen Stiefel, die er noch nicht angezogen hat, und in der Verwirrung hab' ich auch noch sein kleines hölzernes Pferd mitgenommen.“

„So? Hat er die Pferde gern? Dann wird er seinen Vater, den Gaul, auch gern haben.“

„Mach' jetzt so keine Späß', denke, du redest von einem Toten.“

„Verirrt ist noch nicht tot; und wer weiß, ob er nicht noch in einem Hause untergekommen ist, oder ihn nicht doch jemand heimgenommen hat.“

Als Zeichen des Dankes für den Trost, den Adam ihr gab, legte ihm Martina die Kleider auf den Arm: „Da, trag du sie nur.“ Als sie an der Trauerweide am Wege vorüber kamen, die jetzt schneebehangen im Fackellicht gar fremdartig erschien, fuhr Martina fort: „Da ist der Baum! Wie unser Joseph noch nicht drei Jahre alt gewesen ist, gehe ich mit ihm da vorbei, und weil da die Blätter so herunterhängen, sagt er: Mutter! der Baum regnet Blätter! Er hat Reden an sich gehabt, man hat gar nicht mehr gewußt, wo man ist, ob auf der Erde oder im Himmel; man hat sich erst wieder besinnen müssen, daß man da ist, und was man thun will und was man zu thun hat. Und dabei ist er so stark gewesen, mächtig stark; ich hab' alle Kraft anwenden müssen, wenn ich ihn habe bändigen wollen. Und jetzt so sterben! Das ist doch schrecklich. Joseph! Joseph! mein guter Joseph! Komm doch, wo bist du denn? Ich bin da, deine Mutter ist da, und dein Vater auch! Komm doch, Joseph! Joseph! Ruf doch auch, Adam. Kannst du denn nicht auch schreien?“

„Joseph! Joseph!“ schrie Adam mit machtvoller Stimme. „Mein Kind! Komm zu mir! Joseph! Joseph!“ Er, der den Namen nur im geheimen auszusprechen zitterte, rief ihn jetzt laut durch den Wald. Bald aber ließ er ab und sagte: „Das nützt nichts, Martina; beruhige dich, sonst wirst du auch noch krank.“

„Wenn mein Joseph tot ist, will ich auch nicht mehr leben; ich hab' nichts mehr auf der Welt.“

„So? Das habe ich nicht gewußt. Ich habe gemeint, ich ginge dich auch noch was an.“

„Ach Gott, was streitest du jetzt mit mir!“ klagte Martina.

Die beiden redeten lange kein Wort. Häspele war ein guter Vermittler, er kam auf Martina zu und bat sie, doch einen Schluck von dem Kirschengeist zu trinken, den er vorsorglich für Joseph mitgenommen hatte.

„Nein, nein, ich brauche nichts, und ich trinke meinem Joseph nichts weg.“

„Trinke nur einen Schluck,“ bat Adam so zart, als es seine Stimme hergab, „denke, unser Joseph darf ja nicht alles trinken, wenn wir ihn finden.“

„Wenn wir ihn finden? Was hast du da schon wieder? Du weißt etwas und willst mir's nicht sagen, du weißt gewiß, daß er tot ist.“

„Ich weiß nichts; ich weiß so wenig als du. Ich bitte dich, trink jetzt einen Schluck.“

„O, wenn mein Joseph den hätte, der könnte ihn jetzt zum Leben bringen; ich brauche nichts, laßt mich in Ruhe.“ Aber Adam ließ nicht ab, bis Martina trank, und das war eine gute Gelegenheit, daß Adam wieder ihre Hand faßte und dann Hand in Hand mit ihr weiter ging.

Sie sprach nun ganz leise und erzählte, wie auch Joseph so eine heimliche Natur habe; er habe ihr oft Dinge ins Ohr gesagt, die er vor aller Welt laut hätte sagen können; aber das sei seine besondere Art, am liebsten etwas heimlich zu sagen, und gewiß habe er auch dem Vater etwas heimlich sagen wollen, dann hätte er auch spüren können, wie es einen durchrieselt, wenn Joseph mit seinem warmen Atem etwas ins Ohr sagte. „Sein warmer Hauch ist jetzt hin,“ schloß sie und rang die Hände.

Plötzlich faßte sie den Arm Adams wieder heftig und sagte: „O Gott, da ist der Felsen, wo ich damals habe sterben wollen mit ihm, bis mich die Leegart gefunden hat. Wären wir damals mit einander gestorben, bevor du auf die Welt gekommen bist, es wäre besser. Wo bist du jetzt? Vielleicht liegt er da zwei Schritte von uns, und wir sehen ihn nicht, und er hört uns nicht. Ich springe von Berg zu Berg, auf alle Felsenspitzen, in alle Thäler. O, warum kann ich nicht da sein und dir rufen: Joseph! Joseph! Joseph! Ich meine, ich sehe ihn da drüben auf dem Felsen; jetzt steht er noch auf dem Vorsprung, jetzt ist er noch ganz heil. Wie gut und lieb sieht er aus, wie er lacht, das Springen gefällt ihm; aber er stürzt, ich sehe ihn nicht mehr, o wie schnell! Und drunten liegt mein Kind, zer-

schmettert, tot. Kann's denn sein! Was hast du, armes Kind, denn gethan? Du bist ja unschuldig!"

„Laß das Ausdenken, das hilft zu nichts," beschwichtigte Adam, aber Martina knirschte vor sich hin: „Ihr seid die Schlimmen! Ein Vater kann sein Kind verleugnen, kann an ihm vorüber gehen, wie wenn's nicht auf der Welt wäre, aber eine Mutter nicht. Du bist der Schlimme, du!"

„Was wirfst du mir das jetzt vor?"

„Ich werfe dir nichts vor; warum zankst du mich denn?"

„Ich streite nicht mit dir, ich zanke nicht mit dir; sei nur ein bißchen ruhig, es soll von heute an auch alles Schlimme vorbei sein."

„Was kannst du von Schlimmem reden?"

„Ich will gar nichts mehr reden, sei jetzt nur ein bißchen still. Halt dich an mich an, so, so."

„Nein, nein, ich kann nicht," schrie Martina plötzlich auf, nachdem sie sich eine Weile an Adam gehalten, „ich kann nicht. O, lieber Herr Gott! Thu alles mit mir, nur laß es mein Kind nicht entgelten, meinen Joseph; er ist unschuldig, ich allein bin schuldig, ich und der da." —

Sie ging zwei Schritte von Adam, wie wenn sie seine Nähe nicht ertragen könnte; sie weinte nicht mehr, sie schluchzte nur noch trockenen Auges und es stieß ihr fast das Herz ab.

Es war wie das wilde Heer, was jetzt durch den Wald zog: die Männer mit den Fackeln, mit den Laternen, mit dem wilden Geschrei, Rufen, Peitschenknallen, Rollengeklingel; und die Hunde, denen man Laternen angehängt hatte, die bellend die Schluchten hinab, bellend die Berge hinauf drangen und wieder angerufen wurden. Es war gut, daß feste Ordnung gehalten wurde. Keiner kannte den andern mehr, jeder war nur eine wandelnde Schneemasse, und im Fackelscheine sahen die Berge, die Felsen wie verwundert auf die Menschen, die daher kamen und riefen und schrieen nach einem Menschenkinde.

„Da sieh, wie lieb ihn das ganze Dorf hat," sagte Martina zu Adam und erzählte ihm, wie in der vergangenen Nacht Joseph sie dreimal geweckt und wie er schon am frühen Morgen gefragt habe, welchen Weg der Vater käme, und sie mache sich schwere Vorwürfe, daß sie der Leegart nachgegeben und ihn allein aus dem Haus geschickt, sie hätte es ja wissen müssen, daß heute etwas Entsetzliches geschehe. Adam war ganz ratlos und wußte nichts zu sagen, und doppelt entsetzlich ward's ihm, wenn er an die Heidenmühle dachte, wie sie dort beisammen sitzen und auf ihn warten, und zu welchem Frevel er sich hatte verleiten lassen.—

Plötzlich ertönte ein Jubelgeschrei. Was ist? Was ist? Gottlob! sie haben ihn gefunden? Wo? Wo? Atemlos kam der Schmied zu Adam und Martina: „Da ist seine Mütze, jetzt finden wir ihn gewiß."

Martina faßte die triefendnasse Mütze und weinte heiße Thränen darauf: „O Gott! Jetzt ist er ohne Mütze, und der Schnee liegt auf seinem Kopfe, wenn er noch am Leben ist."

Martina fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und starrte den Schmied an, der ungeheuerlich ausschaute. Er hatte sich nicht Zeit genommen, das rußige Gesicht zu waschen, und nun hatte der Schnee wunderliche Figuren in sein Gesicht gezeichnet, und sein roter Bart war voll Schnee.

„Bleibt Ihr auf dem geraden Weg, daß wir Euch gleich finden," sagte der Schmied, und indem er sich zum Gehen wendete, rief er noch: „Heut nacht verdienen wir bei Euch, daß wir an Eurer Hochzeit vollauf zu trinken kriegen."

Es war wie das wilde Heer, das durch den Wald wütete, und ein Mann war im Walde, der sah das wilde Heer leibhaftig. Der Speidel-Röttmann, der seinem Sohne gefolgt war, hatte einen Fehltritt gethan und war in die Schlucht hinuntergerollt. Unten wurde er plötzlich nüchtern. Er hatte sich keinen Schaden gethan. Er ging eine große Strecke auf dem zugefrornen Bach, und wie entsetzliche Ungeheuer schauten die Felsen und Bäume auf ihn nieder. Immer mehr Schnee schüttelte es auf ihn herab, und er wußte nicht, ging er stromauf- oder stromabwärts. Er versuchte mit einem Stein das Eis einzubrechen, um gewiß zu werden, wohin der Bach fließe und wohin er des Weges gehen müsse, aber er konnte keinen Stein lösen. Die ganze Welt ist gebunden und gibt ihm keine Hilfe. Da, hier ist eine Lichtung, hier ist ein Bergweg. — Er steigt aufwärts, oft ausgleitend, vom Schnee fast ganz zugedeckt; aber er läßt nicht ab; der Speidel-Röttmann ist nicht umsonst einer der Stärksten. Er erklimmt die Anhöhe. Richtig! Hier ist ein Weg. Mit dem letzten Griff auf den Boden faßt er etwas: es ist eine Pfeife. Das ist Adams Pfeife, da muß er gegangen sein; jetzt holst du ihn noch ein, aber wohin ist er gegangen? Rechts oder links? Die Fußstapfen sind vom fallenden Schnee schon wieder zugeweht. Der Speidel-Röttmann geht den Weg rechts, da fällt ihm wieder ein: Nein, links ist gewiß der rechte Weg; er kehrt wieder um und so immer hin und her, als ob ihn ein Geist in der Irre führe. Horch, Waldhörnerschall, Peitschengeknall, Hundegebell! Was ist das? Herr Gott! das ist die wilde Jagd. Es ist der Schimmelreiter mit dem wilden Gejaid, das knallt

und bellt und bläst, und mitten drunter schreit's wie tausend und aber tausend kleine Kinder, und wer aufschaut, dem nimmt es den Kopf weg, wie man den Deckel von einem Topf thut. Alle Schrecken der Hölle kamen über den Speidel-Röttmann. Er hat zwar oft geprahlt, daß all das Gerede von Hexen, Gespenstern und Zauberei eitel Lug und Trug sei, aber jetzt richtet sich jedes Haar auf seinem Kopf auf und gibt Zeugnis, daß die vergangenen Zeiten so gescheit waren wie unsere, und sie haben alles geglaubt. Da ist's jetzt. Verzeih mir, daß ich nicht daran geglaubt habe. Ich will's ... Der Speidel-Röttmann springt ab des Weges in den Wald hinein, wirft sich dort mit dem Angesicht auf den Boden, daß das wilde Heer über ihn wegziehe und ihn nicht erwürge. So liegt er, und so hört er's an sich vorübersausen. Er grub die Hand in das schneeige Moos, und das Moos hielt fest. Es ist doch noch gut, daß etwas auf der Welt fest ist; — — Halt fest! halt fest! Jetzt wirst du in die Luft gehoben, auf einem Baum, wer weiß wo, wirst du abgesetzt, und du hast das Gesicht nach hinten gedreht und mußt dein Lebtag so herumlaufen. Und es ist, wie wenn ihn jemand höhnte: nicht wahr, das ist dein eigener Wald? Aber du mitsamt deinen Waldhütern und mitsamt deinen Holzwächtern, ihr könnt alle nicht verbieten, daß das wilde Heer durchzieht; und hörst du eine Kinderstimme? Kennst du sie?" ...

Der Speidel-Röttmann weiß nicht, was er soll und was er will. Von seinem Hauch schmilzt der Schnee, in den er das Gesicht gedrückt hat, aber auch in seinem verhärteten Herzen will etwas schmelzen, und im Angesicht des Todes ruft er in das schneeige Moos hinein: „Joseph!" wie wenn ihn das Wort erlösen könnte. „Ich schwör's!" ruft er noch einmal. Es ist ihm doch durch den Sinn gefahren, daß ein Kind auf Erden lebt, dem er großes Unrecht thun will und das um ihn klagt und weint hoch in den Lüften. Er will seinen Sohn zu sich zurückrufen, und der Sohn will seinen Sohn rufen. Das ist ja auf einmal wie eine Kette, die sich aneinander hängt, und immer weiter und ... „Ich geb' nach, laßt mich los, behalte du dein Kind!" Mit diesen Worten wagte er's endlich, sich ein wenig aufzurichten. Das Lärmen, Schreien und Rufen tönt weiter aus der Ferne: „Wer bist du? Wer bist du?" ruft plötzlich eine Gestalt und faßt ihn an, nicht wie ein Mensch, nein, wie ein Geist; wie ein wildes Tier mit Krallen.

„Ich bin ein schwerer Sünder — ich bin der Röttmann, laß mich los, sei barmherzig."

„So? hab' ich dich?" rief die Gestalt und kniete auf ihn

nieder, „du mußt sterben, du hast mein Enkelkind getötet, verstoßen, ins Elend gestürzt."

„Wie? Was? Du bist?"

„Ja, du sollst wissen, wer dir mit der Axt das Hirn einschlägt. Ich bin's, der Schilder-David. Ja, du verdammter Goliath, ich habe dich am Boden, und sterben mußt du."

Die Kraft kehrte in dem Speidel-Röttmann zurück. Es war nur ein kurzes Besinnen: „Oho! Oho! da ist nichts zu fürchten!" und seine Hand ging schnell seinen Gedanken nach. Er ließ mit der Hand von dem, der auf ihm kniete, und zückte das aufrechtstehende Messer, das er bei sich trug, und jetzt rief er: „Laß los, David, laß los! oder ich stech' dich nieder!"

„Deine Gewaltthaten haben ein Ende!" schrie David und riß ihm mit aller Macht das Messer aus der Hand. Aber währenddessen hatte sich der Röttmann rasch aufgerichtet, und nun lag David unter ihm am Boden.

„Siehst du!" rief er triumphierend, „jetzt kann ich dir den Garaus machen."

„Thu's, rotte die ganze Familie aus, meinen Joseph hast du getötet; erstich mich auch."

„Steh auf, ich will dir nichts thun," entgegnete der Speidel-Röttmann, „ich weiß nicht, bin ich verrückt, bist du verrückt, oder ist die ganze Welt verrückt. Wie kommst denn du daher? Was ist denn da im Wald?"

David erzählte mit raschem Atem, was vorgefallen war, aber mitten drin sagte er: „Es ist nicht recht, daß ich so mit dir rede; du und dein Sohn, ihr verdient beide den Tod. Ich will nicht gut mit dir reden, einer von uns muß auf dem Platz bleiben; stich mich nieder, ich will auch hinaus aus dieser schlechten Welt, ich habe nichts mehr drin zu suchen."

Mit diesen Worten warf sich der Schilder-David auf den Speidel-Röttmann, aber dieser hielt ihn bei den Armen fest, und die Arme standen so fest, als wären sie in einen Schraubstock gesetzt.

„Du dauerst mich," sagte der Röttmann.

„Ich will dein Bedauern nicht, du bist nicht wert, daß dich ein redlicher Mensch mit einem Wort anredet. Du dreimal genähter Schuft, trag du nur den Kopf hoch, das Höllenthor ist weit genug, daß du dich nicht zu bücken brauchst."

„Schimpf', was du willst, ich bin stärker als du. Hör' aber zu, was ich dir sage. Du siehst, zwingen kann mich niemand, kein Mensch auf der Welt kann mich zwingen, aber ich will dir was sagen: ich brauchte es nicht zu halten, es hat's kein Mensch

gehört, und mit dem Teufel und mit dem wilden Heere, das sieht man ja, es ist alles nur Aberglaube, und wenn ich nicht will, kann mir niemand nichts thun. Aber paß auf, was ich dir sage. Es geht niemand was an, und du brauchst nicht zu wissen, warum und was und wo und wem ich's versprochen habe. Das ist mein Wald, und da bin ich Herr, und wenn ich dich in der Nacht hier finde und du hast die Axt bei dir, kann ich dich binden und niederschießen, wenn du davon läufst — wie ich will. Aber das habe ich alles nicht sagen wollen; ja doch, ich will dir nur sagen, es kann mich niemand zwingen, aber ich will, und darum ist's jetzt so, und da hast du meine Hand: wenn das Kind noch lebt, wenn wir's finden, und meinetwegen lebendig oder tot, da hast du meine Hand, ich hab' nichts dagegen."

„Was?!"

„Meine Einwilligung hat er. Wenn ich's recht überlege, ich bin eigentlich nie so dagegen gewesen. Ich habe nur meiner Frau folgen müssen. Ich laufe hier im Wald, ich weiß nicht wie lang, und da drunten wie ich gemeint habe, die Schneefelsen fallen auf mich nieder, da ist mir's gewesen, wie wenn ich eine Kinderstimme rufen hörte: Vater! Vater! Jetzt weiß ich, was es gewesen ist, und ich kann dir nicht sagen, wie mir die Stimme ins Herz gegangen ist, und ich hab' mir gesagt, wenn's noch zu machen ist, meinetwegen; mag mein Adam seine Martina heiraten, ich geb' mein Wort dazu."

„Wenn die Kuh draußen ist, macht man den Stall zu, es ist zu spät. Es gibt jetzt kein Glück und keinen Segen mehr auf der Welt. Wenn du das Kind gekannt hättest! Das war ein Engel vom Himmel. Aber, lieber Gott! jetzt ist's tot, und wer weiß, wo es ist. Es ist eine Zeit gewesen, wo ich geglaubt habe, ich könne keinem Menschen unter die Augen gehen, und jetzt möchte ich aus der Welt gehen, weil das Kind nicht mehr drin ist. Bin ich's nicht wert gewesen, solch ein Enkelchen zu haben, so bist du's noch weniger. Und ich will keinen Frieden, du oder ich, einer muß sterben. Stich mich nieder, es ist mir recht, dann komm' ich mit meinem Joseph aus der Welt."

In Not und Weinen stürzte David nochmals auf den Röttmann los, aber dieser hielt ihm wieder beide Arme steif, daß er sich nicht rühren konnte. Und ja, es mußte ein Wunder im Speidel-Röttmann vorgegangen sein, denn er wußte dem David so einzureden, daß er mit ihm ging und sie gemeinschaftlich den Joseph suchten.

„Joseph! dein Großvater ruft," so schrie David; „Joseph!

dein Großvater ruft,“ so schrie der Speidel-Röttmann. David schaute sich mehrmals um, ob's denn auch wirklich wahr ist, daß der Speidel-Röttmann so ruft. David war der einzige, der, der Anordnung zuwider, allein gegangen war; jetzt hat er einen Kameraden gefunden, und was für einen! —

Das Waldhorn klang vom Berge, die Fackeln und die Laternen gingen hin und her, die Hunde bellten und rannten auf und nieder, die Rollen klingelten, und die beiden Großväter gingen miteinander dahin, wie wenn sie von alten Zeiten her gleichen Schritt gehalten. Endlich sahen sie Licht in der Ferne blinken, das Licht stand fest, das war in einem Hause; sie wanderten dem Lichte zu.

Vierzehntes Kapitel.

Von einem verirrten Menschenkind.

Im Hause des Schilder-David war's unterdes, als ob das nicht mehr ein kleines Haus wäre, das einer kleinen Familie gehört. Alles ging aus und ein, und manche ließen sogar die Thür offen, die die Frau des Schilder-David jedesmal leise zumachte, ohne ein Wort zu sagen; ja, sie sagte nicht einmal ein Wort, daß niemand den Schnee von den Füßen abtrappte, und der Stubenboden war wie ein kleiner See; sie legte nur immer wieder frische Laken auf den Boden und wand sie still aus in einen Kübel, den sie vor der Thür ausschüttete.

Die Leegart zog den Schemel, worauf sie ihre Füße gestellt hatte, fester an sich, damit keine von den Frauen, die sich um den Tisch setzten, daran teilnehmen könnte; denn die Leegart ist's nicht gewohnt, in nasser Stube zu sitzen und dazu noch in solch einer Wachtstube, wie heute die des Schilder-David war.

Die Schilder-Davidin unterhielt dabei beständig ein mächtiges Feuer im Ofen; es war eine Hitze zum Braten, und die Leegart verstand es, eine große Zuhörerschaft, vor allem sich selber, wach zu halten.

Während alles hinausstürmte in Nacht und Schneegestöber, in Felsen und Schluchten, und das ganze Dorf aus der Ordnung gekommen war, blieben nur zwei Dinge fest und hielten gleichen Takt: das war die Uhr auf dem Kirchturm und die Leegart vor ihrem Nähkissen.

Martina hatte mit den Männern die Stube verlassen, es

waren aber noch mehrere Frauen da; sie jammerten, daß sich ihre Männer der Lebensgefahr aussetzten, um eines einzigen Kindes willen, und vielleicht ihre eignen Kinder dadurch in Elend und Not setzten. Die Leegart aber, indem sie ihren Faden wichste, sagte: „Ja, im Walde verirren, das ist schrecklich, ich kann auch davon erzählen, es ist mir einmal im Leben passiert, aber ich habe genug an einem Male. Nur um Gottes willen nie, nie sich verleiten lassen, einen nähern Weg durch den Wald zu gehen, wenn man ihn nicht kennt. Der nähere Weg ist des Teufels Weg. Hab' ich recht oder nicht? Zum Teufel hat man immer am nächsten. Ich denk' noch daran, als wenn's heute wär', und wer weiß, ob nicht der arme Joseph denselben Weg geht; ich bin auch da hinunter gegangen, und der Hutmacher hat ihn ja bei der breiten Buche getroffen, dorthin kommt man. Gott verhüte, daß er meinen Weg machen muß, wie ich dorthin gekommen bin. Es war am Sonntag nach Johanni, nein, am Montag, aber es war ein Feiertag, Peter und Paul war's, wir feiern ihn nicht, aber die Katholischen. Ich gehe also bei heiter hellem Wetter von daheim fort, habe nichts bei mir, als in einem Tüchle einen samtnen Mutzen für des Holderbauern Tochter von Wengern, wißt ihr? die jetzt Witfrau ist; man sagt, sie heiratet einen ganz jungen Menschen aus der Gegend von Neustädtle, sie ist schon zwei Sonntag nacheinander im Neustädtle gewesen und soll mit ihm zusammengekommen sein. Sie ist nicht gescheit, daß sie so einen jungen Menschen nimmt. Damals war sie noch Braut von ihrem ersten Mann, der war ein Brudersohn vom Heidenmüller, vom alten mein' ich. Ich geh' also fort, zuerst dem Thal nach. Es war ein gutes Jahr, wir haben lange kein solches gehabt; Regen und Sonnenschein, wie man's nur braucht. Im Wald treffe ich noch des Straßenknechts Kinder an, den Bub und das Maidli. Der Bub ist Soldat gewesen und ist hernach bei den Freischärlern erschossen worden. Das Maidli ist im Elsaß, sie soll gut verheiratet sein. Sie hüten da an der Hecke, wo es die vielen Haselnüsse gibt, eine alte und eine junge Geiß. Und da frage ich die Kinder, ich weiß nicht warum, ob's nicht einen nähern Weg gibt nach Wengern. Freilich, sagen die Kinder, ich solle nur oben nicht den breiten Weg, ich solle bei den Wacholdersträuchen links durch den Wald gehen. Ich will nun, es soll mir eins von den Kindern den Weg zeigen, bis ich nicht mehr fehlen kann. Ich weiß nicht, es hat mir schon was geahnt. Aber die Kinder sind so dumm, es hat keins allein gehen wollen und miteinander auch nicht. Ich gehe also fort, und wie ich oben im Wald bin,

da, wo jetzt der Rößleswirt seine Aecker hat — damals war's noch Wald weit hinein —, schreie ich nochmals zu den Kindern hinab, ob ich auf dem rechten Weg sei, und sie schreien: ja! So wenigstens, glaub' ich, habe ich gehört. Ich gehe also fort, und es ist recht kühl gewesen im Wald; es ist grad gut, daß ich jetzt im Wald bin, jetzt fängt es draußen an heiß zu werden, es war gegen zehn Uhr, und hier ist noch frischer, kühler Morgen. Wenn man so viel sitzen muß, thut einem so ein Gang gar wohl, und damals bin ich noch jung gewesen und habe springen können wie ein Füllen. An einer Hagenbuche ist alles voller Erdbeeren gestanden; ich esse ein paar, halte mich aber nicht lang auf und mache, daß ich fortkomme. Ich steig' und steig' und weiß nicht, wie lang, und sehe nirgends hinaus, und der Weg geht bald bergauf, bald bergab. Was ist denn das? Bin ich auf einem Holzweg? Man sagt im Sprichwort von einem, der den falschen Weg geht, er ist auf dem Holzweg. Und so ist's auch. Der Holzweg führt nicht zu Menschen. Ich hab's noch nicht gewußt, aber ich hab's erfahren und hab's teuer bezahlt. Ach was, denk' ich, die Zeit wird dir nur lang, und von dem vielen Sitzen wird dir jeder Weg zu viel. Ich bin aber doch müde, ich setz' mich nieder. Da huschelt was und raschelt was, es fällt ein dürrer Zweig vom Baum: schau, schau, ein Eichkätzchen. Es hängt am Baumstamm und guckt mich mit seinen wunderfitzigen Augen an und macht ein spitzes Maul. Ich sehe ihm nach, wie es den Baum hinaufkrebselt, und jetzt sind zwei da, sie spielen Fangerles miteinander. Hui, wie schnell! Bald hüben, bald drüben. Ich muß sagen, ich habe viel Freude an den Tierchen, und das habe ich meiner Mutter zu danken; hundertmal hat sie uns gesagt: Kinder, passet auf alles auf, dann habt ihr überall Freude, wo ihr geht und steht, und es kostet nichts, und man weiß nicht, wozu es einem einmal gut ist, wenn man auf alles ordentlich achtet. Aber man soll sich doch auf dem Weg durch nichts so aufhalten lassen, das macht leicht irr. Ich gehe weiter und komme durch einen jungen Tannenwald. Der steht so dick, da ist es ganz finster drin, aber schön kühl. Da liegt was. Was ist denn das? Es ist ein Hirsch, der schläft. Vor Schreck schreie ich, und der Hirsch wacht auf und guckt mich nur so an mit seinen großen Augen, wie wenn er sagen wollte: du dummes Ding, was störst du mir meinen Mittagsschlaf? Ich renne, was ich kann, davon; ich mein', der Hirsch kommt hinter mir drein, und ich meine, ich spüre es schon, wie er mich auf die Hörner nimmt und den Berg hinunterwirft, und wenn ein dürrer Ast vom Baum fällt,

erschreck' ich, daß mir alle Glieder zittern. Gottlob! jetzt ist der Wald aus, und so viel tausend und tausend Schmetterlinge hab' ich mein Lebtag nicht gesehen, als da gewesen sind, und die Wiese ist ganz rot. Ich bleib' stehen, ich hab' meine Freude daran. Eine Gabelweihe fliegt oben hoch am Himmel und schreit, und ich schau' dem Vogel zu, wie er fliegt. Schön ist's, das muß man sagen, es ist, wie wenn er nur schwimmen thät in der Luft. Jetzt aber fort! halt dich nicht auf! und jetzt ist's gut, da ist ja ein kleiner Fußweg. So denk' ich, jetzt ist's gewonnen, jetzt bist du wohl daran, da sind wieder Menschen. Es liegt ein beinerner Knopf am Weg, ich heb' ihn auf und steck' ihn in die Tasche, und das war gut, ich hab's ganz vergessen gehabt, daß ich noch ein Stückle Brot in der Tasche habe; das schmeckt jetzt prächtig, besser hat mir noch kein Hochzeitsessen geschmeckt. So im wilden Wald kann man sich's gar nicht mehr vorstellen, daß die Menschen Korn säen und ernten und dreschen und mahlen und backen. Der Weg ist so eng, daß ich immer die Zweige wegthun muß, um durchzukommen. Und tief geht's da neben hinunter, und jäh wie an einem Dach. O lieber Gott, wenn jetzt ein schlechter Mensch käm' und raubt' dich aus und wirft dich dahinunter; da fände dich niemand wieder. Nein, nein, ich thät' ihm sagen: da, da hast du alles, was ich hab'; da, mein messingener Fingerhut und fünfzehn Kreuzer, da hast du alles, jetzt laß mich gehen, und ich schwöre dir einen Eid, daß ich dich nicht verrate. Muß ich so einen Eid aber halten? Ich mein', wegen anderer Menschen muß ich angeben, was mir geschehen ist, daß nicht noch andere auch so ausgeraubt werden. In der Angst fange ich an zu singen, und ich mag mir den Kopf herunterreißen, es fällt mir kein frommes Lied ein, als nur das einzige: „Das Grab ist tief und stille", und das ist so traurig. Ich singe lustige Lieder, Schelmenlieder, und doch zittert mir das Herz vor Angst. Gottlob! so, jetzt bin ich oben, es geht eine weite, schöne, ebene Wiese fort. Aber heiß ist mir's gewesen, fürchterlich heiß. Meine Backen brennen, und ich bin wie aus dem Wasser gezogen. Es läßt mir aber keine Ruhe, ich kann nicht ausschnaufen. Und auf der Wiese ist ein Gesumme von tausend und aber tausend Bienen. O heiliger Gott! Wenn du jetzt in ein Wespennest trätest und sie fliegen auf, und auf dich zu und du bist wie betrunken. Meine Mutter hat mir erzählt, wie das ist: man ist wie betrunken, und da gibt's gar keine Hilfe, wenn man nicht ins Wasser springt. Und hier ist nirgends Wasser. Ja, wenn nur Wasser da wäre, ich hab' so grausamen Durst. Was ist denn aber das? Da hört ja der

Weg auf? Und da geht's tief hinab. Und das sind die mächtigen wilden Felsen. Bin ich denn auf den Felsen im Rockenthal, wo seit Erschaffung der Welt noch kein Menschenfuß hinaufgekommen ist? Da liegen die schönsten Baumstämme und verfaulen, und kein Mensch kann sie holen. Nur die Vögel wissen, wie es da oben aussieht. Nein, so weit bin ich noch nicht, aber dahinab kann doch mein Weg nicht gehen. Ich rufe: Lieber Gott! wo bin ich? — Und so schauerlich schön habe ich noch keinen Widerhall gehört: Wo bin ich? Wo bin ich? Wo bin ich? Gewiß siebenmal klingt's wieder, und so, wie wenn eines den Ton hinaufziehen thät' in den Himmel, weit, lang; das kommt von den Felsenwänden und den Schrunden, das klingt wie lauter Musik, wie wenn eines die Worte singen thät', hat aber einen längeren Atem als ein Mensch. Ich rufe die Namen von allen Menschen, die ich lieb habe und die mich lieb haben. Ich rufe und rufe, ich habe alle Menschen lieb. Wenn man so in Todesgefahr ist, da hören alle Händel auf. Ich rufe und rufe, aber es hört mich niemand, keine Menschenseele.

„Es nutzt nichts. Mach' dich auf! Ich suche. Richtig! Da geht ein anderer Weg nochmals durch den Wald. Aber wie ich weiter komme, geht der auch wieder links ab. Ich denk' aber: jetzt bleibst du drauf, und gehe fort. Aber da komme ich wieder an eine Bergwand, und da ist kein Weg mehr, ich gehe über die Matte weg, und auf einmal stehe ich vor einem Abgrund, da geht es kerzengrad' hinunter. Ich springe, was ich kann, wieder zurück; es schwindelt mir, und ich spüre es noch, wie der Abgrund an mir reißt und mich hinunterzerren will. Da stehe ich und danke Gott, daß ich doch noch auf festem Boden bin. Eine Goldammer sitzt oben auf dem Baum neben mir und singt: 's ist, 's ist, 's ist — so früüüh! Und wie ich zu dem Vogel aufschaue, fliegt er davon nach dem jenseitigen Berg. Die Goldammern machen immer einen Katzenbuckel beim Fliegen, sie fliegen höher, als der Ort ist, wo sie hinwollen, und dann lassen sie sich niederfallen. Ja, so ein Vogel hat's gut, für ihn gibt's kein Berg und Thal. Wenn ich nur auch so fliegen könnte! — Ich wende mich rechts. Gottlob! drüben am Berg sind Felder, und das Thal ist wie eine Mulde, wie ein Kessel. Aber, o mein Gott! bin ich denn auf dem Totenhof? Ich mein', ich seh' drüben einen Holunderbusch, und der ist doch nur, wo Menschen sind oder gewesen sind. Ja, der Holländer am Boden und die Schwalbe in der Luft zeigen an, daß da Menschenwohnungen sind. Aber ich sehe kein Haus, und alles hat so einen unheimlichen Schimmer, wie damals bei der Sonnenfinsternis; es ist nicht Tag und

nicht Nacht, und die Bäume und die Berge zittern vor Angst. O weh! Ich bin auf dem Totenhof. Da hat vor hundert und hundert Jahren ein reicher Bauer gewohnt, so reich und so gottlos, und er und seine Frau und seine Kinder haben sich alle Tage in Milch gebadet und keinem Armen ein Tröpfle gegeben; die waren noch schlimmer als die Röttmännin. Damals aber hat unser Herrgott noch drein geschlagen, und an einem Sonntag, wie sie auf der Wiese mit Käslaiben Ball spielen, da hat sich die Erde aufgethan und den ganzen Hof verschlungen, Mensch und Vieh. Es soll eine Zeit geben, wo alles wieder aufwacht und auf eine einzige Stunde sich zeigt. Es ist nicht recht, man soll den Kindern keine solche Geschichten erzählen; das macht abergläubisch. Ich bin nicht abergläubisch, und es ist ja Tag. Aber die Sonne ist nicht am Himmel, nichts als schwarze Wolken, und die Haare sind mir zu Berg gestanden. Und das Schrecklichste ist mir immer gewesen, nicht die Menschen, wenn sie wieder aufwachen, aber wenn da die Hunde aus dem Boden herauskommen und auf einmal zu bellen anfangen, das ist doch schrecklich. Es ist alles nicht wahr! schrei' ich ins Thal hinein, und das hat mir Mut gemacht. Ich denk' aber doch, das Gescheiteste wäre, du kehrtest um, du mußt ja heute nicht nach Wengern; ja, aber umkehren ist gerade so weit, und du weißt ebensowenig einen Weg heim, als wenn du jetzt weiter gehst. Ich hätte mich geschämt vor den Leuten, wenn ich hätte sollen zurückgehen und sagen, ich bin verirrt gewesen. Also fort! Kommst du nicht nach Wengern, so kommst du doch zu Menschen. Laß nur keinen Aberglauben mehr über dich kommen, und es ist ja heller Tag, und heute nacht ist Vollmond, da kannst du heim, wenn du ausgeruht bist, oder kannst auch in Wengern bleiben. Es wartet ja niemand auf dich. Ich stehe ja leider ganz allein da. Und das ist mir jetzt schwer aufs Herz gefallen, daß ich so allein auf der Welt bin; niemand fragt nach mir, und niemand weint, wenn ich verloren bin. Ich muß sagen, ich hab' selber fast weinen müssen. Aber nein, das ist unrecht, ich hab' noch Menschen, die nach mir fragen, und wie bang wird es ihnen sein, wie werden sie sich freuen, wenn ich ihnen erzählen kann, wo ich überall gewesen bin. Ja, ist's denn nicht bald aus? Es ist schon genug; ich habe schon genug zu erzählen. Und müd, grausam müd bin ich gewesen. Aber das ist jetzt nichts, du mußt fort. Ich höre einen Bub jodeln drüben am Berg. Es ist mir gewiß nicht zum Jodeln gewesen in meiner Herzensangst, aber ich jodle auch, und ich kann's gut; in meiner Jugend habe ich alle überschrieen, man hat mich auf eine Stunde Wegs gehört."

Die Leegart legte die Hand an die Wange und ließ jenen gellen Waldruf vernehmen, der wie eine zackige Bergesspitze aufsteigt und in scharfen Absätzen wieder niederfällt zu Thal. Sie konnte für ihre Jahre noch mächtig ihre Stimme erheben.

Die Schilder-Davidin, die von der ganzen Erzählung bisher nichts gehört, sprang von der Ofenbank auf und fragte: „Ums Himmels willen, was gibt's?" Die zuhörenden Frauen und Leegart hatten viel Mühe, sie zu beruhigen und ihr zu erklären, warum Leegart so laut geschrieen habe. Die Alte setzte sich wieder still auf ihre Bank und murmelte vor sich hin: „Ich bin ausgeruht. Wenn ich nur meine ausgeruhten Füße meiner Martina leihen könnte!"

Die Frauen drängten, daß Leegart fortfahre. Sie wichste einen frischen Faden und übernähte kreuz und quer den Kragen an der Jacke, die eigentlich schon lange fertig war; aber sie wollte nicht ablassen, denn es ist ja sicher und gewiß, ein Menschenkind kann nicht sterben, solang man für dasselbe näht. Dazu hielt das Erzählen der Leegart gut wach, und man wollte nicht schlafen gehen, bis die Männer wieder heimgekehrt waren, und zum Mitternachts-Gottesdienst gleich bereit sein.

Nachdem die Leegart ganz heimlich geschnupft hatte, fuhr sie fort: „Ich jodle also, und der Bub antwortet mir, wie wenn das Jodeln zur Lustbarkeit wär'. Ich rufe: Wo geht der Weg hin? Aber er jodelt mir zur Antwort. Geh zum Teufel mit deinem Jodeln, sag' ich. Ich fürchte mich, wie ich das gesagt habe, aber ich hab's doch gesagt. Richtig, da geht wieder ein Weg in den Wald. Wenn's nur kein Holzweg ist, naß genug ist er dazu, da wird's das ganze Jahr nicht trocken vor den dichten Bäumen. Da sind Quellen. Wenn ich nur trinken könnte! Aber ich kriege nichts davon als nasse Füß'. Ich gehe neben dem Weg in den Wald, da geht sich's weich wie auf einem Bett; das Moos ist so tief, da ist, solang die Welt steht, keine Handvoll ausgerauft worden. Wer sollte es auch von da oben holen? Jetzt ist der nasse Weg vorbei, da geht's trocken bergab, aber ich sehe keinen Weg mehr. Bei den Tannennadeln sieht man nicht, wo ein Mensch gegangen ist, und meine Schuhe sind so glatt wie geschliffen. Und jetzt reiß' ich mich auch noch an einem Stechapfel, daß ich blute. Schadet nichts! Gottlob! da liegt ein Stück von einem Ziegelstein; ich nehm' ihn auf, ja es ist ein Ziegelstein, das ist gut, da müssen einmal Menschen gewesen sein; der Ziegelstein wächst nicht von selber. Der schönste Diamant wäre mir nicht lieber gewesen als das Stück Ziegelstein. Ich gehe weiter und bin ganz ruhig, und ich erschrecke

nicht einmal, wie da eine Otter zusammengeringelt in der Sonne liegt; ich werfe meinen Ziegelstein nach ihr, und sie huschelt davon. O, wie viel Erdbeeren sind da! Die holt aber niemand, es kommt niemand dahin, wer nicht verirrt ist, und ich einfältiges Ding wage es nicht, zu pflücken und meinen Durst zu löschen, weil ich meine, die Otter habe alle Erdbeeren vergiftet. Gut, da ist eine Rinnse, wo sie drüben vom Walde die Baumstämme herunterschleifen. Da muß es hinuntergehen, ich mein', ich höre den Bach rauschen; das ist gewiß unser Bach, es kann aber auch das Rauschen in den Baumgipfeln sein; wenn man in der Irre ist, da hört man auch nicht recht. Sei's, was es will, ins Thal muß ich. Ich nehme meine Röcke auf und halte das Päckchen mit dem Mutzen darin; das Päckchen hat mir viel Mühe gemacht; wenn man bergaus und bergein so was unterm Arm tragen muß, und wenn's auch nicht schwer ist, es ist doch, wie wenn die eine Hand festgebunden wäre. Still! Jetzt höre ich einen Wagen unten im Thal, da muß eine gute Straße sein, das ist ein einspänniges Bernerwägele oder auch ein zweispänniges, das so schnell rollt; jetzt geht's um eine Ecke, und jetzt hört man's nicht mehr. O weh! hast dich wieder anführen lassen; das ist ja der Wald, der so rauscht, und jetzt ist's über dir. Auf nichts mehr horchen jetzt. Ich helf' mir selber. Ich springe zu, aber es wird so steil, daß man keinen Fuß mehr setzen kann. Und da ist auch der Boden vom Baumschleifen so hart, daß man mit den Hacken nicht mehr einsetzen kann, und ich zerreiße ein Paar Schuhe, die zwei Gulden kosten; nicht die Hälfte habe ich an dem Mutzen verdient. Was thut's? Wenn ich nur mit meinen gesunden Gliedern davonkomme! Nur einmal bin ich gefallen. Man soll sich an nichts halten, wenn man's nicht vorher untersucht hat; Ginster hat einen guten Anhalt, das ist fest im Boden; ich halte mich aber einmal an einer Baumwurzel, die Wurzel bleibt mir in der Hand, ich rutsche ein gut Stück hinunter. Ich drücke die Augen zu: jetzt mußt du sterben, jetzt ist's aus. Ich bleibe aber an einem Felsen liegen, mitten in einem Ameisenhaufen. Ich mache, daß ich davonkomme. Ich gehe in der Nähe der Rinnse, ich halte sie im Aug', in den Wald, und springe von Baum zu Baum; es ist kein Springen mehr, es ist wie geworfen, wie die Sperlinge fliegen und ihre Flügel zusammenklappen und sich in der Luft überstürzen, so ist's. Ich muß fast lachen, wie ich das denke, aber es ist mir nicht zum Lachen gewesen. Ich denk', davon kannst du dein lebenlang erzählen, und da denk' ich wieder: wenn du es nur schon erzählen könntest, dann wär's vorbei. Es wird schon vorbeigehn,

du stirbst nicht daran, nur immer fort. Und so hab' ich mich immer von einem Zweig zum andern gegriffen, und nur einmal bin ich noch gerutscht, aber gefallen bin ich nicht mehr. Und die Geröllsteine kugeln vor mir hinunter, hüpfen vor mir in die Höhe und rollen lang, und ich mein', ich höre sie unten im Bach aufklatschen. Und ich denk', wenn du fällst, so fällst du auch hinunter. Ich klammere mich mit den Nägeln in den Boden, und fort und fort und wieder abseits in das Gebüsch, wo man neben der Rinnse den Fuß einsetzen kann. Endlich und endlich bin ich unten, aber halt dich! Keinen Schritt weiter, oder du bist des Todes. Haushoch geht's, wie mit dem Messer abgeschnitten, in den Bach. Da stehe ich, ich kann mit der Hand die Gipfel der Tannen greifen, die im Thal stehen, aber da ist kein Weg. Ich gehe zwei Schritt zurück und halte mich an einem Baum, und jetzt ist mir's doch wohler. Da fließt das Wasser. Gott sei Lob und Dank, da ist das Thal, und im Thal sein, ist daheim sein. Wie gut rauscht das Wasser, so heimelich, so getreu und so zufrieden, und das hat mir meinen Durst halb gelöscht, nur vom Hören und Sehen. Jetzt habe ich noch das schwerste Kunststück durchgemacht, wie ich da auf einem weiten Umweg endlich ins Thal herunterklettere. Und wie ich im Thal bin, da meine ich, jetzt stehe ich erst wieder aufrecht. Der Schweiß rinnt an mir herunter, immer ein Tropfen schlägt den andern; ich setze mich auf einen Stamm, der da liegt, da grad bei der breiten Buche, da wo der Hutmacher den Joseph gefunden hat. O, wie heiß ist mir! Ein Pferd, das sieben Stunden Galopp gelaufen ist, kann nicht stärker dampfen. Ich möchte mir gerade alle Kleider herunterreißen, es ist aber kühl im Thal. Die Sonne geht schon hinter die Berge, und es war noch nicht Mittag gewesen, als ich daheim fort bin. — Ich sehe Schwalben fliegen, o wie hat mich das gefreut! Und jetzt höre ich einen Hahn krähen. Keine Nachtigall singt so schön, wie so ein Hahn, wenn man verirrt gewesen ist. So, jetzt bin ich wieder in der Welt. Ich höre eine Henne gackern — wo ein Ei gelegt wird, freut sich eine Frau. Ich höre einen Hund bellen — wo ein Hund bellt, ist ein Mann um den Weg. Ich bin wieder in der Welt. Und jetzt hör' ich eine Mühle rauschen. Wo bin ich denn? — Ich hab', solange ich in der Irre war, in der Angst nicht geweint; aber jetzt, da ich gerettet war, jetzt ist mir's erst recht deutlich geworden, in welcher Gefahr ich gesteckt habe; und ich habe geweint, daß ich meine, ich muß vergehen, und hab' ihm doch nicht Einhalt thun können. Da kommt glücklicherweise ein Holzhauer. Ich frage: Wo bin

ich? Da droben ist Röttmannshof, sagt der Holzhauer und will davongehen. Ich ruf' ihm noch nach: Wieviel Uhr ist? Fünfe vorbei. Also sieben geschlagene Stunden bin ich so herumgelaufen, das hätte ich doch nicht geglaubt. Ja sieben Stunden! Wenn ich abergläubisch wäre, könnte ich meinen, es sei der Kohlergeist gewesen, der mich so umgeführt hat, denn geschlagene sieben Stunden führen sie einen in der Irre herum, besonders die Taggeister. Ich gehe nun den Bach aufwärts, da muß ich ja nach der Heidenmühle kommen. Ich gehe den Weg fort der Mühle zu. Aber kaum bin ich zweihundert Schritte gegangen, da seh' ich, ich hab' mein Päckle liegen lassen auf dem Baumstamm, und es hat mir so viel Mühe gemacht, und ich hab's mit so viel Not bewahrt. Lieber Himmel! Auch das noch. Vielleicht hat's der Holzhauer gestohlen, und ich muß das Zeug bezahlen, statt daß ich Lohn bekomme. Ich renne zurück. Ja, die Menschen sind gut und ehrlich, wenn sie von was nicht wissen, wo's liegt. Mein Päckle war hinter den Baumstamm gerutscht, da liegt's noch.

„Die Heidenmüllerin war eine gute Frau, ihre Tochter, die Toni, artet ihr nach. Die Heidenmüllerin hat mir trockene Kleider gegeben und mich gepflegt wie eine Schwester. Aber drei Tage hab' ich's gespürt, wie wenn mir alle Glieder zerschlagen wären. Und wie ich wieder heimgekommen bin — ach Gott, wenn man so verirrt gewesen ist, man glaubt gar nicht mehr, daß es ein Daheim gibt: einen Ort, wo dein Bett steht, dein Spiegel, dein Tisch, deine Kommode, dein Gesangbuch. O, was sind das aber für lauter gute Freunde, und wie lieb hat man sie dann, wenn man heimkommt, und möcht' dem Tisch und dem Stuhl schön Dank sagen, weil er stillgehalten und gewartet hat, bis man wieder kommt. Und wißt ihr, was noch das Aergste ist beim Verirren? Daß man ausgelacht wird, wenn man's hernach erzählt. Aber ich wünsche niemand, nicht einmal der Röttmännin, daß es so drein kommen sollt'. Und es war ein schöner Sommertag, den Sonntag nach Johanni; nein, nicht Sonntag, es war ja Montag, Peter und Paul. O, wie muß es erst sein, wenn man im Schnee und in der Nacht und so jung da draußen ist; da kann man nichts thun, als sich hinlegen und sterben. Ach Gott! Ich sehe das Kind vor mir, da steckt es im Schnee oder in einer Felsenspalte und schlegelt mit den Händen, und die Füße sind fest, und es kann nicht fort, und es schreit: Mutter! und es horcht, und es meint, es käme jemand, und es gibt niemand Antwort als der Rabe auf dem Baum. Und ein Hase läuft an ihm vorbei, husch!

über den Schnee weg. Er fürchtet sich vor dem Kinde, und das Kind schaut ihm nach und vergißt sein Elend wieder. Mutter! Mutter! ruft es, und es ist nur noch ein Glück, daß es bald einschläft zum Nimmerwiederaufwachen. Ach Gott! Ich bin doch die unglücklichste Person, daß ich mir alles so ausdenken kann und so ausdenken muß; aber das ist so in unserer Familie, und meiner Mutter hat man nicht umsonst nachgesagt, daß sie mehr könne, als Brot essen. Und wie ist's dem armen Kind gegangen, das drüben in Wengern begraben liegt? Man hat's im Wald gefunden am dritten Tag, ganz mit Schnee bedeckt, und nur auf dem Herzen war der Schnee geschmolzen. Alle Menschen, die's gesehen haben, haben weinen müssen, daß es ihnen fast das Herz abgestoßen hat, und die Mutter ist närrisch darüber geworden. Der Pfarrer hat dem Kind eine schöne Grabschrift gesetzt; ich hab' sie einmal auswendig gekonnt, aber ich kann sie nicht mehr. Und wie ist's dem Hutmacher gegangen, der am Neujahrstag die frischgefärbten Hüte nach Knuslingen trägt? Er kommt in die Schröckelhalde, da wo ich auch gewesen bin, wie ich verirrt war, und von da aufs Feld, und es ist ein Nebel, und man sieht die Hand vor den Augen nicht. Er lauft gewiß siebenmal ums Dorf herum und kann nicht hineinkommen. Es läutet, aber er hört's immer von einer andern Seite und kommt nicht dazu. Endlich hört er Gänse schreien, er geht auf das Gänsegeschrei zu und kommt richtig ins Dorf; aber wie hat er ausgesehen! wie wenn man ihn gerade aus der Erde herausgenommen hätte. Ja, eins habe ich noch zu sagen vergessen, der Heidenmüller —". Hier wurde aber Leegart von einem großen Geschrei vor dem Hause unterbrochen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Kind, das seinen Vater sucht.

Die Leegart beherrschte das Haus des Schilder-David vom Morgen bis in die Nacht, und so war's natürlich, daß sie auch am Mittag den kleinen Joseph verbannt hatte; man konnte ja in seinem Beisein nicht von dem sprechen, was doch notwendig besprochen werden mußte.

Die Nachricht, daß der Pfarrer das Dorf verlassen wolle, kam zuerst zur Leegart. Und jetzt zeigte sich's, daß sie nicht

umsonst der geheime Gemeinderat genannt wurde. Sie ließ sofort zwei Gemeinderäte holen und schickte sie zum Schilder-David, damit sie den Pfarrer gemeinsam von seinem Vorsatze abbringen.

Ein Knecht aus der Heidenmühle hatte Wein beim Rößleswirt und Zucker und allerlei Gewürz beim Krämer geholt; das blieb natürlich ebenfalls nicht verborgen im Dorfe, und die Nachricht fand den schnellsten Weg zum Hause des Schilder-David, das ging's ja am nächsten an und war ja auch dort die Leegart, die immer die frischesten Nachrichten haben mußte. Jedes suchte einen Stolz darin, ihr was Neues mitzuteilen, und es ist nicht mehr als einfache Schuldigkeit, ihr Bericht zu geben; man hat das schon im voraus bezahlt. Nun gab's eine wahre Lust, den Würzwein zu brauen, der zur Verlobung von Adam und des Heidenmüllers Toni bereitet wurde; Leegart that auch Gewürze dran', aber ganz andere, als man beim Kaufmann ausgewogen bekommt. Sie wünschte stets, wenn sie nur Gift hineinsprechen könnte, daß alle, die davon trinken, sterben müßten; besonders aber schwankte sie, wem sie am liebsten den Tod wünschte, der Röttmännin oder dem verdammten Heidenmüller, der sein einziges Kind zu so einem Frevel verkauft, weil er das Heiratsgut spart.

Martina hatte es doch leid gethan, daß der Joseph heute so aus dem Hause verbannt war. Er sollte aber das, was hier gesprochen wurde, doch nicht hören, und wenn sie auch nicht in die Verwünschungen der Leegart einstimmte, sie konnte doch klagen und weinen. Sie hatte Joseph wieder zu Häspele geschickt, aber Joseph hatte genug von dem Hunde geredet, den er nicht bekommen sollte; er ging durchs Dorf, und bald sagte ihm eine Frau, die ihm begegnete, mitleidig: O du armes Kind! Heut ist ein böser Tag für dich. — Joseph fand das auch, er war ja aus dem Hause verstoßen. — Bald sagte ein anderes, die böse Kunde klug bemäntelnd: Joseph! was macht dein Vater? hast ihn lange nicht gesehen? Der Knabe merkte, daß etwas im Dorfe vorgeht und alles auf ihn gerichtet ist; er hielt aber sein Wort gegen die Mutter und sagte niemand, daß der Vater heute komme.

Es schneite unaufhörlich, und Joseph war ganz allein auf dem Eis am Weiher, er schlitterte auf und ab und schaute immer nach dem Wege, wo der Vater herkommen sollte. Es war ihm aber doch zu einsam, er ging zum Großvater. Vor der Thür der Werkstatt blieb er stehen, denn er hörte drin zwei Männer reden; er kannte ihre Stimmen, es waren die Gemeindeältesten,

der Wagner und der Harzbauer; sie sprachen davon, daß die Pfarrköchin verraten habe, der Pfarrer wolle aus dem Dorfe, und sie glaube, daß besonders der Röttmann und der Heidenmüller mit daran schuld seien, und dazwischen wurde auf Adam geschimpft, er heiße nicht umsonst der Gaul, er lasse sich aufzäumen und mit sich kutschieren, wohin man wolle. Jetzt kamen die Männer heraus mit dem Großvater, und dieser sagte: „So, du bist da, Joseph? Geh heim, ich komm' auch bald." Der Großvater nahm ihn nicht an der Hand, wie sonst, sondern ging mit den Männern nach dem Pfarrhause. Joseph stand still, und plötzlich, als ob ihm jemand gepfiffen hätte, wendete er sich und rannte das Dorf hinaus, ins Feld, dem Vater entgegen. „Der wird sich freuen! Und er setzt mich zu sich aufs Pferd." Fort rannte der Knabe durchs Feld und hinab in den Wald mit fröhlichen Sprüngen. Er strich sich nur bisweilen mit der Hand den Schnee vom Gesicht und von der Brust, machte kleine Schneeballen daraus, warf sie an die Bäume, die er sich auswählte, und traf immer gut. Im Walde ging er aber langsamer und schaute sich oft um. Auf einem Ebereschenbaum am Wege saßen ein paar Gimpel und zwitscherten nur manchmal wie verschlafen und pickten dazwischen die roten Beeren ab, aber noch mehr, als sie aufpickten, fielen auf den Boden in den Schnee. „Ihr seid ja wahre Gimpel, ihr verderbt mehr Futter, als ihr fresset," sagte Joseph und ging, die einfältigen Tiere verachtend, weiter. Drunten im Thal den Bach entlang sang ein Vogel so wundersam, so innig in sich hinein, fast wie eine Drossel. Wer ist das? Und der Vogel singt und fliegt immer weit voraus, je weiter man geht, immer voraus den Bach entlang, er lockt, wie wenn er sagen wollte: komm nach! komm nach, komm daher, da bin ich, da ist's prächtig, gar prächtig! Und kommt man ihm nach, ist er immer schon voraus, weiter und weiter. Da wo der Weg eine scharfe Biegung macht, lag tiefer Schnee; bis an die Kniee sank Joseph ein beim ersten Schritt, er war aber klug, kletterte einen steilen Berghang hinauf und jenseits der Schneewehe wieder hinab auf den Weg. Es ist gut, daß hier am Hang, wo es scharf hinabgeht, Ebereschen angepflanzt sind, da weiß man den Weg. Gehören die Ebereschen auch meinem Vater? fragte Joseph fast laut. Die Bäume wußten nicht zu antworten, und es war kein Mensch da, der Bescheid geben konnte. Ein Fuchs stand nicht weit vom Wege im Dickicht und blinzelte nach dem Knaben; er mochte auch verwundert sein, was das für eine seltsame Erscheinung sei; er blieb lange stehen unverrückt und schaute nach dem

Knaben, bis dieser rief: „Gehst fort!“ Und fort trollte sich der Fuchs, aber gar nicht eilig, und der kleine Joseph sagte fast laut vor sich hin: „Ja, Großvater, so ist's, wie du gesagt, jetzt hab' ich's auch gesehen: der Fuchs schleift seinen Schwanz auf dem Boden nach und verwischt seine Fußstapfen, daß man nicht sehen kann, wo er gegangen ist, das ist gescheit.“ Elstern schnatterten aus den Baumgipfeln, und ein Kreuzschnabel stand unten im Thal am Felsenvorsprung, und der Knabe nickte ihm mehrmals zu, und der Vogel nickte auch, er sprach kein lautes Wort, er that nur seinen Schnabel auf und zu, wie wenn er sagen wollte: ich hab' Hunger. „Da hast,“ rief der kleine Joseph und warf das einzige Stückchen Brot, das er noch bei sich hatte, hinab in die Schlucht; der Vogel mochte es für einen Steinwurf halten, denn er flog scheu auf, und das Stückchen Brot war im Schnee vergraben, und niemand hatte etwas davon.

Ruhig ging Joseph weiter, wartete bald unter einem Baum, bald unter einem vorspringenden Felsen und sah mit Behagen zu, wie der Schnee in eiligem Gewimmel und doch so still herunterfiel und immer mehr alles zudeckte. „Morgen muß mich mein Vater Schlitten fahren,“ sagte er einmal vor sich hin, und in Gedanken an den Vater ging er wieder weiter und immer weiter. Es dämmerte, es begann dem Knaben doch schon etwas bange zu werden, aber er ging doch immer fort, und gut war's, daß ihn der Schilder-David vor allem hierländischen Aberglauben bewahrt hatte, aber der Häspele hat doch gesagt, daß die Seelen der Verstorbenen wie Lichter in der Nacht auf den Kirchhöfen tanzen, und auch manchmal im Wald, und der Schimmelreiter, der durch die Luft reitet, der kann knallen, der hat eine Tanne, so hoch wie der Kirchturm, als Geißelstecken. Das ist das steinerne Kreuz am Wege, wo einsmals ein Knecht mit Roß und Wagen den Berg hinuntergefallen ist, dort sitzt ein Rabe auf dem Kreuz. „Du bist doch nichts als ein Rabe,“ sagte der Joseph und wirft einen Schneeballen nach dem Vogel, der davonfliegt.

Weiter ging Joseph, da stand ein Bildstock, halbverschneite Menschengesichter, sommerlich gekleidet, sahen aus der Vertiefung heraus, in der das Bild angebracht war. Joseph brach einen Tannenzweig und wischte damit allen Schnee von dem Bilde ab. Die Figuren sahen ihn seltsam starr an. Da stehen fünf Männer in der Tiefe unter grünen Bäumen, sie tragen weiße Hemden, grüne Hosenträger und kurze gelbe Lederhosen. Sie stehen in einer Reihe, und jeder hat eine Axt in der Hand, vorn aber steht einer mit der Axt allein, und neben ihm liegt ein

Mensch am Boden, wie eine Schnur verdreht und blutend, er liegt neben einem gefällten Baume.

Joseph las die Aufschrift. Da steht's: Vinzenz Röttmann ist den 17. August unter einen Baum gekommen, hat große Schmerzen ausgestanden, den 23. August gestorben. Gott gebe ihm die ewige Ruhe und treffe alle Schuldigen.

Joseph schauderte; die Figuren sehen ihn so an, wie wenn er auch schuldig wäre. Und was ist das für ein Röttmann?

Zum Zeichen, daß er unschuldig wäre, legte Joseph den grünen Zweig auf den Bildstock und ging weiter, nicht ohne Furcht, weil ihm die Männer dort auf dem Bildstock so nachschauen.

Was kommt denn dort des Weges? Ist's ein Mensch? Er hat hundert Höcker, das ist ein Geist. Er kommt näher, immer näher. Joseph geht herzhaft auf ihn zu und sagt: „Guten Abend!" Der Mann mit den hundert Höckern — es war der Hutmacher mit den vielen dreieckigen Hüten, die er an sich herumhängen hatte — will mit gutem Zureden und mit Gewalt den Joseph zurückführen, aber er entwischt ihm, und im Weitergehen schreit er laut in den Wald hinein: „Vater! Vater!" Und immer weiter ging's: „Er wird bald kommen, er hört dich." Es wird immer dunklere Nacht, Joseph geht unaufhaltsam seinen Weg, und: „Vater! Vater!" ruft er, und seine Wangen glühen, daß der Schnee, der darauf fällt, alsbald schmilzt.

Er sagt sein Nachtgebet wohl dreißigmal vor sich hin und: „Lieber Gott, laß meinen Vater gesund!" Das sagt er immer mit besonderer Andacht, und wieder macht er sich auf, er hört unten in der Thalschlucht etwas knattern und ächzen, nein, es ist wieder still. Aber, wo ist jetzt der Weg? — Da ist ja kein Weg mehr. — Weinend rennt der Knabe fort und stellt sich bald an diesen, bald an jenen Baum. „Vater! Mutter! Vater! Lieber Gott, hilf mir!" So ruft er, und Gott hat ihn gehört. Es kommen drei Engel mit Lichtern daher, sie haben weiße Kleider an und güldene Kronen auf dem Kopfe und singen so wundersam:

Wachet auf, wachet auf,
Kommet alle zu mir!
Die Zeit und die Stunde
Ist kommen allhier.

Sie kommen immer näher und näher und jetzt sind sie da, und Joseph geht mutig auf sie zu und sagt: „Liebe Engel, nehmt mich mit und bringt mich zu meinem Vater und meiner Mutter."

„Herr Gott, ein Geist! Herr Gott, das Christkindle!“ rufen die drei Engel und rennen mit ihren Fackeln davon, und so schnell, ja sie haben Flügel, die können gehen und fliegen, wie sie wollen.

Joseph kommt ihnen nicht nach, er stürzt, richtet sich wieder auf. Alles ist verschwunden, er steht wieder verlassen. Aber dort flimmert wieder eine Fackel auf. Nur nach. Joseph hat seine Mütze verloren, aber er merkt es nicht, rennt aus voller Macht und schreit: „Wartet! Wartet! Ich bin ja der Joseph.“ Aber die Engel warten nicht und sind nicht mehr zu sehen. Die Fußstapfen sind aber zu sehen auf dem Wege, und Joseph geht ihnen nach, immer nach, weiter und weiter, und endlich auf der Anhöhe — — gottlob! da blinkt ein Licht, viele Lichter, da ist ja alles so hell. Das ganze Wohlgefühl, daß dort Menschen geschützt unter Dach sind, kam über das verirrte Kind, und mit neuer Kraft rennt es nach dem Lichte hin und kommt richtig hinab zur Heidenmühle. Eben gingen die drei Engel die Freitreppe hinauf. Sie sangen:

Es singen drei Könige diesen Gesang,
Sie singen wohl oben mit himmlischem Klang:
Wachet auf, wachet auf,
Kommet alle zu mir!
Die Zeit und die Stunde
Ist kommen allhier.

Joseph ging hinter den Singenden drein und wagte kaum zu atmen, geschweige zu rufen. Nur nicht rufen, sonst fliegen die Engel wieder davon. Er ging mit ihnen in die Stube, und die drei Engel sangen das Lied von den heiligen drei Königen zu Ende. Man hörte ihnen ruhig zu, gab ihnen zu essen und zu trinken und noch Geschenke obendrein, und die Engel aßen und tranken und bedankten sich gar schön. Joseph wurde es nun auch klar, daß das nicht Engel, sondern verkleidete Knaben waren, die die heiligen drei Könige spielten, sie gingen fort, und Joseph blieb allein. Jetzt erst wurde er von den Anwesenden im Hause bemerkt.

„Wer bist du? Woher kommst du? Was thust du da?“ So wurde er jetzt von der Röttmännin und der Heidenmüllerin und deren Tochter bedrängt.

„Iß zuerst was und wärme dich dabei, du bist ja ganz naß und ohne Mütze,“ sagte die Braut, „da iß und trink, hernach wollen wir schon weiter reden. Komm, ich zieh' dir

deine Jacke aus und will sie an den Ofen hängen, setz' dich nicht gleich da an den Ofen, das ist nicht gut."

„Ein schöner Bub," sagte die Heidenmüllerin, während Joseph einige Schluck Glühwein trank.

„Die Engel haben mich doch gut geführt, solche Getränke bekommt man im Himmel," sagte Joseph.

In den Augen der Röttmännin blitzte es gar seltsam, da sie diese Worte und diese Stimme hörte; sie rückte die Flasche weg, die vor ihr stand, und schaute auf den Knaben fast wie der Fuchs dort im Wald.

„Woher bist du?" fragte die Braut.

„Von Waldhausen."

„Und wer ist dein Vater?"

„Er ist nicht da."

„Und wie heißt deine Mutter?"

„Martina, und mein Großvater ist der Schilder-David."

„So hab' ich dich!" schrie die wilde Röttmännin, „Herrgott, das ist meines Adams Sohn." Sie sprang behend auf und faßte den Knaben wie mit Geierkrallen.

„Ja, Adam heißt mein Vater. Kennt Ihr ihn?"

„Komm, ich bringe dich in die Kammer, ich thue dich ins Bett," rief die Röttmännin.

„Ich geh' aber nicht mit dir," sagte Joseph; „du willst mich kochen wie die Hexe. Laß los oder ich beiß'."

„Ich will dich beißen, ich will dich kochen," schrie die Röttmännin lachend. „O, das ist ein Glück vom Himmel, daß uns das Kind in die Hand gelaufen ist. Wir halten's verborgen und geben's nicht her. Jetzt können wir den Adam und alle zwingen, daß er nach unserer Pfeife tanzen muß."

„Ich geb' euch aber das Kind nicht," trat die Braut vor; „fürchte dich nicht, fürchte dich gar nicht, komm, setze dich auf meinen Schoß, so. Wart', ich zieh' dir deine Schuhe aus und zieh' dir meine an. So, jetzt wird's dir warm werden. Jetzt sag': weiß denn deine Mutter, daß du von daheim fort bist? Und warum bist du fort? So allein in der bösen Nacht?"

„Ich bin meinem Vater entgegen, und sie schimpfen im ganzen Dorf auf meinen Vater, weil er so stark ist wie ein Gaul, und meine Großmutter, die soll der helle Teufel sein, und ich hab's ihnen allen sagen wollen."

„Wart', ich will dir heller Teufel!" so schrie die wilde Röttmännin und rang mit der Braut um das Kind; diese wehrte sich aber mit aller Macht, und eben als die beiden

Frauen noch miteinander rangen, traten die beiden Großväter ein.

„Da ist mein Großvater!“ jauchzte der kleine Joseph und rannte auf den Schilder-David zu.

„Ist das das verlorene Enkelchen?“ fragte der Speidel-Röttmann; „komm her, Bursch; da hast du noch einen Großvater. Das ist ja ein prächtiger Bursch. Wär' schade gewesen!“

„Und ich sage Nein und dreimal Nein und siebenmal Nein, und eher lasse ich mir die Zunge ausreißen und dem Hund vorwerfen, ehe ich Ja sage!“ raste die Röttmännin.

„Hast recht, sag' Nein! Aber es gilt nichts mehr. Ist das nicht ein Wunder vom Himmel, daß ein Kind so verloren und wiedergefunden ist? Draußen im Walde rennt das ganze Dorf hin und her, und sie suchen das Kind; das ist ja ein Kind, auf das dürfen wir stolz sein, und das ist ja eine Ehre und ein Ansehen, daß einem so ein Kind gegeben ist, das alle Menschen so lieb haben und ihr Leben dafür einsetzen. Unser Herrgott hat ein Wunder gethan, jetzt soll er auch an dir ein Wunder thun, Frau. Sei gut, gib nach. Nachgeben ist keine Sünde. Bist du's zufrieden, Toni?“

„Wenn's weiter nichts ist, mit meinem Willen werde ich diesem Kind seinen Vater nicht nehmen.“

„Und ich sage Nein und Nein, und mit meinem letzten Atem sage ich Nein, und ich will sehen, ob man über mein Nein hinüberschreiten kann.“

Der Schilder-David hatte während dieser ganzen Hin- und Widerrede geschwiegen, er hielt den Joseph hoch in den Armen, fuhr ihm immer mit der Hand übers Gesicht und über den ganzen Körper herunter, ob's denn auch wahr ist, daß er ihn wieder habe; und jetzt schlich er mit Joseph auf dem Arm zur Thür hinaus. Er wußte nicht, was er wollte; er wollte mit dem Kinde allein wieder heim, aber erst vor dem Hause merkte er, daß ihm die Kniee wie gebrochen waren; er mußte sich dort auf die Treppenstufen setzen, und drinnen im Hause hörte er lärmen, und ein Fenster wurde geöffnet, und ein scharfer Rauch kam heraus, denn man hatte die Lichter am Weihnachtsbaum ausgeblasen.

So saß der Schilder-David. Wer kommt da, wer ist das? Es ist Häspele. Er jauchzte hoch auf, als er den Joseph sah, der aber schnatterte, daß auch der Schilder-David nur mit Mühe sich hielt.

„Geh schnell zurück in den Wald und sage, daß er da

ist; sie sollen nicht mehr umsonst herumlaufen!" rief David zähneklappernd.

Häspele eilte mit lautem Gejauchze zurück. „Er ist gefunden! Er ist gefunden!" schrie er den Berg hinauf, bis er nicht mehr schreien konnte.

Zum Schilder-David aber kam jetzt eine Frauengestalt und sagte: „Gebt das Kind mir."

„Nein, ich geb's nicht her. Was willst du?"

„Ich will es hinauftragen in meine Kammer und in mein Bett legen. Kommt mit."

„Ei, du bist ja die Toni? Deine Mutter war eine brave Frau."

„Und ich möcht' es auch sein. Kommt, schnell, hurtig!"

„Ich kann keine Treppe mehr steigen; ich spür's jetzt, was ich durchgemacht habe."

„So kommt in den Stall, da ist's auch warm." Toni führte den Schilder-David in den Stall, machte aus trockenem Heu ein gutes Lager zurecht, legte das Kind hinein und deckte es zu.

Der Schilder-David hielt dem Kinde die Hand auf die Stirn, das Kind schlief, und der Großvater blieb bei ihm sitzen und wagte kaum, zu atmen. Erst als sie beide ganz ruhig waren, ging des Heidenmüllers Toni leise aus dem Stall.

Sechzehntes Kapitel.

Schlafen und Wachen in der Heidenmühle.

Häspele war von den Eltern auf der Höhe, wo sie das Licht gesehen hatten, fortgeschickt worden, er solle ausspüren, was dort vorgeht. Martina wollte es nicht glauben, als Adam hinzufügte: „Es kann ja sein, wer weiß, vielleicht haben sie unsern Joseph in der Mühle gefunden," und doch wollte sie gleich mit hinab; Adam brachte sie dazu, daß sie wartete, bis Häspele zurückkäme.

Endlich kam er; er rannte nach der Stelle, wo sie auf ihn warten wollten; sie waren nicht da. „Ist denn heute alles verhext?" sagte Häspele. Adam und Martina waren aber eben daran, die drei Engel zu fangen. Adam hielt sie mit seiner mächtigen Stimme an, als sie des Weges daherkamen, aber

die Engel schienen einmal vor dem Geschlechte der Röttmänner solche Angst zu haben, daß sie davonliefen.

„Du wirst sehen, unser Joseph ist mit zum Dreikönigsingen gegangen,“ lebte Martina wieder neu auf.

Adam setzt den Engeln nach und bekommt richtig einen bei seinen Flügeln, aber der Flügel bleibt in seiner Hand; er folgt den Engeln, sie fliehen, aber nicht schnell genug für einen Mann wie Adam. Er hielt einen der Engel in der Hand hoch und fragte ihn nach Joseph; dann brachte er ihn zu Martina, die weiter oben wartete; aber der Knabe war so voll Zittern, daß nichts aus ihm herauszubringen war; er wollte um alles nicht gestehen, wer seine Kameraden seien, und als man ihn fragte, ob ihnen nicht ein starker Knabe von sieben Jahren begegnet sei, da sagte der Engel bald Nein, bald Ja; es war nicht klug daraus zu werden. Mitten in diesem Verhöre erschien Häspele: „Er ist da! Er ist da!“

„Wer ist da?“

„Der Joseph!“ sagte der Häspele heiser.

„Wo? Wo? Wo?!“ stürzte Martina auf ihn los.

„Wo ist er? Um Gottes willen! Ist er tot oder lebendig?“

„Drunten in der Heidenmühle sitzt er und trinkt warmen Wein!“

„Mein Joseph! mein Joseph!“ schrie Martina, daß es im Thale widerhallte, und rannte mit aller Macht den Berg hinab; Adam konnte ihr kaum folgen; sie eilte die Treppe hinauf, riß die Thür auf und schrie: „Joseph! Joseph! Wo ist mein Joseph?“

„Geh zum Teufel mit deinem Joseph!“ antwortete ihr eine Stimme; sie kannte sie, es war die Stimme der Röttmännin. Kein Schreck, keine Angst, keine Todesfurcht, keine Himmelsfreude hatte Martina niederwerfen können; diese Stimme warf sie nieder, daß sie mit einem entsetzlichen Schrei leblos zu Boden sank; selbst der hinter ihr stehende Adam war so erschreckt, daß er sie fallen ließ, ohne sie aufzuhalten. „Mutter! Mutter!“ schrie er; er konnte weiter nichts hervorbringen.

„Heiße sie nicht Mutter,“ rief die Braut; „geh weg, Adam, laß mich; ich will sie schon aufheben. Gib mir den warmen Wein dort her, tropfe ihr den Schnee von deinem Mantel auf die Schläfe. So, so! sie atmet.“

„Hahaha!“ lachte die alte Röttmännin, „und wenn die ganze Welt zum Narren wird, ich nicht; und wenn sie alle vor mir umfallen wie die Maikäfer, ich sage doch Nein.“

Der Speidel-Röttmann aber, statt seiner Frau zu ant-

worten, ging auf Martina zu: „Komm, Martina, sei gescheit, erhole dich. So, ich heb' dich auf, so, da setz' dich her."

„Mein Joseph! Wo ist mein Joseph?"

„Unten im warmen Stall, er schläft; laß ihn ruhig schlafen, dein Vater ist bei ihm und wacht, wir haben ihn ins warme Heu gelegt, aber wart' nur, wir tragen ihn jetzt gleich herauf und legen ihn in mein Bett, es ist gleich nebenan in der Kammer. Du darfst hinuntergehen, Adam, brauchst nicht zu fürchten, daß deiner Martina was geschieht, geh du nur, ich bin bei ihr."

„Und ich!" sagte der Speidel-Röttmann. Adam ging die Treppe hinab in den Stall und trug das Kind herauf in das Bett. Der Schilder-David schlief so fest, daß er ihn nicht zu wecken wagte. Auch das Kind schlief fort, da er es auf den Arm nahm und die Treppe hinauftrug; es fuhr dem Vater nur einmal mit der Hand übers Gesicht, dann ließ es die Hand wieder schlaff sinken. Leise wurde nun Martina in die Kammer geführt, sie beugte sich nur still über Joseph und hörte ihn atmen.

„Leg' dich ein bißchen zu dem Kind auf mein Bett," sagte des Heidenmüllers Toni zu Martina; diese schaute sie groß an, und Toni sagte: „Sei froh, daß es so gekommen ist. Dein Adam und ich, wir haben uns miteinander verloben müssen; er ist gezwungen gewesen wie ich, und dein Adam ist brav, kein ander Wort hat er zu mir geredet als von dir, und wir sind Brautleute gewesen und haben einander noch keinen Kuß gegeben."

„So geb' ich dir einen," sagte Martina aufstehend und umhalste Toni.

„Da möcht' ich meine Backen dazwischen haben," sagte Häspele zu Adam und fuhr gegen die beiden Frauen fort: „Ihr seid alle beide gute Bissen. Jetzt, Toni, jetzt wär's geschickt, nimm mich, willst? Ich sehe schon, du sagst Nein, aber deine Hochzeitsschuhe mache ich dir doch."

„Wo ist mein Vater?" unterbrach Martina.

„Er schläft im Heu."

„Lieber Gott, wenn er erwacht und das Kind ist ihm von der Seite genommen; der kommt von Sinnen."

„Sei ruhig, ich gehe in den Stall und bleibe bei ihm, bis er aufwacht," entgegnete Toni, aber Häspele hielt sie auf; er wollte etwas zu trinken, denn er müßte schnell auf den Reitersberg, wo die Wache wartete. Toni brachte ihm schnell ein Glas Würzwein. Der Verlobungswein wurde heute von seltsamen Gästen genossen.

Es war nun wieder still auf der Mühle. Hier schlief

Joseph, an dessen Bett Adam und Martina wachten, im Heu schlief der Schilder-David, bei dem Toni wachte, und oben in der Kammer schlief der Heidenmüller. Die Röttmännin suchte ihn zu wecken, sie mußte eines Mannes Hilfe haben, aber der Heidenmüller gab keinen Laut von sich und die Röttmännin fluchte auf den regungslosen „Mehlsack", der sich jetzt dahinlegt, während das ganze Haus auseinander fährt. Eben als die Röttmännin wieder in die Stube kam, schrie sie laut auf: „Was ist denn das? Will denn die Welt untergehen heute?" Denn es krachte von den Bergen, tönte wieder aus den Thälern und von den Felsen, daß der kleine Joseph selber drüber erwacht war und in der Kammer schrie: „Vater!"

„Ich bin da," antwortete Adam.

Das Schießen wiederholte sich, und jetzt kam's herbei mit Waldhornklang, mit Schellengeklingel, Peitschenknallen und Hundegebell.

„Du hast den Teufel gerufen, daß er kommen soll. Hörst du? Er kommt. Gib nach, solange es noch Zeit ist!" suchte der Speidel-Röttmann seine Frau zu bekehren.

„Wenn der Teufel kommen will, ist's mir recht; möcht' schon einmal ein rechtes Wort mit ihm reden," erwiderte die Röttmännin; „ihr seid alle nichts nutz, ihr könnt alle zu Kreuz kriechen; was eine rechte Frau ist, gibt nie nach, nie, lieber sterb' ich."

Das wilde Heer kam immer näher, und jetzt hält es still vor der Mühle. Es kam aber nicht herauf, denn im Stalle hörte man das Jammergeschrei einer Frau und wildes Klagen und Stöhnen einer Männerstimme. Der Schilder-David war erwacht, er fand das Kind nicht und wühlte jetzt im Heu, das Kind suchend, und schrie und stöhnte, und das Zureden der Toni half nichts, ja der Schilder-David drohte, sie zu erwürgen, wenn sie ihm das Kind nicht gebe.

Eduard drang in den Stall, und Toni warf sich ihm entgegen und rief: „Helft, helft!" Im Schein der Laterne sah der Schilder-David entsetzlich aus, wie er im Heu wühlte und sich umwendete und die Halme ihm über das Gesicht und in den Haaren hingen.

„David, es ist ja alles gut," sagte der junge Landwirt mit seiner wohltönenden Stimme; der Schilder-David sank in das Heu zurück.

„Wer ist der Fremde?" fragte Toni den Häspele.

„Der Bruder unserer Pfarrerin."

„Herr ... Herr Bruder," begann Toni, „saget doch dem

David, daß sein Enkelchen in meiner Kammer ist und der Adam und die Martina bei ihm. Saget Ihr's ihm, mir glaubt er nicht, mich hört er nicht. Um Gottes willen helfet, Ihr seid ja der Bruder der Pfarrerin, und Ihr müßt auch ein guter Mensch sein, und ich hab' es Euch heute schon angesehen. Um Gottes willen haltet auf."

Der Schilder-David, der sich ins Heu gesetzt hatte, streckte Toni die Hand entgegen. „Du hast recht. Verzeih, hilf mir auf." Toni an der einen und Eduard an der andern Hand hoben den Schilder-David in die Höhe, und er sagte: „Ihr seid zwei gute Menschen." Eduard hielt den Schilder-David im linken Arm, die Rechte reichte er Toni, er wußte nicht, warum er's that, und sie gab ihm die Hand, und sie wußte nicht, warum sie es that, aber sie hielten einander fest. „Ich kann schon jetzt allein gehen," sagte der Schilder-David, und die beiden säuberten ihn von dem Heu und geleiteten ihn die Treppe hinauf.

Das Wiedersehen von Martina und Schilder-David war kurz abgebrochen, sie reichte ihm nur das Kind hin, dann gingen sie alle in die Stube, wo man den Häspele laut lachen hörte. Er wollte den Fastnachtshansel spielen und dabei die Röttmännin zum Jawort bekehren, das sollte ihr in dieser Weise das Leichteste sein.

Als Joseph an der Hand des Großvaters in die Stube kam, sagte Toni: „Du hast dabei nichts zu hören," und sie führte ihn wieder zurück in die Kammer jenseits der Hausflur. „Das ist der Bruder der Pfarrerin," sagte sie noch im Hinausgehen zur Röttmännin, indem sie Eduard vorstellte.

Dieser sprach nun auch eindringlich zur Röttmännin, sie gab ihm keine Antwort, keinen Laut ließ sie hören und schaute ihn immer funkelnden Auges an.

„Es ist bald Zeit, daß man in die Kirche geht," hieß es nun, und der ganze Trupp verließ die Stube. Als man sich vor dem Hause sammelte, hörte man oben in der Stube rufen: „Die Röttmännin soll leben, sie hat ihr Jawort gegeben!"

Es war die Stimme Häspeles, er kam triumphierend die Treppe herunter, alles schrie Hoch! und abermals Hoch! das Horn schallte drein, die Rollen klingelten, eine Stimme schrie vom Fenster heraus, man hörte sie nicht.

Unter Hörnerklang und Gesang zog man den Wald hinauf, dem Dorf zu. Toni ging neben Martina. Auf der ersten Anhöhe sagte sie: „Jetzt muß ich umkehren, ich möcht' gern mit euch in die Kirche und möcht' gern bei dir bleiben, aber ich weiß nicht, was das ist, jetzt überfällt mich eine Angst, daß

mein Vater von all dem Lärm nicht aufgewacht ist. Ich bin kein braves Kind, ich hab' nicht nach ihm gesehen. Gut' Nacht, Joseph," sagte sie, diesem die Hand reichend, „gut' Nacht, alle miteinander." Sie ging an Eduard vorbei, ihre Hand zuckte, und auch die Hand Eduards, aber sie gaben doch einander die Hand nicht vor den Menschen.

„Gut' Nacht," sagte Eduard leise, und sie erwiderte ebenso leise: „Gut' Nacht." Häspele brachte ihr noch ein schallendes Hoch aus, als sie zur Mühle zurückkehrte, und alles stimmte mit ein. Adam trug den Joseph auf dem Arm, er hatte ihm die neuen Kleider angezogen und die neuen Stiefel, und endlich mußte er dem Großvater nachgeben, daß das Kind neben ihm herschritt.

Auf der Anhöhe vor dem Dorfe schrie Häspele mit der letzten Kraft seiner Stimmmittel: „Halt! Halt!"

Hier lag der Wolf noch im Feld, wo ihn Adam hingeschleudert hatte. Adam führte seinen Sohn zu dem toten Tiere und sagte: „Sieh, den hab' ich totgeschlagen mit meinem Knüttel." Joseph ließ sich aber durch kein Bitten und kein Schelten dazu bewegen, den Wolf zu berühren, er fürchtete sich. „Es ist gut, daß du in Vaters Gewalt kommst," sagte Adam, „wenn's noch länger gedauert hätte, du wärst kein Röttmann geworden." An der rechten Hand führte er drauf seinen Sohn, an der linken schleppte er den Wolf. So ging's hinein bis vor des Schilder-Davids Haus.

Siebzehntes Kapitel.

Großes im kleinen Hause.

„Ja, das habe ich noch zu sagen vergessen, der Heidenmüller," hatte Leegart gesagt, als sie plötzlich durch das Geschrei vor dem Hause unterbrochen wurde.

„Er ist gefunden! Der Joseph ist da."

Die Weiber rannten vor das Haus und fragten: „Ist niemand verunglückt?"

„Alles wohl auf, alles!" hieß es zur Antwort.

Leegart blieb unverrückt auf ihrem Platze sitzen, sie stemmte nur ihre Füße um so fester auf den Schemel, der jetzt so seltsam zu zittern begann, nahm schnell eine Prise der Beruhigung und betrachtete die Jacke mit jenem Blicke, der da spricht: dich krieg' ich nicht mehr in die Hand.

„Der Joseph ist da!“ rief der vorausstürmende Häspele der Leegart zu.

„Und meine Jacke ist fertig!“ entgegnete Leegart in der bescheidenen Zuversicht, daß sie den Joseph durch ihr unausgesetztes Nähen am Leben erhalten habe. Da indes der einfältige Häspele nichts darüber bemerkte, fragte sie: „Wo hat man ihn gefunden?“

„In der Heidenmühle.“

„Ich hätt' eigentlich nicht zu fragen brauchen,“ beteuerte Leegart, mit stolzer Ruhe um sich blickend, „ich hab's gewußt, wo er ist, ich hab' den Weg angegeben, den er gegangen ist; eben in der Minute, wo das Geschrei gekommen ist, habe ich das Wort gesagt: der Heidenmüller. — Die Weiber müssen mir's alle bezeugen.“

Für Leegart war das vor allem das Wichtigste, daß sie so weise war, auch dahin sehen zu können, wo sie nicht ist. Als alle in die Stube kamen und Martina ihr die Hände drückte — sie zerdrückte dabei eine heimliche Prise —, da sagte Leegart wieder: „Ich hab's gewußt, ich hab's vorhin gesagt, in der Heidenmühle ist er. In der Minute, wo der Häspele gekommen ist, habe ich noch das Wort Heidenmüller gesagt, und ich prophezeie dir, Martina, du kriegst deinen Adam.“

„Es ist so! Es ist so! Da kommt er!“ rief Martina.

Leegart schaute demütig zu Boden, sie wollte nicht dafür gelten, daß sie prophezeien könne, wenn nur sie es bei sich weiß. Sie nickte allen zu, die in die Stube eintraten, wie wenn sie sagen wollte: ich hab's gewußt, daß ihr kommen müsset, ich hab' alles vorausgesehen, und genau hab' ich's vorhergesehen, wie der Adam den Joseph an der Hand hält, und das von dem Wolf habe ich auch gesehen, bei mir ist es nur eine Kreuzotter gewesen, aber ein böses, giftiges Tier ist das eine wie das andere. Es hat alles so kommen müssen. Sie war über nichts verwundert. Mir ist nichts verborgen, sagten ihre Mienen, und sie schnupft dabei ebenso heimlich als behaglich.

„Ich hab' drei Vater,“ rief der kleine Joseph. „Leegart, da sind meine drei Vater.“

„Gut, aber geh jetzt schlafen,“ befahl David. „Martina, bring den Joseph ins Bett! Gottlob! daß wieder alle da sind!“ schrie er seiner Frau ins Ohr. Die Großmutter nickte fröhlich. „Hat's Heu geschneit?“ fragte sie und nahm ihrem Manne noch einige Halme aus dem Haare. Alles lachte, die taube Großmutter lachte vergnüglich mit, um und um schauend, sie sah von jedem Gesichte ab, was sie nicht hören konnte. Sie reichte dem

Speidel-Röttmann die Hand und sagte: „Setzet Euch, setzet Euch nur.“

Adam reichte ihr von selbst die Hand und rief mit gewaltiger Stimme ihr ins Ohr: „Grüß Gott, Schwiegermutter!“

Die Schilder-Davidin wich einen Schritt zurück, wie wenn sie einen Stoß bekommen hätte. „Ich hör' schon. Ich bin nicht so taub,“ sagte sie auf der Ofenbank vor sich hin und betrachtete scheu die großen Männer und die großen Hunde.

Das kleine Haus des Schilder-David war nicht für die Röttmänner gemacht. Vater und Sohn reichten fast an die Decke, wenn sie aufrecht standen.

Der kleine Joseph saß eine Weile auf dem Schoße des Speidel-Röttmann. David war eifersüchtig und fast bös auf das Kind, das so schnell an andere Menschen sich gewöhnt.

„Schenk' mir deinen großen Wolfshund,“ sagte Joseph zu Großvater Röttmann, und dieser erwiderte:

„Er ist dein.“

„Du bist mein,“ sagte Joseph zu dem Hunde, aber einstweilen mußte er ihn noch dem Großvater lassen, denn der Hund ging nicht mit ihm.

„Bring eines den Joseph ins Bett,“ befahl David jetzt wiederholt. Die Großmutter verstand an den Lippen ihres Mannes, was er sagte, sie nahm den kleinen Joseph und ging mit ihm nach der Dachkammer. Kaum war die Thür hinter Großmutter und Enkelchen ins Schloß gefallen, als Leegart vortrat und mit einer Bestimmtheit und Festigkeit, die alle staunen machte, ausrief: „Und jetzt, Martina, jetzt zieh dich zur Hochzeit an. Ich zieh' dich an, ich habe dir's versprochen. Ihr Männer, wenn ihr rechte Männer seid, so machet, daß heute nacht noch Adam und Martina getraut werden. Ihr könnet, wenn ihr wollet und nicht nachgebet. Ihr Röttmänner, jetzt gibt's ein Röttmannsstück, wo ihr euch zeigen könnt. Jetzt soll der Speidel einen harten Klotz spalten, und du, Gaul, sollst Vorspann sein. Was schaut ihr mich so an? Geht zum Pfarrer, und ich sag's euch, ihr bringet's zuweg. Ich sag's euch und weiß, was ich sag'. Komm, Martina, ich zieh' dich an. Du sollst nicht am Tag gehen und dein Gesicht verhüllen, du hast dich lange genug gegrämt und geschämt. Komm!“

Sie zog Martina mit in die Kammer, alle sahen ihr staunend nach, niemand redete ein Wort. Bald kam Martina festlich gekleidet in die Stube zurück. Adam ging auf sie zu und zeigte ihr, ohne daß es die andern sahen, etwas, das eingewickelt und mit einem besonderen Band in seinem Geldbeutel befestigt

war. Dann wendete er sich in die Stube und sagte: „Vater, Schwiegervater, es ist am besten so. Kommt mit uns zum Pfarrer. Noch heute muß er uns zusammengeben."

„Es wird nicht gehen."

„Wir wollen's probieren."

„Noch eine Hauptsache," hielt jetzt der Schilder-David auf. „Wenn man sich zum Aufgebot meldet, muß man den Katechismus und besonders die zehn Gebote kennen. Kannst du mir sie noch hersagen, Adam? Du schweigst? Hier hast du den Katechismus vom Joseph, geh in die Kammer und wiederhol' es schnell."

„Ich helf' dir," sagte Martina und ging mit Adam in die Kammer.

Das war aber ein schwer Stück Arbeit. Adam standen schwere Tropfen auf der Stirne, aber er brachte dafür die zehn Gebote nicht wieder in den Kopf, besonders die Ordnung, wie sie nacheinander folgen, verwirrte er immer wieder, und dabei hatte er offenbar eine tiefe Erschütterung im Herzen, wie er jetzt in dieser Stunde diese ewigen Gesetze wieder sich einprägen sollte.

„Kann unser Joseph die zehn Gebote auswendig?" fragte er Martina.

„Ja freilich, Wort für Wort."

Die Leegart erlöste den verzweifelnden Adam, sie kam in die Kammer und sagte: „Haltet euch jetzt nicht auf. Bei euch ist's anders wie bei andern Menschen. Der Pfarrer wird nicht danach fragen, und du kannst ja dem Pfarrer versprechen, daß du es nachlernen willst."

„So ist's," bestätigte Adam glücklich und machte das Buch zu, ihm war eine schwerere Last von den Schultern genommen als damals, da er die beiden Räder trug.

Er ging mit Martina in die Stube.

Die beiden Väter und das Brautpaar wollten miteinander das Haus verlassen. Adam versuchte der Schwiegermutter zu erklären, was vorgehe, aber sie wich vor ihm zurück und hielt sich die Ohren zu; erst als David zu ihr redete, nickte sie.

„Soll ich daheimbleiben und den Joseph hüten?" fragte sie. „Ich will's thun, ihr habt alle mehr gethan, und ich hab' daheimgesessen, aber ich möcht' doch auch dabei sein, wenn meine Martina getraut wird."

„Die Leegart ist so gut und bleibt bei dir."

„Nein, ich bin nicht so gut. Ich hab' gelobt, bei der Trauung der Martina zu sein, und ich könnte nicht davonbleiben, wenn ich auch wollte."

Glücklicherweise kam jetzt der Nothelfer Häspele, und obgleich er sich sehr schön herausgeputzt hatte und sich wohl rühmte, was er gethan, und sich übermäßig freute, daß heute die Hochzeit sein solle, und natürlich damit vorn stehen wollte, ließ er sich doch endlich bewegen, bei dem Joseph zu bleiben, denn Martina sagte: „Vetter, du bist dein Lebtag gut gegen das Kind gewesen und gegen mich, thu auch noch das Gute und bleib jetzt bei dem Kind.“

„Ja, ja, ich thu's schon, rede nichts mehr,“ sagte Häspele, schluckte die Thränen hinab und ging hinauf in die Dachkammer und blieb beim Joseph sitzen.

Die beiden Väter, die Mutter und das Brautpaar gingen nach dem Pfarrhause, wenige Schritte hinter ihnen drein ging die Leegart allein, sie schaute um und um nach den Häusern, wo überall Licht war, da ahnt niemand, welch ein Unerwartetes diese Nacht noch vollbringen muß. Leegart hörte Musik. Das ist Hochzeitsmusik, die in den Lüften spielt. Freilich hört nur sie allein diese Musik, aber sie weiß und hört eben auch mehr als andere Menschen.

Als die Hochzeitsleute im Pfarrhause in die Stube eintraten, blieb Leegart bei der Magd in der Küche, sie schickte sie aber alsbald in die Stube, damit sie das Schiebfensterchen öffne, das nach der Küche führte.

Achtzehntes Kapitel.

Um des Kindes willen.

Die Nacht ward zum Tage, der Tag zur Nacht verwandelt, so gestern wie heute. Es bedurfte der ganzen stillen Gelassenheit des Pfarrers, daß er nicht in fiebrische Hast und Unruhe versetzt wurde. Aber so wenig er es duldete, daß man ohne die äußerste Not mit der Kirchenglocke Sturm läutete, ebenso wußte er sein Inneres vor Sturm zu bewahren. Er schaute lange zum Fenster hinaus, jetzt in der Nacht hörte man den Pendelschlag der Turmuhr, und gleichmäßig wie der Pendelschlag der Turmuhr ging der Herzschlag des Pfarrers. Er hatte die schwere Kunst gelernt, mitten in aller Unruhe und allem Herzeleid, das er in voller Seele mitempfand, die Gelassenheit festzuhalten und jegliche Leidenschaft, auch die edelste der Mitempfindung, niederzuhalten.

Während alles, was bei dem Auszuge im Dorfe verblieben war, sich zu einer Arbeit zwang, Unterhaltung und Ansprache suchte, um die Angst zu überwinden, um sich wach zu halten, saß der Pfarrer sinnend und allein in seiner Stube und schaute vor sich hin ohne Regung, ohne irgend etwas vorzunehmen, und doch war's dabei lebendig und bewegt in seiner Seele. Die Dorfbewohner, die von dieser Gewohnheit wußten, behaupteten, der Pfarrer predige im stillen vor sich selber, die Pfarrerin aber hatte ihrem Vater vertraut und sonst noch niemand auf der Welt: der Pfarrer setze in solchen Stunden wundersame Gedichte, so fein, so zart, daß die feste Sprache für sie zu rauh sei, und es genüge ihm, die Worte und Gedanken vor sich zu gewinnen, und er habe weder Lust noch Bedürfnis, sie in geschriebenen Zeichen festzuhalten. So habe er damals, als man im Nachbardorfe Wengern das Kind erfroren gefunden, die Worte, die jetzt auf dem Grabe stehen, wie träumend vor sich hingesprochen, und sie habe viele Mühe gehabt, bis er ihr erlaubte, sie aufzuschreiben und dem Amtsbruder in Wengern zu übergeben. Manchmal aber war es auch ein Gedicht, ein tiefer Gedanke aus fremder Seele oder eine Melodie seines Lieblingsmeisters, die der Pfarrer in solchen stillen Stunden sich selber wiederholte, weiter führte und neu bildete, und wenn er so still mit sich verkehrt hatte — die Pfarrerin nannte es sein überirdisches und er nannte es sein unterirdisches Dasein —, da trat er in die Welt hinaus zu den Menschen mit dem lauten Wort, mit einer Weihe und Verklärung, mit einer gesättigten Kraft, die jeder empfand. So saß er an diesem Abend still, in sich lebend. Langsam tönten die Glockenschläge vom Turm, die Stunde auf Stunde verkündigen; sie tönen gleich, ob es Tag, ob es Nacht, ob sie in Freud oder Leid hineinklingen; sie tönen und sprechen: wieder ein Zeitraum dahin, der zur Ewigkeit geworden.

„Wir haben ihn gefunden!“ rief es plötzlich auf der Straße, und Waldhornklang schallte drein. Der Pfarrer trat ans Fenster und hieß seinen Schwager willkommen.

In der Stube erzählte Eduard mit hastigen Worten, daß Joseph in der Heidenmühle bei der vormaligen Braut Adams gefunden worden sei. Er hielt sich nicht lange dabei auf, das krallige Wesen der wilden Röttmännin zu schildern; er sagte mit Begeisterung, wie rechtschaffen heute sich das Herz des ganzen Dorfes bewährt: „Diese Männer haben nichts als ihr Leben, ihre gesunden Glieder, mit denen sie sich durchschlagen müssen, und mit einer Zuversicht und Bestimmtheit, als müßte das so sein, setzte jeder sein Alles ein, um ein verlorenes Kind zu retten.

Da hat sich's gezeigt, daß Ihr Herz, lieber Schwager, in allen diesen Menschen lebt; Sie waren daheim und doch waren Sie bei uns. Ich kann mir's nun denken, daß es Ihnen schwer, fast unmöglich sein muß, diese Menschen zu verlassen."

Der Pfarrer erwiderte nichts darauf, kein Wort der Zustimmung oder des Widerspruchs, und die Pfarrerin fragte: „Und des Heidenmüllers Toni hat den Adam aufgegeben? Gottlob! Sie hat ein feines und reines Herz, der wird es noch gut gehen in der Welt. Warum habt ihr sie aber nicht mitgenommen ins Dorf? Hättest du sie mir nur ins Haus gebracht, Eduard. Sie bedarf jetzt des Schutzes vor ihrem Vater, vor ihrer Stiefmutter und der wilden Röttmännin."

Eduard antwortete nicht, aber er atmete schwer; der Pfarrer setzte indes hinzu: „Sei ruhig wegen der Toni, sie ist stark genug, sie ist von hartem Kernholz, und man kann niemand die Folgen seiner Thaten entziehen, im Guten wie im Bösen. Wer zur That die Kraft hat, hat auch die Kraft, die Folgen zu tragen, und muß sie haben."

Eduard schaute beruhigter auf, aber seine Wangen glühten, und als die Schwester die Hand an die Wange des Bruders legte, sagte sie: „Du bist im Fieber, geh nur schnell zu Bett, geh, ich bring' dir guten Thee ans Bett."

Eduard war nicht willens, dem zu folgen, und doch fühlte er, daß es ihm vor den Augen wirbelte; er hatte noch mehr erlebt, als er jetzt sagen konnte. Da klopfte es an. „Nur herein!" rief die Pfarrerin, aber es zögerte vor der Thür; sie öffnete dieselbe, und herein traten: Speidel-Röttmann, der Schilder-David und seine Frau, und hinter ihnen Adam und Martina.

„Herr Pfarrer," nahm der Schilder-David das Wort, „Gott hat uns wunderbar geholfen, jetzt helfen Sie weiter, und rasch, daß alles in Ordnung kommt."

„Was soll ich?"

„Red' du," zog sich David zurück und deutete dabei auf den Speidel-Röttmann.

„Ich habe gemeint," begann dieser und strich sich mit der flachen Hand nochmals über den glattgeschorenen Kopf, als wollte er nochmals eine Ehrenbezeigung machen und einen unsichtbaren Hut abziehen, „ich hab' nichts dagegen, der Herr Pfarrer soll meinen Adam und die Martina noch heute zusammengeben."

„O, das ist ja prächtig!" rief die Pfarrerin, und Adam trat vor mit Martina an der Hand und sagte: „Ja, Herr Pfarrer, wir bitten darum."

„Wir bitten!“ wiederholte leise Martina.

„Ruhig, nur ruhig,“ befahl der Pfarrer. „Ihr beiden jungen Leute kommt mit mir in mein Zimmer.“ Er ging voran, und die beiden folgten ihm.

„Setzt euch,“ sagte der Pfarrer drin in der Stube; die beiden setzten sich, und er fuhr fort: „Adam, du glaubst, weil du der Reichste in der Gegend bist, weil du an den Geldsack schlagen und ausrufen kannst: was kostet's? da ist's — nun muß dir auch alles zu Gefallen sein; weil du hoffärtig auf deine Kraft bist, weil du ein Pferd umreißen, einen Wolf totschlagen kannst, glaubst du, daß es auch kein Gesetz gebe, keine ewigen Satzungen, die man nicht zwingen kann ...“ Der Pfarrer hielt inne, und Adam begann: „Herr Pfarrer! Es kennt mich kein Mensch auf der Welt, mein Vater nicht, meine Mutter nicht, nur meine Martina kennt mich, und Sie, Herr Pfarrer, kennen mich wohl auch, aber doch wieder nicht recht. Es ist wahr, wie Sie mir das gesagt haben, da eben ist ein wilder Kerl in mir gewesen, der hätte gern dreingeschlagen, alles kurz und klein geschlagen. Es ist wahr, ich habe ihn noch nicht untergekriegt, den wilden Kerl; aber, Herr Pfarrer, von jetzt an ist er drunten, und Ihr und meine Martina ... Leget mir eine Buße auf, ich will sie still tragen, ich hab's verdient. Lasset mir den Finger abhacken, daß ich so schwach werde wie ein kleines Kind, ich will nicht zucken ...“

Vor Bewegung konnte Adam nicht weiter reden, und der Pfarrer nahm auf: „Es ist Gesetz, daß man drei Sonntage nacheinander aufgeboten wird.“

„Ist es denn noch nicht genug, daß mir um mein Kind das Mark im Leib gezittert hat? Sagt mir, was ich thun soll, Herr Pfarrer, ich will's thun.“

„O, Herr Pfarrer,“ bat Martina, „sind wir denn nicht schon genug gestraft? Haben wir denn nicht lang genug gebüßt?“

„Nein. Du hast dich brav benommen in dieser schweren Zeit, aber deine Sünde ist auch schwer. Es soll nicht sein, daß diejenigen, die sich vom Gesetz entbunden haben, nun auch alle Gesetze aufheben dürfen.“

„Wenn's nicht anders ist, in Gottes Namen,“ sagte Adam. Martina aber konnte vor Weinen nicht reden. Der Pfarrer ließ sie geraume Zeit stillsitzen, dann sagte er: „Kommt mit in die Stube.“

„Ist's fertig?“ fragte die Pfarrerin.

Adam und Martina schüttelten mit dem Kopf; da trat der

Speidel-Röttmann vor und sagte: „Herr Pfarrer, ist es wegen dem Aufgebot?“

„Ja, ja,“ entgegnete Adam.

„Wenn's weiter nichts ist,“ sagte der Speidel-Röttmann und stellte sich breit hin, „Herr Pfarrer, ich bezahle die Strafe, die es kostet.“

„Jawohl, wenn die reichen Bauern mit Geld dreinfahren können, dann glauben sie, wäre alles zu schlichten; aber Meister Röttmann, es gibt etwas, was Eure zehn Pferde nicht vom Fleck bringen. Noch eins: hat Eure Frau ihr Jawort gegeben?“

„Der Häspele behauptet es,“ fiel Eduard ein, „er soll kommen.“

Adam eilte schnell und holte den Häspele herbei; dieser kam zitternd, und als der Pfarrer ihn auf sein Gewissen fragte, ob die Röttmännin ihr Jawort gegeben, sagte er, nachdem er sich die Lippen wund gebissen: „Nein, das hat sie nicht.“

„Gut denn,“ sagte der Pfarrer, „ich will es auf mein Gewissen nehmen, ohne das Jawort der Röttmännin euch zu trauen. Aber nun will ich euch was sagen: nicht deine Kraft, Adam, und auch nicht deine Demut — ich glaube daran, und ich hoffe, sie wird bleiben —, auch nicht Eure Prahlerei mit Strafe bezahlen, Meister Röttmann, sondern . . .“

„Wegen des kleinen Joseph,“ konnte sich die Pfarrerin nicht enthalten, einzufallen. „Wegen des kleinen Joseph gibst du nach. Er ist ein kluges Kind. Was soll daraus werden, wenn er hört, seine Eltern seien jetzt erst aufgeboten? Wie wird er sich wehren müssen gegen seine Kameraden; wer weiß, was für ein böser Tropfen da in seine Seele fällt, und was in späteren Jahren daraus entquillt.“

„So ist's,“ bestätigte der Pfarrer, „jetzt schläft das Kind und weiß nichts von all den Wirrnissen und Irrwegen der Welt; er ist in den Tod und aus dem Tod gegangen, um seinen Vater zu suchen, der ein Schwächling war, trotz seiner Kraft, und seinen Großvater, der bisher nur glaubte, alles ließe sich mit Geld loskaufen. Um des kleinen Joseph willen traue ich euch noch heute nacht.“

Martina stürzte vor dem Pfarrer nieder und küßte ihm die Hände; Adam hätte das auch offenbar gern gethan, aber zum Knieen, so weit hatte er es doch noch nicht gebracht, er legte nur die Hand auf das Haupt der Martina, wie wenn sie auch an seiner Statt da hinkniete.

Alles war still in der Stube, und der Pfarrer schloß: „In der Kirche sehen wir uns wieder,“ und ging in das Neben-

zimmer. Im Pfarrhause war es bald wieder still, aber noch bevor die Hochzeitsleute das Haus verließen, hieß es im ganzen Dorf von Haus zu Haus: „Adam und Martina werden noch heute nacht getraut. Die Leegart hat's gesagt."

Neunzehntes Kapitel.

Eine Stimme um Mitternacht.

Die Glocken klangen in die Nacht hinein; aus der offenen Kirchthür drang ein breiter Lichtstrahl hinaus auf die Gräber, die von Schnee zugedeckt waren. In der Kirche war die ganze Gemeinde versammelt, jeder hatte ein Licht vor sich; die Orgel tönte, die Gemeinde erhob den vollen Gesang.

Die Orgel verklang, die Stimmen verstummten, und auf der Kanzel stand der Pfarrer und begann: „Was ihr der Geringsten einem thut, das thut ihr unserem Vater im Himmel! Das ist ein Wort, ausgegangen aus fremdem, fernem Lande, es bewährt sich heut hier in unseren Wäldern, hier, wo damals kaum ein Menschentritt der Fährte des wilden Tieres folgte, hier und überall." Er schilderte hierauf, daß der Mensch sich selber nichts Besseres thun kann, als was er einem andern thue; „und nie," rief er, „nie ist ein Menschenantlitz schöner, als in der Minute, da du eine gute That vollbracht: eine Glorie breitet sich über dich und erlöst dich von der Schwere des Daseins." Dann begann er wieder zu schildern, was es um den Gottesdienst um Mitternacht ist: „Freiwillig seid ihr hier versammelt und habt den Schlaf gebrochen, brechet auch den Schlaf der Seele, da euer Auge wacht. Wie oft weckte dich in der Nacht die Sorge, die Not, und du zucktest zusammen, du kannst den Schlaf nicht mehr finden, und wohl dir, wenn es nur eine Sorge ist, die da im Finstern schleicht und sich nicht fangen läßt. Weh dir, wenn es der Gedanke einer bösen That ist, die dich weckte. Dort weckt ein Kind die Mutter, der Vater ist weit fort, und am Krankenbette stehst du und hoffst den Tag heran und fragst: ist noch nicht Tag . . ."

Als der Pfarrer diese Worte sprach, hielt sich Martina an Adam fest, der neben ihr in der vordersten Reihe saß: „Das ist der Ruf unseres Kindes aus der vergangenen Nacht."

Und der Pfarrer fuhr fort: „O, stöhnest du, wenn es nur

Tag wäre, nur das Licht der Sonne am Himmel, und alles wird sich leichter ertragen. Aber es leuchtete auch ein heller Stern in der Nacht.“ Der Pfarrer führte aus, wie wohlgethan es sei, einmal aus freien Stücken den Schlaf zu verscheuchen und ins Auge zu fassen das Sternenlicht in der Nacht; er kehrte wieder zurück zu den Textesworten und segnete alle, die heute eine gute That zur Vorhalle gemacht, durch die sie in die Kirche kamen.

Kein Atemzug, kein Räuspern, kein Husten — was sonst bei dem nächtlichen Gottesdienste wie Klage der gestörten Lebensordnung die kirchliche Feier unterbricht — war heute vernehmbar; jeder hatte den Atem angehalten, und die Mauern erdröhnten, als der Gesang jetzt wieder einfiel.

In kurzen und einfachen Worten vollzog nun der Pfarrer die Trauung von Adam und Martina, und still, unter dem abermaligen Geläute der Glocken, zerstreute sich die Gemeinde. Einige Burschen hatten Flinten bereit gehalten, um nach der Trauung zu schießen, aber sie wurden von den aus der Kirche Kommenden zurückgehalten. Es war einem jeden so feierlich zu Mute, jetzt durfte kein Lärm sein, die stille Andacht, die der Pfarrer erweckt hatte, durfte durch keinerlei Lärm gestört werden. Und als nach ein Uhr der Mond aufging und das Schneegestöber verscheuchte, da leuchtete er auf ein ruhig schlafendes Dorf hernieder, und die schlummernden Herzen waren gesättigt und fühlten sich beseligt.

Zwanzigstes Kapitel.

Es ist Tag.

Das war ein fröhliches Erwachen am andern Morgen, jedes Auge leuchtete hell, und jeder rief mit heiterer Stimme dem andern zu: Guten Tag! Es ist prächtig Wetter! während doch das prächtigste Wetter in der Seele war. Allerdings schien heute auch draußen die Sonne so hell, und die schneebedeckten Berge und Bäume glitzerten im Morgenstrahl; das Beste aber ist doch, daß etwas da ist, was nicht so wandelbar ist, wie das Wetter: ein Kind ist gerettet, und Eltern und Großeltern sind glücklich, und da ist eine Hochzeitstafel aufgerichtet, wo nicht gekocht und nicht gebraten wird und keine Teller klappern. Und

wie gut und treu hat der Pfarrer alles ausgelegt, nur schade, schade, daß er fort will, den sollten wir ewig behalten.

In der Dachkammer im Hause des Schilder-David standen Adam und Martina vor dem Bett des kleinen Joseph; der schlief noch fest, obgleich ein heller Sonnenstrahl, so breit ihn eben das kleine Fensterchen einließ, dem Knaben auf die offene Brust schien. Im Angesicht des Kindes sprach sich ein scharfer Trotz aus, der Kopf war zurückgebeugt, und die Lippen waren aufgeworfen und leise geöffnet, die geballte Faust lag neben der rotglühenden Wange.

„Ich will ihn wecken, es ist Zeit," sagte Martina.

„Thu's mir zulieb und laß ihn noch schlafen. Ich bin auch so, wenn ich Schweres durchgemacht habe, da könnte ich drei Tage in einem Trumm fortschlafen. Wie prächtig sieht doch ein Kind aus im Schlaf! Ich hab' ihn noch nie schlafen gesehen." So sprach Adam, und Martina schaute ihn groß an.

Für Adam war nicht Raum in der kleinen Kammer. Er setzte sich auf die Truhe Martinas und bat sie mit einer leisen Stimme, die von einem anderen Menschen zu kommen schien, sie möge aus dem Lichte treten, daß er den Joseph auch recht betrachten könne.

„Ich will da sitzen bleiben, bis er aufwacht," schloß er, und Martina wiederholte aber- und abermals, wie Joseph in der vergangenen Nacht immer gerufen habe: ist noch nicht Tag? Bei diesen Worten drehte sich der Knabe um, schüttelte sich wie abwehrend und schlief weiter. Jetzt beugte sich aber die Mutter über ihn und rief mit heller scherzender Stimme: „Mutter, ist noch nicht Tag? Es ist Tag, Joseph! Wach' auf! Dein Vater ist da!"

Das war ein Blick voll Staunen und Verwunderung, mit dem Joseph jetzt aufschaute, aber er schrie laut weinend, da die Riesengestalt des Vaters sich aufrichtete in der kleinen Dachkammer; er mochte dem Kinde als ungeheuerliche Traumgestalt erscheinen, und wie eine dunkle Wolke trat die Gestalt vor das einfallende Sonnenlicht, es ward dunkel in der Dachkammer. Martina hatte viel Mühe, den Knaben zu beruhigen, Adam mußte die Kammer verlassen, bis er angekleidet war, und in diesen Minuten, da Adam vor der Kammerthür stand und drin die Mutter den Knaben beschwichtigen hörte, ging ihm nochmals sein schweres Schuldbewußtsein auf, aber nur flüchtig; er war der Adam Röttmann, der alles zwingen konnte; er war schwer zornig auf den Knaben, der ihn nicht liebte, ihm nicht um den Hals fiel; er wollte ihn mit Strenge lehren, daß er ihn lieben und als Vater ehren müsse, und das noch heute.

Als Joseph aus der Kammer kam, sprang er schnell an Adam vorbei, die Treppe hinab.

„Der Bub muß anders gezogen werden, das ist keine Art gegen den Vater," sagte Adam voll Zorn zu Martina. Diese aber erklärte ihm, er solle doch denken, wie lieb ihn das Kind habe, da es ihm in Schnee und Nacht entgegen ging und keine Furcht kannte; jetzt aber sei das Kind noch natürlich scheu und der Vater ihm fremd. Adam solle in Geduld und Güte das Herz des Kindes an sich gewöhnen und nicht glauben, daß sich da etwas zwingen ließe.

„Du hast recht, hast ganz recht," sagte Adam und ging die kleine Treppe hinab, so schwer, daß das ganze Häuschen wankte. In der Stube stand Joseph im Schoße des Schilder-David, und Adam rief dem Knaben zu: „Du kriegst heute was geschenkt von mir, was möchtest du haben? Sag's nur."

Der Knabe antwortete nicht und schaute den Vater scheuen Blickes mit eingezogenen Brauen an. Er verließ den Großvater, ging aber nicht zum Vater; er betrachtete mit verwundertem Blick den Nagel an der Ofenwand, dort hing jetzt eine eingerahmte Schrift. Schon lange vor Tag hatte der Großvater den Konfirmandenspruch der Martina dort wieder aufgehängt. Eben fiel ein breiter Sonnenstrahl auf den Spruch, der da lautete:

Halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Off. Joh. 3, 11.

„Jetzt nur noch eins!" rief der Schilder-David, „ich habe was vergessen. Der Pfarrer hat recht, es gibt Satzungen, von denen man nicht abweichen darf, und ich hab' etwas festgestellt, und das wird ausgeführt. Komm einmal her, Joseph, komm her." Joseph merkte schon, der Ton ist nicht der gute, aber er ging doch zum Großvater, und dieser sagte: „Hast du heute deine neuen Hosen an? Gut, ich will dir was drein geben. Ich hab' fest gesagt, du kriegst deine tüchtige Tracht Schläge, weil du davongelaufen bist, und jetzt will ich sie dir gleich bar auszahlen." Er langte hinter den Spiegel, holte die Rute herab, und Joseph schrie schon im voraus; Martina wehrte ab und bat, der Großvater solle ihm doch die Strafe schenken; auch Adam bat, aber der Schilder-David sagte: „Diesmal kriegt er sie noch von mir, er hat den Bubenstreich bei mir gemacht, und ich muß ihn bezahlen; was er weiter thut, das ist deine Sach', Adam. Du sollst nicht mehr eigenmächtig davonlaufen, Joseph, du sollst dran denken!" Und er legte ihn übers Knie und gab ihm eine tüchtige Tracht Schläge, dann sagte er, die

Rute Adam übergebend: „Da, da hast du die Rute, von nun an ist's an dir, ihn in Zucht zu halten; ich hab' das Meinige gethan. So, jetzt sind wir fertig.“ Leise setzte er zu Martina hinzu: „Wenn sie ihn im Dorfe jetzt verhätscheln wollen, wird er dran denken, und das ist gut.“

Joseph weinte laut und wollte sich gar nicht wieder beruhigen, als ihm Martina zusprach.

Aber noch in einem anderen Hause wurde an diesem heiteren Morgen geweint, und zwar im ersten des Dorfes. Im Pfarrhause saß die Magd in der Küche und weinte bitterlich: „Die schöne fette Gans, die wir heut haben braten wollen; und sie war gerad' so geschickt, weil wir einen so lieben Gast haben; das schöne Tier, das so gut ausgefroren war vor dem Fenster, ist heute nacht in dem Durcheinander gestohlen worden. Die Menschen müssen ja jetzt an dem Bissen, den sie dem Pfarrer stehlen, ersticken, und wie himmlisch gut hat er ihnen zugeredet und gedankt für das, was sie gethan, und jetzt thun sie ihm das. Heute sollt' er das auch in der Predigt mit vorbringen und ihnen den Text lesen, und wer zuerst hustet, der hat die Gans gestohlen. Der schlechte Kerl, der Fuchs, der Wolf, der Hund, der Marder, der Rabe, der Alles, der sie gestohlen hat, und die elende Person, die sie braten wird; ich gehe durchs Dorf und rieche überall herum, ich muß meine Gans wieder haben. Wir haben ja nichts zu essen heut mittag ...“ So und noch viel mehr unter bitterem Weinen und Schelten und Fluchen klagte die Magd in der Küche, so daß der Pfarrer endlich herauskam und fragte: „Was geht denn vor?“ Es wurde ihm getreulich berichtet, und die Magd zeigte ihm als Wahrzeichen den leeren Haken, an dem die Gans vor dem Fenster gehangen. „Der Haken ist noch da, aber die Gans nicht,“ klagte sie und probierte immer den Haken, wie wenn er gerade geschickt wäre, um den Dieb daran aufzuhängen. Auch Bruder Eduard kam herbei und mußte der Magd den Gefallen thun, den leeren Haken zu besehen. Zu dem Schwager gewendet, sagte der Pfarrer: „Es ist oft so, gerade der schmackhafte letzte Bissen, den man sich wohl aufbewahrt, fällt oft auf den Boden, wenn man ihn schon an der Gabel hat.“

„Und du lachst noch?“ klagte die Pfarrerin gegen ihren Mann, „ja, ihr Männer, ihr könnt es nicht wissen, wie schwer es einem auf dem Lande wird, ein ordentliches Essen herzurichten, und wie man sich freut, wenn alles sich macht, und das war wie bestellt, daß mir die Mutter gestern noch Kastanien schickte.“

„Ich lache nicht, im Gegenteil, mir ist's auch unangenehm —“

„Ihnen ist es gewiß am meisten leid, daß ein Mensch so schlecht ist, zu stehlen. Aus dem Leckerbissen machen sie sich nichts," fiel Eduard ein.

„Mit nichten. Ich bin so materiell, daß ich sehr gern so ein glitzerndes braunes knusperiges Stück Gänsebraten esse. Und wegen des Diebes? Wenn einem andern die Gans gestohlen worden wäre, der Dieb wäre da wie da, aber es würde mich doch weniger ärgern als jetzt, da es meiner eigenen Gans an den Kragen ging."

„Den Kragen haben wir noch," beruhigte die Magd. Alles lachte, eben da der Briefbote die Treppe heraufkam. Er brachte die Landeszeitung. Der Pfarrer überflog rasch sein Gebiet, und richtig — die Stelle im Odenwald, um die er sich beworben hatte, war einem andern, viel jüngeren Geistlichen, aber von der neumodischen starren Sorte übergeben worden.

„Da ist auch noch ein Haken," sagte der Pfarrer, reichte seiner Frau das Blatt und deutete auf die betreffende Stelle. Mit der Zeitung war auch ein Brief vom Oheim Konsistorialpräsidenten angekommen, der die Verleihung der Stelle an einen andern dahin erklärte, daß man unsern Pfarrer in die Hauptstadt ziehen wolle.

„Ich lehne ab, ich bleibe hier," sagte der Pfarrer kurz.

Die Pfarrköchin, die ins Wirtshaus ging, um dort Fleisch als Ersatz des gestohlenen Gänsebratens zu holen, hatte zwei Nachrichten zu verbreiten, die sich gar nicht miteinander vereinen wollten, und die sie immer seltsam untereinander mengte; die gestohlene Gans und das Bleiben des Pfarrers im Dorf.

Die Glocken läuteten in sanften Schwingungen in den hellen Tag hinaus; nicht umsonst nennt man das Geläute am Weihnachtsmorgen „Kindlewiegen". Als der Pfarrer wieder zur Kirche ging, stand das ganze Dorf vorm Pfarrhause bis zur Kirchthür aufgestellt hüben und drüben, und sie grüßten alle den Pfarrer als Zeichen des Dankes für die Freude, daß er nun für immer bei ihnen bleibe. — Während in der Kirche die Orgel tönte, schlich eine verhüllte Gestalt vor der Pfarrküche vorüber, und unversehens lag eine fette Gans auf dem Fensterbrett. War es nun die gestohlene oder eine andere, war's der Dieb, der die gestohlene wiederbrachte, oder ein gutes Herz, das eine andere dafür hinlegte? Man konnte nie klug daraus werden. Die Pfarrköchin behauptete, sie verstehe auch ein Auge zuzudrücken, sie habe die Gestalt nicht erkannt und nicht erkennen wollen. Sie war aber so voll Freude, daß sie bis vor die Thür der Sakristei eilte, um dem Pfarrer zu sagen, er solle nicht von der

gestohlenen Gans predigen, sie sei wieder da; sie wagte es indessen doch nicht, in die Sakristei einzutreten, und ging wieder zurück.

„Er ist ja auch gescheit genug,“ sagte sie, „und wird nicht über eine Gans predigen,“ und darin hatte sie vollkommen recht.

Der kleine Joseph war mit seinen Eltern, hüben und drüben von ihnen geführt, in die Kirche gegangen; er schaute seltsam auf zu allen Begegnenden, er sagte nichts, aber er drückte dem Vater still die Hand. An der Kirchthür entließen die Eltern das Kind zu seinen Schulgenossen, und sie selber trennten sich in die Männer- und Frauenabteilung. Aber die Zwei gehörten doch jetzt zusammen, wie sie jetzt dasselbe Gebäude einschloß und wie ihre Stimmen zusammenklangen. Der Gesang ging aber heute nicht gut von statten, denn es fehlte der beste Sänger, der dem Schulmeister schon oft mit seiner mächtigen Stimme ausgeholfen hatte, es fehlte heut Häspele, der so heiser war, daß er kein lautes Wort reden konnte. — Als der kleine Joseph bei seinen Kameraden angekommen war, fragten ihn mehrere: „Weißt du, wie du jetzt heißt?“ — „Joseph Röttmann, wie immer.“ — „Nein, Joseph im Schnee, so heißt du jetzt,“ und diesen Namen behielt er bis auf den heutigen Tag.

Am Nachmittag wurde im Wirtshause vielfach auf das Wohl des Pfarrers getrunken und auch auf das Wohl des „Joseph im Schnee“, und jeder hatte noch ganz besonders zu erzählen, was er diese Nacht vollbracht. Die Schauer waren hundertfältig, wie man nicht wußte, was ein Fels ist, und wo es jäh hinabgeht. Es war weit mehr Wunder, daß niemand verunglückt war, als daß der Joseph sich so geradeswegs durchgefunden hatte. Zu Hause aber saß der Schilder-David in seinem Sonntagsgewand vor seiner großen Bibel und las mit Fingern den Buchstaben folgend, da weiter, wo er vorgestern abend aufgehört hatte. Der Schilder-David lebte das gewöhnliche Leben und las die Bibel immer wieder durch, und jetzt hatte sich's wundersam zusammengefügt und zum Besten.

Am Mittag kam ein Bote in das Dorf und berichtete, daß in der Heidenmühle eine Leiche liege.

„Die Röttmännin,“ rief alles.

„Nein, der Heidenmüller, er ist schon seit gestern abend tot, man hat es aber erst heute früh gemerkt, er hat sich den Tod angethan, weil er mit dem Speidel-Röttmann um die Wette trinken wollte, und schrecklich ist's gewesen, wie die Röttmännin, die ihn in der Nacht zu ihrem Beistand erwecken wollte, auf ihn hineinfluchte. Sie fluchte über einen Toten hinein.“

Alles schauderte, und gewiß, der Tod des Heidenmüllers wurde sehr bedauert, aber er hätte auch zu einer andern Zeit sterben können. Man sprach jetzt weit weniger von der Rettung des Joseph, als vom Tod des Heidenmüllers.

Niemand erschrak mehr über diesen Todesfall als die Leegart. Es zeigt sich ja, sie kann mehr als andere Menschen; sie kann einen zu Tode wünschen. Sie hatte ja dem Heidenmüller in alle Gewürze, die er beim Krämer, und in den Wein, den man im Rößle geholt, Gift und Opperment hineingewünscht. Ein Schauer der Wonne und der Angst zugleich ging durch ihr ganzes Wesen, daß sie mit solcher Wunderkraft ausgestattet war.

Sie wagte es nicht, aus dem Hause zu gehen, jedermann mußte ihr ansehen, was sie gethan, und sie bereute es aufrichtig, sie hat's nicht ernst gemeint. Ich werde mich hüten — gelobte sie sich — künftighin so etwas zu thun; ich wünsche der ganzen Welt nur Gutes, meinetwegen auch der Röttmännin. Endlich wagte sie es, zur Martina zu gehen, und sagte ihr heimlich in der Dachkammer: „Ich bitte dich, sorg' mit geschickter Manier dafür, daß keine von den Weibern ausplaudert, was ich gestern dem Heidenmüller gewünscht habe. Die Menschen sind gar abergläubisch und könnten am Ende glauben, ich kann mehr als andere Menschen, aber ich mag den Namen nicht dafür haben." Leegart war nur halb zufrieden, als ihr Martina beteuerte, daß niemand daran denke und daß die Welt doch nicht so dumm sei, solche Sachen zu glauben.

Die Leegart dachte bei sich: „Du bist dumm, aber, gottlob! wenn nur ich weiß, was in der Welt ist." Sie erschrak vor jedem Gedanken, den sie über einen Menschen gehabt hat oder noch haben wird. Das ist ja entsetzlich schwer, eine solche Gabe zu haben, daß man jedermann anthun kann, was man will.

Als die Frauen zu Besuch kamen, beteuerte die Leegart fortwährend: „Ich mein' es mit der ganzen Welt gut, besser als ich meint es kein Mensch. Ich wünsche jedermann, jedem, ich nehme keinen aus, nur Gutes."

Man verstand nicht, was die Leegart wollte, aber man stimmte ihr bei: „Ja wohl, du bist immer gut gewesen."

„Und wißt ihr, was ich sage?" rief die Leegart mit glänzenden Augen, „ich sage weiter nichts als: das Pfarrhaus und des Heidenmüllers Toni. Denket daran, daß ich's gesagt habe; ich sage weiter nichts."

Bald nach der Todesnachricht war der Pfarrer und die Pfarrerin unter Begleitung Eduards nach der Heidenmühle gefahren, und das war gut, denn Toni wollte fast vergehen vor

Jammer und Wehe, sie hatte seit gestern so Entsetzliches durchgelebt, und sie klagte sich schwer an, daß sie in der Fürsorge für andere den Vater vergessen habe. Toni begrüßte die Pfarrerin wie einen rettenden Engel, und sie ward erst beruhigter, als die Pfarrerin versprach, bei ihr zu bleiben.

Eduard bat, man möge ihm doch auch etwas zu thun geben. Toni sah ihn groß an und schmiegte sich an die Pfarrerin.

Die nun so schnell zur Witwe gewordene Heidenmüllerin klagte und heulte entsetzlich, und wenn der Pfarrer ihr zuredete, hörte sie ihn kaum an, sie starrte nur immer auf Toni, wie wenn sie diese mit ihrem Blicke vergiften wollte. Die Gemarterte ist jetzt frei, und ihre Peinigerin muß als Bettlerin aus dem Hause ziehen.

Man mag sich dagegen sträuben, wie man will, die Leegart hat doch etwas gewußt.

Von Neujahr an wohnte des Heidenmüllers Toni im Pfarrhause, und sie blieb dort während des ganzen Trauerjahres. Allmählich lebte sie wieder auf aus ihrem tiefen Kummer und sah so schön aus wie ehedem, nur viel feiner.

Im Hochsommer wurde auf der Heidenmühle neu gebaut, Eduard kam mehrmals zu Besuch, und nie war er da, ohne auch nach der Heidenmühle zu schauen und nach allem, was dort gerüstet und geordnet wurde.

Die Leegart nähte viel im Pfarrhause und hätte viel erzählen können, wie schön und herrlich es war, wie die Pfarrerin und die Toni miteinander lebten und wie sich diese von der Pfarrerin in allem unterweisen ließ. Aber die Leegart hatte sich vorgenommen, nicht mehr viel zu sprechen; nur bei der jungen Röttmännin auf Röttmannshof, der jetzt grün angestrichen ist, schüttete sie ihr Herz aus. Nirgends war Leegart besser daheim als auf Röttmannshof, und sie sagte oft: „Lustigeres kann man doch gar nicht sehen, als wie der starke breite Adam sein kleines Töchterchen auf dem Arm herumträgt und mit ihm spielt. Man hätte es gar nicht geglaubt, daß er so geschickt und handlich sein kann. Martina dachte lachend an die Zeit, da Adam das Herumtragen einmal gelernt hatte, dort unter der breiten Buche.

Als Leegart dem Töchterchen das erste Jahrkleid gemacht hatte, und zwar ein sehr schönes grellrotes, war Adam ganz glückselig, da er das Kind herumtrug und es lehrte, wenn man es fragte: „Wo ist dein schönes Kleid?“ daß es den Zipfel desselben aufhob und sein schönes Kleid zeigte.

Nun war Leegart wieder voll Verwunderung und Lob, und

Martina konnte sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Er sagt oft: ich hab' an meinem Joseph diese erste Kindheit versäumt; ich bring's jetzt ein. Es gibt ja nichts Glückseligeres.“

Die wilde Röttmännin war schon lange nicht mehr da. Sie hatte es nicht bekennen wollen, aber es ging ihr doch nach, daß sie so entsetzlich auf den toten Heidenmüller hineingeflucht hatte. Vor der Welt spielte sie noch die Starke. Sie ließ sich einen Advokaten kommen, er mußte eine Schrift aufsetzen an das Konsistorium, daß die Ehe von Martina und Adam für null und nichtig erklärt werde; sie erlebte das Ende des Prozesses nicht, sie starb, bevor der Schnee völlig geschmolzen war, durch den Joseph seinem Vater entgegengegangen war. — —

Wenn jetzt der Pfarrer auf der Kanzel steht, hat er vor sich in der ersten Reihe zwei tapfere Männer, die die besten Freunde geworden sind, es ist Adam Röttmann und der junge Heidenmüller, der Schwager Eduard, der Toni geheiratet hat.

Joseph im Schnee ist im Winter im Dorf beim Schilder-David, um der Schule nahe zu sein; er ist ein starker, wohlbegabter Knabe.

Häspele behauptete immer: „Aus dem Knaben, der so Außerordentliches erlebt und so Außerordentliches bewirkt, muß auch ein ungewöhnlicher Mensch werden.“

Die Leegart aber erwiderte beständig: „Nur nicht prophezeien! Man ladet sich eine schwere Verantwortung auf.“ Sie weiß, was aus dem Joseph im Schnee wird, sie sagt es aber nicht.

Brosi und Moni.

(1852.)

Brosi und Moni.

Wie Geigen- und Klarinettenton klingt es in der ganzen Umgegend von Haldenbrunn, wenn man diese Namen nennt, und allerorten heißt es: So gibt es keine Menschen mehr, so lustig und so gut und so glücklich.

Es ist eine Freude, solche Menschen gekannt zu haben, und eine höhere Freude, sie andern bekannt zu machen und ihnen damit eine reine Erquickung zu schenken. Aber freilich, das geht schwer. Wer nicht ein Auge mitbringt, in dem die Menschenliebe leuchtet, und wer nicht seine Lust hat an unverwüstlichem Lebensmut — der wird am Ende weiter nichts sehen als zwei alte knochendürre Gestalten.

Wir gehen ab der Landstraße einen ziemlich schroffen Berg hinan, der Weg ist mehr mit Schlitten als mit Wagen befahren, und hüben und drüben stehen dunkle Tannenwälder, drin der Kuckuck ruft und die Holzaxt schallt. In Klaftern aufgeschichtetes Brennholz verbreitet in der Mittagssonne einen eigentümlichen Harzduft, jetzt haben wir das Dorf erreicht und sehen, daß wir nur einen Vorhügel erstiegen, denn hinter ihm dehnen sich fast unübersehbar weit hinaus hohe Waldberge. O wie erquicklich ist es, wenn man im heißen Mittag über den Berg kommt und aus dem Wald heraustretend ein Dorf in grünen Obstbäumen vor sich sieht; da lernt man verstehen, was es heißt, sich nach dem kühlen Wein sehnen. Es ist niemand auf der Straße, den wir nach dem besten Wirtshaus fragen können, ist aber auch nicht nötig; dort gegenüber dem Röhrbrunnen jenes helle Haus mit dem Ziegeldache hat seinen Wegweiser, der blecherne Auerhahn mit ausgespreiztem Schweif, den es im Schilde trägt, schaut vergnüglich auf euch nieder. Er ist Alleinherrscher und kein anderer neben ihm. Es ist ganz am Platze, daß man dem einzigen Wirtshaus im Walddorfe den Auerhahn zum Schilde gegeben, der hier noch lebendig nistet; und noch dazu gehört jetzt das Wirtshaus dem Revierförster, der es erheiratet hat,

seitdem die Beamtung aufgab und sich dem einträglicheren Holzhandel widmet. Wir treten in die geräumige getäfelte Stube, an deren oberem Ende ein Stück Brett in die Decke neu eingesetzt ist. Wir werden schon später erfahren, warum. Es ist niemand daheim als das wohl kaum fünfzehnjährige Wirtstöchterlein, das emsig aus einem Buche abschreibt. Flink eilt es auf unser Geheiß in den Keller.

Die Welt ist doch schön eingerichtet für den, der Geld im Sack hat. Hier oben, wo kaum die Holzäpfel reif werden, beherbergen die guten Menschen kräftigen Unterländer Wein, der nur auf den Ruf aus lechzender Kehle wartet.

Wollt ihr wissen, was das junge Wirtstöchterlein im heißen Mittag einsam schreibt? Lächelt nur, es sind französische Vokabeln. Der Herr Revierförster (denn ein Titel stirbt nicht aus) lassen jede Woche zweimal den geschickten Lehrer von Endringen kommen, der muß das Töchterlein vorbereiten, bis er es nach dem nahen Straßburg auf ein Jahr in ein Pensionat thut.

Die geschminkte Vornehmigkeit und der deutsche Bedientengeist finden ihren Weg in die entlegensten Walddörfer.

Es hat aber damit doch noch keine Gefahr. Fragt den Mann, der jetzt mit seinem schindelnbeladenen Gefährte vor dem Wirtshaus hält und, die Peitsche im Schoß, einen Schoppen Most trinkt, fragt ihn nach dem Brosi, und er wird euch sagen: „Das war ein alter Deutscher,“ und darunter versteht man doch noch immer einen schlichten, gerechten Mann von Treu und Glauben.

Hier in der Wirtsstube hat der Brosi viele schöne Stunden verbracht, die gerippten Gläser, die dort auf dem Brette auf den Kopf gestellt sind, hingen gewiß alle schon an seinen Lippen.

Es ist hier gerade der rechte Platz, seine Lebensgeschichte zu erzählen.

Erstes Kapitel.

Seht dort den weißen Kirchturm mit gestaffeltem Giebel: just so lang, als der im Dorfe steht, ist der Brosi auch da; sie stammen auch beide aus einem Ort, denn die großen Quader sind in Endringen ans Tageslicht gebracht und der Brosi auch; und der Brosi hat geholfen, diese Steine einfugen, und als man zum erstenmal vom Turm läutete, ging der Brosi mit seiner Moni in die Kirche und wurde als Ambrosius Heller mit Monika Kreitter feierlich getraut.

Damals war der Brosi noch ein frischer Bursch und hatte Backen fast so rot als wie die Purpurnelken in seinem Hochzeitstrauß; er that einen Schwur, solange er ein Bein heben könne, auf jeder Hochzeit und jeder Kirchweih im Dorfe zu tanzen, und er hat diesen Schwur ein gutes halbes Jahrhundert treulich gehalten.

Der Brosi erzählte immer gern, wie er zu seiner Frau gekommen, und sagte dabei immer, er habe sie sich „ermauert“.

Endringen liegt eine gute Stunde entfernt an der jenseitigen Abdachung des zweiten Vorberges. Von dorther kam der Brosi jeden Morgen, sobald der Tag graute, und wenn er über den Steg des Forlenbachs ging, der an Haldenbrunn vorbei thalwärts rollt — es ist ungewiß, ob der Bach seinen Namen von den Forellen in seinem Wasser oder von den Forlen an seinen Ufern hat —, da schaute Brosi jedesmal nach einem kleinen ärmlichen Häuschen, das dort neben einem kleinen, dicht mit Zwetschgenbäumen besetzten und mit fuchsig gewordenen Tannenzweigen umzäunten Grasgarten steht. In dem Häuschen war immer schon so früh am Tage jemand wach, die offene Stallthür zeigte, daß das erste Geschäft des Tages, das Reinigen des Stalles, vorgenommen wurde; und sei es, daß die Arbeit bereits so weit gediehen, oder daß das Auftreten des schlanken jungen Maurergesellen auf dem dröhnenden Stege dazu gemahnte: in der Regel erschien eine junge Mädchengestalt mit einem Besen unter der Thür, vom Steg aus wurde ein heller „Guten Morgen“ gerufen und von der Thür aus mit einem regelmäßigen „Schön Dank“ erwidert. „Auch schon fleißig?“ setzte dann der Maurergeselle noch hinzu. „Ein bißle,“ lautete die Antwort. Der Maurergeselle ging vorüber und schwenkte das bunte Tuch, das er in der Hand trug und in das er seinen Topf und sein Brot gewickelt hatte, noch schneller hin und her.

Noch nach Jahrzehnten konnte Brosi seine Frau damit necken, daß er eben nicht sehr zart sagte: „Ich hab' dich zuerst als Hexe mit dem Besen und auf dem Mist gefunden.“

Mit dem Morgengruß in der Seele ging Brosi an die Arbeit und war allzeit wohlgemut, obgleich er sich lange nichts dabei dachte; ja, als dies geschah, redete er sich's aus, denn er war ja ebenso lustig, wenn ihn aus dem Schiebfensterchen zuerst die alte Frau mit kahlem Scheitel begrüßte.

Endringen ist nicht so weit von Haldenbrunn entfernt, daß der Brosi nicht die Verhältnisse dieses Hauses genau kannte. Es waren gerade zwölf Jahre, Brosi war damals siebzehn Jahre alt und vom Speisbuben zum Maurer emporgestiegen, als der

Maurermichele von Haldenbrunn in Nellingen vom Dach stürzte und auf dem Platze tot blieb. Die Witwe, Rosine mit ihrem Taufnamen, die ehedem in der Apotheke der drei Stunden entfernten Amtsstadt als Magd gedient hatte und darum das Apothekerrösle genannt wurde, nährte sich nun davon, daß sie im Walde und auf den Wiesen allerlei Kräuter und Wurzeln für die Apotheke sammelte. Daneben trieb sie einen Butter- und Eierhandel, und die Bauernfrauen gaben mit innerem Widerstreben, aber äußerlich freundlich, ihr die verkäuflichen Vorräte, weil sie fürchten mußten, daß das Apothekerrösle ihnen die Küh und Hühner verhexe; die Männer dagegen, die sich auf ihre Aufklärung was zu gute thaten, behaupteten, das Apothekerrösle sei deshalb allzeit so aufgeweckt und habe noch in alten Tagen so flimmerige Augen, weil es bei seinen Stadtgängen tief ins Glas gucke. Ausgemacht war aber jedenfalls, daß das Apothekerrösle eine scharfe aufgeweckte Frau war, die auf jedes Vorkommnis eine Auskunft bereit hatte, so sicher als der Apotheker seine Mittel in Gläsern und Kolben geordnet und leicht zu finden hat. Die beiden älteren Töchter des Apothekerrösle dienten in der Schweiz, wohin schon damals des größeren Lohnes wegen der Zug der Dienstboten sich lenkte; die jüngste Tochter war daheim und konnte jetzt nicht mehr in die Fremde, da die Mutter plötzlich lahm geworden war. Die Rede ging: in Kronweiler habe ein Bauer in der Nacht einer schwarzen Katze, die im Stall einen Rappen ritt, daß er schäumte, den Fuß abgeschlagen, und das sei das Apothekersrösle gewesen. Wenn das Apothekerrösle mit ihrem von jahrelangem Korbtragen ganz kahl gewordenen Vorderkopf jemand zum Fenster heraus grüßte, dankte man schnell mit einem frommen Gruß, damit man kein Leid erfahre.

Brosi war nicht frei vom Hexenglauben, so gern er sich das auch ausredete; jetzt aber empfand er gar keinen Schreck, wenn ihn das Apothekerrösle am frühen Morgen grüßte, im Gegenteil, es mutete ihn heiter an, und er war oft versucht, das der Alten zu sagen, die gewiß um die üble Nachrede, die sie verfolgte, bekümmert war; aber es war doch besser, sich hier gar nicht einzulassen, denn Brosi fühlte, daß er nichts von der Mutter zu gefährden habe, vor der er doch noch eine Scheu hatte: die Tochter mit der hellen Stimme und dem arglosen und doch wiederum schelmischen Blicke konnte es ihm weit eher anthun. Brosi aber wollte noch höher hinaus. Zunächst war er noch jung und gedachte über die Berge zu wandern und in der Fremde sein Glück zu suchen; ließ er sich aber von einem

Geschick daheimhalten, so mußte es etwas anderes sein, als ein armes Mädchen mit der Dreingabe einer Hexenschwieger. Brosi war ein ehrliches Gemüt, und eben darum hatte er eine Höllenangst vor dem Verlieben; er war früh verwaist, und darum früh zum Ernst und darauf hingewiesen, für sich selbst Bedacht zu nehmen. Er lebte in Endringen bei einer Base, die, an einen Holzknecht verheiratet, mit einem Haufen Kinder in Armut lebte und noch besonders zänkisch gegen Brosi war, weil er nicht seinen sämtlichen Erwerb in ihr Hauswesen einbrockte.

Brosi war schon lange damit umgegangen, sich in der Gegend eine andere Unterkunft zu suchen, aber es wollte sich nicht schicken, und jetzt stand sein Vorhaben fest, in die weite Welt zu ziehen.

So oft er aber am Hause des Apothekerrösle vorüberging, war es ihm, als zöge ihn etwas da hinein, und er hätte gewiß an einen Zauber geglaubt, wenn er nicht gewußt hätte, daß ein anderes dabei waltet.

Schon drei-, viermal hatte er eine Hinneigung zu dem allzeit rüstigen Mädchen in sich aufkommen lassen und wieder bekämpft, noch bevor er, wie man sagt, ein übriges Wort mit dem Mädchen gesprochen hatte; ja, den nötigen Morgengruß auf dem Stege sprach er oft verdrossen und fast zornig, immer aber wurde ihm mit gleicher Freundlichkeit erwidert.

Als der Bauer von der langen Furche, der nachmals ein so schweres Geschick hatte, das wir ein andermal berichten müssen, mit des Schmalzgrafen Tochter von Siebenhöfen Hochzeit hielt, und drei Tage lang das Tanzen und Prassen nicht ausging, da machte sich der Brosi auch einen arbeitsledigen Tag und war voll übermütiger Lustigkeit.

Er tanzte mit der Braut den Siebensprung und mit der ersten Brautjungfer, der Schwester des Furchenbauern, den Hoppetvogel (wobei man nach bestimmter Weisung wie ein Vogel hüpft und nach Futter scharrt) so meisterlich, daß selbst die Alten auf ihn zukamen und ihm als höchstes Lob die Versicherung gaben, daß sie zu ihrer Zeit nicht besser hätten tanzen können. Und immer lustiger ward der Brosi, und jeder Bursche, der den Musikanten ein Lied vorsang, das sie als Tanzweise spielen sollten, und der damit nicht vom Flecke kam, fand im Brosi eine allezeit bereite Hilfe; er kannte alle Lieder und alle Weisen und hatte eine helle, alle übertönende, nie heisernde Stimme. Die Monika, die Tochter des Apothekerrösle von Haldenbrunn, war auch auf dem Tanz. Sie durfte sich wohl sehen lassen, sie war nett und sauber gekleidet und trug einen Rosmarinstrauß am Busen:

von Gestalt untersetzt, mit einem apfelrunden Gesicht von wenigem Ausdruck, zeigte sich doch um die festgeschlossenen feinen Lippen, zu welcher Lebendigkeit dieses Mädchen gebracht werden könnte, wenn der Rechte sich einfand. Brosi bedachte, daß die Monika gewiß nur seinetwegen gekommen sei, aber er sah sich kaum nach ihr um und hatte noch im stillen die Schadenfreude, ihr einen Plan zu Schanden zu machen; sie hatte ihn gewiß seit Monaten allmorgendlich nur so freundlich gegrüßt, um einen sicheren Tänzer für den heutigen Tag zu haben; jetzt hatte sie das Zusehen. Brosi tanzte immer nur mit den fürnehmsten Bauerntöchtern, besonders mit der Schwester des Furchenbauern, die er sich endlich just im Angesicht der Monika auf den Schoß setzte und dabei sang und trank, als ob die ganze Welt nur ihm gehörte; und im Tanzen hielt er's, als ob jeder Reigen der erste wäre, aufstampfend, singend, mit den Händen schnalzend, that er, als könne er von Müdigkeit und Sättigung der Lust gar nichts wissen.

Einmal saß er, die erste Brautjungfer auf dem Schoße, in einer Pause am Tisch, mit dem Gesicht nach dem Tanzraum gekehrt, da rief er:

„Heut tanz' ich meinen Kehraus in der hiesigen Gegend. Wenn die Schwalben davonziehen, gehe ich in die weite Welt. Wer mich haben will, muß es heut sagen und heut noch Hochzeit machen."

Ein guter Schwarm Mädchen kam auf ihn zu und umringte ihn neckend und spottend und wiederum bittend, er möge doch ja nicht fortgehen. Als er aber immer darauf bestand, rief die Brautjungfer: „Dann binden wir dich an. Kommet nur alle."

Im Nu hatten sich alle nach dem Beispiele der ersten Brautjungfer ihre doppelten Zöpfe mit den fliegenden langen roten Bändern auf die Brust gelegt und nestelten nun die Bänder an Brosi fest. Er ließ es geschehen, und mit einem schrillen Juchhe sprang er auf, stampfte auf den Boden und sang:

Spielleut, spielet auf und auf
Und seid nicht so verzagt,
I han no ein Vögeles-
Groschen im Sack.

Die Musikanten ließen die Weisung ertönen, und Brosi sprang an die Decke mit jauchzendem Juchhe und machte allerlei Figuren, während die Mädchen, mit den roten Zopfbändern an

ihn geheftet, ihn umtanzten. Plötzlich warf er sich auf den Boden und sang:

Weil Scheiden bitter ist
Und 's Lieben süß,
Jetzt leg i meim alten Schatz
D' Händ' unter d' Füß.

Die Bänder mußten losgemacht werden, die Brautjungfer mußte sich auf seine Hände stellen, und er tanzte eine Weile so mit ihr, bis er sie in den Armen auffing und singend mit ihr den Reigen beschloß.

Von dieser Zeit her stammt der Bändelestanz; man nennt ihn auch noch den Brositanz, und niemand konnte ihn meisterlicher ausführen als der Urheber.

„Mein Mann ischt koaner!“[1] rief der Brosi oft und oft, und von jenem Abend an hatte er diese Redensart und wendete sie bei vielen Gelegenheiten an.

Die Monika wäre, ohne einen Fuß zum Tanz gesetzt zu haben, nach Hause gegangen, wenn sich nicht die Schneiderin von Haldenbrunn über sie erbarmt und einmal mit ihr herumgetanzt hätte, wobei sie viel gestoßen und gedrückt wurde, denn die Burschen haben es darauf abgesehen, Mädchen, die allein tanzen, anzurennen. Als Monika über den Bachsteg ihrem Hause zuging, nahm sie den Rosmarinstrauß von dem Busen und warf ihn hinab in den Bach; es hatte kein Bursch danach verlangt, und der, von dem sie es gewünscht hätte, war schlecht und stolz und gab sich doch zum Hansnarren her.

Das dachte aber Brosi nicht, er hätte gern immer aufgeschrieen vor Lust, aber seine sonst unangreifbare Kehle schien nicht mehr mitthun zu wollen, so sehr er ihr auch mit kaltem und warmem Wein zusprach; er ballte jetzt oft still die Faust vor innerer Seligkeit.

Es war tief in der Nacht, da sagte Brosi, daß er am Morgen wieder an die Arbeit gehe und sich mit dem Hammer einen Hopser und mit der Kelle einen Schleifer spiele; da trat der Hochzeiter auf ihn zu und sagte:

„Was hast denn Taglohn?“

„Zehn Kreuzer,“ erwiderte Brosi, denn so nieder stand zu selbigen Zeiten noch der Taglohn.

„Ich geb' dir das Doppelte,“ rief der Hochzeiter, „da

[1] Ist keiner. Mit mir kann sich niemand vergleichen.

nimm, du mußt dableiben und die Lustbarkeit erhalten. Da nimm."

Die Mädchen kamen wieder und bestimmten Brosi, doch einzuwilligen, da sprang er auf und rollte die Augen so wild, daß die Mädchen scheu vor ihm zurückwichen; er nahm einen sauer verdienten Kronenthaler aus dem Beutel, warf ihn den Musikanten zu und rief:

„Aufgespielt! Die Schmalzbauern meinen, sie könnten die Lustigkeit auch kaufen, sie geben einen guten Taglohn für einen Lustigmacher. Drei Dutzend Juchhe um einen Groschen!" schrie Brosi mit plötzlich wieder hell gewordener Stimme. „Aufgespielt! hellauf! Weg da, Hochzeiter, weg, oder dein' Hochzeit ist dein Tod."

Und wieder begann er zu tanzen und zu singen und zu trinken, aber alles in Ingrimm, und um zu zeigen, daß er sich um die angethane Schmach nichts kümmere. Er zerschlug nacheinander drei Gläser, aus denen er getrunken, und als es dem Morgen immer näher kam, die Musikanten aufhören wollten und die Mädchen sich nacheinander fortschlichen, ließ sich Brosi noch allein aufspielen, und ohne sein Sonntagsgewand auszuziehen, ging er im Morgengrauen nach Haldenbrunn an die Arbeit.

Zweites Kapitel.

Auf dem Stege schaute Brosi hin und her, aber niemand grüßte ihn, und hadernd mit sich selber und übernächtig von der tollen Lust, that er seine Arbeit, voll Reue, daß er sich dazu hatte verleiten lassen, sein mühsam Erworbenes im Trotze zu verschleudern, worüber ihn die fetten Bauern gewiß noch hinterdrein auslachten.

Viele Tage sah Brosi nichts an dem Hause des Apothekerrösle, und nur das war ihm erwünscht, daß er an jenem Abende nichts mit Monika angeheftelt hatte; er konnte nun um so freier in die Welt ziehen, aber sparen mußte er mehr als je, denn die Hochzeit hatte den größten Teil des Reisegeldes aufgezehrt.

Wenn Brosi gut aufgeräumt war, freuten sich des besonders die Speisbuben, die den Mörtel auf das hohe Gestell zu tragen hatten, denn war Brosis Kübel leer, so trommelte er immer so lustig in die Höhlung, daß es gar nicht wie eine harte Mahnung klang, und fast tanzend kletterten die Speisbuben die hohen

Leitern hinan und verwechselten den leeren Kübel mit einem vollen. Seit mehreren Tagen aber klopfte der Brosi so wild und so melodielos in seinen Kübel und zankte noch mit den lässigen Speisbuben.

Das Wetter hatte sich gewendet, und es goß beständig in Strömen herab, so daß die Arbeit noch überdies eine wenig freudige war. Durchnäßt, frierend und hustend (denn seit der Hochzeitnacht fühlte er stets einen stechenden Schmerz auf der Brust) ging Brosi am Morgen und am Abend ungegrüßt über den Steg. Der Forlenbach, der sonst in den hohen Sommermonaten oft so trocken war, daß eine Katze hinüberlaufen konnte, schwoll durch den anhaltenden Regen immer mehr an und wälzte seine braunen Wellen wildrauschend über die Felsen. Brosi stand einst auf dem schon schwankenden Steg still und wünschte sich, daß die Wellen den Steg jetzt fortreißen und ihn selbst mit verschlingen möchten. Es kamen Tage, an denen der Regen nachließ, aber weiter im oberen Gebirge mußte er noch anhaltend sich ergießen, denn der Bach wurde immer höher und brachte ganze Baumstämme mit, die von den Uferbewohnern mit Hakenstangen, sogenannten Geißfüßen, als gute Beute eingezogen wurden. Eines Morgens kam Brosi an den Steg und schaute verwundert um sich; er kannte die Gegend kaum mehr, da war keine Spur des Steges, und weit hinein in die Wiesen floß das Wasser und schwemmte das in Schochen zusammengerechte Grummet mit sich fort. Während Brosi noch umschauend dastand, sah er am jenseitigen Ufer im Grasgarten des Apothekerrösle die Monika. Er öffnete den Mund, aber noch ehe er ein Wort hervorbrachte, rief ihm die Monika so laut zu, daß er es trotz der rauschenden Wellen hören konnte:

„Droben an der Bömles-Sägmühle kann man noch 'rüber."

Betroffen von diesem Zurufe und mit höchster Anstrengung rief der Brosi hinüber:

„Wir haben in Lustbarkeit nicht zusammenkommen sollen, es scheint, daß es in Traurigkeit sein soll."

„Wir brauchen gar nicht zusammenkommen, gar nicht," lautete die schnippische Antwort der Monika, und sie verschwand.

Den ganzen Tag mußte Brosi bei der Arbeit darüber nachdenken, wie so eigen die Monika ihm doch zugerufen und ihn dann so barsch abgewiesen hatte. In der mittäglichen Feierstunde ging er nach dem Hause des Apothekerrösle, er hustete mehrmals und wagte es nicht, hineinzugehen. Endlich fand sich eine schickliche Ausrede: sich eine Kohle vom Herde holen, um die Pfeife anzuzünden, ist eine unverfängliche Sache.

Brosi ging nach der Küche, Monika stand scheuernd in derselben.

„Ist's erlaubt, eine Pfeife anzuzünden?“ fragte Brosi, und Monika erwiderte:

„Das kann man niemand wehren.“

Brosi nahm die Kohle und war eben im Begriff, zu gehen, als er mächtig husten mußte; da klopfte es dreimal dumpf an die Küchenwand, und die Mutter rief aus der Stube: wer draußen sei, solle zu ihr hereinkommen. Brosi trat in die Stube, und erschrak heftig, da die Frau ihm aus dem Bett mit gellender Stimme entgegenrief:

„Gleich thust die Pfeif' 'raus, gleich. Jeder Zug, den du draus thust, nimmt dir ein Stück Leben.“

Nun fing das Apothekerrösle an, ihn vor allem tüchtig auszuzanken, daß er mit der Monika nicht getanzt habe; sie habe gar nicht zum Tanz gehen wollen und habe nur auf ihr Zureden nachgegeben, weil ihre Mütter so gut Freund gewesen seien. Hierauf ging es an ein Klagen, wie schlecht jetzt die Welt sei, vor Zeiten hätten verlassene Menschen zusammengehalten und keines einem andern eine Unehre geschehen lassen, jetzt aber hofiere alles den Holzbauern, die groß damit thun, daß sie das Geld von ihren Wäldern, die von selbst wachsen, verprassen können. Die Pfeife in der Hand, mit offenem Munde mußte Brosi zuhören, wie er immer schärfer abgekanzelt wurde; und dazu hörte er oft kaum die Worte, denn er sah jetzt das Apothekerrösle zum erstenmal ganz in der Nähe, sie hatte ein Gesicht, das sie mit nie gesehener Behendigkeit bewegte, als wäre gar kein Knochen darin. Den Unterkiefer bewegte sie mit solcher Gelenkigkeit, daß man meinte, sie könne ihn über die Nase hinaufheben; dazu bildete bei besonders höhnischen Reden, und wenn sie lachen wollte, der linke Mundwinkel ein Pfännchen, mit dem sie schlürfte, als ob sie eine Süßigkeit kostete; die Augen waren allerdings noch flimmerig, aber schrecklich anzusehen war der kahle Scheitel. Man konnte den Leuten nicht unrecht geben, daß sie hier eine Hexe zu sehen glaubten.

Als das Apothekerrösle sich sattsam ausgelassen hatte, schloß es damit:

„Ich kann dir deinen Husten heilen, der dich unter den Boden liefert, wenn du nicht dazuthust. Deine Mutter ist auch schwach auf der Brust gewesen. O, sie war ein' gute Seel' und hätt's besser verdient. Steig einmal hinauf und hol' mir den Sack vom Himmelbett herunter.“

Brosi that, wie ihm befohlen, und das Apothekerrösle

übergab ihm. eine Handvoll Thee von seltsamer Mischung, mit der genauen Anweisung des Gebrauchs, und entwickelte dabei solch eine mütterliche Sorgfalt, untermischt mit liebevollen Erinnerungen an die Verstorbene, daß Brosi ein Brennen in den Augen verspürte.

„Ich rauch' nicht mehr. Ich lass' mein' Pfeif' gleich da," — das war alles, was er hervorbrachte, und mehr stolpernd als gehend verließ er die Stube und das Haus; aber schon am Abend kam er wieder und sagte geradezu, wie er sich's ausgedacht, daß er eigentlich in Endringen keine Heimat habe, er sei dort bei seiner Mutterschwester und könne besser hier sein und erspare noch den Weg hin und her; wenn daher die Base (in der Gegend von Haldenbrunn nennt sich alles, was sich kennt, Vetter und Base) nichts dagegen habe, wolle er, solang der Kirchenbau noch daure, in ihrem Hause bleiben und für das Kochen einer warmen Suppe und die Unterkunft ein billiges Entgelt leisten.

„Mein' Moni schlaft bei mir, und wir haben sonst kein Bett," entgegnete das Apothekerrösle, worauf Brosi, als des Einverständnisses sicher, auseinandersetzte, daß er ein paar Tage auf dem Heu schlafe, und sobald man mit einem Karren von Endringen herüber könne, hole er sein eigen Bett; es sei ihm ohnedies lieb, dies einzige Erbstück von seiner Mutter in guter Hand zu wissen, da er nicht sicher sei, daß ihm seine Hausleute nicht die Federn stehlen, während er auf Arbeit sei.

Es war während dieser Verhandlung Nacht geworden, und der Regen strömte wieder mächtig herab. Ohne weitere Erörterung klopfte das Apothekerrösle wieder mit der Faust dreimal an die Wand und rief der Monika, sie solle gleich Wasser ans Feuer stellen und dem Brosi seinen Thee bereiten.

„Und ich will nicht," schrie Monika, daß es im ganzen Hause gellte.

„Geh 'naus, sie ist noch bös," winkte die Mutter dem Brosi und zwinkerte dabei mit den Augen so einverständlich, daß es Brosi graute vor dem, was er begonnen. Er gehorchte zögernd, aber kaum war er in der Küche, als Monika sie verließ, in die Stube eilte und lauten Zank erhob, daß die Mutter den Brosi ins Haus nehme, und beteuerte, daß sie in finsterer Nacht davongehe, wenn es dabei bleibe. Eine Weile überschrieen sich beide Frauen so sehr, daß man kaum die Stimme der einen von der der anderen abscheiden konnte; dann trat eine Pause ein, in der man nur noch ein Weinen vernahm, und jetzt sagte die Mutter:

„Ich hab' den Brosi so fest wie einen Finger an der Hand.

Der geht nicht mehr aus dem Haus, und niemand anders als du kriegt ihn, und du wirst mir's noch danken, wenn ich schon lang verfault bin."

„Und ich geh' davon, soweit mich meine Füß' tragen," rief Monika.

„Und kommst doch wieder," entgegnete die Mutter ruhig; „sei froh, daß du bös auf ihn gewesen bist, eh' du ihn hast, du ersparst's für nachher."

Das wollte dem unwillkürlich lauschenden Brosi doch nicht zu Sinn, er kam sich doch wieder wie verzaubert vor; und hätte er sich nicht geschämt, er wäre noch in der Nacht davongelaufen. Wer weiß auch, welch ein Trank ihm bereitet wird. Eben hatte es aber die Mutter dahin gebracht, daß ihm Monika die gemischten Kräuter in die Küche trug. Durch solche Hand, dessen war Brosi gewiß, geht kein Trank, der einem Böses anthut, und noch als er die schwankende Treppe hinaufstieg, hörte er Monika klagen:

„Mutter, Ihr habt's verschuldet, wenn ich von dieser Nacht an einen bösen Namen hab', daß ich keinem Menschen mehr frei ins Gesicht sehen kann."

Wo solch ein Sinn daheim ist, hat keine Hexerei eine Gewalt — das war der Gedanke, mit dem sich Brosi in das duftende Heu niederlegte.

Drittes Kapitel.

Der Speicher war von innen nicht verschließbar, nur von außen befand sich ein Holzriegel an der Treppenthür. Was war aber zu gefährden in solch einem Hause? Brosi legte sich behaglich in das Heu. Kaum aber lag er eine Weile, als er sich wieder aufrichtete; die Treppenstufen knarrten, es schlich etwas herauf wie eine Katze so leise, aber nur von einer Menschenlast konnten die Treppen so knarren, es mußte jemand sein, der barfuß heraufkam.

„Wer ist da?" rief Brosi halb in Furcht, halb in Zorn.

Niemand antwortete, das Heraufkommende stand offenbar still auf seinem Platz, eine Weile horchte Brosi hinaus, man hörte nichts als das Rauschen des Forlenbachs und das Zirpen der Grillen in der warmen, wieder regenlosen Sommernacht. Schon glaubte Brosi, daß er sich getäuscht habe, und wollte sich

ruhig wieder ausstrecken, da hörte er es mit den Händen tastend noch einige Treppenstufen heraufkommen, und laut wurde der Holzriegel an der Treppenthür in den Kloben gestoßen.

Jetzt war keine Täuschung mehr möglich, und „Ins Teufels Namen, was ist das?" rief Brosi auffahrend.

„St! Stille! Ich will dir was sagen," erwiderte eine leise Stimme.

„Wer ist denn da?"

„Ich bin's, die Monika. Komm da her an die Thür, aber thu' leise, ich will dir was sagen."

„Mach' die Thür auf, dann kannst besser reden, und ich kann sehen, wer es ist. Mach' die Thür auf, oder ich stampf' sie ein."

„Ich bitt dich, thu' leise," bat die Stimme draußen wieder, „ich mach' nicht auf. So kann ich besser mit dir reden, und wenn dir dein Leben lieb ist, hör' mir ruhig zu und polter' nicht und pockel' nicht und sei ganz still."

„Was willst denn, wenn du die Monika bist? Wenn du 'rein willst, mach' auf. Was willst denn vorher ausmachen?"

„Red' nicht so schlecht. Eben deswegen komm' ich ja. Was mein' Mutter vorhat, ich weiß nicht und will's nicht wissen. Es ist mein' Mutter, ich darf nicht schlecht von ihr denken und thu' du's auch nicht. Guck, ich lieg' da vor der Thür auf den Knieen und heb' meine Hände zu dir auf und bet', wie man zu Gott betet. Brosi, du bist ein braver Mensch gewesen und ich auch ... und wenn dir deine eigene Ehre lieb ist und die von einem armen Mädchen auch — Brosi, thu mir den einzigen Gefallen und bleib' nicht mehr im Haus, kein' Minut, kein' Stund mehr. Ich bitt' dich, nimm deine Stiefel in die Hand und geh leise herunter, die Hausthür kannst von innen aufmachen. Brosi, sei barmherzig und geh."

„Wo soll ich denn hin jetzt in so später Nacht und aus dem ersten Schlaf heraus? Ich bin ohnedem krank."

„Geh noch nach Endringen, oder wenn du nicht willst, drüben beim Jörgtoni schlafen noch drei fremde Maurer, da kannst du auch sein."

„Morgen will ich's thun. Heute geh ich nimmer fort."

„Wenn du nicht heut gehst, bist du verloren auf ewig und ich auch. Brosi, sei barmherzig. Du wirst es sonst in deiner Todesstunde bereuen, der Angstschweiß auf der Stirne wird dich gemahnen, wie du ein armes Mädchen —"

„Ho ho! Thu' nicht so arg. Ich geh' ja, aber mach' nur auf und komm ein bißle 'rein."

„Bist du schlecht, Brosi? Willst du schlecht sein?"

„Nein, ich hab' ja schlafen wollen. Ich will ja nichts. Morgen will ich gehen, oder meinetwegen heut, du Heilige. Mach' nur auf und gib mir die Hand."

„Schwörst du, gleich zu gehen?"

„Ja, ich schwöre. Mach' nur auf und gib mir die Hand."

„Schwörst du, ohne Bedingung zu gehen?"

„Ja, so wahr mir Gott helfe zu einem rechtschaffenen Leben und zu einem leichten Tod." —

Brosi drückte an die Thür, sie war offen, er hatte sie nicht entriegeln gehört, er vernahm keinen Tritt die Treppe hinab, kein Oeffnen und Schließen der Stubenthüre. Alles war wie in die Luft verschwunden, keine Menschengestalt, keine Stimme, nur der Forlenbach rauschte, die Heimchen zirpten noch, und die einzige Kuh im Stall brummte wie verschlafen.

Brosi nahm die Stiefel in die Hand, und von Angst gejagt, als fliehe er aus einem brennenden Hause, stieg er die Treppe herab, öffnete das Haus und stand frei atmend draußen in der stillen Nacht. Er zog seine Stiefel an und eilte nach Endringen.

Den ganzen andern Morgen war Brosi bei der Arbeit immer selbstvergessen und träumend, er hielt oft den Hammer unbewegt in der Hand und vergaß, den Stein vor sich zu meißeln, und als er ihn einfugte und mit Mörtel befestigte, schöpfte er mehrmals aus dem leeren Kübel, ohne es zu merken. Der Bauführer, der das lässige Wesen Brosis sah, ließ ihn hart darob an, und Brosi hörte ihn mit offenem Munde an, als gelte das gar nicht ihm. Am Mittag, als Brosi wieder auf dem Boden stand, war es ihm, als ginge die ganze Welt mit ihm im Kreise herum. Er aß ohne Hunger, und als er sich eine Weile niederlegen wollte, konnte er keine Ruhe finden, denn er lag wie in schaukelnder Wiege. Er stand auf und ging zuerst nach dem Hause des Jörgtoni und bestellte sich eine Schlafstelle, und wie unwillkürlich ging er dann nach dem Hause des Apothekerrösle.

Mutter und Tochter thaten gleich verwundert über sein nächtliches Entweichen; nur als Brosi bemerkte, daß er sich beim Jörgtoni eingemietet habe, glaubte er ein kaum merkliches Nicken der Monika zu beobachten.

Da sich Brosi heute nicht arbeitsfähig fühlte, schenkte er sich den noch halben Arbeitstag, holte sein Bett in Endringen und war nun erst ganz in Haldenbrunn daheim.

Das Apothekerrösle hatte seinen Namen nicht umsonst, Brosi fühlte sich bald wieder hergestellt von den Folgen jener tollen Tanznacht.

Brosi kam oft in das Haus des Apothekerrösle, Monika

mußte es merken, daß er etwas auf der Zunge hatte, was er ihr mitteilen wollte, aber Mädchen in Wiflingröcken wie in langen Kleidern verstehen es, einen unkecken Burschen nicht zu Wort kommen zu lassen. Kam Brosi in die Stube, verließ Monika dieselbe mit freundlichem Gruß; vertrat er ihr den Weg im Freien, wußte sie immer jemand anzurufen, der sich zu ihnen gesellte, und dann hatte sie immer so eilige Besorgungen, daß sie sich keine Minute aufhalten konnte. Wenn Brosi meinte, jetzt halte er sie fest, war sie ihm immer unversehens entschlüpft, und so ging er in seltsamen Selbstgesprächen lange einher.

Die wilden Wasser im Bache hatten sich rasch wieder verlaufen, und nun zeigten sich die traurigen Folgen der Ueberschwemmung; ganze Wiesen waren zerrissen und mit Sand bedeckt, und nicht nur der Ertrag des gegenwärtigen Jahres war verloren, auch für lange Zeit hinaus war kein Ersatz zu hoffen; das war doppelt betrübend in der Gegend, die keinen andern Feldbau kennt als die Wiesennutzung. Im Hause des Apothekerrösle war auch Wehklagens genug, die wilden Wasser hatten zwar den hochgelegenen Grasgarten nicht zu überschwemmen vermocht, sie hatten aber ein gut Stück davon mit fortgerissen und eine tiefe Höhlung gemacht, daß noch mehr nachstürzen mußte und der Bach immer eigensinniger sich nach dem linken Ufer drängte, um den Garten der Witwe zu verschlingen. Ohne ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, begann Brosi in den abendlichen Feierstunden Steine aus dem Bett des Baches zu wälzen und zu meißeln, und bald zeigte sich, was werden sollte: eine durch vorgeschobene Reisigbündel gesicherte und ins Halbrund gesetzte Schutzmauer zog sich längs des Gartens hin, und ein sogenannter Sporn, ein nur dem Kennerauge sichtbarer Erdaufwurf im Bette des Baches, drängte den Strom nach dem jenseitigen Ufer hin. Brosi ärgerte sich oft, daß ihm Monika noch immer kein besonderes freundliches Wort gab; er wußte ja nicht, daß sie fest darauf hielt, man dürfe einen Menschen, der ein gutes Werk thue, nicht dabei berufen. Einmal jedoch konnte sie sich nicht enthalten, bei ihm stehen zu bleiben, und schnell rief Brosi, sie festhaltend:

„Jetzt sag', jetzt sag' einmal, hab' ich's nicht brav gemacht?"

„Ja, die Mauer ist brav."

„Du weißt wohl, daß ich das nicht mein'. Verdien' ich gar keinen Dank, daß ich so schön gefolgt hab' und bin aus eurem Nonnenklösterle fort, wie du mich geheißen hast?"

„Ich weiß nicht, was du meinst, ich versteh' kein Wort," entgegnete Monika mit so treuherzig unwissender Miene, daß

Brosi sie anstarrte, und sie setzte hinzu: „Red' deutsch, daß man dich auch verstehen kann. In welchem Kloster bist denn gewesen?"

„O ihr Weibsleut!" rief Brosi, „ich hab' mein Lebtag gehört, ihr könnt euch verstellen ärger als der best' Fastnachtshansel, aber so arg hätt' ich's doch nicht glaubt. Weißt denn nichts mehr vom Riegelzu, und ich lieg' auf den Knieen und bet' zu dir wie zu unserem Herrgott? Hab' ich darum den Rechtschaffenen an dir gemacht und allen Respekt vor dir gehabt, daß du jetzt thust wie der Ich-bin-nicht-dabei-gewesen?"

„Ich versteh' von all deinen Reden vom Simri kein Mäßle," beharrte Monika, und hohnlachend entgegnete Brosi:

„Gut, so will ich der Narr sein und will dir alles nochmals erzählen," und er berichtete genau von jenem Abend und allen Worten, die er gehört und gesprochen.

Monika hatte die Hände in die zusammengerollte Schürze versteckt und schaute den Sprechenden mit großen Augen an, endlich sagte sie:

„Ich glaub' dir, aufs Wort hin glaub' ich dir alles, es ist gewiß so. Aber, Brosi, glaub' mir auch, du hast alles nur geträumt, und es ist einer von den rechten, von den braven Träumen gewesen. Guck, jeder Mensch hat seinen guten Engel, der ihm alles thut; da ist mein guter Engel zu dir kommen und hat dir alles berichtet, wie ich dir's selber gesagt hätt'; aber ich, glaub' mir, ich bin nicht aus der Stub' kommen. Wo hätt' ich auch so schnell hin verschwinden sollen? Da hast das Wahrzeichen, daß ich's nicht gewesen bin und nur meine Schutzheilige, zu der ich dafür beten und der ich danken will. Und mit dem Riegel? Kannst 'naufgehen und kannst selber sehen, an der Thür ist so, wie man's angreift, bald ist sie zu, bald auf, es ist nur ein Vorteil[1] dabei. Ich lass' es aber gelten, wie wenn ich's selber gewesen wär', und rechne dir's grad so an; aber geträumt hast, das ist einmal ausgemacht."

Brosi stand eine Weile wie versteinert, dann faßte er sich schnell und machte allerlei Versuche, Monika zum Lachen zu bringen und ihr das Geständnis abzuzwingen, daß sie ihn nur necke; aber keine Miene in ihrem Gesichte zuckte, sie schaute ernsthaft drein und verließ ihn, indem sie ihm noch mehr solche gute Träume wünschte.

Brosi schaute mit verdächtigem Blick auf das Haus des Apothekerrösle, das ganze Haus schien ihm nicht geheuer, da man darin so lebhafte und wunderliche Träume haben könne;

[1] Geschickter Handgriff.

und doch wollte er wieder nicht daran glauben, daß all das Erlebte nur ein Traum gewesen, und wiederum dünkte ihn das doch besser; denn wenn Monika jetzt ein falsches Spiel mit ihm triebe, war sie ja falsch wie Galgenholz; drum muß es doch ein Traum gewesen sein.

Am andern Tage machte Brosi einen Versuch an der Treppenthür und fand die Aussage der Monika richtig, es bedurfte nur eines geschickten Griffs an die Thüre, um den Riegel auf oder zu zu machen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte aber auch Brosi den baufälligen Zustand des Hauses; und als die Gartenmauer vollendet war, machte er sich an Instandsetzung des Innern. Wo er anklopfte, stäubte es ihm entgegen. Die Umfassungsmauern bestanden aus aufgeschichteten Querbalken, die noch ziemlich standhielten, aber die Riegelmauern zerbröckelten fast bei starker Berührung, und besonders die Feuerwand, die nach der Küche ging und so oft von den drei Schlägen erdröhnte, hatte einen wundersamen Bestand, die drei Schläge mußten mit besonderer Kunst geführt werden, da die Wand nicht einstürzte.

Das Apothekerrösle wußte es Brosi wenig Dank, daß er mit Aufopferung all seiner freien Zeit und, da diese nur kurz gemessen war, sehr langsam das Häuschen so herstellte, daß es „behäb war wie ein Büchschen". Das Apothekerrösle hatte nur immer zu klagen, daß es diesen Staub und dieses Gehämmer noch erleben müsse. Desto dankbarer aber war Monika, und als sie ihm einst sagte:

„Brosi, du baust zwei Kirchen, dort die große und hier eine kleine, die dir Gott lohnen wird," da warf Brosi Hammer und Kelle weg, und die lange verhaltene Liebe brach in die Worte aus:

„Und ich will dich von Gott zum Lohn und weiter nichts."

„Ich hab' auch sonst nichts, denn das Häusle ist verschuldet, und unsere Kuh haben wir nur im Bestand."

Der Bund war geschlossen, und das Apothekerrösle sagte, es freue sich nur, daß es doch recht behalte; es thue kein Mensch etwas aus Gutheit, der Brosi habe Haus und Garten nur hergerichtet, um alles zu haben. Mit Nachdruck setzte es dann hinzu, wie gerichtlich festgestellt werden müsse, daß die beiden älteren Töchter, die in der Schweiz dienten, ein Heimatsrecht im Hause hätten, das ihnen niemand verkümmern dürfe. Ueberhaupt hob das Apothekerrösle mit schmatzendem Munde alle die Mißlichkeiten hervor, die dem neuen Hausstande drohten, so daß Brosi oft zaghaft werden mußte, wenn er nicht bedacht hätte, daß seine Schwiegermutter ingrimmig sei, weil sie einen Tochtermann bekam, den sie nicht eingestellt und in der Hand hatte.

Moni lobte ihn über diese Auslegung als tiefen Menschenkenner und bestärkte ihn mit heiterem Sinn in froher Zuversicht.

Als erstes Geschenk des nun geschlossenen Bundes wollte Brosi von seiner Moni wissen, ob er an jenem Abend wirklich geträumt habe; aber Moni wich ihm aus, und als er immer dringlicher ward, sagte sie ihm, am Hochzeitstage werde jemand kommen, der ihm alles erkläre, er dürfe aber nie mehr vorher danach fragen.

Viertes Kapitel.

Es gibt ein Bekenntnis der Armut, das sich unter allen am schwersten bekennen läßt: es ist die Armut an Freundschaft. Nur ein in ungemessener Selbstherrlichkeit sich erhebendes Wesen vermag dieses Geständnis mit einem gewissen heiteren Gleichmut zu thun, weil sich darin wiederum die große Thatsache offenbart, daß niemand ihm gleichkomme, sei es an wirklichem Gehalt oder auch nur an Verständnis seiner unerfaßlichen Bedeutsamkeit. Untergeordnete, in sich oder von der Welt sich abhängig fühlende Naturen dagegen erkennen in ihrem Mangel an Freundschaft nicht nur eine Härte und schiefe Stellung des Geschickes, die oft dabei mitwirkt, sondern auch in der Aufrichtigkeit vor sich selber einen Fehler in der eigenen Natur, die es nicht vermag, Liebe zu gewinnen und festzuhalten.

Mit demutsvoll niedergeschlagenen Augen und zitternder Stimme sagte eines Tages Moni zu ihrem Bräutigam:

„Horch, Brosi, ich muß dir etwas sagen. Dann bin ich aber auch ganz fertig und kannst mich aufschneiden und findest keinen verborgenen Gedanken mehr in mir.“

„Was hast? Sag's nur frei heraus.“

„Guck, mein' Mutter ist gewiß viel daran schuld, du weißt ja selbst am besten, wie sie ist; aber ich bin auch schuld, gewiß, ich auch.“

„Was hast denn? 'raus mit.“

„Guck, ich hab' auf der ganzen weiten Welt keinen Menschen, den ich zur Hochzeit laden kann, und ich hab' keine Gespiele, die an unserem Ehrentag mit mir in die Kirche geht. Die Näherlise, die in Endringen mit mir getanzt hat, wär' die einzige, aber die kann ja jetzt nicht. Ich hab' niemand auf der Welt, ich bin wie aus dem Stein gesprungen; wenn ich mein' linke

Hand in die rechte nehm', hab' ich all' meine gute Freund' bei einander. Gelt, ich seh' dir's an, das thut dir auch weh, aber red' jetzt und sag', wie wir's machen."

Moni hatte recht gesehen. Ein gewisses bräutliches Bangen, das halb verschleierte Bewußtsein, nun mit dem ganzen Leben abgeschlossen zu haben, hatte schon manchmal bei aller Zuversicht das Herz Brosis erzittern gemacht; jetzt bei dieser Kundgebung kam es wieder. Er wollte schon losbrechen in der Darlegung seiner Bekümmernis, als er noch zeitig genug an sich hielt, denn jetzt zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß zwei Menschen, die sich zu einem vollen Gemeinleben verbinden, wohl in Ehrlichkeit und Offenheit zusammenstehen müssen, daß es aber die Pflicht des einen sei, dem andern, das in Leid oder Leidenschaft versunken ist, nicht durch eigene Zuthat solches noch zu vermehren, sondern ihm herauszuhelfen.

Ueber das Antlitz Brosis zog eine eigentümliche sonnige Klärung, er faßte die Hand Monis und sagte:

„Red' nicht so. Freilich ist's hart. Sag' aber nicht, wenn deine rechte deine linke Hand faßt, habest du alle deine gute Freund'. Da hast meine zwei Händ', und ich hab' viele Freunde, und die sind alle dein, und ich hab' niemand auf der Welt, der was gegen mich hat, auch der Furchenbauer nicht. Ich schaff' dir Gespielen, so viel du magst und die fürnehmsten aus der ganzen Gegend. Wenn nur wir zwei mit Gottes Hilfe gut Freund sind, dann wird's die ganze Welt auch sein."

Moni beugte ihr Haupt nieder und legte ihre brennende Wange auf die Hand Brosis, dann richtete sie sich auf, schüttelte seine beiden Hände mit mächtiger Kraft und sagte:

„Brosi, das vergess' ich dir nie, nie, wie du jetzt gegen mich gewesen bist. Du wirst sehen, was du an mir hast."

Die Verlobten hielten ihre beiden Hände fest und sahen einander tief in die Augen, und dieser Blick sprach mehr, als alle Worte auszudrücken vermögen. Ohne Kirche, ohne Priester und Zeugen kam die Segnung der ewigen Weihe über die beiden Verbundenen.

Moni war so aufgelöst und hingegeben, daß sie schon heute ihrem Verlobten das Rätsel jener Traumnacht lösen wollte, aber Brosi wollte nichts davon hören.

„Du mußt mich dazu anhalten, daß ich bei meinem Wort bleib', und ich will's auch so halten," erklärte er, worauf Moni diese feste Männlichkeit hochpries. Brosi schmunzelte, dann aber sagte er mit der Zunge schnalzend:

„Jetzt ist's genug, sonst kommen wir ja in ein Geflenn,

wie die Katzen auf dem Dach. Lustig, und wenn der Sack sieben Löcher hat."

Zum erstenmal mußte Moni mit ihm in den Auerhahn zum Weine gehen, sie sträubte sich lange dagegen und wollte es auf Sonntag verschieben; aber Brosi behauptete, heut sei Sonntag, und gab seiner Braut als Probe auf, das augenblicklich zu glauben. Lachend sagte Moni:

„Hast recht, heut ist Sonntag, aber ich will deswegen auch schnell meine Sonntagskleider anziehen. Ich bin gleich wieder da."

Sie erfüllte dieses Versprechen mit überraschender Schnelligkeit, und noch nie schmeckte Brosi ein Schoppen so gut, als den er mit seiner Moni austrank. Durch die Nacht heimwärts gehend, sangen sie in beweglicher Weisung:

Es gibt kein' größre Freud
Auf dieser Erden,
Als wenn zwei junge, junge Leut'
Zwei Eheleut' werden.

Da gibt es keine Not,
Kein Kreuz und kein Leiden,
Nichts als der bittre Tod,
Der kann sie scheiden.

Noch nie ging Brosi so wonneselig von seiner Braut, als an diesem Abend. Als er ihr am andern Morgen begegnete, sagte sie:

„Du hast mich ganz narret gemacht, es will mir gar nicht aus dem Sinn, daß gestern Sonntag gewesen ist und die Leut' sagen, heut sei Freitag."

„Diese Woch' hat halt zwei Sonntäg'," entgegnete Brosi lachend, und ein jedes ging an seine Arbeit. —

Am nächsten wirklichen Sonntag machte sich der Brosi mit seinen beiden Hochzeitlädern auf, um in seiner Heimat die üblichen Einladungen zu machen; er trug einen Rosmarinstrauß mit roten und blauen Bändern auf dem Hut und im Knopfloch, und ebenso die beiden Gesellen, die noch dazu Säbel an der Seite trugen. Moni schaute ihnen noch lange nach von dem wiederaufgerichteten Bachstege, und von fernher ertönten ihr noch die hellen Juchhe, die die Berge widerhallten.

Es war für Brosi eine eigentümliche Buße, daß das erste Haus, in das er mit seinen Gesellen eintreten mußte, der Hof

zur langen Furche war. Hier kam er gerade in große Festlichkeiten hinein, denn die Schwester des Furchenbauern verlobte sich mit dem Gipsmüller vom unteren Thale; da standen Fuhrwerke von ob und nid der Steige wie eine Wagenburg vor dem Hause, und drinnen in der Stube war alles gesteckt voll von dicken Verwandten beider Seiten. Brosi überkam ein Bangen und ein seltsamer Schreck, als er in die übervolle Stube trat. Wie viele Menschen hatten sich hier zusammengefunden, um den Handschlag mitzufeiern, wie wirkte das Ereignis hinaus über Berg und Thal, und eine ganze Reihe von gewichtigen Menschen trat einander nahe; wie armselig dagegen war seine Verlobung gewesen, und Moni hatte recht, da sie sagte: „Ich bin wie aus dem Stein gesprungen." Der Furchenbauer, der es wohl bemerkte, wie Brosi so verloren um sich schaute, hielt das für eine Verlegenheit von jenem trotzigen Aufbrausen an seinem Hochzeitabende her; er trat daher auf Brosi zu, versicherte ihn herablassend seiner Gunst, und nun sprachen die beiden Gesellen den üblichen Einladungsspruch. Die neue Braut reichte dann nach gewohnter Sitte den Brotlaib, um eine Schnitte abzuschneiden, brachte aber gleich darauf auch ein groß Stück Kuchen zum Gruß an Moni, äußerte die Freude, daß an ihrem Brautmorgen ein so fröhliches Ereignis bei ihr einkehre, und versprach, sicher zur Hochzeit zu kommen. Brosi brachte seinen Wunsch vor, daß sie die Brautjungfer sein möge, und nachdem sie ihren Bräutigam geholt und diesem das Verlangen vorgetragen hatte, willigte sie gern ein. Trotz dieser Zusage verließ Brosi mit gestörtem Gemüt das Haus; die Verlockungen des Reichtums und das Verlangen, einer großen hochgeltenden Familie anzugehören, waren in seine Seele gedrungen. Er hatte nie danach getrachtet, solch ein Mädchen zu gewinnen, das war ja unmöglich, denn die Standesunterschiede bei den Bauern stehen fast unerschütterlich fest; jetzt aber fühlte er doch etwas wie Neid und Lust nach geborgenem Vermögensstande. Er dachte auf einmal, wie viel Hammerschläge er thun müsse, bis er sich nur ein Geringes erobert haben werde; und nachmals hat er noch oft und oft davon erzählt, daß er damals auf der Schwelle des Furchenbauern erfahren, „wie der Teufel in jedem Menschen wohne und Meister werde, wenn man ihn nicht gleich beim Grips fasse und erwürge." Jetzt hatte Brosi nichts in der Hand als das große Stück Kuchen; das gab er seinen Gesellen und brachte keinen Bissen davon über die Lippen, für sich zum Zeichen, daß er von den bösen Gewalten nichts annehme.

Brosi hatte am vergangenen Donnerstag die volle Wahr-

heit gesprochen: überall, wohin er kam, hatte er nichts als gute Freunde und niemand, der ihm gram war. Ja, die Freundlichkeit ging sogar so weit, daß man da und dort über seine Schwiegermutter spöttelte und ihn um diese Zuwage bedauerte, andere machten ihm dabei noch freundliche Vorwürfe, daß er so früh heirate und sich einen so harten Anfang aufbürde; alle aber versprachen, sicher zu kommen, zumal da man ja auch zugleich die Einweihung der Kirche mitmache. Es wurde ihm als ein kluger Streich ausgelegt, daß er seine Hochzeit auf diesen Tag festgesetzt, da es ihm so an Zuspruch und reichlichen Hochzeitgeschenken nicht fehlen könne. Von Moni sprach fast niemand, es kannten sie auch nur wenige; desto mehr aber sprach Brosi in sich: „Und ihr wisset alle nicht, daß es mein klugster Streich ist, just die Moni zu heiraten.“

Als er am Abend auf dem Heimweg wieder an des Furchenbauern Haus vorüberkam und die Stelle sah, wo so böse Gedanken ihm in der Seele gewaltet hatten, eilte er seinen Gesellen voraus und wollte schnell heim zu Moni; nur auf das Zureden der Gesellen, wie es sich nicht schicke, daß er allein heimkehre, hielt er gleichen Schritt mit ihnen.

Moni war hocherfreut, als sie vernahm, welch eine fürnehme Brautjungfer sie haben werde; als aber Brosi in seiner Offenherzigkeit auch erzählte, welche böse Gedanken ihm in der Seele aufgesproßt seien, wie er sie aber mit Stumpf und Stiel ausgerottet habe, da weinte Moni bitterlich und wollte sich nicht beruhigen lassen, so sehr auch Brosi versicherte, daß alles wurzweg in ihm ausgejätet sei. Erst nach und nach gelang es ihm, sie zu beruhigen, aber so heiter wie die vergangenen Tage war sie doch nicht.

Auf dem Heimwege nach seiner Schlafstelle fand Brosi mitten in der Nacht eine sehr dienliche Weisheit. „Man muß den Weibern nicht alles berichten,“ sagte er sich, „absonderlich aber nicht von Dingen, die aus und vorbei sind; sie glauben das doch nicht und meinen, es sei immer was übrig. Kannst dich darauf verlassen, Moni, du kriegst nichts mehr von dem, was ich einmal 'nunter gedruckt hab'.“

Fünftes Kapitel.

Man redet so lang von der Kirchweih, bis sie endlich da ist, das ist eines der unbestreitbarsten Sprichwörter, und es bewährte sich auch in Haldenbrunn.

Im dichten undurchdringlichen Morgennebel, den man nach dem Ausspruche vieler fast mit Löffeln essen könnte, krachten die Böllerschüsse und ertönten zum erstenmal die Kirchenglocken von Haldenbrunn allesamt und so hell wundersam von unsichtbarer Höhe, daß alles auf die Straße rannte und eins dem andern zurief, doch auch hinzuhorchen, wie schön das klinge: solch ein Geläute habe keine Gemeinde landauf und landab; eines bestärkte das andere in der zuversichtlichen Hoffnung, daß der Nebel fallen und ein heller Tag darüber erscheinen werde.

Brosi ging beim ersten Geläute nach dem Hause seiner Monika, er hatte unwillkürlich die Hände gefaltet, und seine Lippen bewegten sich, denn er sprach vor sich:

„Guter Gott, gib, daß diese Glocken uns nur Stunden des Glücks und der Freude ankündigen.“

Als das Gesamtgeläute vorüber war, tönten noch drei einzelne Glockenschläge nach, als sprächen sie dreimal Amen.

Moni war nicht in der Stube, sie war in der Bühnenkammer, die Brosi wohnlich hergerichtet hatte; die Thüre war verschlossen, und Brosi bat nicht um Einlaß, es wäre gegen allen Brauch gewesen, dieses Gemach jetzt zu betreten.

„Hast's auch so schön läuten gehört?“ fragte Brosi, und von innen antwortete es:

„O, freilich! und ich hab' gewußt, daß du kommst, und ich hab' zu Gott gebetet, er soll uns alle Stunden, die uns die Glock' angibt, in Zufriedenheit erleben lassen, und wenn es Leidmut gibt, soll er helfen, daß wir bald wieder darüber 'naus kommen.“

Das war ja ganz dasselbe, was in Brosis Herzen aufgestiegen war, nur noch bedachtsamer auf Leid und Ungemach. Moni ließ ihn nicht lange hierüber nachdenken, denn sie rief, indem sie eine Kiste zuschlug:

„Wenn sich nur das Wetter auch aufheitert. Geh 'nunter, ich komm' sogleich.“

Das Apothekerrösle war auch heute noch voll grämlichen Klagens und sagte immer, die ganze Welt sei darauf zugespitzt, um es zu ärgern: sich zum Possen müsse es den Tag noch er-

leben, wo alles sich draußen freut, und es müsse daheimliegen wie eine kranke Katz.

Brosi schauderte bei dieser unzerstörbaren Giftigkeit und der Erinnerung an die Katze; er bat indes die Schwiegermutter, doch wenigstens heute fröhlich zu sein, er wolle ihr Wein und Braten und Kuchen nach Haus schicken oder selbst bringen, sie solle mindestens heute freundlich zu den ankommenden Gästen sein, sie habe bösen Namen genug.

„So?“ rief das Apothekerrösle mit gellender Stimme, „ich weiß wohl, die Leut' halten mich für eine Hex, aber wenn ich machen könnt', daß mich die Leute für des Teufels Großmutter hielten, ich thät's. Lieber möcht' ich von einem tollen Hund gebissen sein, als von den Menschen gern gehabt. Wenn sie so recht Furcht vor mir haben, das ist mir recht. Wenn sie nur so stark Furcht hätten, daß sie alle die Gichter kriegten, wenn ich sie anseh'!“

Moni unterbrach diese Herzensergießungen, die noch viel weiter gehen zu wollen schienen, sie brachte ihrem Bräutigam das feine fläch'sene Hemd, das sie selbst gesponnen, gebleicht und genäht und das er heute den ganzen Tag tragen mußte. Das Apothekerrösle wollte die Geschichte vom Rockertsweible erzählen, das ein Hemd aus Brennesseln gesponnen habe; aber Moni befahl ihr in scharfem Tone, davon still zu sein, und klagte über die Brautjungfer, die so lange auf sich warten lasse, und die Mutter äußerte schadenfroh, daß sie gewiß gar nicht kommen werde. Da ertönte das Schellengeläute eines Fuhrwerkes vor dem Hause, die Brautjungfer war angekommen, ihr vorauf lud man einen großen Sack ab, es war ein Malter Weißmehl, das als Hochzeitsgeschenk in den Hausgang gestellt wurde. Ehe die Brautjungfer in die Stube ging, ließ sie den Sack umdrehen, und da war auf demselben deutlich „Ambrosius Heller 1799“ in einem Kranze zu lesen. Die Brautjungfer trug einen Rosenkranz um die Hand geschlungen, offenbar zum Schutz gegen die Hexerei des Apothekerrösle; sie schickte sogleich den Brosi fort, da es gegen alles Herkommen war, daß er sich jetzt im Hause befand.

Zum zweitenmal knallten die Böllerschüsse, die Glocken läuteten, und alles jauchzte, da die Sonne hell hervorbrach. Moni war besonders glücklich, da sie just in dem Augenblicke so hell erglänzte, als ihr die Brautjungfer die Flitterkrone, die sogenannte Schappel, aufsetzte. Die Sonne hatte aber in Haldenbrunn noch gar viel andere Herrlichkeiten zu bescheinen: vom Turme flatterten Fahnen, und an den Häusern hingen überall

Kränze von grünen Tannenreisern und Stechpalmen, aus denen in Ermanglung von Blumen aufgereihte Hagebutten und Zweige von Pfaffenhütchen und Vogelbeerbüschel hervorschauten. Der Auerhahnwirt hatte von seinem Hause nach dem gegenüberstehenden Kirschenbaume am Röhrbrunnen einen mit vielen Bändern verzierten Kranz gezogen, und auf den Straßen lagen überall Tannenreiser, Ginster und sogenanntes Schafterheu; der Wald hatte seinen Gruß gesendet zum Danke dafür, daß ihn nun Glockenschall durchhallte.

Die Burschen von Endringen kamen alle insgesamt unter Pistolenknallen und mit bänderverzierten Rosmarinsträußen auf dem Hute, sie holten Brosi ab, um ihm das Geleite nach der Kirche zu geben. Als es zum drittenmal läutete, Böller- und Pistolenschüsse knallten, ertönte die Musik, die beiden Hochzeitläder gingen mit gezücktem Säbel vor und hinter der Braut; zum erstenmal ertönte zum feierlichen Gottesdienste die Orgel in der Kirche, und man sah viele Leute vor Freude und Rührung weinen. Der Geistliche, ein Heimatgenosse Brosis aus Endringen gebürtig, verstand es, die rechten Worte für die Weihestimmung zu treffen, und als er die Anrede an Brosi hielt, wünschte er ihm, daß sein Glück so fest und ohne Wanken sein möge wie die Steine des Baues, die er zusammenfügen geholfen.

Beim Ausgang war ein großes Gedränge, abermaliges Läuten, Böllerkrachen und Musikschall, und jetzt, nachdem der nötige Ernst abgethan war, brach die Freude mit verdoppelter Macht hervor.

Die Brautführer geleiteten die Braut und deren Gespiele bis ins Wirtshaus, stießen dort ihre Säbel in die Stubendecke, genau da, wo Braut und Bräutigam sitzen müssen, und nun begann der Brauttanz. Es war eine Lustbarkeit, wie sie zwischen den dunkeln Wäldern noch selten gefunden war, und Brosi nickte zufrieden, als ihm einer der Burschen mitten aus dem Tanze zurief: „Heut sind wir alle lauter Brosis.“ Er selbst fühlte sich in seiner neuen Würde zu ernstem Maßhalten gestimmt, er hatte auch dafür zu sorgen, daß er mit jedem der Gäste ein freundliches Wort sprach und daß jeder für sein Geld gehörig bedient werde. Auch hatte Brosi Grund genug zu ernstem Nachdenken. Er hatte seiner Schwiegermutter Wein und Essen nach Haus gebracht, und sie hatte vor seinen Augen den Wein in die Stube geschüttet und dabei so höllisch gelacht, als wäre ihr Wunsch vom Morgen in Erfüllung gegangen und sie wirklich des Teufels Großmutter. Er suchte indes den Gram darüber zu verwinden, und in erster Anwendung seines vor der Hochzeit

angelobten Verfahrens unterließ er es, der Moni etwas davon zu sagen. Diese strahlte in harmloser Seligkeit und brachte es eben dadurch auch zuwege, ihn zu erheitern und den Vorsatz in ihm zu befestigen, das Apothekerrösle wie einen Narren zu behandeln, mit Geduld und Gleichgültigkeit.

Als es Abend zu werden begann und manche Gäste sich zur Heimfahrt anschickten, schrie alles wie aus einem Munde: „Bändelestanz! Brositanz!“ und Brosi mußte den auf der Hochzeit des Furchenbauern erfundenen Reigen abermals ausführen. Heute aber faßte er nur seine Moni und sang dabei:

Weil Scheiden bitter ist
Und 's Lieben süß,
Jetzt leg' i mei'm rechten Schatz
D' Händ' unter d' Füß'.

Trotzdem schon viele Pferde auf der Straße angespannt waren und hell wieherten, versprachen doch alle Gäste noch zu bleiben, wenn Brosi auch noch den Hoppetvogel und den Siebensprung ausführe. Er ließ sich dazu nicht lange bitten, und man konnte nicht sagen, wer alles zierlicher und auf den Ton hin genauer ausführte, er oder Moni. Die volle Lustigkeit brach wieder in Brosi hervor, er jauchzte und sprang und sang, daß alles auf Tisch und Bänke stieg, um ihm genau zuzusehen, und als er geendet hatte, rief er: „Eingehalten! Es kommt was.“ Er trat mit Moni vor die Brüstung, hinter der die Musikanten saßen, und sagte: „Moni, das ist auch ein Altar, und jetzt kommt ein neues Versprechen. Ich nehm' euch alle zum Zeugen, da schwör' ich's: solang mir der oberste Musikant da zu allerhöchst oben Leben und Gesundheit schenkt, tanz' ich jede Kirchweih. Schwör' du das auch, Moni, thu's, ich bitt' dich drum.“

„Ja, ja, ich schwör's auch!“ rief Moni und reichte ihm die Hand; die Musikanten wirbelten einen Tusch und hefteten gleich einen lustigen Hopser dran. Alle Gäste, denen Brosi und Moni das Geleite geben mußten, um von ihnen das übliche Geldgeschenk zu empfangen, beteuerten, noch nie eine so lustige Hochzeit mitgemacht zu haben, und der beste Beweis, daß alles glücklich und zufrieden war, lag darin, daß Moni im geheimen ihrem Mann ins Ohr sagte, sie hätten jetzt neben dem Sack Mehl und anderem schon dreißig Gulden bar über die Hochzeitskosten eingenommen.

„Hast's gezählt?“ fragte Brosi.

„Ja, ich hab' alles ungesehen abgezählt, eh' ich's in Sack

than hab'; da rechts hab' ich achtzehn und da hab' ich siebenundzwanzig Gulden. Wir kaufen dem Beständer unser Kühle ab, es ist gar ein brav Kühle, das wird das Beste sein."

„Ja, ja," sagte Brosi und rieb sich vergnügt die Hände, er sah schon jetzt wieder deutlich, was für eine „häusliche" Frau er hatte.

Nachdem die Braut gestohlen und dann wieder ausgelöst worden war, ging die Lustbarkeit von neuem an. Brosi sprach im geheimen vom Heimgehen, aber Monika hatte noch manche Leute im Auge, die noch kein Geschenk gegeben hatten, deren Weggang mußte abgewartet werden. Endlich nickte Moni still, als ihr Brosi wieder winkte, sie schlich sich fort, und bald war Brosi bei ihr auf der Straße; aber so verborgen sie sich auch glaubten, sie waren doch entdeckt worden, und Musik und Gesang tönte ihnen von den Fenstern heraus nach.

Nicht weit von ihrem Hause sprang Moni davon, er ließ sie gewähren, denn es gilt als Zeichen, daß der die Herrschaft bekommt, der zuerst ins Haus tritt, und Brosi sah schon, daß er gut dabei stand, wenn er seine Frau walten ließ. Er sah sie in das Haus treten und die Thüre hinter sich offen lassen, aber so sehr er auch das Haus durchsuchte und sie rief, er fand sie nirgends, auch in der Bühnenkammer war sie nicht und nicht auf dem Heuboden, nicht im Stall und Keller. Endlich rief er: „Soll ich an meinem Hochzeitstag fluchen? Und das muß ich, wenn du nicht kommst."

„Such' das Geheimnis," rief eine Stimme wie aus der Ferne, und auf die Bitten Brosis rief es endlich deutlicher: „Da bin ich." Unter der Treppe war ein Laden, der in die Raufe nach dem Stalle ging, und Moni erklärte, daß sie hier hin verschwunden sei in jener Nacht, als sie ihn aus dem Hause bettelte.

Sechstes Kapitel.

Man hatte sich bisher in Haldenbrunn mit einer zerfallenen Kapelle auf dem Gottesacker begnügen müssen, und man muß es wissen, was es heißt, wenn ein Dorf zum erstenmal eine eigene Kirche hat. Es ist, als ob der heilige Geist sich leibhaftig unter den Bewohnern ansässig gemacht hätte, und wiederum, als ob alle gemeinsam ein schönes unzerstörbares Sonntagsgewand bekommen hätten; der wahre heilige Geist, das Gefühl der Ge-

meinsamkeit und Allgehörigkeit, erhebt die Herzen, macht sie froh in sich und freundlich eines dem andern. Verstünde es die Kirche, diese Weihestimmung, dieses Gefühl der Brüderlichkeit und Gemeinsamkeit vor allem in den Herzen wach zu halten, sie wäre die Heilsanstalt, deren Beruf sie sich zuschreibt.

Fast noch mehr aber, als an der Kirche, freute sich alles an den Kirchenglocken. Wie still und ungezählt waren die Stunden des Lebens vorübergegangen, wie lief man in des Nachbarn Haus oder schaute nach dem Schatten, um die Tageszeit zu erkunden; jetzt tönt es allezeit vom Turme, und die Berge, solchen Klanges ungewohnt, sprechen ihn nach, und im Walde legt der Holzhauer die Axt nieder und spricht: das ist unsere Glocke, die elfe schlägt — und dieses unsere thut so wohl und würzt das karge Mahl. Ein feierlicher Hauch wehte noch tagelang über Haldenbrunn, und die Tannenreiser, die zu festlichen Kränzen und Bogen verwendet waren, dufteten so würzig; aber der festliche Hauch vergeht, und die Tannenreiser werden bald abgenommen, zu Reisigbüscheln für die Heizung zerhackt und gebunden.

Nur bei Brosi war die Festtagssonne noch nicht erloschen. Zwar gestattete er sich nur noch tags darauf im Sonntagsgewand einherzugehen, und wenn ihn die Leute grüßten, meinte er, alle müßten es ihm ansehen, wie glücklich er sei, und seine feierliche Stimmung blieb noch lange Zeit. Er begriff oft gar nicht, daß die Leute so thaten, als ob das gar nichts wäre, wenn er auf ihre Frage „Wohin?“ zur Antwort gab: „Ich gehe heim.“ Wußten denn die Leute nicht, daß er zum erstenmal in seinem Leben eine Heimat gefunden, und daß er jetzt ein doppelter Mensch war, daß er daheim eine wackere, nette Frau sein eigen nannte? Ueber seine frohe Stimmung und das volle Erquicken an derselben vergaß er aber nicht, auf das Erste und Notwendigste bedacht zu sein, und das war: eine Winterarbeit, einen Verdienst in der harten Zeit zu finden. Zwar begann man schon damals hier und dort Winterwerkstätten für Steinmetzen herzurichten, und da Brosi Steinmetz und Maurer war, hätte er wohl ein Unterkommen finden können; aber gleich den ersten Winter aus der neugegründeten Heimat fortzugehen, konnte er sich nicht zumuten. Es blieb also nur übrig, Arbeit im Orte zu finden, und da gab es nur eine einzige: Holz fällen in den umgrenzenden Wäldern, und wenn der Boden gefroren ist und sich eine Schneebahn darüber legt, das Gefällte auf Handschlitten thalwärts führen. Der Revierförster war nicht abgeneigt, gegen den damals üblichen Abzug von dem bedungenen Lohne zu seinen eigenen Gunsten Brosi Arbeit zu geben, und er durfte nicht lange zögern, denn

ein junger Ehemann in seinen Vermögensverhältnissen mußte der übelsten Nachrede gewärtig sein, wenn er nur einen Tag müßig umherging. Die Waldarbeit wurde Brosi unsäglich schwer, er war von seinem Handwerk an ein stetiges und gleichmäßiges Arbeiten gewöhnt, aber diese oft plötzlichen Kraftanstrengungen ermüdeten ihn mehr, als man bei seinem starkknochigen Körperbau vermuten mochte.

Bald aber gelang es ihm, auch diesem Thun die heitere Seite abzugewinnen. Er nannte den gefrorenen Wald seinen überzuckerten Weihnachtsgarten, und wenn er vor Kälte hüpfte und mit den Händen schlegelte, sagte er immer, er führe jetzt den Friertanz auf. Er sprach zu den Bäumen, die er fällte, so entschuldigend freundliche Worte und bat sie unter allerlei Verbeugungen, doch gnädigst nicht so zäh zu sein und sich in ihr Schicksal zu finden, daß alle andern Holzhauer sich herzudrängten, um mit ihm gemeinsame Arbeit zu machen. Wenn der Baum schwankte und krachend niederfiel, stieß Brosi immer einen hellen Juchschrei aus. Am glückseligsten war er aber doch, wenn er in sich hinein dachte, welch ein „kugelig Weible", wie er es stets nannte, er daheim habe, und manchmal verzehrte er verstohlen, um den Neckereien der andern zu entgehen, einen guten Bissen, den ihm Moni „hehlings" in die Tasche gesteckt hatte. Wenn er dann abends heimkam und die Axt in einen Küchenwinkel stellte, wischte er sich behaglich Reif und Schnee aus dem Bart, stellte sich breitspurig, die Hände auf dem Rücken, vor seine Moni, die am Herde stand, und schaute sie so lange an, bis sie lachte; dann sprach er ganz leise mit ihr, damit es die Mutter in der Stube nicht höre, und dieses Heimlichthun, das doch seine traurige Ursache hatte, erschloß wieder seinen besondern Reiz. Brosi und seine Frau waren immer wie zwei Liebende, die sich vor einem keifenden Vormunde nur verstohlen und heimlich nähern dürfen, denn das Apothekerrösle fluchte und schimpfte immer, wenn Brosi und Moni miteinander scherzten, und sagte, sie wollten es noch vergiften, um ihre Narreteien ungesehen treiben zu können. Sprachen sie einmal leise miteinander in der Stube, so heulte und wehklagte das Apothekerrösle, daß man es zehn Häuser weit hören konnte und die Eheleute ihr alles versprachen, wenn sie nur still sei. Moni hatte der Mutter einen Teil des Bettes nehmen müssen, und nun klagte diese stets über das hartherzige Kind, das ihr die Kissen unter dem Kopfe wegzöge, und das sie gewiß bald aus der warmen Stube vertreibe; aber sie gehe nicht fort und werde noch einen Menschen finden, der für sie den Vogt hole.

Brosi wollte der Mutter die entnommenen Bettstücke wieder zurückgeben, aber Moni duldete das nicht, man dürfe nicht nachgeben, sonst sei man verloren. Moni suchte ihren Mann zu trösten über die schwere Bürde, die er an ihrer Mutter habe, aber dieser sagte gleichmütig:

„Wir wären zu glücklich, drum müssen wir unser Kreuz haben, das ist einmal so in der Welt; und so schwer ist es nicht, daß wir nicht noch lustige Sprünge machen können.“

Als ihm aber Moni ein beglückendes Geheimnis mitteilte, sagte er doch:

„Lieber Gott, mir ist nur arg, daß das unschuldige Kind die Belferei von deiner Mutter mitanhören muß.“

Jetzt aber war Moni gescheiter, denn sie entgegnete:

„Das schadet nichts. Man wird just nicht giftig davon, das siehst an mir, und in frühen Jahren zu wissen, daß nicht alle Menschen Lämmer Gottes sind, hat auch sein Gutes.“

Ganze Abende saß Brosi bei seiner Frau und sang mit ihr, daß die Fenster zitterten. Weil sie in Gegenwart der Mutter nicht viel reden durften, begannen sie in der Regel bald nach dem Nachtessen, das die Hauptmahlzeit war, Liebeslieder und Schelmenlieder, wie sie ihnen in den Sinn kamen, und wie gesagt, das hässige Wesen der Mutter drängte die Eheleute gerade zu um so größerer Lustigkeit, die freilich in ihnen beiden steckte. Schien der Liedervorrat erschöpft oder nicht mehr ergiebig genug, so ging es an die wortlose Musik. Hopser und Walzer und besonders der Siebensprung wurden ohne Ende zweistimmig gesungen, bis der Uribasche, der Nachtwächter, neun Uhr anrief. Dabei waren aber beide Eheleute nie müßig mit den Händen. Moni hatte von dem Geld, das nach Ankauf der Kuh übrig geblieben war, Hanf gekauft und spann nun denselben mit nie gesehener Schnelligkeit; sie war ja überhaupt allezeit lebhaft und fleißig, drehte sich dreimal herum, ehe ein anderes nur aufstand. Brosi hatte auch nie zu den Langsamen und Trägen gehört; er fand aber in den Winterabenden nichts anderes zu thun, als dieselbe Hantierung, die in der ganzen Gegend heimisch war: nämlich Schindeln zu machen. Damals war es noch nicht wie heute, wo die Holzhändler alles Stammholz aufkaufen und den Schindelmachern nichts übrig bleibt, als die astvollen Spitzen, die nur im Kerne zu verarbeiten sind; damals ging man noch hinaus in den Wald und bezeichnete sich eine Schindeltanne, die man als Spaltholz zum Revierpreis und manchmal auch nur für einen Küchengruß erhielt; denn damals wurde noch nicht jeder Baum in sieben Bücher eingeschrieben und verrechnet, da

hatte man zartes, das heißt astloses Holz genug, und wenn man den Stamm in kleine schuhlange Blöcke gesägt und in Würfel gespalten hatte, durfte man nur das Messer oben einsetzen, um mit leichtem Handgriff die Schindel nach der Faser zu schlitzen. Freilich waren sie damals auch noch billiger, das heißt das Geld war teurer; wenn man heutigestags für hundert Stück gern drei Kreuzer bekommt, war man damals froh, sie für einen los zu werden. Brosi machte noch am Abend spielend seine zwei- bis dreihundert fertig, und das gab doch immer etwas für Salz und Oel; denn auch dieses brauchte man, da es die Mutter nicht leiden konnte, daß man Lichtspäne in der Stube brannte. Oft stellte Moni mit ihrem Manne den Wettkampf an, daß sie einen Faden abspinne, bis er zwei Schindeln geschlitzt habe, und sie hielt es richtig inne.

So weit die dunkle Tanne die hohen Berge bedeckt, gab es gewiß kein arbeitsameres und fröhlicheres Haus als das von Brosi und Moni, und noch dazu standen sie am Vorabend eines glücklichen Ereignisses; denn das „brave Kühle“, wie es Moni stets nannte, mußte nun bald ein Kalb bringen, aus dessen Verkauf man ein gut Stück Geld in die Hand bekam, und wenn dann die drei Hühner zu legen aufhören, hat man doch wieder Milch im Hause und eine volle, reiche Haushaltung.

Bei jedem Begegnenden auf dem Waldwege und in den Gesprächen bei der Arbeit selbst forschte Brosi stets nach einer andern Tagesbeschäftigung; aber er konnte und mochte keinen Tag aussetzen, um nach einer solchen umzuschauen, und das besonders seiner Frau wegen; sie sollte nicht merken, wie mühselig ihm diese ungewohnte Arbeit war, und erst davon erfahren, wenn er eine andere ausfindig gemacht. Diese Rücksicht war aber nicht lauter Zartheit, sondern vornehmlich auch Stolz. Ein Mann wie er, sagte sich Brosi, darf sich von seiner Frau nicht darum ansehen lassen, daß er so wenig Erwerbsquellen hat; wenn die Frau da mitberaten hilft, ist aller Respekt dahin, und diesen zu erhalten, war Brosi allezeit sehr eifrig bedacht.

Es begann nun die Zeit, wo das Scheitholz zwei Stunden weit nach dem Thal gebracht werden mußte, von wo es im Frühling verflößt oder auf der Achse befördert wurde. Lange bevor der Tag anbrach, zog die Mannschaft mit Fackeln hinaus in den Wald, ein jeder trug seinen Schlitten mit den rasselnden Anhebketten den Berg hinauf. Es war ein seltsamer Anblick, diese Schar in den Wald ziehen zu sehen: voraus gingen die Knaben, die nur beim Aufladen helfen mußten, sie trugen abwechselnd die Fackeln und drangen vor in die Finsternis, als

dränge man stets in eine tiefe Grube; dann kamen die Männer, auf den Schultern die Schlitten, deren Geleise nach vorn hornartig aufgebogen und gespitzt emporstanden, so daß die Männer wie ungeheuerliche Riesen mit seltsamen Umzäunungen erschienen; dazu das Rasseln der Abhebeketten, das Knarren der Tritte im harten Schnee und manchmal ein schlaftrunkenes Taumeln auf dem abschüssigen Wege oder gar ein Hinstürzen bei der Unachtsamkeit auf eine tückische Baumwurzel. Manchmal geschah es auch, daß die Fackeln durch unvorsichtiges Halten oder vergessenes Schwingen ausgingen, wo alsdann alle nacheinander und oft mehrere gemeinsam die glühenden Kohlen zu heller Flamme anzublasen suchten und dabei nichts zuwege brachten als pausbackige glühende Gesichter, die während des Blasens nur bisweilen sich setzten, um grimmig zu fluchen. Nachdem man mühsam ein Schwefelholz entzündet und nacheinander alle, die man bei sich hatte, an die Fackel gehalten, bis es auf die Nägel brannte, mußte man oft eine Stunde lang auf dem Fleck stehen bleiben, wo man eben war; man durfte es nicht wagen, in Finsternis und Schneewehen weiter zu gehen, bis der Morgen anbrach. Ist schon das Warten in jeglicher Lage ein die innerste Verstimmung leicht aufreizendes, so war es hier noch weit mehr der Fall, man zankte und stritt sich über das geschehene Ungemach, und da man sich bei diesem Streite nicht sah, gab es oft die lustigsten Stimmenverwechslungen, und besonders der Brosi machte oft den Spaß, mit sich selber einen Streit anzufangen oder mitten im Gezänke die Stimme eines Unbeteiligten nachzuahmen und in seinem Namen tüchtig zu schimpfen. Man träppelte auf dem Platze hin und her; wo eines einen Knaben unter die Hände kriegte, bekam er einen Knuff als mutmaßlicher Uebelthäter, und in das Zanken und Streiten mischte sich klägliches Weinen des Knaben und noch lauteres Schelten und Fluchen des betreffenden Vaters. Es war fast immer so finster, daß man einander in die Augen greifen konnte, und dabei stieß man sich noch gegenseitig mit den Schlitten auf die Köpfe, teils mutwillig, teils im Hader, wenn einer seinen Schlitten abnehmen und den andern dadurch von seiner sicheren Stelle verdrängen wollte.

Brosi verhielt sich in solchen Fährlichkeiten auch oft ganz ruhig, und wenn alles durcheinander lärmte und schrie, schüttelte er sich nur und machte das Rollenhalfter, das er sich umgehängt hatte, laut erklingen.

Es bedurfte seines ganzen unverwüstlichen Frohsinns, um in diesen Zänkereien und den darauffolgenden Mühen nicht bis zum Uebermaß verdrossen zu werden.

Hatte man dann seinen Schlitten geladen und die Sperre, die nur aus niederhängenden Scheitern in der Kette bestand, gehörig gerichtet, so galt es, weder der erste zu sein, der den andern Bahn machte, noch auch einer der letzten, der schon zu glatte Geleise vorfand. Es gelang Brosi nicht, weder mit Scherz noch mit nachdrücklichem Ernste eine feste Reihenfolge herzustellen, ja er wurde gehänselt und mit seinen Neuerungen barsch abgewiesen, weil er, von Endringen gebürtig, ein Eindringling und einer der jüngst Eingetretenen war. Brosi war nun meist der Bahnmachende, er stellte sich in die Gabel seines Schlittens und leitete ihn den Berg hinab, bald anziehend, bald sperrend, je nachdem es der Weg mit sich brachte. Oft war es ihm, als müßte das Treiben ihm die Arme ausrenken und das Ziehen die Brust herausstoßen, und noch dazu das allezeit vorsichtige Umschauen auf den Weg und das Aufmerken auf die Genossen, die so unverzeihlich hart hinter ihm dreinkamen; aber Brosi war jung und gesund, und er freute sich dessen doppelt. War er im Thal angekommen, wo er sich zum Verschnaufen ein wenig ausspannte und sich den Schweiß von der Stirn wischte, so reckte und bäumte er sich mit Lust und fühlte die Kraft durch alle Glieder strömen; er sagte dann oft scherzend: „Das Ding ist doch gut, das macht einem Gaulsknochen.“ Das Ziehen im Thale war dann nur noch ein Kinderspiel, eine halbe Arbeit, und so oft er ausschnaufte, pfiff er einen lustigen Ländler dabei.

Die rechte Freude kam aber doch immer erst, wenn er mit sinkender Nacht heimkehrte und mit seiner Moni die gebackenen Schupfnudeln oder gebrägelten Kartoffeln aus der Pfanne aß, und seltsamerweise wurde der Sack Mehl, den der Gipsmüller geschenkt hatte, kaum merklich leer. Moni mußte einen Haussegen haben, der ihr dazu verhalf; wenn sie auch Schwarzmehl oder sogar Kleie unter das geschenkte Mehl schüttete — die Schupfnudeln waren offenbar dunkel —, das Mehl erwies sich doch wunderbar ausgiebig. Moni hatte während des Essens immer sehr viel zu erzählen und ließ ihren Mann fast gar nicht zu Wort kommen. Dieser merkte wohl, daß sie darum so viel sprach, um ihm Gelegenheit zu geben, den größeren Teil des Essens zu verzehren, denn sie hielt oft die Gabel leer oder gefüllt lange unbewegt vor dem Munde; Brosi hörte ihr ruhig zu und that ihr den Willen, sich ihrer Gutherzigkeit freuend, er nickte meist nur mit dem Kopfe, aber wenn er merkte, daß er seinen gebührenden Anteil hatte, legte er die Gabel nieder und sagte:

„So, gottlob! jetzt iß du voll aus,“ und da half keine Widerrede mehr; Moni durfte nicht aufstehen, bis sie rein aufgegessen

hatte und unter steten Beteuerungen, daß sie nicht mehr weiter könne, und unter vielem Lachen mußte sie ihm doch willfahren.

Mit dem Schindelnmachen ging es seit Beginn der Holzfuhren nur lässig, denn Brosi war in der That jetzt am Abend „müde wie ein Gaul“, er schlief meist schon auf der Bank hinter dem Tisch ein, nachdem er sich die Würfelscheiter hergerichtet hatte. Wenn ihn dann endlich seine Frau weckte, so verführte sie dabei allerlei Scherze, namentlich kitzelte sie ihn mit einem gedrehten Papierchen auf der Nase und im Gesicht; er wehrte dann stets die vermeintliche Fliege ab, und sie mußte ihn zuletzt noch rütteln, und rief oft dabei: „Guten Morgen, Brosi!“ Dieser aber erhob sich dann in die Hände klatschend und dankte Gott, daß er ihm für jeden Tag zwei Nächte zum Schlafen gebe und auf der Treppe nach der Bühnenkammer gab es dann meist helles Lachen und Scherzen.

Siebentes Kapitel.

Wochenlang sah Brosi während der Werktage kein Haus in Haldenbrunn, solange die Sonne schien, denn vor Tag ging es in den Wald und erst mit sinkender Sonne wieder heimwärts. Dafür war aber auch der Sonntag ein wahrer Sonnentag, und wenn's auch schneite, daß man kaum die Augen aufmachen konnte; da hatte jede Stunde, ja jede Minute ihre Ruheseligkeit. Wie behaglich wurde am Morgen getrödelt und gezögert, Moni hatte noch, bevor ihr Mann die Augen aufschlug, das Sonntagsgewand hergerichtet so ordentlich und so pünktlich, daß es eine Lust war, sie mußte aber oft drei-, viermal die Treppe hinaufrufen und sogar selbst hinaufkommen, um ihn zur Morgensuppe zu entbieten, und manchmal hatte Brosi schon die Kleider im Arm, er setzte sich aber wieder auf den Stuhl und rief durch die verschlossene Thür: „Laß mich noch ein bißle dasitzen, es thut gar so wohl. Sag' der Supp' einen schönen Gruß und sie soll warm bleiben, ich versprech' ihr auch dafür eine gute Versorgung.“ Erst wenn Moni klagte, daß sie nun schon so lange mit leerem Magen herumgehe, beeilte er sich und sagte dann der Schwiegermutter einen so treuherzigen, sonntagsfreudigen „guten Morgen“, daß selbst diese verboste Hexe freundlich sein und mit ihrer Unterlippe ein Pfännchen machen mußte. Hemdärmelig wurde die Morgensuppe verzehrt, und so gewiß, als die

Glocke tönt, mußte ihm jedesmal während des dritten Geläutes Moni helfen den langen blauen Rock anziehen und ihm den dreispitzigen Hut nebst Gebetbuch darreichen. Brosi ging in der Regel morgens in die Kirche und Moni nachmittags. Nur in seltenen Fällen und bei besonderen Feierlichkeiten gingen sie miteinander. Brosi ging doppelt gern in die Kirche, weil ein Endringer hier Pfarrer war, und wenn eines den Pfarrer lobte, vergaß er gewiß nie hinzuzusetzen: „Ja, er ist eben von Endringen. Wir sind aus einem Ort.“ Brosi war ein frommes, gläubiges Gemüt und hatte eben darum wenig damit zu schaffen; er that seine Pflicht, glaubte, was vorgeschrieben ist, und war sicher, einst eine selige Urständ zu finden. Er stand in einem unausgesprochenen Einverständnis mit dem Schullehrer, und so oft dieser die Intonation vollendet hatte, stimmte Brosi mit mächtiger Stimme den Gesang an; er war in den Kirchenliedern nicht minder bewandert, wie in Liebes- und Schelmenliedern und war imstande, einen ganzen wankenden Chor aufrecht zu erhalten. „Mir nach!“ sprach dann seine aufrechte Haltung, wenn er sich erhob, und die Leute ließen es darob nicht an wirklichem und übertriebenem Lob fehlen, worauf er oft seinen Spruch hervorbrachte: „Mein Mann ischt koanr.“ Mit seligen Hoffnungen und Verheißungen gespeist, ging Brosi nach Hause, blieb unterwegs bald bei diesem, bald bei jenem stehen und sprach über allerlei. Je näher er aber seinem Hause kam und den Rauch von der Luke des Strohdaches aus dem weißen Schnee aufsteigen sah, um so mehr schmunzelte er in der Zuversicht eines besonderen Genusses, der auch nie fehlte. So oft er auch sein gutes Dutzend faustgroße Leberspatzen verzehrte, jedesmal rühmte er, daß gewiß, soweit man kocht, niemand solche Leberspatzen bereiten könne wie seine Moni. Ueberhaupt war es ausgemacht, daß die beiden Ehegatten einander sehr viel lobten; aber Brosi erhielt auch hier den größeren Teil, und wer es noch nicht gemerkt hat, dem sei es jetzt ausdrücklich gesagt, daß Brosi eigentlich von Grund des Herzens eitel und lobsüchtig war, und zwar sehr eitel und sehr lobsüchtig.

Während der Mittagskirche saß Brosi vor einem durchschossenen Kalender und schrieb — er war ja von Endringen und hatte Schreiben, Tafelrechnen und Lesen gelernt, und das konnte damals unter zehn kaum einer —, mit harter Hand verzeichnete er den Arbeitslohn der Woche, was er davon erhalten und noch gut hatte und wie viel Klafter er überhaupt zu Thal geliefert; daneben wurde der Schindelnverkauf genau berechnet und jede besondere Ausgabe, wie etwa die Herrichtung einer

zerrissenen Sperrkette, verzeichnet. Brosi hätte das alles wohl im Kopf behalten können, aber erstlich erschien er sich in einer besonderen hausväterlichen Würde bei solcher Buchführung — und Moni vergaß es nicht, ihn gebührlich darob zu loben —, und dann war es ihm in der That, als ob er sich eine Last abnehme, wenn er diese Sachen aus dem Gedächtnis schaffte; da auf dem Papier stand es sicher und fest, und wenn es eintönig aus der Kirche läutete, hing er den Kalender mit besonderem Behagen an den Nagel.

Junge Männer, die zu einer selbständigen Wirtschaftlichkeit gelangen, beginnen leicht eine übermäßig genaue Buchführung, lassen aber ebenso leicht bald ganz davon ab, im stillen Vertrauen, daß sie nichts Unnötiges verausgaben. Wir werden aber im Verfolge unserer Erzählung sehen, daß Brosi seinem Vorsatze durch länger als ein halbes Jahrhundert getreu blieb, und eben diese wohlgeordnete Sammlung von Kalendern, unter denen die leider nur wenigen Jahrgänge des unübertrefflichen „Rheinländischen Hausfreundes“ sehr verlesen sind, diente uns vielfach als Stützpunkt zu den Ereignissen im Leben Brosis und erweckten ihn zu ausführlichen Berichten; denn wenn er nur in diese Blätter hineinsah, stand wieder alles so lebendig vor ihm, als wäre es erst heute geschehen.

Oft war auch Brosi rascher fertig mit seinen Aufzeichnungen und fand dann noch Zeit, bei einem Nachbar einzusprechen. Das hatte aber Moni nie gern, sie sprach es nur einmal aus, und als das nicht gut wirkte, so arbeitete sie fortan im geheimen mit allerlei Künsten daran, daß ihr Mann sich nicht daran gewöhne, seine Unterhaltung außer dem Hause zu suchen und, kaum den Löffel aus dem Mund, fortrenne, sondern daß er am liebsten daheimbleibe.

Damals war noch allgemein Sitte auf dem Walde, daß allsonntäglich nach dem Nachtessen die Eheleute, wenn sie gut miteinander lebten, gemeinsam ins Wirtshaus gingen. Es war nicht wie heute, wo der Mann sich allein einen frischen Trunk vom Fasse holt und die Frau mit versäuertem Gemüte daheim läßt. In der Regel gingen die Frauen aber, besonders solche, die Kinder und ein großes Hauswesen hatten, wenn sie vom Glase genippt hatten, bald wieder fort, und dieser Wirtshausgang war mehr eine Musterung über das Eheleben.

So ging auch Brosi das Dorf hinein und seine Frau hinter ihm, sie that das nicht anders, sie ging nie voraus.

Im Wirtshaus war strenge Rangordnung, und niemand dachte sie zu durchbrechen. Die Großbauern hatten ihren be-

sondern Tisch und bekamen Flaschen und Gläser dazu, die Halbbauern saßen wieder gesondert und hatten glatte Schoppengläser, die Häusler, zu denen Brosi gehörte, saßen ebenfalls für sich und hatten gerippte Gläser. Dem Eintretenden brachte es indes dieser und jener zu, und er mußte aus jedem Glase trinken mit einem „Gesundheit!" beim Ansetzen und „Groß Dank!" beim Absetzen. Wenn Brosi eintrat, war keiner in der Stube, der es ihm nicht zubrachte, denn er war von allen wohlgelitten, und daran hatte besonders Moni ihre Freude; sie strahlte vor Glückseligkeit, sie, die Vereinsamte, Verstoßene, die nun durch ihren Mann in die Gemeinschaft der Menschen aufgenommen war. Solche, die früher kaum nach ihr umgeschaut und kein gutes Wort für sie hatten, thaten jetzt, als ob sie von jeher die besten Freunde zu ihr gewesen wären, und die Großbauern sprachen mit ihr und sagten, man sehe es erst jetzt, daß sie eigentlich ein „sauber Mädle" gewesen sei. Das alles verdankte sie ihrem Brosi, der sie nicht mit den andern Frauen fortgehen ließ, sondern bei sich behielt, bis sie sich unversehens zu der Wirtin in die Schenke machte, denn sie war oft bald die einzige Frau unter den vielen Männern.

Haldenbrunn gehörte zu Vorderösterreich, und der Krieg mit den Franzosen, in dem viele Söhne aus dem Dorfe sich befanden, bildete natürlich das erste Gespräch; der Sieg Erzherzog Karls bei Stockach, der Rückzug der Franzosen über den Rhein, Bonapartes Rückkehr nach Frankreich, die Gefangennehmung des Papstes, nachträgliche Berichte über den Gesandtenmord in Rastatt, das alles lief wirr durcheinander mit Vermutungen über die Zukunft. Bald aber verließ man die hohe Politik, bei der nur die Großbauern das Wort führten, und kam auf Näherliegendes.

Es ist allezeit wohlgethan, daß gesunde Menschen die Kraft in sich erwecken, mitten unter Drangsal und Bangen einen Scherz zu erhaschen, daß einem das Wasser in die Augen tritt. Das dachten die Haldenbrunner nicht, aber sie thaten es, und das ist am Ende gleichviel. Der Sohn des Nachtwächters, auch ein jungverheirateter Mann, des Uribasches Kalter genannt, weil er die Eigenschaft hatte, daß er nichts Warmes genießen konnte, war das Stichblatt des eben nicht wählerischen Scherzes; besonders am Tische der Großbauern gab es darob oft ein Lachen, daß der Tisch wackelte und Gläser und Flaschen aneinander klirrten. Brosi war dabei der erfindungsreichste Urheber neuer Scherze und Neckereien, und unversehens war er selber der Gegenstand des Hänselns geworden; er merkte das wohl, aber es er-

heiterte ihn, andere zu erheitern, und er gab sich selber zum besten, so viel man wollte.

An dem Abend, an dem dies zum erstenmal geschah, ging Moni still hinter ihrem Manne drein nach Hause, und so behutsam sie auch im stillen Kämmerlein sagte, daß er sich nicht zum Narren hergeben dürfe, sonst könne er künftig allein gehen und sie wolle diese Ehre nicht mehr mitgenießen — hierüber schmollte Brosi zum erstenmal mit seiner Frau, er sagte, daß er nicht ins Ehejoch gegangen sei, um alle Lustbarkeit in sich ertöten und beschimpfen zu lassen, und er gab seiner Frau keine Antwort, als sie ihm gute Nacht sagte.

In dieser Woche ward Brosi die Arbeit doppelt schwer, er pfiff keine Ländler beim Ausschnaufen im Thale. Moni war stets gleich freundlich, er wartete indes stets, daß sie ihn um Verzeihung bitte; sie aber that das nicht, und Brosi ging immer zu Bette, ohne zuvor seinen ersten Schlaf auf der Tischbank zu halten.

Am Sonntag Morgen, als ihm Moni den Rock anziehen half, ihm Hut und Gesangbuch darreichte, sagte Brosi endlich:

„Moni, kannst du mich so in die Kirch' gehen lassen? Hast dich noch nicht besonnen? Bittst mich nicht um Verzeihung, daß du mich einen Narren geheißen hast?"

„Das hab' ich dich nicht geheißen, ich sag' bloß, du läßt dich dazu machen."

„Das ist gehupft wie gesprungen, das ist ebensoviel."

„Nein, das ist nicht ebensoviel, aber geh nur jetzt."

„Nein, ich geh' nicht, und wenn alle Leute fragen, warum ich nicht in die Kirch' kommen bin, ich geh nicht!" rief Brosi und versuchte den Rock wieder auszuziehen.

„Denk' nach, ich hab' dir nichts Böses than, geh jetzt," bat Moni.

„Denk' du nach," schalt Brosi, „es ist an dir."

„Wenn du meinst, ich hätt' dich beleidigt, bitt' ich dich um Verzeihung," beschwichtigte Moni.

„Ich mein's nicht, es ist so, da soll man die ganze Welt fragen, ob's nicht so ist."

„Und ich bin auf dem Glauben, daß ich nichts Böses than hab'," beharrte Moni.

„Da soll doch ein Millionendonnerwetter!" schrie Brosi und zerrte den Rock vom Leib.

„So ist's recht. Kommt's jetzt schon? Ich hab's gewußt, daß es mit dem Gepätschel und Getätschel bald aus sein wird," kicherte eine Stimme aus dem Hintergrunde, und wie versteinert

stand Brosi und hielt den Rock in der Hand. Das Apotheker-rösle lachte noch frohlockend. Moni zog ihren Mann aus der Stube, und draußen sagte sie:

„Brosi, du bist ja der bravste Mann von der Welt, und deine Ehr' ist's ja nur, worauf ich bedacht bin; wenn ich's un-geschickt gemacht hab', denk', ich bin nicht gescheiter; ich kann nicht lügen, das willst du gewiß auch nicht. Jetzt geh in die Kirch' und bitt' Gott, daß er mich gescheiter macht und dich — und dich läßt, wie du bist."

Sie half ihm nochmals den Rock anziehen, und mit großen Schritten eilte er nach der Kirche, ging aber, um kein Aufsehen zu erregen, zu dem Lehrer auf die Orgel. Heute sang er nicht vor, er betete überhaupt nichts von dem, was im Buche stand, er betete immerdar inbrünstig zu Gott, daß dies der erste und letzte dumme Streit mit seiner Frau gewesen sein möge. Auf dem Heimwege hielt er sich bei niemand auf, sondern eilte zu seiner Frau in die Küche und „Du hast recht, du hast recht," sagte er stets, wenn Moni ihm erklärte, daß sie ja seine Lustig-keit nicht unterdrücken wolle; im Gegenteil, ein Mann, der das ganze Jahr eine Ehrenhaltung bewahre, der dürfe schon einmal das Garn auf dem Boden laufen lassen und seine jungen Jahre genießen: wenn man aber allezeit den Lustigmacher spiele, sei man bald der Garnichts, sie selber sei auch noch gern lustig und hoffe, daß ihr noch lange die Musikanten die liebsten Hand-werksleute seien.

„Ich brauch' Gott nicht bitten, daß er dich gescheit macht," sagte Brosi schmunzelnd. Der Friede war geschlossen, und wie das immer geht: ein Friedensschluß zwischen Liebenden erweicht die Gemüter gar sehr, eines will dem andern sein Gutsein darthun und in besonders eindringlicher Weise, wie solches der ungestörte Fortgang nicht hervorgebracht hätte. Moni lehnte indes jede Auswägung des Schuldanteils an der Mißhelligkeit klüglich ab, obgleich Brosi auch hier den größeren Teil auf sich nehmen wollte; sie sagte immer: „Das Wasser ist den Bach 'nab und vorbei."

Beim Essen, wo es wieder munter herging, mußte Moni ihrem Manne viel zureden, aber beim besten Willen brachte er es heute nicht zu seiner gesetzten Zahl Leberspatzen; der Zank am Morgen hatte ihm doch die Eßlust etwas verdorben. Moni versprach, den Ueberrest auf den nachkommenden Hunger auf-zubewahren.

Als sie am Mittag nach der Kirche ging, erschloß es ihr plötzlich wie eine Offenbarung; sie konnte bei ihrem Mann-

alles zuwege bringen, wenn sie bei einer Zurechtweisung ein Lob vorspannte. Voll Dank und Freude saß sie in der Kirche und sang laut mit.

Brosi war unterdes daheim mit der Aufzeichnung seiner Wochenarbeit bald fertig, aber noch lange saß er über das Blatt gebeugt und hielt die Feder fest, er wollte sich's zur Warnung aufzeichnen, daß er eine Woche Fröhlichkeit verloren und heute den ersten unnötigen Zank mit seiner Frau gehabt habe: aber wozu das aufschreiben? und noch dazu da, wo es jedermann lesen kann? Er konnte es aber nicht unterlassen, zur Erinnerung drei eingeringelte Kreuze zu machen, und wie gesagt, so oft er solch ein Blatt wieder sah, stand alles wieder deutlich vor ihm, und bei den drei eingeringelten Kreuzen erzählte er diese Geschichte aufs genaueste.

Am Abend, als zur Suppe die rückständigen Leberspatzen eingeheimst waren, ging Brosi wiederum mit seiner Frau nach dem Auerhahn. Er hatte ihr vorausgesagt, daß er nicht mit einemmal absetze, und hielt es auch so, er ließ sich nur maßhaltend zu Scherzen herbei.

Es gibt Menschen, die, wenn sie in Gesellschaft mit andern sind, teils aus Langeweile, teils aus Gefälligkeit gerne Lachen erregen und dabei leicht ihre natürliche Laune überschrauben und sich selbst zum besten geben; sie spinnen sich ein Netz von Späßen, aus dem sie gar nicht mehr heraus können, auch wenn sie sehen, daß die Gutmütigkeit mißbraucht wird und man diese Opferung noch dazu für Eitelkeit hält.

Und noch eins: in vielen Kreisen der geselligen Lust hat man weit eher und länger seine Freude an lächerlichen und sogar an spottsüchtigen, als an eigentlich lustigen Menschen. Wer über das menschliche Leben nachdenken mag, der wird sich das leicht erklären, und es hat mehr als *einen* Grund.

Man findet Beispiele hierfür an albumbedeckten Tischen wie in tabaksdampferfüllten Dorfschenken.

Heute, da sich Brosi ruhiger verhielt, merkte er, in welcher Gefahr er gestanden hatte, denn einmal in die Rolle des Lustigmachers gekommen, ist es unsäglich schwer, sich ihrer wieder zu erledigen.

Jetzt war es noch Zeit, die Voraussetzung zu zerstören, daß er sich zu dem gnädigen Spaß der Großbauern hergebe.

Als er mit seiner Frau heimging, lobte er wiederholt ihre Klugheit, und es lag ein tiefer Schmerz um die verlorene Harmlosigkeit darin, als er hinzusetzte: „So geht es einem, wenn man in fremdem Ort ist, wo man einen nicht von Jugend auf

kennt; da sind die Menschen wie Räuber auf einen hinein. So getreue Menschen, wie in Endringen, die gibt's nicht mehr in der ganzen Welt."

Das war das erste Mal, daß sich ein seltsames Heimweh in Brosi festsetzte, und dies behielt er, wie wir sehen werden, sein Leben lang.

Achtes Kapitel.

Was ist aber alle Menschengeltung und alles Sinnen und Grübeln, wenn's wieder an die Arbeit geht? Dahin wie der Schatten einer fliegenden Wolke. Das ist der Segen aller Arbeit, zumal der leiblichen Hantierung, daß sie den Menschen wieder auf sich stellt: vergessen und nicht dagewesen ist alle kleinliche Verstimmung, die in der Müßigkeit der Mensch über sich kommen läßt, oder die andere ihm einflößen.

Wenn Brosi in seine Werktagskleider schlüpfte und seinen Schlitten auf die Schultern nahm, wußte und wollte er nichts mehr davon, ob man ihn für einen närrischen Spaßmacher hielt oder nicht; er hatte eine brave Frau, verdiente sein Brot und noch eine Ersparnis dazu, und nun mögen andere auch treiben und denken, was sie wollen; er pfiff seine Ländler so lustig wie je und blieb dabei, daß er sich seinen Frohmut von niemand nehmen lasse.

Es hatte nach einem Tauwetter tüchtig gefroren, und mit den Steigeisen sich scharf einhakend, marschierte der Trupp nach der Spitze des Kappelberges. Brosi mußte wiederum zuerst auf die Bahn. Er hatte ein halb Klafter auf den Schlitten und die Sperren geladen, aber kaum ist er damit am Bergeshang, da treibt es ihn so gewaltig, daß es ihn vom Boden hebt und er zappelnd sich mit beiden Händen noch an der Gabel festhält, und durch einen glücklichen Schwung treibt er den Schlitten seitwärts und gewinnt wieder den Boden unter den Füßen, er steift sich mächtig zurück, sich fast ganz zurücklegend, und schaut hin und her, um nirgends anzurennen oder eine Stelle zu erkundigen, wo er einen Widerhalt finde, um festzustehen. Die Kameraden oben schreien und pfeifen, aber er versteht nicht, was sie schreien, und was sie mit dem Pfeifen meinen; er sucht aus dem Gurte zu schlüpfen, den er über die Brust gespannt hat, und der ihn an den Schlitten heftet, er will dann eine rasche Wendung versuchen, um sich hinter den Schlitten zu bringen und ihn allein

den Berg hinabstürzen zu lassen; aber er kann hüben und drüben keine Hand loslassen; der Gurt reicht ihm vom Bücken schon bis ans Kinn, doch er kann mit dem Kopf nicht durchschlüpfen, und jetzt stößt es ihn plötzlich wieder vorwärts, als ob der ganze Berg hinter ihm dreinschiebe. Er sieht und hört nichts mehr, und fortgeschleudert und mit dem Schlitten über einen Hang hinab durch die Luft fliegend, befiehlt er Gott seine Seele; da kracht und poltert es, er liegt zur Seite geschleudert, er lebt, er hebt den Kopf empor, und dort überstürzt sich der Schlitten zwei-, dreimal und liegt endlich an einen mächtigen Felsen angerannt. Brosi erhebt sich auf die Kniee, die zitternden Hände ineinander faltend, betet er ein Vaterunser, und inbrünstiger wurden diese Worte gewiß nie gesprochen, als hier in der erstarrenden Bergschlucht.

Wäre Brosi nicht auf fast wunderbare Weise aus dem Gurte geschlüpft, er läge jetzt dort am Felsen zerschmettert. Das Herz im Leibe zitterte ihm, als er jetzt aufstehend an Moni und das traurige Geschick des vor der Geburt Verwaisten gedachte; er begann nochmals ein Vaterunser, als er es jenseits des Felsens krachen und splittern hörte, und dann war alles still. Er konnte nicht weiter und setzte sich wie zerschlagen auf den umgestürzten Schlitten; da vernahm er wieder Schreien und Pfeifen, sie suchten ihn gewiß, und mit angestrengter Kraft rief er laut zwischen die beiderseits vorgehaltenen Hände: Hallo! Von allen Seiten antwortete es ihm, und der Jörgtoni, bei dem Brosi früher als Schlafgänger gewesen war, stand zuerst vor ihm.

„Hast du den Uribasche nicht gesehen? Er ist hinter dir drein," fragte der Jörgtoni, ohne die glückliche Rettung Brosis mit einem Worte zu erwähnen.

„Ich weiß von niemand was, ich dank' Gott tausendmal, daß ich noch von mir weiß," antwortete Brosi, und bald standen die andern mit leeren Schlitten bei ihm; des Uribasches Kalter jammerte kläglich nach seinem Vater.

Man umging den Felsen, Brosi schlich mühsam hinterdrein, und der Jörgtoni, der wieder der erste war, rief laut:

„Daß Gott erbarm, da liegt er tot!"

Alle standen festgebannt, lautlos, nur des Uribasches Kalter wimmerte und jammerte, und die Zähne klapperten ihm.

„Das ist rack aus gewesen," sagte der Jörgtoni, der den Zerschmetterten untersuchte. Man lud ihn auf zwei zusammengebundene leere Schlitten, deckte ihm mit dem Kittel, den man ihm auszog, das Gesicht zu, drei Mann spannten sich vor, und auf mühsamen Umwegen auf dem eingefrorenen Bache führte

man die Leiche nach dem Dorfe. Der Sohn des Uribasche ging hinterdrein, in der einen Hand trug er die Mütze des entseelten Vaters und wischte sich damit die Thränen ab, die alsbald gefroren, in der andern Hand trug er ein Stück Brot, das dem Vater aus der Tasche gefallen war; er sah wehmütig darauf, man wußte nicht, ob aus Kummer, oder weil er nicht wußte, ob er dreinbeißen solle.

Brosi folgte still und matt, es fror ihn mächtig, als aber die Ziehenden abwechselten, spannte er sich selbst auch vor, und die Anstrengung brachte ihn zu neuer Kraft.

Im ganzen Dorfe war Jammer und Wehklage über den so jähen Tod des Uribasche, ein jedes wollte sein bester Freund gewesen sein und hatte schöne Thaten von ihm zu erzählen, besonders die Frauen, die sich auch hier am zahlreichsten einfanden, stimmten darin überein, daß man solch einen braven Nachtwächter nie mehr bekomme. Diese hatte er immer pünktlich geweckt, wenn sie große Wäsche hatte, jener hatte er eine verlaufene Gans heimgebracht und einer andern ein vergessenes Stück Tuch von der Bleiche geholt. Auch der Kalte, der sonst meist nur Spottreden erfuhr, lernte zum erstenmal die guten Worte der Menschen kennen; er stand aber noch immer wie vergessen da, rührte nicht Hand noch Mund und hielt die Mütze in der einen und das Stück Brot in der andern Hand. Von der wunderbaren Rettung Brosis sprach niemand eine Silbe. Als er heimwärts ging und ihm Moni entgegeneilte, ihn auf offener Straße umarmte und weinend rief: „Gott Lob und Dank, daß du gesund bist!“ da sagte er: „Ja, ich dank' Gott, daß ich dich hab'; ich hab' doch *einen* Menschen, der sich freut, daß ich noch da bin, die andern, die thun, wie wenn ich gar kein Mensch wär', weil ich von Endringen bin. Das Nest ist's aber nicht wert, daß einer von Endringen hier Burger ist.“

Moni hatte viel zu thun, ihm diesen Aerger auszureden, sie verschluckte den Kummer, daß er immer Endringen wie ein Paradies lobte und ihren Geburtsort so herabsetzte; nach echter Frauenart sagte sie:

„Dank' Gott, daß er uns nicht härter gestraft hat, weil wir in Unfriede gelebt haben; er hat uns gezeigt, was wir verdienen. Gott Lob und Dank, daß die Warnung so an uns vorbeigegangen ist!“

Dem Uribasche galt das erste Läuten der Totenglocke von Haldenbrunn, und seitdem heißt diese Glocke der Uribasche. Dieses Andenken ist länger geblieben, als das andere, das ihm errichtet ward; das hölzerne Kreuz draußen am Felsen des Kappel-

berges, wo er den Tod fand, ist längst versunken und verschwunden.

Am nächsten Sonntag schrieb indes Brosi in seinen Kalender: „Der Herr über Leben und Tod hat mich vor einem frühzeitigen Ende bewahrt; ihm sei allezeit Preis und Dank. Ulrich Sebastian genannt Uribasche †.“

Des Uribasches Kalter übernahm die Bedienstung seines Vaters als ein Erbamt; man überließ es ihm ohne Widerrede, solange das Mitgefühl um den Tod des Vaters noch frisch war; gegen Neujahr aber mehrten sich die Klagen, daß man dem halben Simpel die Bewachung des Dorfes überlasse, zumal in so gefahrvollen Zeiten, und der Bewerber fanden sich viele.

Brosi ging seiner Arbeit nach; aber auf allen, die sie vollzogen, lag eine Bangigkeit: der Tod des Uribasche machte sie beklommen, und vor der Abfahrt wurde jetzt oft still gebetet.

Moni erzählte ihrem Manne, daß der Kalte nicht mehr lange Nachtwächter bleibe, und Brosi sagte scherzend, das wäre ihm für den Winter ein fröhliches Amt, und er würde die Holzfuhren dann aufgeben.

Am andern Tage sah man Moni ungewöhnlich viel im Dorfe umherlaufen, sie ging bei den Großbauern umher, die im Auerhahn so freundlich mit ihr gesprochen hatten.

Als es am Neujahrstage zur Wahl kam, erhielt Brosi die gewichtigsten Stimmen; er that aber noch ein übriges, teilte das Amt mit dem Kalten, der auch in den kurzen Sommernächten den Dienst allein versehen konnte und im Winter nur die Stunden vor Mitternacht anzurufen hatte: die nach Mitternacht behielt sich Brosi.

Neuntes Kapitel.

Der Uribasche hatte den Tod erleiden müssen, der auch Brosi bedrohte, jetzt erbte dieser noch gar das Amt des Verstorbenen, und just mit dem Jahrhunderte trat Brosi sein Amt an. Haldenbrunn hatte die schönsten Glocken in der Umgegend und den gewecktesten, hellgestimmtesten Nachtwächter dazu. Mit einer Andacht und einer Fröhlichkeit, die jedem, der es hörte, das Herz erfreuen mußte, sang Brosi die Stunden an. Es war ihm eine Lust, in den als Gemeindeeigentum ererbten Schafpelz und in die Ohrenkappe versteckt, mit der Hellebarde in der Hand oft zum wandelnden Schneemann geworden, durch das Dorf zu schreiten

und mit heller Stimme mahnend und tröstend die Stunden zu verkünden; da ging er hin in stiller Nacht, und niemand hörte ihn als sein eigen Ohr und der Gott über ihm, und er sang so schön und aus voller Seele, er schenkte sich keinen Vorschlagton, so oft er auch die Weisung wiederholte, die Töne kehrten wieder in seine Seele zurück wie eine Botschaft vom Himmel, und sein Geist wurde größer und allezeit fröhlicher in der einsamen Nacht. Es schlafen die Menschen, Leid und Freud ist dahin, draußen stehen die Sterne und schauen glitzernd hernieder und warten, bis der Tag erwacht.

Zwölf, das ist das Ziel der Zeit,
Mensch, bedenk' die Ewigkeit,

sang Brosi und schritt dahin, so wünschelos, so in sich gesättigt, als wäre er allein auf der Welt und wiederum schon in der Ewigkeit.

Und in einsam stiller Nacht legte Brosi einen großen Teil seiner Eitelkeit ab, er sang seinen Spruch so voll, so ganz, mochte ihn ein Mensch hören oder nicht. Fröhlich und fromm, in jedem Tone glückselige Zuversicht, klang es, wenn er den Tag anrief:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat vier geschlagen.
Vierfach ist das Ackerfeld,
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Alle Sternlein müssen schwinden,
Und der Tag wird sich einfinden;
Danket Gott, der uns die Nacht
Hat so väterlich bewacht.

Einst in stiller Winternacht hatte ein menschenfreundlicher Herr seine Herberge im Dorfe genommen, es war ein Mann von wohlwollendem und fröhlichem Herzen, das die Gedanken der Menschen in sich trug, die nur dürftige Kunde geben können von dem, was sie bewegt. Der Mann erwachte in dunkler Nacht, er hörte den Wächter draußen rufen, ein Heimweh bemächtigte sich seiner nach dem schlichten Reden und Denken der Volksgenossen, unter denen er einst gelebt, und er hieß die Sprache feststehen, die bisher nur die Luft getragen, und faßte das klanglos verborgene Leben in melodisch gebundene Worte.

Der Mann, der nachmals Brosi so viel heitere und er-

quickende Geschichten erzählte, der allemannische Dichter, wurde von ihm in stiller Nacht zum Innewerden seines Heiltums erweckt.

Der Wächter und der Dichter haben nie voneinander den Namen erfahren, und doch wurden beide einander zum Heile.

Brosi erfuhr nur von minder bedeutenden Zuhörern das Lob über sein Taganrufen, und er konnte sich nicht enthalten, auf solchen Ruhm hinzuzusetzen: „Mein Mann ischt koanr,“ aber er sagte diesen Spruch doch nicht mehr so ungemessen selbstzufrieden wie sonst.

Ein Nachtwächter hat aber nicht immer gottselige und fromme Gedanken, sein Gemüt ist weit weniger allezeit empfänglich als seine Kehle, und wo nächtige Gesellen beisammen sitzen und sich am kühlen Wein laben, da kann man sich darauf verlassen, daß der Nachtwächter unter sie tritt, nicht als nachgeborener Cherub der Polizei, der die Seligen aus dem Paradiese vertreibt mit rostiger Hellebarde; nein, er setzt sich ruhig an den Seitentisch beim wärmenden Ofen und täuscht sich nicht in der Hoffnung, daß die Seligen gern spenden, und auf die Frage, welche Zeit es sei, hat er die trostreiche Antwort: „Noch früh am Tag. Erst ein Uhr.“ Wie manchen guten Trunk hätte Brosi verschlafen, wenn er nicht Nachtwächter geworden wäre, und er hatte oft die Genugthuung, daß ihn lustige Zechbrüder zu sich riefen, wenn er die Stunde ansang. Ein Amt, und sei es auch das geringste, gibt doch alsbald auch eine Würde. Brosi ließ sich durch kein Zureden und Versprechen dazu herbei, selber mitzujubeln und tolle Streiche zu machen; er störte die Lustbarkeit der andern nicht, aber er selber blieb in Amt und Würde.

Oft hatte er noch die besondere Sendung, den Kappelbauer heimzugeleiten. Dieser zechte und kartelte oft Nächte hindurch mit dem Auerhahnwirt, und die leichten Karten spielten nach und nach ganze Morgen Hochwald in die Hände des Wirts. Der Kappelbauer war kinderlos, hatte aber dafür eine Frau, die mehr Lärm machen konnte, als zehn Kinder in der Abenddämmerung. Wenn nun der Kappelbauer seinen richtigen „polnischen Rausch“ hatte, wie er es nannte, stützte er sich auf die befreundete Macht Brosi und begann in mehr als liebevoller Hingebung zu klagen, welch eine böse Frau er habe und wie sie ihn die wenigen Stunden nicht werde schlafen lassen. Er konnte dabei untereinander fluchen und weinen, bis Brosi einst ein kluges Mittel fand:

„Weißt was?“ sagte er, „wenn deine Frau zankt, daß schon so spät sei, sagst, es sei ja erst zehne, und ich steh' vor deinem Haus und ruf' zehne an.“

Der Kappelbauer weckte sogar seine Frau, und als Brosi den Zank losgehen hörte, rief er mit verstellter Stimme, als wenn des Uribasches Kalter sänge, zehn Uhr an, und nur noch ein lautes Lachen erscholl, dann ward es still im Hause des Kappelbauern.

Einen ganzen Winter lang ging dieser Betrug vor sich, und außer den beiden Beteiligten wußte niemand davon als der Auerhahnwirt. Brosi machte sich nicht im geringsten ein Gewissen daraus, die ganze Wahrhaftigkeit seines Berufes zu mißbrauchen, und doch war es derselbe Mann, der zu Zeiten von den heiligsten Gedanken getragen dahin schritt; der Uebermut des Scherzes deckte alles zu, und die Trinkgelder des Kappelbauern waren reichlich. Gemahnte ihn doch bisweilen eine innere Stimme, so beschwichtigte er sie mit dem Einwande, daß der Kappelbauer auch ohne diese Beihilfe sein Leben nicht ließe und nur Zank dadurch verhütet werde, daß der Kappelbauer nicht mehr lange lebe und die Witwe noch immer reich genug bleibe; im nächsten Winter aber, wenn der Kappelbauer doch noch leben sollte, gelobte er sich diesen Betrug nicht mehr mitzumachen.

Auf Diebe hatte Brosi wenig zu achten, denn es gab damals in Haldenbrunn nichts zu stehlen als etwas Holz, und dessen konnte man bei Tag genug habhaft werden; aber manchem Burschen, der aus einem Fenster sprang und durch die Schatten an den Häusern dahinhuschte, winkte er mit der Hellebarde und rief ihm auch einige Spottworte nach. Oft klopfte er auch an ein Haus und weckte die Leute, wenn er hörte, daß eine Kuh kalben wollte, ein Pferd sich losgerissen hatte, und das trug immer ein paar Töpfe Milch oder einige Kocheten Kartoffeln ein.

Von den Holzfuhren hatte sich Brosi nicht losmachen können, denn der Revierförster, der anfangs Winter gethan hatte, als ob er ihm eine überschwengliche Gnade angedeihen ließe, hielt ihn jetzt aus Mangel an Holzknechten fest. Brosi war damit zufrieden, er ging immer bei Tag in den Wald, sah mit unnennbarer Erquickung, daß sich sein Besitztum täglich vermehrte, und Brosi war der lustigste Schlittengaul, wie er sich oft nannte.

Nun kam noch das glückliche längstersehnte Ereignis, daß das „brave Kühle" endlich kalbte. Der Sprößling war so starkknochig, daß nur zu bedauern war, daß man seine fernere Entwicklung nicht miterleben durfte; dafür legte aber auch schon nach acht Tagen der Metzger zwei harte gediegene Kronenthaler auf den Tisch und noch zwölf Kreuzer Trinkgeld für die Moni; diese war schon ohnedies im gelobten Lande, denn eine neumelkige Kuh im Stall ist für eine wirtliche Frau eine Wonne-

zeit, und noch dazu begannen die Hühner schon wieder zu legen. Fülle und Reichtum war im Haus und bar Geld dazu. Moni sang wie ein junges Mädchen im Haus umher, und Brosi sang mit.

„Jetzt sind wir reich. Jetzt haben wir zwei frischmelkige Küh'," sagte er eines Tages, und Moni erwiderte:

„Ich dank' Gott für die eine."

„Und wir haben doch zwei."

„Ich hoff' auch, wir kommen mit Gottes Hilfe noch dazu."

„Nein, wir haben's jetzt schon."

„Mach' mich nicht zum Narren," schalt Moni verdrossen, und schelmisch erwiderte Brosi:

„Wir haben doch zwei frischmelkige Küh'. Du mußt noch lang wachsen, bis du da 'rauf reichst," sagte er auf die Stirn deutend, „dein brav Tierle im Stall ist die eine und mein Amt ist die zweite Milchkuh. Jetzt sag', bin ich ein Narr?"

„Ich wollt', die ganz Welt wär so närrisch wie du."

„Und ich wollt's nicht. Ich will was Apartes haben."

Es gibt eine Fröhlichkeit, eine innere Durchleuchtung, die sich in gar nichts Besonderem, ja nicht einmal in Worten ausspricht: eines der Ehegatten oft fern von dem andern hat die vergnügtesten Stunden mit ihm, sei es im Alleinreden oder im inneren Gedenken, und wenn sie sich begegnen, lachen sie einander aus, sie wissen nicht, warum, und wollen es nicht wissen. So lebten Brosi und Moni seelenvergnügt, während draußen die beginnenden Frühlingsstürme rasten, und wenn das Apothekerrösle noch immer keifen wollte, verstand Brosi oft, es lachen zu machen.

Wenn Brosi um zwölf Uhr sein Amt antrat, stand Moni mit ihm auf und spann, bis der Tag anbrach, so sehr auch das Apothekerrösle schalt, daß man ihm auch noch die Nachtruhe raube. Moni hängte einen Rock an das Himmelbett und spann hinter demselben, und wenn Brosi in der Zwischenzeit des Anrufens nach Hause kam, sprach sie leise mit ihm oder ließ ihn einschlafen und weckte ihn mit dem Glockenschlag. Es waren für ihn jetzt manchmal böse Zeiten, der Sturm raste, daß Brosi nur mit höchster Gewalt seine Hausthüre öffnen konnte, die ihm alsbald wieder aus der Hand geschlagen wurde, so daß das Apothekerrösle in der Stube immer laut aufschrie; draußen auf der Straße heulte und toste es, als wollte der Wind alle Wälder zusammenbrechen und die Wohnungen der Menschen in die Luft davontragen; und damit keine Stimme ertöne als das Brausen des Sturmes, riß dieser dem Wächter das Wort von den Lippen, daß er es selber kaum hörte; drehte Brosi sich um und sang nach

der andern Seite, so kam der Wind auch hier herangesaust und benahm ihm fast den Atem. Sturmentgegen wie durch reißende Wogen mußte sich Brosi fortarbeiten, und nur eines war gut; es fiel kein Ziegel von einem Dache, denn alle Häuser des Dorfes, ausgenommen die Kirche, das Pfarrhaus und der Auerhahn, waren mit Stroh gedeckt.

Brosi tröstete seine Frau, die über solches Unwetter klagte und immer behauptete, so sei es noch nie gewesen; er beteuerte stets, er freue sich dieses Sturmes, der bringe den Frühling und mit ihm die lohnreiche Bauzeit.

Noch lag tiefer Schnee in den Schluchten, als sich Brosi auf die Wanderschaft begab, er wußte noch nicht, wo er Arbeit finden werde. Moni ließ es sich nicht nehmen, ihm ein gut Stück das Geleite zu geben, sie nahm aber auch gleich ein Beil und einen Strick mit, um auf dem Heimwege dürres Holz zu sammeln. Die Wolken standen noch fest auf dem Berge, über den die beiden Eheleute hinschritten, sie sprachen nichts vom Abschied, und Moni sagte:

„Wenn ich ein geschickts Wiesle kaufen kann, thu' ich's. Ich mach' hundert Ellen Tuch, daraus lös' ich ein Ordentliches, und etwas bar haben wir auch noch. Hätt'st dir doch noch einen Gulden mitnehmen sollen."

„Ich komm' schon fort," beruhigte Brosi, „aber was ich dir noch einmal sag', versprich mir, daß du dir nichts abgehen läßt, das Näherlisle soll dir warten, und neun Tag bleibst im Wochenbett."

„Das versprech' ich nicht, aber drei Tag, da hast mein' Hand drauf." Brosi hielt die Hand fest und stand still, indem er sagte:

„Ich schreib', wo ich bin, und der Lehrer soll mir gleich anzeigen, was es ist, ein Bub oder ein Mädle ist mir gleich, wenn's nur wuselt. Wenn ich dem Terkel nur auch gleich in die Augen sehen könnt' — aber es ist schon so recht, der Gipsmüller und sein' Frau wollen Gevatter sein, und die Namen weißt auch. Ich hab' dir nichts mehr zu sagen. Jetzt, weiter darfst nicht mit. Ich geh' da links 'nauf. Was ich vergessen hab', kannst dir selber sagen. Was du thust, ist mir recht, das weißt. Jetzt b'hüt dich Gott, Moni. B'hüt dich Gott, alter Schatz, und grüß mir den Terkel und laß ihn nur recht schreien, daß er auch gut singen lernt. Jetzt heul' nicht, du thust dem Kind schaden. Es ist nichts zu heulen. Geh, sing, ich halt dir zu, solang ich dich hör'."

Er schüttelte Moni die Hand und schritt davon. Moni

setzte sich an den Wegrain, nach einer Weile aber rief Brosi aus dem Walde:

„Ich bitt dich, sing.“

Und Moni begann:

Es wollt' ein Steinhauer wandern,
Auf die Wanderschaft wollt' er gehn.
Was begegnet ihm auf der Reise?
Ein Mädchen schneeweiß bekleidet:
„Wo 'naus, wo wollt Ihr hin?“ —
„Ich such' ein Schatz auf Erden,
Oder willst du mein Schatz werden,
So komm und bleib bei mir.“

Brosi stand still und begleitete den Gesang, dann schrie er Juchhu, daß es vom Berg und Thal widerhallte, und weiter schritt er singend, und Moni ging tiefer in den Wald, sammelte Holz und trug es heim; sie sang aber nicht weiter.

Das Haus war so leer, beim Essen war's so einsam, und hätte Brosi nicht gebeten, es dem Kinde zulieb zu unterlassen, sie hätte viel geweint; sie bewältigte sich und trug ihr Garn zum Weber, der aufrichtig beteuerte, kein so schönes noch auf seinem Webstuhl gehabt zu haben. Moni wünschte nur, daß auch ihr Mann dies Lob gehört hätte.

Zehntes Kapitel.

Das Erdreich wird aufgegraben und Stein an Stein zur Grundmauer gefügt, langsam schreitet der Bau fort, bis sich der Bau über der Erde erhebt, und in einem Tage türmt sich das Gebälke darüber, prangt die Maientanne auf dem Giebel und läßt die hellen Bänder im Winde flattern. Die Menschen, die des Weges kamen, schauten allezeit um nach dem Bau, still ahnend oder hell bewußt, daß wieder ein Fleck Erde der Heimat von Baum und Pflanze entzogen ist, um der Gemeinsamkeit eines Menschenlebens Raum zu gönnen. Wenn der Bauspruch ertönt, stehen sie lauschend versammelt, dann aber zieht ein jedes dahin und hat noch kaum einen Blick dafür, wie sich der Bau ausfüllt und im Innern vollendet.

Wir haben die Gemeinsamkeit des Lebens von Brosi und

Moni sich erbauen sehen, wir kennen das Grundwesen desselben und wollen nun auch im Auge behalten, wie das Schicksal es wendet und wie sie seine Fügungen aufnehmen.

Moni war so glücklich, noch ihr Heu einzuthun und zwar auch das von der neuerworbenen Wiese im unteren Thale, die sie von der Witwe des wirklich verstorbenen Kappelbauern kaufte, und noch stand ein Handkarren voll unabgeladen im Schuppen, als Moni rasch und gesund eines derben Knaben genas, der seine Befähigung zum Sänger mit tüchtigem Schreien bekundete.

Die Tage, die Moni wiederum mit der Mutter allein gewesen, waren voll Hader und Verhetzung; die Mutter hatte eine teuflische Lust daran, der Tochter immer vorzusagen, daß der Brosi gewiß nicht wiederkäme, und wußte viele derartige Beispiele zu erzählen. Endlich kam ein zufriedener Brief von Brosi, worin er erzählte, daß er nach mühseligem Suchen zuletzt im Elsaß Arbeit gefunden. Moni hatte nicht das Glück, den Brief lesen zu können, aber sie trug ihn doch stets bei sich und war nicht mehr allein, und als sie das Kind in den Armen hielt, war sie eine glückselige Mutter und Frau.

Unterlieferanten waren in das Dorf gekommen und hatten zur Ausrüstung des Heeres alles Leinenzeug aufgekauft. Moni erhielt für ihren Vorrat ein schön Stück Geld, und in diesem Sommer baute sie selbst etwas Hanf, sie hatte einen Teil der neuerworbenen Wiese versuchsweise dazu verwendet und den Grasgarten am Hause in einen Kartoffel- und Krautacker verwandelt; dabei lebte sie so sparsam, daß sie noch Milch verkaufte. Die schwarze Henne, die immer am spätesten zu legen aufhörte und am frühesten wieder anfing, hatte gebrütet und elf Junge glücklich erzogen, deren Verkauf nun auch eine gute Beisteuer gab. Der kleine Knabe, den die Mutter immer in einem Korbe mit sich aufs Feld nahm, gedieh zusehends.

Der Sommer ging rasch vorüber. Brosi hatte einmal geschrieben und nicht wieder, man hatte ihm die Geburt seines Sohnes angezeigt, und dabei blieb es; bei sparsamen Landleuten ist das Postgeld das überflüssigste von allem. Moni hatte ihr Grummet eingethan und damit das ganze Haus vollgestopft, daß es ganz von süßem Duft erfüllt war; sie hatte ihren Hanf gejätet, gedörrt und gebrochen, die Kartoffeln eingethan und das Kraut eingeschnitten, so segenerfüllt, so spickvoll war das Haus noch nie gewesen. So oft Moni nach dem Walde ging, um Holz zu raffen, hielt sie sich möglichst in der Nähe des Waldweges, sie hoffte täglich, daß Brosi daherkommen müsse. Der Nebel stand schon wieder tagelang auf den Bergen, und endlich

schneite es sogar; aber Brosi kam noch nicht, und Moni tröstete sich, daß drunten im Lande wohl noch heller Herbst sei und die Bauarbeit noch fortgehe.

Eines Abends, als der kleine Nachtwächter, wie ihn die Großmutter stets hieß, mächtig schrie, hörte man es vor der Thüre plötzlich quieken wie von einem jungen Schweine; der kleine Nachtwächter horchte auf diesen Laut und war einen Augenblick still, da öffnete sich die Thüre und —

„Wart', ich will dich," rief eine starke Männerstimme. Der kleine Knabe schrie wieder, aber noch lauter als er rief Moni:

„Lieber Gott, lieber Gott! Mein Brosi," sie faßte seine beiden Hände, er drückte sie rasch und beugte sich dann zu dem Knaben nieder, der den fremden Mann mit dem bereiften Gesichte, der ihn küßte, mit großen Augen anstarrte, dann aber wieder laut schrie.

„Der hat einen guten Brustkasten," sagte Brosi und reichte nun auch der Schwiegermutter die Hand, die ihm aber kaum die ihrige reichte und sich nach der Wand umwendete.

„Hast der Mutter nichts mitgebracht?" fragte Moni leise.

„Zuerst bin ich da, das ist die Hauptsach'. Mit dem andern hat's Zeit," sagte Brosi, tiefaufatmend sich auf die Bank setzend. „Gottlob, daß ich wieder da bin. Es sieht wüst aus in der Welt, die Menschen sind auf einander, wie wenn eins das andere auffressen möcht'! Du bist aber schöner geworden, Moni, ich hab's gar nicht mehr gewußt, daß ich so eine nette Frau hab'."

Er strich ihr mit der Hand über die erglühende Wange, dann hob er den Säugling sehr unbeholfen aus der Wiege und nahm ihn noch ungeschickter auf den Arm. Moni that ihm das Häubchen ab und zeigte, wie viel Haare er schon habe, aber das Kind verlangte nach der Mutter, und Brosi ging vor die Thüre und schleppte einen großen Quersack in die Stube, in dem es wieder quiekte. Er öffnete den Sack und sagte:

„Ich hab' noch etwas Lebiges mit ins Haus gebracht." Er zeigte ein schönes junges Schwein mit vielversprechenden langen Ohren; da aber der Säugling die Freude der Mutter nicht teilte, sondern erbärmlich schrie, wurde der neue Mitbewohner wieder in sein vorläufiges Zelt gebracht und aus der andern Seite des Sackes dem jungen Weltbürger ein rotbackiger Apfel gereicht, den er alsbald zum Munde führen wollte, was die Mutter indes abwehrte; aber der kleine Schelm verstand es schon, den Apfel auf den Boden fallen zu lassen, und lachte herzlich, da die

Mutter mit liebkosendem Schelten ihm den Apfel stets wieder aufhob.

„Wie er so herzlich lacht,“ jauchzte Brosi, und die Mutter behauptete, er könne noch viele Kunststücke, aber sie brachte ihn nicht dazu, daß er jetzt eines davon preisgab.

Brosi legte der Großmutter ein Täfelchen Schokolade auf das Bett und bemerkte frohlockend, er habe es in Erinnerung behalten, daß sie einst dieses Getränk gelobt; aber das Apothekerrösle kehrte sich nicht um und sagte nur: „Ich mag keinen, trink du ihn, ich nehm's für genossen an.“ Brosi biß auf die Lippen, aber Moni winkte ihm beschwichtigend und staunte nun über das schöne Obst, das er auf dem Tisch ausschüttete, wobei sie nicht vergaß, hinzuzusetzen, daß sie ihm die schönsten Zwetschgen aus dem Garten aufgehoben habe. Zuletzt gab es noch großen Jubel, als Brosi Wollzeug zu einem Sonntagskittel aus einem verschnürten Papiere auspackte.

„Es wär' nicht nötig gewesen, aber es freut mich doch und doppelt, und daß du so an mich denkst, freut mich,“ äußerte Moni.

Da die Mutter sich noch immer teilnahmlos abwendete, zeigte sie die „Mitbring“ dem Kinde und sagte:

„Guck, das hat dein Vater mitgebracht, dein Vater ist ein braver Mann, werde nur auch so. Streichel' ihm zum Dank,“ sie nahm das Händchen des Kleinen und strich damit Brosi über die Wangen. Sie mußte ihm das Kind gehörig auf den Arm geben, und er tanzte und sang damit in der Stube umher, während Moni schnell das Essen bereitete und aus der Küche mitsang.

Moni hatte viel zu erzählen, und wie natürlich alles kunterbunt durcheinander, schließlich aber kamen sie doch immer wieder beide darauf zurück, daß sie glückliche Menschen seien, nicht durch die Liebe, davon sprachen sie nicht, sondern durch die Vermehrung ihres Besitztums; sie hatten es in diesem Jahre weit gebracht, hatten eine fast ganz bezahlte Wiese, und Brosi breitete all sein erworbenes Geld ein Stück neben dem andern auf dem Tisch aus; er gab dem kleinen Knaben einen nagelneuen Fünflivresthaler als sein Eigentum, daß er damit zu hausen anfange.

War Brosi in Gedanken auch immer daheim gewesen, und sagte er oft, ein verheirateter Mann sollte eigentlich nicht mehr in die Fremde gehen, denn er habe sich fast vor sich selbst geschämt, welch ein Heimweh er anfangs hatte, so war ihm doch wiederum jetzt sein eigenes Leben neu; er empfand das Glück desselben, aber auch das Ungemach, das ihm beschieden war und fast unerträglich erschien. Das Apothekerrösle ließ nicht

ab von seiner unbegreiflichen Verbostheit, und jedes gute Wort, das man ihm gab, war ebenso an ihm verschwendet, wie es am Hochzeitstage den Wein ausgeschüttet hatte. Brosi war indes Manns genug, um diesen Kummer in sich zu verwinden, und das schlafende Kind betrachtend, sagte er zu sich: „Du mußt dir's verdienen, daß deine Kinder auch einmal Geduld mit dir haben, wenn du bettlägerig und krittlig bist.“

Obgleich er von der Reise, er war heute zwölf Stunden gelaufen, müde war, wollte er doch noch heute sein Nachtwächteramt, das des Uribasches Kalter im Sommer allein versehen hatte, wieder antreten; aber Moni, der ihr kleiner Sohn mehr als die Stunden anrief, ließ ihren Mann ruhig die Zeit verschlafen, und als dieser erwachte, war es ihm nur noch gegeben, des Uribasches Kalten darin abzulösen, daß er für ihn den Tag anrief. Ungesehen von seinen Mitbürgern und ohne daß sie wußten, daß er da war, schritt er durch die Nacht dahin und ließ den Morgensang erschallen, so hell, so von ganzer Seele, daß ihm selber immer froher dadurch zu Mute ward, und mancher, der in stiller Nacht erwachte, dachte vor sich hin oder sprach es laut: „Der Brosi ist wieder da.“ Zuletzt sang er noch vor seinem eigenen Hause, und es war ihm, als tönte ihm, als tönte jedes Wort wie ein Segen vom Himmel darauf nieder, und alles ist geweiht und beschirmt ....

Am Sonntag mußte Brosi im Auerhahn viel erzählen, wie es „draußen in der Welt“ aussieht, und er verstand es meisterlich. Der Zug Bonapartes nach Italien bildete das Hauptgespräch, bald aber fand sich eine näherliegende Verhandlung: die Jahresfeier der Kirchweihe fiel in so unruhige Zeit, daß man sie lieber aussetzen wollte. Brosi gewann aber mit seiner Meinung die Oberhand, daß man gar nicht absehen könne, wann die Welt wieder ruhig werde, darum müsse man lustig sein, solange es noch tagt.

Zur damaligen Zeit brauchte man noch nicht ein Hin- und Herschreiben vom Amte, um einen Schweinestall bauen zu dürfen. Brosi war damit gerade am Abend vor der Kirchweih fertig und konnte am andern Tage seinen Gästen den Neubau und dessen Bewohner zeigen. Ueberhaupt war es für Brosi ein großes Fest, zum erstenmal in seinem Hause Gäste zu bewirten, und zwar so vornehme, wie den Gipsmüller und seine Frau, die zur Kirchweih gekommen waren. Moni verstand es, ihre geringe „Aufwartung“, den Zwetschgenkuchen und den Kirschengeist so nett auf ein schönes weißes Tischtuch herzurichten, und hatte dabei alles so zur Hand, als ob ein dienender Geist ihr alles

darreiche, so daß Brosi das Lob der Gevatterleute mit innerstem Behagen bestätigte. Dabei war der kleine Kilian, der schon aufrecht auf dem Arm der Mutter saß, „angethan wie ein Graf“. Die Gevatterleute lobten ihren Paten gar sehr, und wie die Menschen in der höchsten Freude der Gegenwart immer auch leicht die Zukunft mit hereinziehen und die ganzen beglückenden Folgen des Gegenwärtigen genießen wollen, so sagte Brosi immer: „Und ich freu' mich, wie das erst schön sein wird, wenn ich den Kerl erst mit in die Fremde nehm', ins Geschäft. Wenn's nur schon gleich morgen wär'.“

Brosi war, wie wir wissen, ein Mann von starkem Selbstgefühl, aber er hatte doch seine besondere Freude daran, an einem so angesehenen Manne, wie der reiche Gipsmüller war, eine Anlehnung zu haben, das konnte ihm und seinen Kindern zu gute kommen. Er ging zwar auf das Anerbieten des Gipsmüllers nicht ein, ihm bei einem geschickten Häusertausche (da das jetzige doch gar zu eng schien) beizustehen, behielt sich indes die Beihilfe des Gevatters für den Ankauf einer neuen Kuh bevor und erklärte sich schließlich gern bereit, statt der Holzfuhren dem Gevatter dreschen und in der Gipsmühle arbeiten zu helfen.

Schön ist's, im eigenen Hause die ganze Fülle seines Glücks zu haben, aber schöner ist's, auch draußen hilfreiche und herzgetreue Menschen zu wissen, bei denen man in Leid und Freud eine Heimat findet, und nicht als einzelner, sondern Familie zu Familie: die eigene Heimat ist erweitert und vergrößert, und von Haus zu Haus weht sichtbar und unsichtbar eine belebende Gemeinschaft.

Mit strahlenden Angesichtern geleiteten Brosi und Moni ihre Gevatterleute durch das Dorf nach dem Auerhahn. In allen Häusern hatte man heute Gäste, die man freundlich bewirtete, aber gewiß war man nirgends glückseliger und auch stolzer mit seinem Besuche, als Brosi und Moni mit dem ihrigen.

Im Auerhahn waren auch viele Endringer, die Brosi zutranken, er freute sich ihrer und versprach, auch nach Endringen zur Kirchweih zu kommen. Der Kirchweihtag war der einzige, an dem die gewohnte Tischordnung aufgehoben war, Brosi und Moni saßen vergnügt bei ihren Gevattern, die Gipsmüllerin durfte nur einen Schleifer tanzen, um so höher sprang aber Brosi mit seiner Frau, nicht zur Erfüllung seines gethanen Gelübdes, sondern in frischer Erregung des Augenblicks; und doch war seine Lustigkeit eine andere, als da er noch ledig war, er war nicht minder voll innersten Jubels, und doch war es anders, es ließ sich nicht bestimmen, wie und worin.

Als die Gevatterleute abgereist waren und wiederum einen Sack Mehl zurückgelassen hatten, ging Brosi nochmals allein in den Auerhahn, er sang lustig mit, machte sich aber doch frühzeitig heim und sang mit seiner Moni die Tanzweisen, die man vom Auerhahn herunter vernahm; der kleine Kilian schlief ruhig dabei.

Elftes Kapitel.

Mit Dreschen, Gipsmahlen und dem Nachtwächterrufen ging der Winter vorüber, das glückliche Ereignis des vorigen Jahres stellte sich wiederum ein, und niemand war dessen froher, als der grunzende Mitbewohner hinter dem Hause. Fröhlicher als im vergangenen Jahre trat Brosi wieder seine Wanderschaft an, denn er hatte es nun deutlich erfahren, daß alle Sorge um die Heimat unnötig war; als er im Spätherbst wieder heimkam, lief ihm der kleine Kilian schon entgegen, und der Vater lernte dessen unbeholfene Sprache bald verstehen. Moni hatte viel zu erzählen, man hatte Einquartierung gehabt von allerlei Nationen, Bayern, Russen, Hessen und Franzosen, die aber bisher immer gute Mannszucht gehalten hatten. Dazu kamen noch viele Neuigkeiten aus dem Dorfe und der Umgegend. Die Kirchweih in Haldenbrunn und Endringen wurde regelmäßig mitgefeiert, und so verging ein zweiter und ein dritter Winter und die Trennungszeit im Sommer. Brosi und Moni standen fest in Glück und Heiterkeit, aber doch empfanden auch sie das Bangen, das damals alle Menschen überfallen hatte; die Erschütterung, die damals ganz Europa ergriffen hatte, wurde in jedem Hause des entlegensten Dorfes verspürt. Bonaparte war Kaiser Napoleon geworden, und wir müssen es sagen, Brosi, der viel im Elsaß arbeitete, hatte eine große Verehrung für ihn. Die Gewalt des Kaisers änderte vieles, aber die Tischordnung im Auerhahn zu Haldenbrunn, die Brosi oft ein Greuel war, konnte er doch noch nicht umstürzen.

Brosi hatte seine Wiese vollständig bezahlt, und acht Tage bevor ihm sein erstes Töchterchen geboren ward, noch eine zweite Kuh bar bezahlt; dazu kam noch ein neues Bett, das aber Moni ganz allein aus der Kunkel herausspann, ein Schwein wurde alljährlich ins Haus geschlachtet, und es war alles heiter, nur das Apothekerrösle blieb sich gleich. Da kam eines Tages, Brosi war gerade in der abgelegenen Gipsmühle, russische Ein-

quartierung, die arg in der engen Wohnung hauste. Das Apothekerrösle saß immer aufrecht im Bette und schimpfte und schalt, je mehr der Russe mit dem Säbel auf den Tisch schlug, und die Kinder heulten dazu. Moni hatte niemand, den sie nach ihrem Mann schicken konnte, sie wußte sich kaum zu helfen mit der Beschwichtigung der Mutter, der Kinder und des Russen. Als sie diesem das Essen brachte, warf er es zum Fenster hinaus, durchstöberte das ganze Haus und entdeckte endlich die wohlversteckten Hühner. Das Apothekerrösle schrie jämmerlich, als es draußen die so gut legenden Hühner krähen hörte, und als der Russe mit den Erwürgten in die Stube kam, hatte sein Schelten kein Ende. Als ihm der Russe mit dem Säbel drohend Schweigen gebot, spie es ihm den Geifer ins Gesicht, der Russe faßte es mit beiden Händen an dem Halse, noch einmal schnappte es auf nach Luft und sank in die Kissen zurück. Der Russe, der jetzt sah, was er gethan hatte, schaute wild umher, raffte alles zusammen, vergaß aber die Hühner nicht und entfloh aus dem Hause, als jagte man mit Peitschen hinter ihm drein.

Moni kniete noch am Bett der Mutter, da trat Brosi ein und erfuhr schaudernd alles, was geschehen war. Es war keine Rettung mehr. Brosi eilte sogleich zu dem Befehlshaber, die Lärmtrommel tönte durch das Dorf, vor dem Auerhahn wurde Musterung gehalten, aber der Mörder fand sich nicht, und die Leute sagten, es sei gar kein Russe gewesen, der Teufel habe das Apothekerrösle erwürgt. Noch am selben Abend marschierte die Einquartierung ab.

Brosi und Moni konnten sich nicht leugnen, daß der Tod des Apothekerrösle gerade kein Unglück war; aber als hätte wirklich ein böser Geist die Hand dabei im Spiele, mußte noch die Art des Todes den Ueberlebenden schweren Kummer bereiten.

Von den sogenannten Totenfrauen wollte keine die Leiche des Apothekerrösle einkleiden helfen, Brosi und Moni mußten dies allein thun. Da fühlte Brosi um den Leib der Entseelten einen Gürtel. Moni hieß ihn hinausgehen, und nach einer Weile kam sie und hielt in zitternder Hand einen Gürtel, in den Geld eingenäht war; schnell trennte Brosi die Naht und enthülste nacheinander zwanzig Dukaten. Brosi fühlte das Gold schwer in der Hand, er legte es auf die Treppe und machte dreimal ein Kreuz darüber, es blinkte hell in der Dunkelheit.

„Sie ist bei alledem doch eine gute Frau gewesen," sagte Moni, ihr Mann antwortete nicht.

Wäre nicht der Gipsmüller zum Leichenbegängnisse gekommen, es hätten sich nur wenige demselben angeschlossen, man sah es

aber doch allen Menschen an, wie froh sie waren, daß das Apothekerrösle nun unter die Erde kam.

Dem Gipsmüller teilte Brosi auch das Geheimnis von dem aufgefundenen Schatze mit und überließ ihm auf Zureden Monis die Entscheidung, ob er solchen mit den Schwägerinnen in der Schweiz teilen solle. Der Gipsmüller entschied vorderhand, bis man später den Schwägerinnen es offen erkläre, für den Alleinbesitz Brosis, da die in der Fremde ja nichts für die Mutter gethan hatten, sondern die Eheleute sie allein erhalten mußten. Er übernahm hierauf ohne Scheu das Gold und versprach Brosi Silbergeld dafür, das gar nichts Unheimliches hatte.

Man vermutete, daß der Gürtel, der zweimal kürzer genäht war, etwa bei einem Falle im Walde dem Apothekerrösle die Lähmung gebracht habe. Gewisses ließ sich natürlich darüber nicht herausbringen, aber ein Teil von dem trotzigen, aufbegehrerischen Wesen der Verstorbenen ließ sich allerdings dadurch erklären, daß sie sich im Besitz eines geheimen Schatzes wußte.

Das Haus war nun in doppelter Beziehung frei, das Apothekerrösle war nicht mehr da, und die Schuld, die wie ein Gespenst darauf gehaftet hatte, wurde abgetragen; aber ein anderes Gespenst zeigte sich. Brosi machte mehrere Versuche zu einem Häusertausch, aber niemand wollte sein Haus übernehmen, in dem das Apothekerrösle nächtens als Geist umgehen sollte.

Noch lange nach seinem Tode plagte es die Insassen durch diesen Aberglauben.

Brosi und Moni fanden sich aber doch nur wenig davon beunruhigt. Zwar kam Brosi immer früher aus der Gipsmühle nach Hause, um seine Frau nicht allein zu lassen, und wenn er die Stunden anrief, begann er vor seinem Hause den frommen Sang, um es damit zu beschirmen, und bald fanden die beiden Eheleute, daß sie für ihre ganze Lebenszeit Raum genug im Hause hatten; gehörte ihnen ja jetzt erst die Stube zu eigen, und die wohnliche Bühnenkammer war fast überflüssig.

Friedlich, aber still war's diesen Winter im Hause. Der Tod des Apothekerrösle brachte doch auch für die ganze Kriegszeit einen Segen über das Haus: es wurde teils aus Aberglaube, teils aus Rücksicht ferner mit Einquartierung übergangen.

Zwölftes Kapitel.

Napoleons Kontinentalsperre gegen England brachte dem Brosi reichlichen Verdienst, nicht als Fabrikant oder Schmuggler, sondern einfach als Maurer bei den vielen Fabrikgebäuden, die besonders im Elsaß errichtet wurden. Wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß Brosi durch ein Weltereignis sehr viel Kummer hatte, denn Brosi wurde plötzlich ein Ausländer. Bei der Teilung Vorderösterreichs durch den Reichsdeputationshauptschluß wurde Endringen badisch und Haldenbrunn württembergisch. Dieser Schnitt ging Brosi ins Herz; er wußte nichts von deutscher Einheit, er war trotz seiner Verehrung für Napoleon doch gut kaiserlich und merkte nichts von diesem Widerspruche; das aber fühlte er doch, was es ist, Länder zu zerschneiden, und jedesmal, wenn er an dem Grenzpfahl im Walde vorüberkam, machte er ihm ein grimmiges Gesicht. Besonders mit seinem Gevatter, dem Gipsmüller, der nun auch ein Badischer geworden war, sprach er viel über die verkehrte Welt, und als es im Laufe der Jahre hart gegen Napoleon herging, war seine erste Hoffnung, daß Endringen und Haldenbrunn wieder zu einem Lande gehören würden.

Es ist aber wunderbar, wie bald die aufgepfropften Begriffe selbständig ausschlagen. Es vergingen kaum einige Jahre, als die Endringer und Haldenbrunner als Badische und Württembergische einander vielfach neckten.

In dieser Zeit hatte aber Brosi von der Welt doch alljährlich eine besondere Freude. Obgleich der „Rheinländische Hausfreund" ein badischer Kalender war, brachte ihn doch Brosi jeden Herbst mit nach Hause; aber er las keine Silbe darin, bis das Neujahr wirklich da war, und auf manchem Gang in der Nacht schmunzelte er vor sich hin, wenn er an die lustigen Geschichten dachte, die er gelesen hatte. Von der ganzen Sammlung seiner Kalender waren diese die zerlesensten und in keinem ist mehr eingetragen. Es geschahen aber auch zu ihrer Zeit die wichtigsten Ereignisse.

Der Kilian hatte noch einen Bruder Namens Franz und außer seiner Schwester Rösle noch eine Namens Mariann erhalten, ein zweites Brüderchen lag neben dem Apothekerrösle auf dem Gottesacker. Es gab keine zweite Mutter in Haldenbrunn, die ihre Kinder mehr in Zucht und zur Schule anhielt als Moni; ja, sie ging selber noch in die Schule und zwar bei ihrem Kilian, denn sie lernte bei diesem Geschriebenes lesen und

selbst die Feder führen. Spielend und ohne daß die Kinder die Unwissenheit der Mutter merkten, lernte sie die Schreibkunst; sie hatte erfahren, wie nachteilig ihr deren Mangel gegenüber den Kindern war, und freute sich auch kindisch darauf, an Brosi selber einen Brief schreiben zu können. Es war ein seltsamer Anblick, wenn die Mutter mit den Kindern um den Tisch saß und wettete, wer zuerst mit seiner „Gschrift" fertig werde. Jener erste Brief Brosis aus ihren ersten Ehejahren diente Moni als Vorschrift; sie hat dabei freilich nicht orthographisch schreiben gelernt, aber besser als Brosi brauchte sie es auch nicht zu verstehen, und ihre Fehler waren gerade die, die Brosi auch machte. Dieser war ganz glückselig, als ihm seine Moni so unverhofft einen eigenhändigen Brief in die Fremde schrieb. Die Kinder durften auch oft Briefe an den Vater schreiben, von denen aber natürlich höchstens einer abgeschickt wurde. Der wissenschaftliche Betrieb im Hause war aber doch weit geringer als der praktische in Wald und Feld. Kilian mußte die Kühe in den Wald zur Weide führen, denn die Grasnutzung im Walde war damals noch allgemein, die anderen mußten Streu einthun, Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren und Wacholder sammeln und teils selbst nach der Stadt zum Verkauf bringen, teils übernahm dies die Mutter. Ein besonderes Handelsgebiet war den Kindern aber auch darin eröffnet, daß sie im Herbste Lichtspäne — lange zugespitzte dünne Scheiben aus dem Kernholz von Kiefern, die man zur Beleuchtung in der Küche benützt — stundenweit in kleinen Körben auf dem Kopf nach dem Getreidelande tragen mußten, um dafür Mehl, Kleie, Schmalz oder auch Aepfel einzutauschen, und manchmal gab es sogar bares Geld, das die Kinder getreulich ablieferten. So kam es, daß Moni mit einem Häuflein Kinder nicht mehr brauchte, als da sie noch allein war, und die Kinder wurden gewitzigt und selbständig und früh auf ein sparliches Umtreiben hingewiesen.

Wenn Brosi im Frühling auf die Wanderschaft zog, begleitete ihn die Mutter mit den Kindern, die beiden Eheleute sangen nicht mehr, aber Brosi rief noch laut in der Ferne die Namen seiner Kinder nacheinander, und das war doch noch herzerfrischender als aller Gesang.

Jedesmal, wenn Brosi von der Wanderschaft nach Hause kam, kaufte er in der Stadt ein Weißbrot, und je mehr Kinder im Hause waren, je mehr Teile wurden daraus gemacht.

Das Heimweh Brosis wurde oft wieder stärker, in den letzten Herbstwochen war er immer ein verdrossener Arbeiter, ohne rechte Eßlust und ohne rechten Schlaf. Um sich zu zwingen,

setzte er sich daher jedesmal noch eine Woche weiter zum Aufenthalt in der Fremde fest, aber jedesmal, wenn diese Woche kam, schenkte er sich dieselbe und eilte heim zu seiner Moni und zu seinen Kindern.

Brosi hatte noch eine zweite Wiese von anderthalb Morgen, die sogenannte Bömleswiese gekauft, es war dies der Boden eines abgetriebenen Waldes im untern Forlenthale, da wo der Bach eine so starke Biegung macht, daß er die Wiese mehr als im Halbkreise umzieht. Moni hatte auch eine erkleckliche Beisteuer dazu gegeben, denn, trotzdem sie vier Kinder hatte, gewann sie immer noch so viel Zeit zum Spinnen, daß sie neben dem Hausbedarf an Leinen fünfzig Ellen jährlich verkaufen konnte; daneben legte sie noch manches zurück zur künftigen Aussteuer für ihre Töchter, und dazu hatte noch jedes Kind einen baren Fünffrankenthaler, denn Brosi hatte jedem das Gleiche geschenkt wie seinem Erstgeborenen, und ganz allein von ihrer Ersparnis hatte Moni nicht nur eine vermehrte Kopfzahl für die im Kriege verlorenen angestammten Hühner erobert, sie vermehrte auch noch ihre Hausmacht durch fünf stattliche Gänse.

So schmerzvoll und niederdrückend es ist, wenn ein Familienvater sich trotz aller Mühen von Jahr zu Jahr verarmen und verkommen sieht und das noch ein glückliches Jahr nennen muß, in dem er sich so durchschlug, daß er nichts einbüßte, ebenso erquickend ist das Gefühl, sich wachsen zu sehen.

Es kommt so selten vor, daß jemand vom Grund des Herzens und jahrelang sagt: ich bin ein glücklicher Mensch. Brosi sagte dies und er war es auch; dabei pflegte er hinzuzusetzen: „Ich hab', gottlob! in siebzehn Jahren dem Apotheker nicht mehr bezahlt als einen Batzen, und den — für Rattenpulver.“

Das innere Wohlgefühl Brosis wurde aber auch zum Wohlwollen für andere Menschen; nie hörte man ihn ein böses Wort über jemand reden, und wenn man im Auerhahn oder sonst wo über einen loszog, duldete er das nicht und nahm sich des Beschimpften in jeglicher Weise an. Es konnte nicht fehlen, daß Brosi bei seiner immerwährenden Heiterkeit für einen halben Narren galt; aber die Rechtschaffenheit und Gutmütigkeit hat doch so viel Bewältigendes, daß er in Ehre und Ansehen stand, und besonders das, daß er niemand Böses nachredete, machte ihn in vielen Dingen zum Ratgeber und Schiedsrichter, und Brosi konnte bei mancher glücklichen Auskunft hinzusetzen: „Ja der Brosi. Mein Mann ischt koanr.“

Die Kinder Brosis wurden mit diesem Eitelkeitsspruche ihres Vaters frühzeitig geneckt, und wo sie hinkamen, hieß es

oft: „Wie sagt der Brosi? Mein Mann ischt koanr.“ Sie klagten das oft der Mutter, aber diese wagte es nicht, gegen eine Grundeigenschaft ihres Mannes und deren Ausdruck anzukämpfen; sie hatte es einmal versucht, und jene Trutzwoche hätte sich fast wiederholt, sie beschwichtigte nun die Kinder, so gut sie konnte, und besonders damit, daß man jedem was nachspotten müsse und ihr Vater dürfe das schon noch sagen, es gäbe auch keinen solchen Mann mehr auf der Welt, wie er sei. Das merkte sich der kleine Kilian, und als er wieder damit geneckt wurde, sagte er stolz: „Und es ist erst noch wahr, so wie mein Vater gibt's keinen mehr.“

Als man Brosi diese Rede seines Erstgeborenen erzählte, hatte er diesen, der ohnedies sein Liebling war, noch einmal so gern; er nahm ihn oft des Sonntags mit in den Auerhahn und am Werktag in die Gipsmühle. Der Kilian war überhaupt ein gescheiter Bub, er hatte einst das einzige Leidwesen Brosis in der Frage ausgedrückt: „Vater, bist du nur im Winter unser Vater?“ Brosi versprach, ihn bei der Entlassung aus der Schule mitzunehmen, dann habe er auch einen Sommervater.

An der Kirchweih tanzte Brosi allezeit regelmäßig mit seiner Moni, und die Kinder, die auf dem Hausflur waren, tanzten dort ebenfalls. Mit des Kappelbauern Lisle (die Witwe hatte schon lange wieder geheiratet) tanzte der Kilian den Hoppetvogel und den Siebensprung gerade wie der Vater mit der Mutter.

In dem Jahre, als die Verbündeten in Paris einzogen, hatte auch Brosi einen Verbündeten. Er nahm seinen Kilian mit auf die Wanderschaft und sagte zu seiner Moni: „Weißt noch, wie ich mir die Zeit herbeigewünscht hab'? Und jetzt ist sie da. Es kommt alles. Drum lustig, solang es tagt.“

In dem Jahr, als Württemberg einen neuen König erhielt, wurde Brosi noch ein Sohn geboren. Der Revierförster, der jetzige Auerhahnwirt, der zu Gevatter stand, gab ihm den Namen Wilhelm; Brosi aber rief ihn bei seinem zweiten Taufnamen Severin. Er hatte seine besondere Freude an dem kleinen Severin und sagte oft:

„Ich freu' mich nur, daß wir auch wieder ein klein Kind haben, wenn sie nur auch länger so klein und lieb bleiben thäten; wenn sie einmal größer sind, sind's keine Kinder mehr und machen einem nur noch die halbe Freude.“

Das erste Lebensjahr Severins war das schwerste für die ganze Familie, es war das Hungerjahr siebzehn. Brosi war vor allem darauf bedacht, daß die Mutter und das Kind die rechte Nahrung hätten; aber der Unsegen, der damals auf allem

ruhte, daß man ganze Schüsseln aufessen und doch nicht satt sein konnte, schien sich auch auf die Muttermilch zu erstrecken: der kleine Severin schrie immer, mehr als je ein anderes Kind.

Brosi wäre in seinem ganzen Hausstande zurückgekommen, wenn sich nicht jetzt der Gevatter Gipsmüller bewährt hätte; er verkaufte kein Korn an Brosi, er lieh es ihm nur unter der Bedingung, daß er ihm solches im andern Jahre wieder als Korn zurückerstatten müsse.

Wenn Brosi später den Jahrgang siebzehn seiner Kalender in die Hand nahm, sagte er: „Da steht gar nichts darin, ich vergeß das Jahr aber doch nie.“

Dreizehntes Kapitel.

Je mehr die Kinder heranwachsen, um so mehr hören die Eltern auf, für sich selber ein Leben zu haben und auch zu wollen; das Schicksal der Kinder wird immer mehr das der Eltern.

Nicht nur an dem ersten Tage von des Vaters Ankunft, wie dies immer ist, waren die Kinder brav; sie blieben es auch.

Die Kinderzucht im Hause war eine musterhafte, das heißt strenge, es wurde wenig an den Kindern erzogen, aber unbedingter Gehorsam war oberstes Gesetz. Brosi rühmte sich des oft, indem er hinzusetzte: „Es kann eines meiner Kinder auf dem Dach in Lebensgefahr sein, ich pfeif' ihm nur, huit! und bin sicher, daß es feststeht wie eine Mauer und nicht zuckt, bis ich komm' und es herunterhol'. Das hat mein' Moni zuweg bracht. O die, die könnt' General sein.“ In der That war diese strenge Zucht das Werk Monis, denn ihr Mann war ja den größten Teil des Jahres in der Fremde; war er aber daheim, so konnte man gewiß sein, daß nie eines der Eltern dem andern in einer Zurechtweisung der Kinder widersprach oder durch eine Miene einen Widerspruch verriet, wenn es auch mit der Anordnung innerlich nicht übereinstimmte. Der Vater stand vor den Kindern wie ein höheres, fast unnahbares Wesen, eine Patschhand von ihm war eine hohe seltene Gunst, und half er gar im Frühling ein Mühlrad im nahen Bach bauen, so war das eine Seligkeit. Nie sahen oder hörten die Kinder einen Zank zwischen den Eltern; gab es eine Zurechtsetzung, so wurde ein Alleinsein abgewartet, und Frohsinn und Heiterkeit herrschten allezeit; nur wollte Moni manchmal der Kinder wegen in der

Wahl der Lieder wählerisch sein, aber Brosi duldete das nicht und behauptete stets, er habe diese Lieder schon gekannt, ehe er zehn Jahre alt war, und sei doch geworden, der er sei. Monika war gescheit und ließ, ohne ein Wort zu sagen, die „Gesätzle“ weg, die ihr nicht gefielen, und Brosi war's auch recht; er nahm's mit dem Inhalt just nicht so genau, wenn's nur gesungen war und recht lustig, die Worte konnten sich legen, wie sie wollten, und wenn Moni fortfuhr und immer wieder anschlug, konnte er eine Strophe zehnmal singen und immer so vollauf, als wär's das erste Mal. Nie ließ eines das andere beim Singen im Stich.

Der kleine Severin zeigte sich schon früh als ein eigensinniger, hartköpfiger Bursche, und es war oft nahe daran, daß der Ehefriede seinethalb gestört wurde, wenn nicht Moni stets darauf hingewiesen hätte, wie das unschuldige Kind nichts dafür könne, daß sein Vater verstimmt und maßleidig sei. Brosi war dies oft aber in hohem Grade, denn von außen war ihm der Friede und die Ruhe seines Hauses gestört worden. In dem Sommer, als der Severin geboren wurde, hatte der Maurerjochem, dem der Garten an der Fensterseite von Brosis Hause gehörte, sich auf dem jenseitigen versandeten Ufer ein Haus gebaut und, um einen näheren Weg ins Dorf zu haben, ein Stück seines diesseitigen Gartens dazu verwendet; der Fußweg ging hart an den Fenstern Brosis vorbei. Noch in der ersten Nacht seiner Heimkehr zäunte Brosi diesen Weg zu, aber schon am andern Tage mußte er auf schultheißenamtlichen Befehl den Zaun selbst wieder abtragen; Brosi wetterte und fluchte in seinem Hause, so oft jemand an seinen Fenstern vorüberging, und die Leute machten sich den Spaß und gingen des Weges auch ohne Not. Brosi lief zum Amt und verzettelte viel Zeit und Geld mit diesem Rechtshandel, der, mehrmals zu seinen Ungunsten entschieden, immer wieder von ihm aufgenommen wurde, so daß er volle vier Jahre dauerte. Brosi behauptete, daß vier Schuh Platz rings um das Haus ihm gehören, daß er das oft von seiner Schwieger gehört habe und nicht davon ablasse.

Er sprach oft davon, daß, wenn er den Prozeß verliere, so wandere er aus nach Endringen, wohin er ohnedies gehöre und wo er eigentlich am liebsten sei.

Moni war vollkommen mit ihrem Manne einig, daß man dieses Gäßchen nicht dulden dürfe; aber endlich mußten sie sich doch den Entscheid gefallen lassen, daß es blieb, zumal dieser Weg von Pfarrer und Schullehrer als Kirchen- und Schulweg

bezeichnet wurde. Mit dem Auswandern nach Endringen schien es nicht recht Ernst gewesen zu sein und wäre dies nun auch schwierig geworden, da Endringen jetzt Ausland war. Brosi hatte zu dem Schaden noch den Spott, daß er fortan der Gäßles-Brosi hieß; man hatte schon lange nach einem Unnamen für ihn gesucht, jetzt hatte man einen, mit dem man ihn aufziehen konnte. Anfangs that er den Leuten den Gefallen, sich darob zu ärgern, nach und nach aber lachte er dazu, und seine alte Lustigkeit brach aufs neue hervor. Wer aber seine besondere Gunst haben wollte, durfte nicht durch das Gäßchen gehen, und vor allem seine Kinder durften nie diesen Weg betreten, wie er und seine Monika ihr Leben lang keinen Fuß darauf setzten. Es wurde Brosi nicht verwehrt, eine Art Verhau am Eingang des Gäßchens anzubringen, um auch seine Hühner und Gänse abzuhalten, daß sie den Weg nicht gingen. Brosi rammte aber scharfgespitzte Pfähle ein, daß sich manche daran verwundeten, und wenn man Kies auf das Gäßchen schüttete, um es trocken zu legen, war er am andern Morgen verschwunden; den größten Teil des Jahres gab es keinen nasseren Weg, als eben dieses Gäßchen.

Die Gäßlesgeschichte war noch lange der geheime Kummer Brosis; er klagte besonders dem Gevatter Gipsmüller oft, daß dies das einzige Leid sei, das er mit sich herumtrage, und empfing die Tröstung, er solle zufrieden sein, daß er sonst keines habe.

Im Jahre achtzehn erließ die Regierung die folgenreiche Verordnung, die den Beamten jegliche Geschenkannahme verbot; dies traf besonders auch die Forstbeamten, und der Revierförster, der seinem Paten den Namen des Königs gegeben, schien es doch geraten zu finden, dem Kuhhirt von Ulm zu folgen und von selbst abzudanken; er widmete sich fortan dem Holzhandel und machte schon damals Brosi den Antrag, als Kürer, der die Stämme im Wald aussuchen hilft und eine Art Aufsicht über die Holzknechte hat, bei ihm einzutreten; Brosi aber lehnte es ab, er wollte bei seinem Handwerke bleiben, zumal er dieses Jahr, wie er sagte, „zweispännig ausfuhr“, denn er nahm nun auch seinen Franz mit in die Fremde. Brosi wäre gern daheim geblieben und sah sich deshalb nach Beschäftigung bei einem nahegelegenen Brückenbau um, aber schon jetzt zeigte sich, daß er ein Württemberger war, die badischen Arbeiter erhielten den Vorzug, und Brosi wanderte wieder ins Elsaß.

In dem Jahre, als Kilian Soldat werden mußte und der Gäßleshandel sich entschied, gab Brosi das Nachtwächteramt auf,

er hatte es durch zwanzig Winter versehen und sagte, auch im Gefühle seines Besitztums, daß es genug sei, wenn er fortan am Tage tüchtig arbeite. Es war aber, ohne daß er sich's gestand, auch Aerger über die Gäßlesgeschichte dabei; das Dorf, das ihm das angethan hatte, war eines solchen treuen und hellen Wächters nicht wert. Dennoch erwachte er noch wochenlang zu jeder Stunde, und manchmal sang er leise vor sich hin.

Der kleine Severin machte viel Aergernis und bekam viel Schläge, er war das einzige Kind, das es nicht lassen wollte, auf dem Gäßchen hin und her zu gehen. Es gehörte in der That eine Selbstüberwindung dazu, das Gäßchen zu vermeiden, man mußte nicht nur immer einen Umweg machen; wenn man aus der Thüre tritt, führt das Gäßchen gerade links an dem Hause vorbei, und es ist eine seltsame Eigenheit, daß man beim Austritt aus einem Hause, ohne zu wissen wohin, links wendet, wie man beim Ankleiden den linken Stiefel zuerst anzieht. Brosi selber mußte sich noch oft hemmen, daß er nicht unwillkürlich den verbotenen Weg ging. Der Severin war das einzige Kind, das von dem Vater viel Schläge und wenig gute Worte erhielt, und gerade der Severin war, wie sich schon früh zeigte, das ehrgeizigste seiner Kinder und hätte sich eher totschlagen lassen, als daß er um Erbarmen schrie oder um Verzeihung bat. Wenn der neue Lehrer, der ein tüchtiger Mann war, den Severin lobte, zuckte Brosi die Achseln und sagte: „Es ist eben ein knützer[1] Bub. Wenn ihm meine Frau einmal ein Käsbrot gibt, frißt er den Käs oben 'runter, und erst wenn ich ihm mit Schlägen droh', bitzelt er am Brot, und ich sollt' ihm Hosen von Eisen machen lassen, er hat eine besondere Kunst, seine ledernen zu zerreißen. Das Best' an ihm ist, daß er singen kann wie ein Kanarienvogel, aber wenn man's ihn heißt, da thut er's nicht, und wenn ich aus der Haut fahr'. Ich will ihn aber schon eingeschirren, wenn ich ihn einmal mit mir nehm' und ihn ferm in meine Finger faß'."

Die erwachsenen Söhne und Töchter Brosis gingen nun auch schon zum Tanz, das Rösle, das neben Kilian der Liebling Brosis war und das er oft „mein schön Mädle" nannte, hatte bereits eine entschiedene Bekanntschaft mit des Jörgtonis Kaspar; aber Brosi und Moni waren noch immer regelmäßig auf dem Kirchweihtanze und so lustig wie je. Und wieder hatte diese Lustigkeit einen andern Charakter. Es war nicht mehr wie in ledigen Tagen, noch wie in der ersten Ehezeit: man war

[1] Knütz — zu bösen Streichen aufgelegt, nichts nutz.

jetzt mitten unter den erwachsenen Kindern, und eine gewisse Scheu vor ihnen begrenzte den Uebermut; aber Brosi und Moni hatten ihre Freude an der Lustbarkeit der Kinder fast noch mehr als an der eigenen, und die Kinder konnten neuaufgekommene Tänze, besonders den Galopp, den die Alten nicht mehr verstanden und, hätten sie das auch, sich nicht mehr dazu geeignet fühlten. Brosi war aber keiner von denen, die über diese Neuerungen schimpften, im Gegenteil, er sagte zu seiner Frau:

„Die junge Welt hat eben ihre neuen Sprüng'. Wir bleiben bei unsern alten.“

Es war jedesmal eine feierliche Freude, wenn Brosi und Moni ihre Tänze aufführten; ihre eigenen Kinder betrachteten es als eine Art öffentlicher Kundgebung des Hausfriedens, denn glücklicher als Brosi und Moni lebten keine Eheleute, sie standen noch allezeit zu einander wie Braut und Bräutigam in zuvorkommender Freundlichkeit und heiterem Scherz, und man konnte nicht sagen, ob Brosi seine Moni mehr ehrte und lobte, oder sie ihn.

Brosi war der erste, der das neue Gesetz mit übertreten half, da vermöge allerhöchster Fürsorge in den Bestimmungen des Dekrets der Oberregierung vom 17. bis 22. Juni 1811 der Tanz mit dem Schlage zwölf Uhr enden sollte. Schon die polizeiliche Ueberwachung des Tanzes war Brosi ein Greuel, aber er setzte sich darüber weg, und Haldenbrunn lag auch so weit an der Grenze, daß die Strenge des Gesetzes dort etwas nachließ. Das Verbot aber, daß die Schulkinder dem Tanze zusehen und ihn auf der Hausflur nachahmen durften, wurde unnachsichtlich aufrecht erhalten.

Brosi wollte seinen Severin zwingen, mit ihm zum Tanze zu gehen, aber dieser blieb widerspenstig und flüchtete sich zum Lehrer, der dem, wie er glaubte, mißhandelten Knaben besonders zugethan war. Severin konnte überhaupt schon frühe die Späße seines Vaters nicht leiden, und dieser sagte oft: „In dem Buben steckt etwas vom Apothekerrösle, aber ich treib's ihm aus, und wenn er mir unter der Hand bleibt.“ Wenn man den Severin mit dem Spruche seines Vaters neckte, schlug er um sich, und die Mutter hatte viel zu vertuschen, und wieder schien ihm nichts heilig: keines der Kinder hätte eine der oberen Zwetschgen im Garten angerührt, denn diese ließ die Mutter stets stehen, bis sie runzlig wurden, und bewahrte sie für den heimkehrenden Vater; der Severin aber war unversehens auf einem der Bäume und ging oft nicht herunter, bis man mit Steinen nach ihm warf.

Severin brachte immer am wenigsten mit, wenn er mit

andern Kindern in den Wald geschickt wurde, um Waldbeeren zu sammeln, denn man hörte, daß er meist in den Himmel schauend unter einem Baume lag; und sollte er im Herbste Lichtspäne ins Getreideland tragen, mußte man ihn jedesmal mit Schlägen dazu zwingen; einmal kam er acht Tage lang nicht nach Hause, und keine Gewalt der Welt hätte aus ihm herausgebracht, wo er gewesen.

Die Landesvermessung kam auch nach Haldenbrunn, der Lehrer empfahl den Geometern den Severin, der noch die Schule besuchte, aber schon ein hochaufgeschossener Knabe war. Brosi wollte es nicht gestatten, daß Severin mit den Geometern ging, aber Moni ließ nicht nach, bis er es zugab, und als er das Lob seines Sohnes hörte, der sehr anstellig war, that ihm das wohl, aber freundlicher ward er nicht gegen ihn; er getröstete sich der Zeit, wo er ihn ganz allein in seine Hand bekommen und ihn schon zurechtsetzen werde.

Hatte man vom Severin vielen Kummer, so machten die andern Kinder um so mehr Freude. Der Kilian war auf Urlaub gekommen und arbeitete wieder fleißig mit dem Vater und dem Franz. Das Rösle war Braut mit des Jörgtonis Kaspar. Brosi und Moni erfuhren nichts davon, daß diese Brautwerbung der Mutter einen bösen Ruf gemacht hatte. Der Kaspar hatte nämlich eine Zeitlang das Rösle verlassen und war der reicheren Tochter des Kappelbauern nachgegangen, da wurde des Kappelbauern Tochter plötzlich von einem Blutsturz befallen und starb, der Kaspar kam wieder zu dem Rösle und wurde auch wieder angenommen; die Leute aber sagten, die Moni habe das Hexen von ihrer Mutter geerbt und habe des Kappelbauern Tochter verhext. Da Brosi und Moni hiervon nichts erfuhren, war ihre Freude an der glücklichen Versorgung der Tochter eine ungetrübte.

Brosi hatte sich, teils um die Heirat zu ermöglichen, teils aber auch aus Stolz, bei der versprochenen Aussteuer über seine Kräfte angestrengt und arbeitete nun doppelt emsig mit seinen beiden Söhnen, um den Ausfall bald wieder einzubringen. Er hatte für zwei Jahre eine glückliche Arbeit gefunden, nur vier Stunden entfernt wurde eine neue Straße mit mehreren Brücken angelegt und diesmal auf württembergischem Grunde, und Brosi war nun mit den Seinigen jeden Sonntag zu Haus.

Eine lustigere Hochzeit als die von Rösle und Kaspar war lange nicht in Haldenbrunn gewesen. Brosi konnte sich zwar anfangs nicht damit zufrieden geben, daß die fürsorgliche Regierung den alten Brauch verboten hatte, daß die Hochzeitläder mit gezücktem Säbel die Braut geleiteten und die Säbel in die

Decke steckten, darunter Braut und Bräutigam sitzen mußten. Dieses Eingreifen in die alten Gewohnheiten verbitterte ihm fast den glückseligen Tag, er sprach oft davon und ließ es an derben Schimpfworten nicht fehlen; aber er lernte allmählich, sich einen Freudentag weder durch einen Regierungserlaß, noch durch ein sonstiges Ereignis verderben zu lassen, und Moni verstand es, ihm darüber hinweg zu helfen. Die Eltern waren die lustigsten auf dem Tanzboden, und Brosi rief oft: „Moni, jetzt sind wir hier zweimal daheim." Er hatte sich einst so glücklich geschätzt, beim Gipsmüller eine freundliche Stätte zu haben außer dem Hause, jetzt ging er zu seinem eigenen Kinde und war dort hochgeehrt und geliebt.

Vierzehntes Kapitel.

Als Severin aus der Schule entlassen wurde, sprach er seinen Wunsch aus, Geometer zu werden, aber Brosi wies ihn barsch ab: es dürfe keines seiner Kinder für sich allein sorgen, es müsse jedes mit beitragen, den Hausstand zu erhöhen. Es war ein fröhlicher Tag, als Brosi dreispännig ausfuhr; der Vorspanngaul war und blieb aber widerspenstig. Brosi suchte seinen Jüngsten durch gute Worte zu zähmen, aber es schien zu spät dazu, und wenn der Vater in Gesellschaft der Genossen allerlei Späße machte, biß Severin auf die Lippen, während die andern lachten.

Im Winter, wenn die Söhne Schindeln schlitzten, war Severin verdrossen dabei; seine Hauptfreude war, wenn er die Schindeln im Schuppen zum Trocknen aufbauen durfte. Brosi selber lobte ihn über die schönen Häuser, Brücken und Schlösser, die er aus den Schindelnbüscheln aufbaute, und nannte ihn stets seinen Boßler.

Manchmal schien sich ein besseres Verhältnis zwischen Vater und Sohn herzustellen, und beide strebten sichtbar darnach; Severin hatte dem Vater schon oft darum angelegen, er möge doch die Bömleswiese verbessern dadurch, daß man dem Bache eine andere Richtung gebe. Brosi hatte ihn damit abgewiesen, auf immer wiederholtes Drängen aber ihm endlich gestattet, beim Forstamte die Erlaubnis dazu nachzusuchen und die Sache selber auszuführen. Nach vielen vergeblichen Gängen erhielt Severin die Genehmigung, und mit teils selbst gefertigtem, teils entlehntem

Handwerkszeug steckte er die Wiese ab und leitete den Bach gerade durch, wobei er noch Vorrichtungen zur bequemen Wässerung anbrachte, daß die Wiese um die Hälfte mehr wert war und das Lob Severins im ganzen Dorfe sich ausbreitete. Dies schien ihm aber nicht zu genügen, er blieb verdrossen und einsilbig.

An der Kirchweih ging er wohl zum Tanz, aber er saß still bei seinem Schoppen und schaute nicht auf, wenn Vater und Mutter zur Bewunderung aller ihre Tänze ausführten; ja, er sagte der Mutter, es schicke sich nicht mehr für sie, die Junge zu spielen, und Moni, der das selber schon nicht mehr genehm war, ging das Jahr darauf gerade an dem Tage in die Mühle zum Mahlen. Alt und Jung wollte sich die gewohnte Freude nicht nehmen lassen, und man entbot eine Gesandtschaft mit einem vorausgehenden Klarinettisten als Herold zu Moni in die Mühle, sie wies aber jede Einladung entschieden ab und sagte zuletzt: „Nicht zehn Gäule bringen mich zum Tanz." Der Jörgtoni wußte hierauf einen gescheiten Ausweg, der mit Hallo ausgeführt wurde: man spannte elf Gäule an einen Schlitten, und Moni mußte wider Willen lächelnd nachgeben und wurde im Triumph mit dem seltenen Gespann in den Auerhahn gebracht.

Seitdem ist das Sprichwort in Haldenbrunn. Wenn einer sagt: „Zehn Gäule bringen mich nicht zu dem und dem," so antwortet man: „Aber elf Gäule wie die Moni aus der Mühle zum Tanz," und Fremde, die das nicht verstehen, erhalten willfährigen und genauen Bericht über die Entstehung dieser Redeweise.

Das Jahr darauf klagte Moni über Unwohlsein, und Brosi blieb bei ihr daheim. Eine Gesandtschaft aus dem Auerhahn erhielt abschlägigen Bescheid. Die Kinder waren alle auf dem Tanz, und selbst Severin war heute mit unter den Jubelnden.

Es war eine helle Herbstnacht, der Mond stand glänzend am Himmel und warf sein schräges Licht vielfach gebrochen in die Stube. Brosi hatte die Ampel gelöscht und saß noch lange still und horchte auf die Musik, die vom Auerhahn herübertönte; er schnupfte viel, denn das hatte er sich seit geraumer Zeit angewöhnt, es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß er zum erstenmal nicht zum Kirchweihtanze sollte. Mehrmals sagte er in sich hinein: „Sei nicht so närrisch, du bist kein junger Bursch mehr, die Schlappen sind jetzt deine Tanzstiefel. Du bist Großvater;" aber er konnte sich das in allen möglichen Wendungen wiederholen, es half nichts, er meinte immer, er müsse entfliehen. Endlich legte er sich doch still seufzend in das Bett, aber den Schlaf fand er nicht.

Mitternacht war vorüber, da regte sich Moni, und er sagte leise:

„Moni, Moni.“

„Was? Was willst?“

„Ich hab' gemeint, du schlafst.“

„Ich hab' nicht geschlafen. Was willst denn?“

„Ich kann auch nicht schlafen. Hörst die Musik?“

„Freilich, die läßt ja einem kein Aug' zuthun.“

„Jetzt spielen sie den Bändelestanz. Ich möcht' nur auch wissen, wer den tanzt?“

„Geh 'nauf und sieh zu, ich hab' dir schon gesagt, geh du allein. Es ist mir lieber, wenn du gehst.“

„Ich geh' nicht allein. Aber weißt was? Wir haben doch eigentlich geschworen, daß wir, wenn wir gesund sind, jede Kirchweih tanzen wollen.“

„Ich bin aber nicht wohl.“

„Wird nicht so arg sein. Weißt was? Steh hurtig auf und zieh dich an. Oder sag' mir ehrlich, tanzst du nicht auch gern?“

„Freilich wohl, rechtschaffen gern, aber was willst?“

„Komm, wir tanzen daheim.“

Mit einem lustigen Juchhe sprang Brosi aus dem Bett, gab Moni ihre Kleider auf dasselbe und zog sich rasch an. Vom Auerhahn tönte die Musik, der Mond schaute gerade voll in die Stube, und Brosi und Moni tanzten miteinander, und Brosi jauchzte und stampfte auf und schnalzte mit den Händen, er warf seine Moni in die Luft und fing sie wieder auf: da öffnete sich die Stube, und die Kinder standen beifallrufend und jauchzend unter der Thür, sie waren vom Tanze zurückgekehrt, und niemand hatte ihren Eintritt vernommen.

„Wo ist der Severin?“ fragte Brosi.

„Er ist mit uns, er ist grad verschwunden,“ berichteten die Kinder.

„Wer hat den Bändelestanz ausgeführt?“

„Des Rösles Kaspar, und prächtig,“ berichtete Mariann', und Franz, der nach Severin ausgeschaut hatte, sagte, daß er schon oben auf der Bühne in seinem Bett liege.

Der Severin war also der einzige, der sich über die Fröhlichkeit seiner Eltern nicht gefreut hatte und still davongeschlichen war. Er war und blieb ein seltsamer, nicht zu bewältigender Trotzkopf.

Das Ende des vortrefflichen vierunddreißiger Weinjahres brachte unserem Brosi eine große Freude: er hatte das Glück, seine zweite Tochter Mariann' nach Endringen zu verheiraten

und zwar an den Petersepp, der jahraus jahrein in der Gipsmühle des Gevatters arbeitete und ein weitläufiger Vetter von des Jörgtonis Kaspar war. Die Wurzeln eines ausgebreiteten Familienanhangs erstreckten sich immer weiter hinaus, aber diese, die seinen Geburtsort berührte, war für Brosi besonders nahrungsfrisch.

Am Hochzeittage war es, als ob der Boden seiner Heimat ihn verjünge, und oft rief er: „Jetzt hab' ich wieder einen Ableger in meinem Endringen, und wenn's uns in Haldenbrunn überleidet wird, gehen wir nach Endringen. Nicht wahr, Moni?"

„Ja, wo du hingehst, geh' ich mit."

Manchmal aber war es Brosi doch, als ob das nicht mehr das alte Endringen wäre. Die Leute hatten ein anderes Wesen, er konnte nicht recht fassen, worin das bestand, und glaubte, daß es darin liegen müsse, daß Endringen badisch geworden sei; aber mit alten Kameraden sang er unaufhörlich Lieder, die nicht badisch und nicht württembergisch waren.

Wie die Flüsse und Ströme auf der Erde ihren Weg ziehen, unbekümmert um die Grenzpfähle an ihrem Ufer, so flutet über der Erde ein unsichtbarer Strom des Geistes, der nicht zu fassen und nicht zu bannen ist durch willkürliche Scheidungen.

Brosi überschritt jetzt auch oft die Grenzen vieler deutschen Länder. Die Eisenbahnen, deren Vollendung über alle Trennung hinweg eint, hatten schon bei ihrer Erbauung die Arbeitskräfte der verschiedenen Länder vereinigt und den Unterschied der Fremdheit wenig gelten lassen. Brosi zog mit seinem Dreigespann nach dem Niederrhein und brachte reichlichen Verdienst zurück. Im Auerhahn hatte er dann viel zu erzählen von den fremden Landen und besonders von einem Dunkelnel, den er auswölben half und der viele Stunden weit durch einen Berg führte. Severin ließ es sich nicht nehmen, den Vater zu berichtigen, daß es Tunnel und nicht Dunkelnel heiße.

Ueberhaupt muß man sagen, daß Severin nicht dem Beispiele Sems, des Sohnes Noah, folgte; wo sich sein Vater eine Blöße gab und etwas falsch erzählte oder unrichtig erklärte, konnte man sicher sein, daß Severin einfiel: das ist ganz anders, das ist so und so. Er hatte in der Regel recht und zeichnete mit Kreide alles zum besseren Verständnis auf den Tisch. Brosi kämpfte immer mit sich, ob er stolz darauf sein solle, einen so gescheiten Malefizbuben zu haben, oder, wie er berechtigt war, sich ärgern sollte, so hingestellt zu werden. Er wurde nicht darüber einig, aber so viel zeigte sich doch, daß er im Grund des Herzens keinen Haß auf den Severin hatte, denn er sagte

stets: „Mein Kilian und mein Franz müssen aus heiraten, und mein Kleiner kriegt des Vaters Gut.“ Seitdem Brosi noch mehr Wiesen und sogar einen Morgen Wald gekauft hatte, nannte er sein Besitztum stets halb spöttisch, halb ruhmredig sein Gut.

In dem Jahre, als Franz, der ebenfalls Soldat und zwar Kanonier geworden war, den Abschied erhielt, mußte Severin zur Losung, und in diesem Herbste kam der Vater in voller Entzweiung mit dem jüngsten Sohne nach Hause. Keiner von beiden hat je genaue Auskunft darüber gegeben, wie weit ihr Streit gediehen war, ja Severin schwieg ganz darüber; nur Brosi erzählte, sein Sohn habe gesagt, daß er lieber vorher desertiere, wenn er wüßte, daß er Soldat werden müsse, und darauf habe Brosi ihm gesagt und bewiesen, daß er ihn eher erwürge, ehe er sich durch ihn die Schande anthun lasse, seinen ehrlichen Namen in die Zeitung und sogar in einen Steckbrief zu bringen.

Brosi geleitete seinen Severin selber in die Stadt zur Losung, und als dieser jubelnd berichtete, daß er sich freigelost habe, schüttelte der Vater den Kopf und sagte: „Ist mir nicht recht. Es wäre dir gesund gewesen, wenn sie dich unterm Militär ein bißle gezwiebelt hätten.“

Von nun an hatte Severin keine Ruhe mehr im Hause, er konnte nicht mehr auf einem Stuhle stillsitzen, sondern lief immer aus und ein, und wenn er mit dem Vater und den Brüdern beim Gipsmüller drasch, traf er oft im Selbstvergessen die Dreschflegel seiner Genossen, und in dem Hause, wo nie ein Zank gewesen war, gab es jetzt täglich einen Lärm, daß die Leute auf dem Gäßchen stehen blieben; denn der Brosi schalt seinen Severin und war doppelt böse, weil dieser ihm meist gar keine Antwort gab.

Endlich brachte es Moni mit vieler Mühe dahin, daß Severin sich ein Wanderbuch holen und ein paar Jahre in die Fremde ziehen durfte. Ein neuer Ranzen wurde gekauft und ein dauerhafter Inhalt von Kleidern und Wäsche dafür hergerichtet; der Severin aber gab dem Vater noch immer kein gutes Wort.

Am Sonntag Morgen, als die ganze Familie beisammen war, die kaum die Stube fassen konnte, der Kaspar und das Rösle mit drei Kindern, die Mariann' und der Petersepp aus Endringen und Kilian und Franz mit den Eltern, da packte Severin alles Hergerichtete ein, und als er die letzte Schnalle zugezogen hatte und den Stechpalmenstock, den er sich auf dem Kappelberge geschnitten, in die Hand nahm, schnupfte Brosi schnell eine Prise, die er zwischen den Fingern hatte, und sagte, die Hand auf den Ranzen legend:

„Schad', schad' um das schöne gute Sach. Wie bald wirst du das verlumpen."

„Ich will gar nichts von Euch, gar nichts!" schrie Severin zornrot und warf dem Vater den Ranzen vor die Füße, „behaltet alles. B'hüt Gott, Mutter, b'hüt Gott, Geschwister."

Und hinaus rannte er aus der Stube und über den Steg und nahm nichts mit, als den Stechpalmenstock in der Hand und das Wanderbuch in der Tasche.

Die Mutter und Geschwister schauten ihm nach und riefen ihm, aber er kehrte sich nicht um, und Brosi stand wie festgebannt und schaute immer auf den Ranzen vor seinen Füßen. Die Mutter wollte den Kilian und den Franz und ihre Schwiegersöhne dem Flüchtigen nachschicken, aber Brosi rief mit starker Stimme:

„Da bleibet ihr, keiner, kein Mensch, sag' ich, darf ihm nach. Er muß allein wiederkommen, und kommt er nicht, so soll er zum Teufel gehen; aber er kommt, sei ruhig, Moni, heul' nicht, er kommt schon wieder."

Man harrte still, keines sprach ein Wort, es läutete zur Mittagskirche, aber niemand ging dahin, und Brosi that, als ob er nicht merkte, daß der Petersepp mit einem verständigenden Blicke auf die Mutter sich davonschlich und bald über den Steg rannte.

Die Mittagskirche war schon zu Ende, aber weder Petersepp noch Severin waren zurückgekommen. Brosi zog seinen Rock an und ging nach dem Auerhahn, er wollte seine Frau walten lassen, und diese schickte den Kilian und bald nach ihm den Franz fort. Es wurde Nacht, als alle Ausgesandten wieder kamen, aber ohne den Severin, ja, sie hatten ihn nicht einmal gesehen; nur der Petersepp brachte die Kunde, die er von einem Endringer erfahren: dieser hatte den Severin bei der Bömleswiese betroffen, er sei ganz heiter gewesen und habe gesagt, er gehe in die Fremde, zuerst in die Schweiz zu seinen Basen.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war nun wieder Ruhe und Stille im Haus, aber der Friede und die Freude wollten lange nicht in dasselbe einkehren. Moni merkte wohl, daß ihr Mann im stillen auch traurig über den so feindseligen Weggang ihres jüngsten Sohnes war, und

er mußte es um so mehr sein, da er doch eigentlich schuld daran war; sie suchte daher nach den ersten jammervollen Tagen ihren lauten Schmerz zu bewältigen, aber den zurückgelassenen Ranzen konnte sie nie ohne Thränen ansehen, da war noch alles gepackt, und die neuen nägelbeschlagenen Stiefelsohlen kamen ihr so traurig vor, als läge ihr Sohn zu Boden geworfen, und sie stehe vor seinen Füßen.

Am dritten Sonntag, während Brosi in der Morgenkirche war, packte sie endlich aus und legte es zu oberst in ihren Kasten; sie weinte viel dabei, war aber, als dies abgethan war, wieder heiterer. Sie hatte nach Basel an ihre Verwandten geschrieben, aber diese antworteten, daß sie nichts vom Severin gesehen hätten. Im Dorfe hieß es nur im allgemeinen, der Severin sei im Zorn von seinem Vater davongegangen; die Geschwister und die Tochtermänner hüteten sich wohl, etwas von der Familienstreitigkeit unter fremde Leute zu bringen. Man hörte lange nichts von Severin. Erst als Brosi selbst wieder in die Fremde zog, sagte ihm der Revierförster, der jetzt schon Auerhahnwirt war:

„Ich hab' sechs Wochen, nachdem dein Severin fort gewesen ist, Briefe von ihm gehabt aus Mainz."

„So? und was schreibt er?"

„Er bittet mich als seinen Gevatter, ich soll bei dir anhalten, du mögest ihm doch was Geld schicken."

„Hast ihm Antwort geschrieben?"

„Ja."

„Ohne mein Wissen? Und was denn?"

„Was ich gewollt hab'. Ich hab' ihm geschrieben: wenn ein Mensch wie er sich nicht allein fortbringen kann, soll er heimkommen und seinem Vater helfen Kartoffeln schälen."

Es nützte nichts, daß Brosi den Gevatter über seine eigenmächtige Handlungsweise hart anließ, und er getröstete sich endlich, daß er seinen Sohn gewiß in Mainz oder beim Bau des „Dunkelnels" finden werde. Er machte sich schon im voraus das Verfahren zurecht, das er gegen ihn beobachten wolle, und war nur zweifelhaft, ob er den Ranzen gleich mitnehmen solle; aber es war besser, dies zu unterlassen, denn man konnte doch einander verfehlen, und Moni war wieder aufs neue aus ihrem eingeschlummerten Leidwesen geweckt.

Frohen Mutes zog Brosi mit seinen beiden Söhnen aus, er fand in Mainz richtig die Spur seines Severin, aber von da an war nichts mehr zu erkunden.

Der Schmerz um den verlorenen Sohn lebte noch in beiden

Eltern fort, in Moni allerdings noch stärker, aber die alles heilende Zeit und noch mehr die lebendige Erfüllung der Tagespflicht, sowie die Sorge um Kinder und Enkel hüllte alles bald in einen sanften Dämmer. Am Namenstage des Severin sagte Moni einmal:

„Es ist mir wie vorbedeutend, mein Severin ist das einzige Kind gewesen, das an der Muttermilch nicht genug gehabt hat, ich hab' ihm schon mit zehn Tagen noch was dazu geben müssen, und so, mein' ich, wär' sein Wandern auch; er hat eben an der Muttermilch nicht genug gehabt. Aber hart ist's doch, daß er seine alten Eltern so in Jammer läßt und uns so ganz vergißt. Der Lehrer sagt auch, er begreife das nicht, und der hat ihm immer die Stang' gehalten."

„Das versteh' ich so gut als der Lehrer und als der Pfarrer," erwiderte Brosi. „Es ist schon so. Gott hat uns eben eine Anfechtung schicken müssen, daß wir zeigen, ob wir brav und lustig bleiben; auf ebenem Weg wär' das keine Kunst gewesen. Drum müssen wir das haben, weil wir, gottlob! sonst nichts zu klagen hätten."

Brosi bewies es, daß er nicht nur brav, sondern auch lustig geblieben war. Bei der Hochzeit seines Erstgeborenen, der die Großmagd des Furchenbauern bei Endringen heiratete, die sich ein Erkleckliches verdient hatte, tanzte Brosi trotz des nicht vergessenen Kummers um seinen Severin wiederum so, daß er mit vollem Nachdruck sagen konnte: „Mein Mann ischt koanr." Und dies zeigte er nicht nur in der Heiterkeit, sondern auch in der Arbeit; er zog im härtesten Winter beim Dreschen nie eine Jacke noch Handschuhe an, und wenn man ihn darob rühmte, konnte er ausrufen: „Ja, der Brosi, es ist nicht wahr, daß ich schon hinten in den sechzig bin, ich bin erst siebzehn Jahr alt, und sei es, wie es will, ich bleib' dabei, die schönsten Jahre sind die von sechzig bis neunzig. Ich bin Anno siebzig geboren, drüben wie man noch siebzehn geschrieben hat, ich muß es hüben auch schreiben, da wird nichts abgehandelt, ich will wenigstens noch vier Jahr Trinkgeld." Wenn er so redete, hielt er immer seine Dose fest in der linken Hand, knickte ein wenig in die Kniee und hob sich, als wollte er in die Höhe springen.

Die Auswanderung nach Amerika, die sich immer mehr auf dem Schwarzwalde ausbreitete, hatte auch Haldenbrunn ergriffen, und keiner ging fort, der nicht einen besonderen Abschied bei Brosi und Moni nahm, und Brosi trug getreulich alle ihre Namen in seinen Kalender ein. Diese Auswanderungen, so manchen Schmerz sie auch brachten, waren doch für Brosi und Moni trost-

reich: sie sagten jedem Davonziehenden, er solle sich nach dem Severin umschauen und von ihm berichten. In alle Weltgegenden gingen nun lebendige Botschaften, die doch etwas von dem verlorenen Sohne erkunden mußten, und die beiden Eheleute bestärkten sich dann darin, daß sie sich bedünken lassen mußten, ihr Sohn sei übers Meer gewandert, er lebe noch, und sie wüßten nur nicht wo und wie, und dürften hoffen, ihn einst wiederzusehen.

„Aber weißt," setzte dann Brosi hinzu, „ich möcht' ihn doch noch da auf der Bank sitzen sehen; droben auf dem Himmelsstuhl ist mir's doch ein bißle zu spät, und ich möcht' ihm doch auch noch sagen, daß ich ganz gut mit ihm bin und er auch mit mir, und wir könnten beide ruhiger sterben."

Moni seufzte still, sie konnte ihrem Mann nicht sagen, wie ihr zu Mute ward, wenn auf Severin die Rede kam; daß er noch lebte, sagte ihr eine innerste Zuversicht, und sie zweifelte gar nicht an deren Wahrheit.

Die Ausgewanderten schrieben in ihren Briefen, daß sie nichts von dem Severin erfahren hätten; aber jedes schrieb einen besonderen Gruß an Brosi und Moni, und die Neuverheirateten setzten oft hinzu, daß sie weiter nichts wünschen, als sie möchten auch eine so gute Ehe haben wie Brosi und Moni.

„Siehst," sagte dann Brosi, „in Amerika reden sie von uns. Moni, wie meinst? Wenn wir's erleben, halten wir goldene Hochzeit und lassen uns noch einmal zusammen geben, oder willst mich nimmer, und soll ich mir eine andere holen? Darfst's nur sagen, du hast das Jawort."

Jedem Begegnenden erzählte Brosi, was die Ausgewanderten an ihn geschrieben hätten, und war allezeit wohlgemut. Wer ihn von fern sah, lächelte im voraus, denn er wußte, daß der Brosi ihm etwas Erheiterndes sagen würde, und er verrechnete sich nie, und Brosi ward dadurch selber immer heiterer; denn wie das Lied den fremden Hörer erfreut, so strömt es auch die Lust wieder auf den Singenden zurück. Im Erheitern anderer, in dieser allzeitigen Gewißheit eines jeglichen, daß der Brosi nicht anders als lustig sein könne, war er es auch und hob sich selber über jeden inneren Verdruß hinweg.

Infolge der Auswanderung hätte Brosi jetzt leicht ein anderes Haus bekommen können, aber er sagte stets: „Ich bleib' jetzt einmal auf meinem Gut," und Moni setzte hinzu: „Da haben wir zu leben angefangen, und da wollen wir's auch beschließen."

„Aber noch lang nicht, die ander Welt lauft mir nicht

davon," schloß dann Brosi, „und das sag' ich dir, Moni: wenn du mir das anthust, daß du vor mir davongehst, bin ich dir mein Lebtag bös, und wenn ich 'nüber komm', red' ich nichts mit dir."

Es gab in der That keine glücklicheren Menschen als Brosi und Moni, und dazu waren sie allezeit gesund. Wäre der Kummer um Severin nicht gewesen, sie hätten gar nicht gewußt, was Leid ist.

Im Jahre einundvierzig vollführte Brosi seine letzte Maurerarbeit und zwar am Forlenbache. Dieser wurde von der Regierung zur sogenannten Wildflößerei eingerichtet; das Brennholz, das hier auf dem Walde fast ganz wertlos war und wofür man kaum die Aufbereitungskosten erlöste, wurde durch Schwellungen thalwärts geschwemmt und von dort auf der Achse nach dem holzarmen Unterlande gebracht. Als der Flußbau vollendet war, erhielt Brosi eine ihm genehme Anstellung: er wurde beeidigter Holzmesser. Der gekerbte Maßstab, den er nun immer bei sich führte, war ihm auch als Stock willkommen, denn er hatte sich immer dagegen gewehrt, sich einen andern beizulegen.

Die großen Holzbeugen, die wir beim Eingang in das Dorf gesehen haben, sind noch von Brosi aufgerichtet. Dieses Aufschichten des Holzes betrieb er mit wahrer Kunstliebhaberei. Wenn er eine lange Gasse aufgestellt und Thüren und Durchgänge darin gelassen, konnte er sich davor hinstellen und allein für sich oder zu andern sagen: „Ja, der Brosi! Mein Mann ischt koanr." Beim Ausmessen in Klafter war er äußerst gewissenhaft, und von seinem Handwerk her hatte er ein großes Geschick, die Scheite so zu legen, daß gerade das rechte herauskam; denn man berechnet ein Klafter auf hundertvierundvierzig Kubikfuß, davon werden vierundvierzig als Zwischenraum abgerechnet, so daß für die wirkliche Holzmasse, das was man Derbraum nennt, geradeaus hundert Kubikfuß verbleiben.

Diese Arbeit war Brosi um so willkommener, weil er nun auch im Sommer jeden Abend daheim sein konnte, und weil ihm Moni jeden Mittag das Essen in den Wald brachte. Wenn er sie so daherkommen sah, so strack aufrecht und in weißen Hemdärmeln wie ein junges Mädchen, jauchzte er ihr zu wie ein junger Bursche. Moni hatte nie vorher gegessen und wußte im Walde immer einen hübschen Platz auszufinden, wo sie sich mit ihrem Manne niedersetzte, mit ihm gemeinschaftlich aß und dann das Ruhestündchen mit ihm verplauderte, das aber immer sie zuerst abbrach. Oft sagte Brosi: „Weible, wir sollten eigentlich jetzt erst siebzehn Jahre alt sein. Jetzt sollten wir erst an-

fangen, und wenn ich's recht berechne, hab' ich eigentlich nur das halbe Leben mit dir gehabt."

„Wir können Gott danken für das, was wir gehabt haben," beschwichtigte Moni.

„Freilich, freilich," stimmte Brosi bei, „aber weißt, ich kann eben gar nicht genug kriegen."

„Jetzt ist's aber genug," schloß Moni aufstehend und ging heimwärts, aber noch aus der Ferne rief sie: „Ueberschaff' dich nicht!"

Das that Brosi nicht, er vollführte seine Arbeit genau, aber auch gemächlich und hielt streng darauf, daß alles gut verscheitert sei, denn das Heben und öftere Hin- und Herwenden der großen Scheite war ihm doch beschwerlich.

Sechzehntes Kapitel.

Im Winter auf siebenundvierzig, in dem Brosi sechsundsiebenzig Jahr alt wurde, fühlte er sich zum erstenmal in seinem Leben nicht geheuer; er behauptete, es habe ihn „ein Frost gestoßen", er gönnte sich aber doch keine Ruhe, er war eben, was man einen Schaffmann nennt: solange er fort konnte, entzog er sich keiner Arbeit; aber bald ließ er die Dose stehen und schnupfte nicht mehr, das war für Moni das sicherste Zeichen, daß es etwas Ernstliches war. Er mußte zu Bett, und bald zeigte sich, daß er einen mächtig geschwollenen Fuß bekam, und zum erstenmal kam ihm der Arzt über die Schwelle, aber noch jetzt erlustigte er sich an seiner Krankheit und sagte oft: „Es ist nicht mehr als billig, ich muß auf dem Kubikfuß leben, es geschieht mir recht. Verbind mir meinen Kubikfuß!" rief er dann seiner Moni.

Alles hatte bei ihm ein heiteres Gepräge, und er lachte noch jetzt oft, daß man es die ganze Gasse hinab hörte. Er mußte wochenlang liegen, aber seine Heiterkeit schwand nicht, nur manchmal sagte er: „Der Severin muß doch auch wissen, daß ich jetzt ein guter Siebziger bin; wenn er kommen will, hat er nichts mehr zu versäumen."

Eine große Freude hatte Brosi durch einen Gruß, den ihm die Gipsmüllerin sagen ließ; sie war auch krank und ließ Brosi sagen, in stillen schmerzlosen Stunden müsse sie immer daran denken, wie lustig sie auf der Hochzeit ihres Bruders, des Furchenbauern, den Bändelestanz mit ihm getanzt habe, und sie höre noch immer die Musik aufspielen.

Jedem, der ihm einen Krankenbesuch machte, erzählte Brosi diese freudige Botschaft, und als er wieder gesund war, wollte er seinen ersten Gang nach der Gipsmühle zu seiner Tänzerin machen; aber man hielt ihn davon ab, und ins Herz hinein fühlte Brosi die Nachricht, daß sie bereits gestorben und begraben sei. Eine Jugendfreundin und langjährige Genossin war ihm plötzlich entrückt, es waren ihm schon viele langgewohnte Gestalten dahingerafft worden, er hatte es leicht verwunden; aber jetzt mit einer gewissen Feinfühligkeit des Genesenden empfand er den Schmerz doppelt, es gemahnte ihn, daß der Tod doch immer näher rücke und ihm schon unentbehrlich scheinende Stücke aus dem Leben reiße. Er ging tagelang still den Kopf schüttelnd umher, und als er zum erstenmal nach der Gipsmühle kam, weinte er mit dem verlassenen Gevatter.

Er hatte die Freude eines andern Hauses mitgenossen, er nahm auch dessen Leid auf sich.

Aber wieder und wieder erwachte der helle Frohsinn in Brosi, und als er einmal mit seiner Moni im Walde zu Mittag aß, sagte er:

„Du wirst nichts dagegen haben. Wenn ich 'nüber komm, bitt' ich mir's aus, daß mir die Posaunen-Engel einen Vortanz für mich und die Gipsmüllerin aufspielen."

Die Lustigkeit schien in Brosi gar nicht abzutöten.

Der März achtundvierzig brachte dem abgelegenen Haldenbrunn seine Revolution so gut wie Berlin und Wien. Schultheiß und Gemeinderat wurden gestürzt und ein neuer gewählt, Brosi wurde einstimmig zum Gemeinderat erwählt, er wäre Schultheiß geworden, wenn er dies nicht abgelehnt und die Stimmen auf seinen verschwägerten Jörgtoni gelenkt hätte. Die verkümmerte Nutzung des Gemeindewaldes, den der Gemeinderat für sich ausbeutete, war wesentlicher Grund der Revolution, und auf Brosi, der allezeit ein gerechter Mann und niemand zulieb und niemand zuleid redete, setzten besonders die armen Häusler ihre Hoffnung. Er war mit einem Worte der Märzminister von Haldenbrunn und hörte es gern, wenn man ihn „Herr Gemeinderat" anredete. Auch Moni war diese neue Würde nicht ungenehm, sie ging am ersten Sonntag mit ihrem Mann in die Kirche und hatte sich noch dazu vom Näherlisle eine neue Jacke machen lassen, wozu sie das Zeug längst bereit hielt, es aber für die Hochzeit ihres Franz aufbewahren wollte. Vor der Kirche grüßte Moni alle Leute doppelt freundlich, und in derselben schaute sie oft nach den vorderen Bänken. Da, wo der Gemeinderat sitzt, dort saß ja ihr Brosi; die arme verstoßene Tochter des Apothekerrösle

hatte einen Mann, der auf der ersten Kirchenbank saß. Als man sich zu Tische setzte, sagte Brosi in sehr verbindlichem Ton, einen Kratzfuß machend:

„Frau Gemeinderätin, wollen Sie nicht auch gefälligst Platz nehmen?“ und trieb noch allerlei mutwilligen Scherz mit ihr.

Moni sagte, ihr Mann müsse sich einen neuen Rock machen lassen, es schicke sich nicht mehr, daß er in dem alten Rock einhergehe, den er sich schon zur Taufe ihres jüngsten Sohnes (sie vermied, wie es schien, mitten in der Freude den Namen Severins) hatte machen lassen. Brosi schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn nur meine Knochen so lang halten, als der Rock noch hält; und man hat den Brosi im alten Rock gewählt, nicht den im neuen.“

Der noch immer unerklärte blinde Franzosenlärm brachte auch in Haldenbrunn eine Bürgerwehr zustande, die sich vorerst mit gestreckten Sensen bewaffnete. Der Revierförster Auerhahnwirt wurde natürlicherweise Leitmann, und Brosis Kilian wurde zum Obmann und Uebungsmeister gewählt, er hielt seine Uebungen auf der Straße, die nach Endringen führt.

Im Auerhahn war jetzt täglich große Zusammenkunft; die Tischordnung galt hier noch mitten in allen Wirrnissen, nur saß Brosi als Gemeinderat bei den Großbauern. Wenn manche erschraken über die wilden Reden, die geführt wurden, beschwichtigte er mit der klugen Einrede, daß man ja einander kenne und noch immer wisse, daß es nicht beim ersten Anbot bleibt, man ließe noch etwas abhandeln. Wenn die jüngeren Leute von deutscher Einheit sprachen, sagte er oft:

„Was wisset ihr davon? Da können wir mitreden, uns gedenkt es noch, daß Endringen und Haldenbrunn zusammengehört haben.“

Im Gemeinderat war Brosi ein eifriges und bedachtsames Mitglied, und er war es auch, der sich dem Andringen vieler entgegenstemmte, daß man den Gemeindewald verkaufe und den Erlös verteile. Er mußte sich deshalb manche üble Nachrede gefallen lassen, und es hieß, er sei eben auch wie die andern, seitdem er da oben sitze; aber er ließ sich's nicht verdrießen, jedem einzelnen seine Gründe darzulegen, und die sich einer besseren Einsicht nicht verschlossen — und deren war doch die Mehrzahl —, gaben ihm recht.

Brosi vollführte seine Arbeit nach wie vor. Er war kein großer Politiker und rühmte sich auch dessen nicht, aber er sagte doch immer: „Von der Freiheit kann man nicht essen, man muß

arbeiten, sei die Regierung, welche sie woll'; das Holz spaltet sich in einer Republik auch nicht allein auf; aber freilich, schaffen und schaffen ist ein Unterschied, und der rechte Lohn gehört einem jeden."

Die Revolution im Badischen brachte Brosi vielen Kummer, denn die Reibereien zwischen den Endringern und Haldenbrunnern gediehen aufs höchste, die Haldenbrunner wurden immer „faule Schwaben" geschimpft. Dazu lebte noch Brosis Schwiegersohn, der Petersepp, bei seinem Schwäher verborgen im Walde.

Die Reaktion brachte aber Brosi nicht minderen und noch weit tiefer gehenden Kummer. Es war nicht der Schmerz um die vereitelten Hoffnungen des Vaterlandes, die ihm zu Herzen gingen, er hatte sie nie recht begriffen und nur immer gedacht, Haldenbrunn und Endringen sollten wieder eins werden. Es war ein ganz anderes, was Brosi tief betrübte: die Verordnung, daß am Sonntag nicht mehr auf der Straße gesungen werden durfte, die Einsetzung des Sittengerichtes der Pfarrgemeinderäte, wozu man ihn auch wählen wollte, was er aber entschieden ablehnte, vor allem aber jene hochweise fürsorgliche Verordnung, daß fortan alle Kirchweihen im ganzen Lande auf einen Sonntag festgesetzt wurden, so daß aller nachbarliche Besuch abgeschnitten war. Zwar lag Haldenbrunn so an der Grenze, daß man meist badischen Besuch erwartete, und dieser kam auch reichlich, da jenseits im glückseligen Belagerungszustande keine Musik gehalten werden durfte; aber man stand doch auch mit Landesangehörigen in Verbindung, und wenn man auch das Verbot umging, daß man doch noch eine stille Feier veranstaltete und der hohen Fürsorge nun eine doppelte Kirchweih verdankte, es war und blieb doch mißlich.

Vom Gemeinderat in Haldenbrunn, in dem Brosi noch saß, ging eine Eingabe an die hohe Regierung um Aufhebung der Kirchweihordnung; aber sie ging nur bis in die Amtsstadt und ist dort selig entschlafen.

Siebenzehntes Kapitel.

An der nächsten Kirchweih war Brosis fünfzigjähriger Hochzeitstag. Man redete ihm viel zu, daß er seine goldene Hochzeit feiere, aber besonders Moni hatte eine Scheu und einen Aberglauben davor, und ängstliche Freundinnen vermehrten dies

noch mit der Erwähnung, daß man nach einem solchen Fest gewöhnlich nicht mehr lange lebe, und Brosi, dem eigentlich doch das Herz daran hing, wollte ihr nicht zureden.

So kam der Frühling des vorletzten Jahres heran, die beiden alten Leute hielten immer fester zusammen, und Moni war oft ganze Tage bei ihrem Mann und kochte im Walde. Einst sagte Brosi zu ihr:

„Wenn unser Severin käm', sag', thätest du da die goldene Hochzeit feiern?“

„Ja, wenn mein Severin käm', ja, da thu ich's, da hab' ich genug gelebt.“

„Ich mein' auch,“ sagte Brosi wieder, „ich mein', ich hab's einmal in einem Lied gehört: mit dem Blumenstrauß auf der Brust darf das Herz zu schlagen aufhören. So geht mir's auch. Ich möcht' lustig sterben.“

Und als er das sagte, war's ihm, als hörte er die Stimme seines Severin.

Moni ging heim, er schaute ihr lange unwillkürlich nach. Da kam ein Landjäger durch den Wald. Oft, wenn der Schultheiß und kein anderer Gemeinderat zu Hause war, kamen die Landjäger, die das Dorf passierten, zum Brosi, um sich die Stunde ihrer Anwesenheit in ihrem Dienstbuche bescheinigen zu lassen. Brosi war an ihren Anblick gewöhnt, und doch erschrak er heute, als er den Landjäger von ferne sah. Als er näher kam, erkannte er den Stationskommandanten, der ihn freundlich grüßte. Brosi schrieb ihm mit Bleistift die gewünschte Bescheinigung ein und sprach noch über allerlei, da sagte der Landjäger:

„Habt Ihr nicht einen Sohn gehabt, der Wilhelm Severin heißt?“

„Ja, ja, warum? was ist?“

„Im Verordnungsblatt, das ich wegen der Steckbriefe halten muß —“

„Was? was? Was steht da?“

„Nichts Böses, da ist ein Wilhelm Severin Heller von Haldenbrunn zum Oberbaurat ernannt.“

„Ihr habt mich zum Narren, das ist nicht recht. Wenn Ihr einen Narren wollt, lasset Euch einen drechseln.“

„Thut mir leid, daß ich das Verordnungsblatt nicht bei mir hab', es steht deutlich darin.“

„Aber er wird nicht von Haldenbrunn sein, es gibt viele mit Namen Heller, und es kann noch ein anderer Wilhelm Severin heißen.“

„Auf mein Wort, es steht deutlich: von Haldenbrunn. Ich bin nicht der Mann, der Spaß macht,“ sagte der Stationskommandant etwas bitter.

Brosi stand da und hielt die leeren Hände vor sich hingestreckt, als ob er noch ein Scheit holte; er starrte wie verloren drein, und als ihm der Landjäger die Hand auf die Schulter legte, zuckte er zusammen und fuhr sich in die weißen Haare, die sich emporsträubten. Der Landjäger wollte weggehen, aber Brosi bat ihn, bei ihm zu bleiben und ihn nach Haus zu geleiten. Als sie gegen das Dorf kamen, hörten sie ein lautes Schreien, und Brosi sah, wie seine Moni ihm entgegensprang, aber ihr vorauf eilte ein großer Mann und warf sich Brosi an den Hals, küßte ihn und weinte; Brosi küßte ihn wieder und weinte mit ihm — es war sein Severin.

Brosi mußte sich auf einen Steinhaufen am Wege setzen, die Kniee wollten ihm brechen, Moni kam langsam des Weges, geführt von einer Dame mit wehendem Schleier:

„Agy, that is my father,“ sagte Severin, und die Dame warf sich Brosi an den Hals, und es war ihm, als ob ein Engel ihn in die Arme nehme, der ihn selig aus der Welt mit fortnehmen wolle. Es kam wirklich eine leichte Ohnmacht über ihn, aber bald erholte er sich wieder, und er faßte seine Moni, und so breit als die Straße war, gingen Moni und Brosi und Severin und seine Agnes Hand in Hand das Dorf hinein. Brosi schaute immer wie verwirrt umher, wenn die schöne Frau ihm und seiner Moni die rauhen Hände küßte.

„Gott hat es doch gut gemeint zu mir, daß ich euch noch im Leben finde, wie oft habe ich daran gedacht,“ sagte Severin und übersetzte das seiner Frau ins Englische, seine Eltern bedeutend, daß seine Frau fast gar kein Deutsch verstehe.

„Wo hast denn du ihn zuerst gesehen?“ fragte Brosi seine Frau.

„O lieber Gott, denk' nur, wie ich heimkomm', ist die Hausthür offen, ich geh' in die Stub', da sitzt er mit dem goldigen Engel da auf der Bank; ich hab' nicht gewußt, wo ich bin, ob noch auf dem Boden oder im Himmel, da ruft er: Mutter! Und weiter kann ich dir nichts berichten.“

„Der Severin hätt' uns doch vorher Nachricht geben sollen,“ sagte Brosi halb zu seiner Frau, halb zu seinem Sohne; „so ein Ueberfall kann ja einen auf dem Platz töten.“

Severin erklärte, daß er schon vor mehreren Tagen geschrieben habe, sich aber, wie er sehe, im deutschen Postgang verrechnet hätte.

Als man am elterlichen Hause angelangt war, sagte die junge Frau auf das Gäßchen deutend:

„Gässle not go.“

„Hast ihr das schon gesagt?“ schmunzelte Brosi und rief mit starker Stimme zu seiner Schwiegertochter: „Ist recht, ist brav,“ er meinte, wenn er recht schreie, müsse sie ihn gewiß verstehen.

Um das Haus versammelte sich alles, was im Dorfe war, und selbst in die Stube und in die Hausflur drangen sie, und die draußen standen, schauten zu den Fenstern herein und teilten sich ihre Bemerkungen über Severin und seine Frau mit. Das Rösle, das mit seinen Kindern laut schreiend und weinend daherkam, hatte Mühe, sich zu dem Bruder hindurch zu arbeiten, um ihm an den Hals zu fallen. Es schickte sogleich seinen ältesten Sohn zu dem Vater, der draußen auf der Bömleswiese mähte, und Moni bat die Versammelten um einen Boten nach Endringen, um die Mariann' und den Petersepp zu holen. Drei Boten stellten einen Wettlauf an. Die junge Engländerin äußerte gegen ihren Mann ihre Freude, daß das ganze Dorf so umherstehe und alles die Freude des einen Hauses teile. Severin schien aber nicht dieser Meinung, er bat die Leute zuerst in freundlichem Ton, sich zu entfernen, und als dies nicht geschah, drückte er die Thüre zu und schob einige Widerwillige nicht eben sanft hinaus.

„Mit welcher Gelegenheit seid ihr ankommen?“ fragte Brosi, als ob das das Wichtigste wäre.

„Mit einem Hauderer,“ antwortete Severin kurz.

„Du bist nicht versteckt, sie ist sauber,“ sagte Brosi auf die junge Frau winkend, die die Hand der Mutter nicht losließ, „ihre Haare glänzen ja wie Gold, und was sie ein paar Augen im Kopf hat und das helle Gesicht, die ist gewiß gut. Hat sie auch brav Batzen?“

„Nicht viel, ich bin überhaupt nicht reich, hab' aber mein gutes Auskommen.“

„Wieso hast die Anstellung kriegt? Du bist doch der im Blättle?“

„Freilich. Ich hab' einen besonderen Vorteil im Brückenbau erfunden, habe ein Modell in die große Ausstellung in London gegeben; der anwesende Landeskommissär erkundigte sich nach mir, und darauf bin ich angestellt worden.“

Im Reden mit seinem Vater im Dialekte sprach Severin ganz geläufig, während er im Hochdeutschen, in dem er seine ersten Worte anbrachte, etwas Anfremdendes hatte und aus dem Englischen übertrug.

Moni holte sich ihre Sonntagsjacke und mahnte auch ihren Mann, doch einen ordentlichen Rock anzuziehen; als aber Agy das merkte, bat sie ihren Mann, solches zu verhindern; es mute sie so sehr an, daß die Eltern in Hemdärmeln seien. Severin dolmetschte das lächelnd, und Brosi willfahrte zu bleiben, wie er war. Wir dürfen überhaupt nicht verschweigen, daß er sich seiner vornehmen Schwiegertochter recht freute, aber minder befangen war und weniger Umstände machte, seitdem er erfahren hatte, daß sie nicht reich sei.

„Wie lang bleibet ihr bei uns?" fragte Brosi.

„Bis nächsten Montag. Ich habe viel zu thun. Ich komme aber zum Herbst wieder."

Die Mutter jammerte über diese kurze Zeit, aber Brosi sagte: „Geschäft geht vor allem."

„Du logierst mit deiner Frau im Auerhahn bei deinem Gevatter."

„Nicht gern. Er hat mir den bösen Brief von Euch geschrieben."

„Von mir? Ich hab' nichts davon gewußt, kein Sterbenswörtle."

Und nun stellte sich heraus, daß der Auerhahnwirt die Antwort so gestellt hatte, als ob der Vater dem Severin die harten Worte sagen ließ, und das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das trotz aller Freude des Wiedersehens ein unausgeglichenes war, ebnete sich erst jetzt, denn Severin erkannte die Unschuld seines Vaters, und trotzdem Severin noch mehr als sonst etwas Gehaltenes und Herbes hatte, ließ er sich doch herbei, seinen Vater förmlich um Verzeihung zu bitten, und reichte ihm zuletzt eine silberne Dose, darauf die Worte eingegraben waren: „Mein Mann ischt koanr."

Anfangs stutzig, freute sich Brosi dann kindisch mit dieser Dose und sagte immer: „In England drüben haben sie mein' Red' in Silber gegraben."

Nun wendete sich der Zorn von Vater und Sohn gegen den hinterhaltigen Auerhahnwirt. Severin wollte ihm gar nicht mehr über die Schwelle gehen; aber Brosi sagte:

„Laß aus sein. Ein Mann wie du, was kann dem am Auerhahnwirt liegen? Aber man kann sich nicht mit ihm verfeinden, er hat das einzige Wirtshaus im Ort."

Bald kam auch des Jörgtonis Kaspar, die Mariann' und der Petersepp. Moni wollte einen Boten an Kilian und Franz schicken, die sechs Stunden von Haldenbrunn arbeiteten und erst Sonntags heimkamen, aber Severin verhinderte dies, man könne

nun schon warten, da es einmal solange gedauert habe, und der Vater habe es ja auch gesagt, Geschäft geht vor allem. Moni drückte es auf der Brust, ihr Severin hatte sich doch sehr verändert seit den vierzehn Jahren seiner Wanderschaft, er war freundlich und gut, aber er hatte doch etwas Schroffes, und als sie mit ihrem Manne allein war, sagte sie:

„Ich mein', der Severin hat sich doch ganz ausgeartet (sich verändert), er ist doch nie Soldat gewesen, und er hat doch so was von einem alten Soldaten, weißt? so kurz angebunden. Er ist so steif wie sein Hemdkragen, der ihm fast das Ohrläpple absägt."

„Das macht sein großer Titel, und du wirst's nicht übel nehmen, das Stück Apothekerrösle, was in ihm ist, ich hab's ja immer gesagt," bedeutete Brosi.

„Aber ein gar prächtig Weible hat er, die ist ja wie aus einem Büchsle 'raus. Wenn sie nur auch recht mit einem reden könnt'!"

„Ja, das Weible ist nicht unrecht, 's ist ein gattigs (passendes) Weible, sie ist gewiß viel bräver weder er. Die Kinder von seinen Schwestern hat er ja fast gar nicht angesehen. Nun, es ist mir ein Trost, daß ich ihn gut versorgt und in Ehren weiß, und weiter brauchen wir einander nicht."

Eine Verfremdung und Bitterkeit, die viele Jahre lang sich im Gemüt eingewurzelt hat, scheint nicht mit einemmal und plötzlich ausgestockt werden zu können; wenigstens war dies bei Brosi und Severin der Fall.

Achtzehntes Kapitel.

Severin hatte nie die kleinen gemütlichen Anhänglichkeiten an die Menschen und Umgebungen seiner Heimat in sich empfunden; er zeigte andern Morgens seiner Frau die Bömleswiese und den Busch, woraus er sich den Stechpalmenstock geschnitten, und gab den Begegnenden nur kurze Antworten. Die junge Frau entwarf schnell eine Skizze von dem Waldgrunde bei der Bömleswiese und nahm sich vor, dieselbe in den kommenden Tagen weiter auszuführen.

Wenn Severin mit seiner Frau durch das Dorf ging, liefen oft viele Kinder hinter ihm drein, andere stellten sich in Haufen zusammen, und wenn die beiden vorüber waren, riefen sie keck-

lich: Grüß' Gott! andere bildeten eine Kette, faßten sich an der Hand und rannten ihnen vorauf mit jener eigenen barfüßigen Behendigkeit und warteten immer, bis sie in ihrer Nähe waren, um zu wiederholen. Agy wehrte ihrem Mann ab, der diese kindische Freudenbezeigung nicht dulden wollte.

Ein Zwischenfall, der selbst den Severin lächeln machte, ereignete sich mit der Tochter des Auerhahnwirts. In langen Kleidern und am Sonntag mit dem aufgespannten Sonnendach ging das Mädchen oft im Dorfe umher mit dem stolzen Selbstgefühle einer für diese Umgebung zu hoch gebildeten Seele. Der Gevatter Auerhahnwirt hatte seinen Paten gefragt, ob seine Frau französisch könne, und mit der bejahenden Antwort eilte er zu seinem Töchterchen und befahl ihm, sich an die Engländerin anzuschließen und dem Dorfe zu zeigen, was sie könne. Das Mädchen mochte endlich weinend gestehen, daß es ja noch gar keine Uebung habe, der Vater ließ nicht ab und sagte immer: „Dann üb' dich, jetzt hast du die beste Gelegenheit dazu. Du mußt, üb' dich jetzt.“ Zur Verlegenheit aller zeigte sich aber, daß das Mädchen weder ein Wort französisch verstand noch sprechen konnte; der Revierförster fluchte über den Lehrer von Endringen, dem man noch jedesmal, wenn er Stunde gab, ein Glas Wein einschenkte, aber das half nichts mehr, und Brosi war nicht wenig stolz, als er eines ungeahnten Reichtums inne wurde: er kannte vom Elsaß her einige französische Brocken, und seine Söhnerin klatschte darüber vor Freude in die Hände.

Am Nachmittag war große Gasterei bei der Schwester Rösle, es wurde sehr satziger Kaffee aus kleinen Tassen getrunken und dazu „Sträuble“ (Spritzkrapfen) gegessen; das Rösle, das von der Hitze und der Bereitung des Schmalzgebäckes glänzte, ließ sich nicht bewegen, mit an den Tisch zu seinen Gästen zu sitzen, es lief mit seiner ältesten Tochter immer ab und zu und bediente mit Kilians Frau die Eltern, den Bruder und die Schwägerin. Severin hatte sich bald entfernt, da er einen Bauriß zu vollenden habe, und bestimmte seine Frau, nur unter den Angehörigen zu verbleiben. Er verrechnete sich nicht. Agnes wagte es, wenn Severin nicht dabei war, ihr weniges Deutsch zum besten zu geben, und lernte noch manches dazu von den Eltern und der Schwägerin, und die Art, wie sie das bereits Gekannte aussprach und das Neuerlernte nachbuchstabierte und dabei so treuherzig vertrauend lächelte und alles nachmachte, erregte große Heiterkeit und oft lautes Lachen. Mit Beihilfe vieler Pantomimen erklärte ihr Brosi, sie sei ihm wie ein kleines liebes Kind, das erst sprechen lerne, und das sei ja die schönste

Zeit der Kinder, das sei die Zeit der Apfelblüte. Das letzte verstand die junge Frau nicht, aber das erste begriff sie, und mit einer das tiefste Herz ansprechenden Innigkeit ahmte sie nun die Weise eines kleinen Kindes nach, so daß Brosi oft mit beiden Händen auf die Lederhosen schlug und hoch beteuerte:

„Sie ist mir tausendmal lieber als der Severin, das ist ja was Herziges, er ist sie gar nicht wert.“

Die Hühner Rösles waren auch zu Gaste in die Stube gekommen, man wollte sie schnell hinausscheuchen, aber Agy verstand ihre Bitte deutlich zu machen, daß man sie da ließe. Ihren Zusatz: daß dieses Gemeinleben der Menschen mit den Tieren sie freue, begriffen die Hörer nicht; aber Brosi hatte eine Ahnung davon, denn er sagte:

„Sie hat ein gutes Herz, sie ist auch gegen die Tiere gut. Der Severin muß doch das Herz auf dem rechten Fleck haben, daß er so ein Frauele genommen hat.“

Als sie ihm zuletzt noch den Rock auszog und teils mit Worten, teils mit Zeichen ihm sagte: es sei viel schöner, wenn er in Hemdärmeln sei, und er brauche sich vor ihr nicht einen Zwang anthun, da rief Brosi:

„Moni, wenn du nicht mit mir goldene Hochzeit machst, da geh' ich nach England und hol' mir auch so eine.“ Er sprang in die Höhe, seine Hand, die sich wie Tannenrinde anfühlte, faßte die Hand der jungen Frau, und mit großer Beschwerde erklärte er ihr, daß sie auf seine goldene Hochzeit kommen und mit ihm tanzen müsse. Die junge Frau, die von dieser bevorstehenden Feier schon wußte, ahmte zur Bekundung ihres Verständnisses den Geistlichen und den Bräutigam und die Braut und die Musikanten nach. Brosi schnupfte nochmal so viel vor Freude, aber putzte sich die Hand schnell ab und faßte immer wieder die Hand seiner Söhnerin und sagte zu den Umstehenden:

„Das Händle ist wie lauter Seide und Baumwoll', o, wie muß das einen streicheln,“ er führte sich die Hand über seine Backen und machte die Gebärden des höchsten Entzückens.

Am Abend konnte der Brosi seinem Severin gar nicht genug erzählen, welch eine liebe Frau er habe, und er schaute den Sohn viel freundlicher an. In ihrem Hause sang Brosi für seine Söhnerin, die um einen Sang gebeten hatte, mit seiner Frau, dem Rösle, der Schwiegertochter und dem Kaspar allerlei Lieder. Severin saß still dabei und spaltete den Mund nicht, die junge Frau aber versuchte mitzusingen, und Brosi nickte ihr ermunternd zu.

Als man endlich spät endigte, ging Agnes auf Brosi zu.

legte die Hand auf dessen Schulter und sagte mit fremdelnder Betonung, aber ganz deutlich: „Mein Mann ischt koanr.“

„Es ist ein' Blitzhex,“ rief Brosi und jauchzte hellauf: „Juhu,“ daß die junge Frau doch zusammenschrak.

Am zweiten Tage ging es nach Endringen zur Gasterei, denn Kilians Frau wollte die Heimkunft ihres Mannes abwarten. Brosi und Moni fuhren zum erstenmal in ihrem Leben in einer Kutsche nach Endringen. Moni saß neben ihrer Söhnerin und Brosi ihr gegenüber. Brosi lüpfte gnädig den Hut vor allen Begegnenden, welche die Insassen auf diese Art begrüßten, und manche, die es vor Staunen vergaßen, lehrte er es durch zuvorkommenden Gruß.

Als man gegen das Haus des Petersepp kam, sagte Brosi:

„Da drüben in den Garten hinein hab' ich immer ein netts Häusle gewünscht, das ist der höchste Wunsch gewesen, den ich in meinem ganzen Leben gehabt hab'.“

Das Auge Brosis leuchtete bei diesen Worten, und doch sprach Severin kein Wort und nickte nur still vor sich hin. Nur Agy sagte durch den Mund ihres Mannes, daß ihr Endringen noch besser gefiele als Haldenbrunn, und Brosi war darob überaus glücklich.

Beim Petersepp und der Mariann' war's nicht minder gastfreundlich als gestern beim Rösle. Alle Endringer, die kamen, ließ Brosi eine Prise nehmen und seine Spruchdose bewundern.

Solange der Severin da war, machte Agy viel weniger Späße und war stiller; aber auch heute ging Severin fort, und als man heimkehren wollte, mußte man ihn vom Bürgermeister, wie man im Badischen den Schultheiß nennt, holen.

Am dritten Tage ging Brosi an seine Arbeit, er sagte: er halte diese Gastereien nicht aus; er hatte einst den Ausspruch gethan, man könne nicht von der Freiheit essen, und jetzt sagte er: „Ich kann von der Freud' allein nicht leben.“

Agy vollendete ihre Zeichnung vom Bömlesgrund, und Brosi arbeitete unweit davon. Severin war allein nach Endringen gegangen.

In den folgenden Tagen vollführte Agy zum Staunen aller Haldenbrunner noch eine weitere Zeichnung; sie saß jenseits des Baches und nahm das elterliche Haus Severins auf. Das Haus mit dem Strohdache und den Pflanzen, die sich darauf festgewurzelt hatten, nahm sich auf dem Papiere sehr gut aus, und als Agy gegen Severin die Einfachheit und Ursprünglichkeit dieser Bauart lobte, war dieser strenger Fachmann

genug, um ihr zu beweisen, daß in dieser Bauart gar kein Stil liege und gar keiner anzuwenden sei, es sei eben nichts als die rohe Notdürftigkeit. Agy biß bei dieser Darlegung auf ihren Bleistift; aber sie schaute bald wieder hell auf, sie kannte ihren Mann, bei dem die strenge rücksichtslose Wahrhaftigkeit alles beherrschte und der deshalb keinen liebgewordenen oder anmutenden Schein verschonte.

Von der kleinen, vor fünfzig Jahren aufgeführten Ufermauer sah man wenig mehr. Weiden und Erlen bedeckten das Ufer und bildeten einen ansprechenden Vordergrund mit dem Bachstege. An der Stelle des ehemaligen Zaunes von fuchsig gewordenen Tannenzweigen grünte ein lebendiger und kurz gehaltener Buchenhag.

Moni hatte trotz der Abwehr doch ihren Söhnen Kunde von der Ankunft des Bruders zukommen lassen, und diese hatten solche zu gleicher Zeit auch von anderer Seite erhalten; sie kamen nun auch schon am Samstag Morgen, und Severin schüttelte ihnen wacker die Hände und gab jedem einen silberbeschlagenen Ulmerkopf, die sie nur nach vieler Einsprache mit lautem Dank annahmen, denn sie hatten Größeres erwartet.

Mit Kilian, der ihm immer der Liebste gewesen war, hatte Severin viel zu geheimnissen, und man sah diesen oft zufrieden lächeln, während Kilian sich vor Lachen bog. Einmal indes hörte man Kilian auch rufen:

„Du wirst aber sehen, er thut's nicht. Denk' an mich. Es ist nur so geredt. Er kann's nicht, und wenn er auch möcht'."

Severin winkte ihm hierauf mit Heftigkeit Schweigen zu.

Mit Franz verkehrte Severin nur sehr wenig.

„Hast dir ein' Saubere 'rausgelesen," sagte Franz einmal zu seinem Bruder, mit seiner neuen Pfeife auf Agy deutend.

„Warum bist denn du noch ledig?"

„Weiß nicht, ich hab's versäumt, und jetzt ist's fast gar zu spät. Wenn du mir eine geschickte Witfrau wüßtest, ich ließ mich noch überreden. Aber ich denk' wohl, ich bleib' ledig. Wir haben so ein' große Familie, und es soll auch einmal was zu erben geben."

Franz war eine zufriedene stille Natur, die sich mit Denken nicht viel zu plagen hatte. Dabei war er äußerst karg und hatte seine Hauptfreude an barem Gelde.

Am Sonntag Morgen saß alles schön geschmückt und zum Kirchgange bereit lange vor Beginn desselben im elterlichen Hause. Brosi schnitt von den Stockscherben, die ein unberühr-

bares Heiligtum waren, die schönsten Nelken ab und schenkte sie seiner englischen Söhnerin. Es läutete zum erstenmal zur Kirche, und man wollte sich auf den Weg machen, um sich noch vorher gehörig bewundern und begaffen zu lassen. Brosi freute sich besonders darauf, seiner Söhnerin auch zu zeigen, daß er in der Gemeinderatsbank sitze; da sagte Severin:

„Meine Frau geht nicht mit uns."

„Warum?"

„Sie ist evangelisch."

Alles zuckte zusammen, und eine Weile war es so still in der Stube, daß man nichts hörte, als das Picken der Wanduhr und ein schnelles Atmen Brosis.

Endlich sagte er aufstehend und sich vor Frost die Hände reibend:

„Kommet in Gottes Namen. So gehen wir allein. Oder hast du auch deinen Glauben abthan?"

„Nein," sagte Severin und ging mit dem Vater, der nach der Söhnerin, die er so sehr geliebt hatte, nicht mehr umschaute.

In das seligste Glück riß die Spaltung über Glaubensmeinungen, die der ganzen Menschheit schon so viel Unheil bereitet, einen tiefen Riß.

Brosi, der allen Menschen triumphierend ins Auge hatte sehen wollen, ging mit niedergeschlagenem Blick nach der Kirche. „Nicht katholisch und nicht einmal reich," sprach es in ihm, und er zuckte zusammen.

In der Kirche sang er wiederum laut mit, als müßte er seinen eigenen Glauben doppelt festhalten und verkünden, dann saß er still niederschauend und drückte manchmal mit der Hand fest die Augen zu.

Er mußte aber doch eine Beruhigung gefunden haben, denn als er neben dem nachdenklichen Severin aus der Kirche ging, sagte er:

„Das hast nicht recht gemacht, du hättest nicht über den Sonntag bei uns bleiben sollen. Es hätten's nicht alle Leute zu wissen brauchen."

Als er heimkam, sah er Agy aus einem schwarz eingebundenen Buche lesen, er schaute hinein und erblickte schöne heilige Bilder. Agy las nur noch wenige Zeilen, dann stand sie auf und machte eine tiefe Verbeugung. Brosi reichte ihr die Hand und fühlte den warmen Druck von der Hand seiner Söhnerin. Seine Finger waren kalt, und sie erwärmten sich.

In dieser stillen Handreichung lag in diesem Augenblicke

eine Verständigung und ein Religionsfriede, der der ganzen Welt zu wünschen wäre.

Am Mittag nahm Brosi alle seine Kinder mit nach der Gipsmühle. Er stand einmal am Wege und ließ Kinder und Enkel an sich vorbeiziehen, um zu überschauen, wie reich sich sein Leben ausgezweigt hatte. Wie oft war er diesen Weg einsam gewandert. Auf den Wunsch Agys wurden helle Lieder angestimmt, die im Walde widerhallten. Noch fühlte Brosi eine leichte Bedrückung von dem überwundenen Schmerz, den er heute empfunden, und auch laut nun das letzte abschließend, sagte er:

„Es ist doch nur ein Gott, der die Sonne scheinen und die Bäume wachsen läßt, und er weiß doch, wie es gemeint ist, ob man so oder so zu ihm betet."

Er sang dann so laut mit, daß seine Stimme alle übertönte.

Severin sah allein bis auf den Grund der mächtigen Bewegung, die in seinem Vater vorgegangen war; er freute sich dessen, aber ihm solches kundzugeben, fand er die rechten Worte nicht und hielt es schließlich auch nicht für nötig.

Der Gipsmüller, der krank in einem großen Armsessel saß, freute sich hoch über die Ankömmlinge. Severin und Agy mußten sich zu ihm setzen, daß er sie genau sehe, denn er litt auch an schwachen Augen.

Beim Gipsmüller traf man zufällig „die geschickte Witwe", die sich Franz schon längst gewünscht, die ihm aber einen förmlichen Korb gegeben hatte. War es das eifrige Zureden des Gipsmüllers, oder war es die stolze Anwartschaft, einen Oberbaurat zum Schwager zu haben: die Witwe, die zwei Kinder hatte und ein schönes Vermögen besaß, gab ihr Jawort, und Franz wurde unversehens Bräutigam.

Brosi war darob glückselig, und er sagte einmal:

„Jetzt sind alle meine Kinder versorgt, mein Altbackener auch. Gott gibt mir recht, er zeigt mir's, daß ich die rechten Gedanken hab', sonst hätt' er mich heut das nicht erleben lassen."

Es wurde ausgemacht, daß die Hochzeit des Franz an der Kirchweih sein solle, an welchem auch Brosi seinen goldenen Ehrentag feiern wollte. Dabei blieb er, wenn auch Moni noch schüchtern Einsprache that; er sagte stets, er habe es seiner englischen Söhnerin versprochen, und faßte oft deren Hand.

Als man gegen Abend heimkehrte, wartete man nicht erst die Aufforderung der Agy ab, und singend zog man in das elterliche Haus.

Im Auerhahn war heute große Versammlung, alles er-

wartete die Ankunft Severins, aber dieser sagte, daß er nicht hingehe, und wunderbarerweise — Brosi gab ihm recht und sagte, er bleibe auch daheim. Es schien indes nur wunderbar, es hatte alles seinen guten, wenn auch geheimen natürlichen Grund. Brosi wußte, daß die Menschen, immerdar neidisch auf ein unantastbares Glück, fast eine Genugthuung darin empfinden werden, daß der andere Glaube der Söhnerin einen Schatten darauf werfe; er wollte sie das in gemeinsamer Versammlung auskosten lassen und hoffte, daß sie dann damit fertig seien.

Mit den Seinen saß er in seiner Stube, schnupfte vergnüglich und plauderte allerlei; Severin erzählte viel von seinem Leben, und wie er so schnell zu der Berufung und der raschen Heirat gekommen sei, daß er nicht vorher schreiben gekonnt. Man holte den sehr steif gewordenen Ranzen, den Severin ehemals so trotzig zurückgelassen hatte, er bestimmte ihn jetzt für den ältesten Sohn seiner Schwester Rösle, der als Schuster in der Lehre stand und bald auf die Wanderschaft ziehen wollte. Der Franz, der später in den Familienrat nachgekommen war, wollte auch ein Wort dazu thun und sagte:

„Severin, du bist jetzt Oberbaurat, was kannst denn jetzt auch noch werden? Kannst auch noch höher 'nauf?"

„Freilich, ich kann Oberbaudirektor werden."

„Und dann?"

„Weiter nichts mehr als — Engel," antwortete Brosi. Ein schallendes Gelächter erfüllte die Stube, und Brosi lachte nochmals mit, als Severin seiner Frau alles verdolmetscht hatte und diese herzlich lachte.

Franz ließ sich aber nicht so bald von seinen Erforschungen abbringen, sie waren nicht bloß Neugier; er bat seinen Bruder, ihm auch eine feste Anstellung zu verschaffen, das Amt eines Weginspektors sei jetzt frei, und das könne er wohl versehen. Severin erklärte ihm, daß er keine Stellen zu vergeben habe, und auch Kilian fragte jetzt:

„Sollen wir denn bloß noch die alten Maurer sein, wenn du unser Oberbaurat bist?"

Severin erklärte, daß das nichts ändere, und wie das leicht geht: nach großer, anhaltender Freude thut sich plötzlich unversehens eine Verstimmung auf; so geschah es auch hier. Die Brüder fühlten sich zurückgesetzt; aber Brosi verstand es, ihnen die Sache deutlich zu machen, und schloß damit:

„Es bleibt ein jedes, was es ist. Im geraden Weg braucht eines das andere nicht, und im ungeraden wird euch der Severin

schon beistehen. Haltet nur getreulich zusammen, wenn eure Eltern auch nimmer da sind.“

Diese Mahnung verfehlte ihre Wirkung nicht, und wenn auch nicht in heller Freude, so doch in stiller gesättigter Beruhigung ging man auseinander, zumal da Severin noch kurz versprach, stets der Seinigen eingedenk zu bleiben. Am andern Morgen, als Severin und Agy nach der Residenz abgereist waren, sagte Brosi immer:

„Ich weiß nicht, wie mir ist, mir fehlen die Kinder in allen Ecken, ich kann mir's gar nimmer denken, wie's einmal gewesen ist, wo wir noch gar nichts von ihnen gewußt haben.“

Jetzt, da Severin fort war, hatte Brosi im Gedanken an ihn fast noch mehr Freude von ihm, als während seiner Anwesenheit. Er gab Moni recht, als sie sagte:

„Er ist doch ein prächtiger Mensch, er redt nicht viel, aber jedes Wort von ihm ist wie ein Eid, da kann man Häuser drauf bauen.“

Neunzehntes Kapitel.

Severin kam während des Sommers mehrmals, aber er hielt sich meist in Endringen auf, wo er, wie er sagte, mit dem Bürgermeister Geschäfte habe. Als Severin seinem Vater eine frohe Hoffnung mitteilte, erwiderte dieser kein Wort, er wollte lieber nichts wissen, als daß er durch eine Frage Auskunft darüber erhielt, in welcher Religion die Kinder erzogen werden.

Es verging kein Tag, an dem nicht Brosi seine „gesetzte Arbeit“, wie er sie selbst scherzweise nannte, vollführte. Moni schien sich wahrhaft zu verjüngen, seitdem ihr Severin und ihre Agy dagewesen, und sie war es auch, die zu jeder Zeit schöne Geschenke von ihrer Söhnerin, der Oberbaurätin, erhielt; besonders ein handfester Armsessel, der auf Rollen ging, machte großes Aufsehen im Ort, und schon nach zwei Monaten empfing sie einen sauberen, deutsch geschriebenen Brief von der englischen Söhnerin. Wie lohnte sich's ihr jetzt auf ihre alten Tage, daß sie selber noch so spät deutsch schreiben und lesen gelernt hatte. Die beiden alten Leute, die nie viel über Religion nachgedacht hatten, sprachen jetzt im Walde viel über die Unterschiede derselben, die Nähe des Grabes mochte einiges dazu beitragen, aber erweckt zu solchen Erörterungen wurden sie doch nur durch Agy; die Agy war so lieb und gut, die konnte doch nicht auf

ewig verdammt sein. Moni hatte großes Zutrauen zu dem Geistlichen; sie wünschte, daß man sich seines Rates erhole, aber Brosi wehrte ab, indem er sagte:

„Was kann er für Auskunft geben? Er ist geistlich und darf sei' Sach' nicht verunehren. Und was könnt' am Ende dabei herauskommen? Daß wir Unfriede machen in unseres Severins guter Ehe? Nein, das will unser Herrgott nicht, und seit jenem Sonntag ist mir's so, daß kein Mensch den andern verdammen darf, wenn nur jeder aufrichtig und wahrhaftig bei dem seinigen ist. Wenn die Agy einmal 'rüber in Himmel zu uns kommt, muß sie unser Herrgott zu uns lassen, ich will's schon sagen, und unser Herrgott weiß es ja auch, daß sie nichts dafür kann; sie ist so geboren und erzogen, sie kann nichts dafür."

„Die Vögel im Wald, da pfeift ein jedes anders, und es heißt doch, daß alle Gott lobsingen," bestätigte Moni.

„Das ist ein gescheites Wort; so muß des Brosis Frau reden," schloß der Eheherr. „Das hat sein Meß," setzte er hinzu und hob die obere Querstange aus einem geschichteten Klafter. Es war unklar, ob er die letzten Worte buchstäblich auf das Holz oder bildlich auf das Religionsgespräch bezog.

Die Tage wurden bald immer kürzer, und es ist eine alte Erfahrung, daß man deren Abnehmen viel mehr merkt als das Zunehmen. Je weiter es dem Herbste zuging, je mehr empfand Moni ein eigentümliches bräutliches Bangen, während Brosi mit Jubel seiner goldenen Hochzeit entgegensah. Mehrmals äußerte Moni ihre Beklommenheit, aber ihr Bräutigam, wie sich Brosi nannte, redete ihr solche aus und suchte sie mit seiner eigenen Freudigkeit zu erfüllen; sie gab sich um Brosis willen Mühe, allem heiter entgegenzusehen, und in dieser Bemühung ward sie von selbst freudig.

Endlich waren es nur noch wenige Tage bis zur Kirchweih, da kam Severin, und diesmal ging er nicht allein nach Endringen, Vater und Mutter mußten ihn begleiten. Brosi fuhr sich mehrmals rechts und links über die Augenbrauen, als er unweit des Petersepp Haus in dem Grasgarten, dort, wo er sich's gewünscht hatte, ein Haus stehen sah, zierlicher und feiner, als er sich's je wünschen konnte, und Severin daraufdeutend sagte:

„Vater, das ist Euer. Da sollet Ihr mit der Mutter wohnen, solang Euch Gott das Leben erhält, und ich wünsch' nur, daß es recht lang sei. Das schenkt Euch mein Agy als Hochzeitsgeschenk."

Starr mit offenem Munde betrachtete Brosi bald seinen Sohn, bald das Haus, und endlich sagte er mit unvermutetem Lachen:

„Das Haus da? Das ist mir viel zu schlecht. Nicht geschenkt nehm' ich's.“

„Ich bitt' Euch, Vater, macht keinen Spaß,“ entgegnete Severin in seltsamer Gereiztheit.

„So? Meinst du, du darfst allein Spaß machen und noch dazu mit deinem Vater?“

„Ich mache nie Spaß. Ich meine es im völligen Ernst. Das Haus ist Euer. Mutter, saget Ihr, wie gefällt's Euch?“

„Wohl, ganz wohl, aber das ist nichts für uns.“

„Ich gebe Euch mein Wort. Es ist für Euch. Es ist auf Euern Namen hier beim Bürgermeisteramt eingetragen.“

„Das ist zu vornehm. Das ist für dein Weible, für die paßt's.“

„Dafür ist es allerdings auch hergerichtet. Meine Frau wünscht nichts sehnlicher, als die Sommermonate hier oben zu wohnen. Sie will bei Euch sein.“

„Wir wollen all' Woch zu ihr auf Besuch kommen, sie soll nur allein hier wohnen und, will's Gott, mit dem Kind.“

Der Bürgermeister, zu dem Severin geschickt hatte, kam aus dem Dorfe und übergab Brosi die Schlüssel und einen neuen Bürgerbrief. Brosi nahm beides unwillkürlich in die Hand, schaute nach dem Hause und schüttelte unwillkürlich mit dem Kopf.

Das Landhaus war schön, im Stil der englischen Cottages und doch in freier Umbildung nach dem landschaftlichen Charakter und Bedürfnis.

Nur mit Mühe brachten es Severin und der Bürgermeister dahin, daß die Eltern in das Haus eintraten.

Die Räume waren hell und bequem. Brosi fühlte oft an die Wände und nickte, da er sie trocken gewahrte.

„Du bist ein Hexenmeister,“ sagte er zu seinem Sohne, als dieser erzählte, wie er den Bau so geheim hatte ausführen lassen, und wie ihm alle darin beigestanden, das Geheimnis zu bewahren.

„Aber für uns ist's nicht,“ beharrte Brosi.

Fast zornig erklärte Severin, daß der Vater ihm seinen liebsten Lebenswunsch ausgesprochen habe, daß er als Sohn ihn nach Kräften erfüllte, daß ein Mann von Ehre nicht spiele und auch ausführe, was er sich im Wunsche vorgesetzt habe. Auch der Bürgermeister redete eifrig zu, dem Sohne seine Freude nicht zu verderben.

„Ich erkenn' die Gutheit, ich erkenn' sie rechtschaffen," stotterte Brosi. „Was meinst, Moni? Red' auch du, dich geht's so viel an wie mich."

„Ich hab' den Wunsch nicht gehabt."

„So? Alles soll auf mir liegen? Und wenn ich nun sag': wir ziehen da her?"

„Dann zieh' ich mit dir, das weißt ungefragt."

„Aber diesen Winter nicht mehr, Severin," wendete sich Brosi an diesen, „den Winter dürfen wir noch in Haldenbrunn in unserem alten Nest bleiben?"

„Vater, ich will Euch nicht zwingen."

„Beim Teufel! in so ein Schlößle einzuziehen, braucht man einen nicht zwingen," polterte der Bürgermeister, „der Herr Oberbaurat haben sich's eben ausgedacht gehabt, daß ihr auf eure goldene Hochzeit einziehen solltet, und die Endringer holen euch ein, wie ein junges Paar. Das ist alles schon ausgemacht."

„So? Nun ja, ja," schloß Brosi und rieb sich den Mund.

Er ließ sich nicht bewegen, in Endringen einzukehren, er eilte gleich heim nach Haldenbrunn, als entfliehe er einer Gefangenschaft, und zum erstenmal in seinem Leben freute er sich, als er den württembergischen Grenzpfahl sah, und schnaufte erst jetzt aus, als er ihn im Rücken hatte.

Das Jahresfest der Kirchweih kam und mit ihm die Feier einer Doppelhochzeit, denn auch Franz sollte heute mit seiner geschickten Witwe getraut werden. Von allen Ecken und Enden kamen Gäste und Schaulustige herbei, und manche Landesangehörige ließen ihre eigene Kirchweih, die ja auch durch oberamtliche Bekanntmachung auf denselben Tag festgesetzt war, dem zuliebe im Stich.

Als es zum zweitenmal in die Kirche läutete, kam eine große Menschenmenge mit Musik herangezogen und holte das alte Brautpaar ab. Brosi trug wiederum wie vor fünfzig Jahren einen Rosmarinstrauß mit flatternden Bändern auf dem Hute und im Knopfloch und schaute frei umher, während Moni sich unter der Schappel demütig beugte. Brosi lächelte, als er sah, daß die Hochzeitläder, um das Verbot der Regierung zu umgehen, hölzerne mit Kränzen umwundene Säbel trugen. In langer Reihe gingen schön geschmückt die Kinder und Enkel des alten Paares hinterdrein. Hierauf holte man das junge Brautpaar ab, und es war eine erhebende Feier, als der Geistliche das Doppelpaar einsegnete, er konnte nichts Besseres thun, als den Neuvermählten den Segen der Eltern wünschen.

Im Auerhahn ging es heute hoch her. Brosi bedauerte

nur oft, daß seine englische Söhnerin nicht da sein könne, das sei das einzige, was ihm auf der glückseligen Welt fehle, und er habe ihr versprochen, mit ihr zu tanzen, und sie sollte doch auch sehen, welch ein junger Bursch er sei, und seine Moni sei erst siebzehn Jahr alt.

Wirklich konnte man das fast glauben, wenn man nun die beiden alten Leute den Hoppetvogel, den Siebensprung und den Bändelestanz ausführen sah. Ja, Brosi tanzte noch außerdem mit seinen Töchtern und Schwiegertöchtern und zweimal mit der erwachsenen Tochter Rösles, die auch Monika hieß. Er befahl ihr, recht bald zu heiraten, damit er auch noch Urenkel erlebe, und der jüngste Sohn des Gipsmüllers schien diese Mahnung gern zu hören.

Es ging wild her auf dem Tanze, und Severin staunte, als sein Vater ihm sagte:

„Jetzt ist mir's eigentlich lieb, daß dein Weible nicht hat kommen können, so ein englisch Frauele paßt nicht in das Getrampel und in den Tubak hinein.“

Man sprach auf der Hochzeit viel davon, daß Brosi seinem Severin versprochen habe, morgenden Tages nach Endringen zu ziehen; Brosi that meist, als ob er das nicht hörte, und wenn man ihn geradezu darum befragte, sagte er: „Ja, ja,“ aber das in einem Tone, der unentschieden ließ, ob er damit sagen wollte, ich denk' nicht daran, oder ob er einfach bejahte.

In einem merkte es Brosi doch, daß er seine fünfzigjährige Hochzeit feierte, er schlief mitten unter der Musik auf der Bank hinter dem Tisch ein. Er wurde geweckt, und die halbe Musik, denn viele tanzten noch währenddessen, gab ihm und Moni das Geleite bis an ihr Haus.

Brosi und Moni schliefen lange nicht, und noch im Bett sagte Brosi:

„Ich fürcht' mich so vor dem neuen Haus, ich kann's gar nicht sagen.“

„Aber wir müssen's thun, wenn nur auf eine Weile, du hast's dem Severin versprochen.“

„Ich bin ja gezwungen gewesen, mehr als gezwungen, ich hab' ihm sein' Freud' nicht verderben wollen. Und, lieber Gott, das ist ja so ein kalts Haus, das ist nichts für alte Leut'.“

„Du hast unrecht. Es ist gut warm und hat prächtige Oefen, da kann man mit einem Schwefelhölzle einheizen.“

„Ja, das kann alles sein, aber weißt, es ist mit Ziegel gedeckt, das hält gar nicht warm, so ein Strohdach ist wie ein' gute Pelzkapp, und die Stubendecken sind so hoch, und nach

Endringen mag ich auch nicht mehr. Ich sterb', wenn ich da 'nein muß. Lieber Gott! Man wünscht viel, was einem nicht recht wär', wenn's nachher in Erfüllung ging'."

„Ja, was aber machen?" erwiderte Moni dem in die Kissen hinein Schluchzenden. „Sag's ihm frei, er wird das nicht wollen, wenn dich's so hart ankommt. Du hast ihm das nie so gesagt."

„Weil ich nicht kann; wenn er mich ansieht, bleibt mir's immer im Hals stecken. Aber halt! Juchhe! Ich hab' was." Er sprang aus dem Bett, machte Licht und holte die Nagelschachtel mit dem Hammer vom Himmelbett.

„Was willst? Was willst machen?" fragte Moni.

„Was ich von dir gelernt hab'," sagte Brosi lachend. „Es hat einmal ein Mädle geben, das hat einem jungen Burschen einen Riegel vorgeschoben und hat ihn zum Haus 'nausgeschwätzt. Jetzt wird einem draußen ein Riegel vorgeschoben, und der darf nicht herein."

Während vom Auerhahn die Musik herabtönte, erschollen laute Hammerschläge im Hause Brosis, denn er nagelte die Hausthüre, die Stallthüre und die Schuppenthüre zu und legte sich dann fröhlich ins Bette, im voraus lange ausmalend, was das morgen für ein Spaß sein werde.

Die Kinder und Enkel, die am Morgen nach dem Hause Brosis kamen, fanden dasselbe verschlossen, und auch auf Klopfen wurde nicht geantwortet.

Endlich kam Severin, auch er klopfte, aber niemand antwortete. Die Endringer kamen mit Schießen und Musik, um das Brautpaar zu holen. Brosi und Moni hörten, wie draußen viele Leute standen und auf allerlei rieten, und einige sagten sogar, Brosi und Moni seien gewiß an der Freude gestorben, das käme davon, wenn alte Leute solche Feste mitmachten.

Drinnen drang Moni in ihren Mann, er solle doch Antwort geben, das sei ja sündlich, die Leute so hinzuhalten; Brosi aber sagte, er möchte gern hören, was die Leute nach seinem Tode ihm nachsagten. Moni wollte auf wiederholtes Klopfen schreien, da hielt ihr Brosi den Mund zu.

Jetzt hörte man den Schlosser mit dem Dietrich an den Schlössern arbeiten, sie gingen auf und zu, aber keine Thüre öffnete sich, und Brosi lachte in sich hinein. Da rief Severin: „Wenn wir keine Antwort erhalten, schlagen wir die Thüre mit dem Beil ein. Vater, hört Ihr nicht?"

„Ja, ich höre," antwortete Brosi, der sich an die Thüre gestellt hatte und nun erklärte, daß er nicht aufmache, wenn ihm Severin nicht sein Wort zurückgebe, und daß er in seinem

alten Hause bleiben dürfe, lieber bliebe er ewig mit seiner Moni eingeschlossen.

Ein Jubel erscholl von der Straße, und Brosi öffnete endlich und reichte seinem Severin die Hand.

Zwanzigstes Kapitel.

Mancher Aberglaube ist nur eine Erfahrungswahrheit, die zu sicherer Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht in feste Form gebunden ist, und die Furcht regiert viele Gemüter leichter als die Einsicht. Man hält es für gefahrbringend vor den allezeit lauernden bösen Schicksalsmächten, solch ein Fest zu feiern, wie Brosi und Moni gethan, das den langen stillen Fortgang des Lebens in mächtigem Zusammenfassen spannt und höher hebt, und in der That erschließt sich leicht hinter solch einem Hochpunkte die Kahlheit des Alltagslebens, und der unterbrochene stille Fortgang verwandelt sich nun in Oedigkeit und Abspannung. Es ist etwas anderes, zur Zeit der aufstrebenden Kraft einen Jubeltag sich zu setzen, als da, wo die Ruhe und das stille Walten allein Erquickung bietet. Wie sich Moni unter der Schappel demütig gebeugt hatte, so war sie den ganzen Tag in sich still und ruhig geblieben, Brosi aber hatte im jauchzenden Austoben sich erlustigt, und schon am andern Tage, nachdem Severin abgereist war, schlief Brosi nach dem Essen unwillkürlich auf der Bank ein.

Das Gäßchen war heute besonders widerwärtig, denn die Vorübergehenden sprachen da draußen so laut, man hörte jedes Wort, als ob sie in der Stube wären. Moni wollte hinausgehen und die Leute zur Ruhe gemahnen, aber als sie sich erhob, merkte es Brosi und erwachte, sich verwundernd, daß er am Tage schlafe; er fühlte sich neu gestärkt, da er das Versäumte von gestern nacht nachgeholt habe. Brosi war wie immerdar heiter und aufgeräumt; nur als Moni bemerkte, der Franz mit seiner Frau sei da gewesen und habe nachsehen wollen, wie es dem Vater gehe, da sagte dieser:

„Jetzt sind alle unsere Kinder fort, jetzt sind wir doch wie ein entlaubter Baum,“ als aber während dieser Worte des Rösles Monika eintrat, die nun bei den Großeltern wohnen wollte, sagte er: „Richtig, da kommt ja unsere Wurzelbrut. Weißt, Alte, es gibt Bäum', die wieder an der Wurzel aus-

schlagen. Recht so, bleib du bei deiner Ahne und gib acht, daß du so wirst wie sie und leid's nicht, daß sie zu viel schafft."

Brosi hatte nun drei eigene Familien im Orte, die er besuchen konnte, und war nun auch mit dem größten Teile des Dorfes verwandt, und wenn sich hier auf dem Walde alles Vetter nennt, so hatte das bei Brosi noch eine besondere Berechtigung. Er ließ sich's aber auch nicht nehmen, noch diesen Winter regelmäßig zu dreschen, und wenn ihm auch weh dabei geschah, gestand er es weder sich noch seinen Genossen. Wenn ihm die Leute sagten, er solle sich doch zur Ruhe setzen, er sei ja vermöglich, habe seine Kinder alle versorgt, und wenn er etwas Uebriges brauche, werde sich der Oberbaurat eine Freude daraus machen, ihm solches zu geben, da sagte er:

„Mein' größte Freud' ist, daß ich's haben könnt' und nicht brauch'!"

Um Neujahr zeigte Severin die Geburt eines Töchterchens an, und der Winter ging still und heiter vorüber, nur war es eine traurige Botschaft, daß um Lichtmeß der Gipsmüller starb. Brosi ließ es sich nicht nehmen, seinem Leichenbegängnisse sich anzuschließen, aber er ging, wie er sagte, des schlüpfrigen Weges halber am Stocke über Feld und stand oft still und verschnaufte. Als er von Endringen, wo der Gipsmüller begraben wurde, zurückkam, sagte er:

„Das Sterben sollt' nicht sein, aber es ist einmal so Gottes Ordnung. Aber, Moni, unser Haus dadrüben ist doch schön, es müßt' sich doch gut drin wohnen."

Noch oft kam Brosi auf sein Gelüste, in dem schönen Hause zu wohnen, aber es war doch nie weiter, als eine gewisse flüchtige Unbefriedigtheit des Alters, das leicht in allerlei Planen und Wünschen sich ergeht und dem schließlich doch am liebsten ist, wenn es beim Altgewohnten sein Verbleiben hat.

Im Frühling ging Brosi wieder in den Wald an seine Arbeit, des Jörgtonis Kaspar half ihm, und Brosi sah es gern, daß dieser sich in seine Stelle setzte, für den Fall, daß er sie nicht mehr versehen könne. Beim Ausgehen und bei der Heimkehr verweilte Brosi da und dort bei Altersgenossen, die in Leibgedingstuben wohnten, und ließ sich von ihnen lang und breit ihre Gebresten erzählen, er selber klagte nicht und sagte nur oft:

„Wenn ich's in meiner Jugend besser gehabt hätt' und mich nicht so hätt' schinden und plagen müssen, ich wär' hundert Jahr alt geworden."

Auch daheim kam er oft hierauf zu reden. Das Gehen wurde ihm immer schwerer, aber solange er nur fortkriechen

konnte, ging er seiner Arbeit nach, und man sah es, wie er sich gewaltsam aufrecht hielt und für jeden noch immer eine Scherzrede hatte.

Es war am Tage nach Jakobi — noch gestern war Brosi im Auerhahn gewesen und hatte viel davon gesprochen, wie leid es ihm thue, daß seine Söhnerin in ein Bad gemußt habe und nicht nach Endringen käme, er wäre ihr zuliebe doch dahin gezogen — heute konnte Brosi nicht mehr gehen, sein Kubikfuß stellte sich wieder ein, er mußte zu Bette bleiben oder in dem großen Armstuhl sitzen, den Agy geschickt hatte.

Die beiden älteren Söhne waren weit in der Fremde, aber Severin kam einmal und besuchte seinen Vater, und zum erstenmal hatten seine starren Züge etwas Lindes. Brosi behauptete, daß es gar keine Gefahr habe, und des Rösles Monika mußte ihm oft stundenlang die Geschichten aus den alten zerlesenen Kalendern vorlesen, durfte aber nicht in die Einzeichnungen von seiner Hand sehen. Die Frau saß schon jetzt im Sommer an der Kunkel und spann; Brosi that einmal die seltsame Frage:

„Was spinnst?“

„Tuch zur Aussteuer für unsere Monika.“

„So? Das ist recht,“ sagte Brosi und war lange still; er mußte an sein Totenhemd gedacht haben.

Die Hühner kamen jeden Mittag vor den Stuhl Brosis, und er brockelte ihnen Brot; aber auch viele befreundete Menschen kamen, ihn aufzuheitern, dessen bedurfte es aber nicht, denn er war noch immer der Lustigste von allen.

Schon als Brosi das Bett nicht mehr verlassen konnte, war er noch immer ein säuberlicher Kranker. Der Bader mußte jeden Samstag kommen und ihm den Bart abnehmen, und war es schon an sich schwer, aus den vielen Falten des eingefallenen Gesichtes die Bartstoppeln herauszukriegen, so erschwerte es noch Brosi durch die vielen Späße, die er machte, so daß der Bader oft vor Lachen absetzen mußte.

Eines Tages sagte Brosi mitten im Gespräche zu seiner Frau:

„Ja, daß ich's nicht vergeß. Ich dank' dir tausend und tausendmal für all die Liebe und Güte, die du mir angethan, und wenn ich jetzt oft krittlich bin, denk' nur, das bin ich nicht, ich kann nicht anders. Es wird schon wieder besser, wenn ich wieder gesund bin. Und wenn ich sterb', laß mich nicht zu lang auf dich warten, aber diesmal nimmt's mich noch nicht. Wart' nur, bis es wieder Winter ist, ich bin im Winter immer besonders wohlauf.“

Moni setzte sich an die Kunkel, daß es ihr Mann nicht

sehen konnte, und die Thränen fielen ihr auf die Hand, und sie benetzte den Faden damit, den sie spann. Sie sagte es nicht, aber sie bestimmte dieses Tuch zu ihrem eigenen Totengewand.

Brosi verlangte selbst nach dem Geistlichen und seiner letzten Wegzehrung; er konnte es doch nicht lassen, wegen Agys zu beichten, aber der Geistliche war mild genug, ihn zu trösten.

Auch den Gemeinderat ließ Brosi zu sich kommen und befahl, daß man bei seinem Begräbnisse lustige Tanzmusik aufspielen solle, er sei lustig in der Welt gewesen und wolle auch lustig hinaus. Man versprach nach seinem Willen zu thun.

Des Rösles Monika war eine rüstige Pflegerin, denn die Großmutter wußte sich vor Herzbrechen gar nicht zu helfen.

Es kamen Tage, in denen Brosi überaus lustig war, seine Enkelin mußte singen, und er sang mit und ermahnte auch Moni dazu.

Einmal in der Nacht, als die junge Monika bei ihm wachte, rief er mit starker Stimme:

„O lieber, guter Gott! Laß mich doch noch leben. Ich will noch alles Holz messen bis an den Rhein, ich will den Kappelberg ganz allein durch und durch graben, laß mich leben, oder wie du willst, aber nur nicht lang leiden. Mach's kurz."

Als man in der Ferne den Nachtwächterruf hörte, summte er gegen die Wand gekehrt vor sich hin:

Alle Sternlein müssen schwinden,
Und der Tag wird sich einfinden ...

Der jungen Monika wurde es schwer angst, aber sie wagte es nicht, nach jemand zu rufen und jetzt den Kranken zu verlassen, und einmal wendete er sich wieder um und sang mit geschlossenen Augen:

Weil Scheiden bitter ist
Und 's Lieben süß ....

Gegen Morgen that er einen mächtigen Schrei, die Frau sprang von dem Stuhl, auf dem sie eingeschlafen war, und in den Armen seiner Moni starb Brosi. —

Es war am Freitag Morgen, am Tage Himmelfahrt Mariä, als Brosi starb, und als der Uribasche — die Totenglocke — läutete, betete ein jedes still im Dorfe, jedes wußte, wer verschieden war.

Erst am Montag Morgen wurde Brosi begraben, man hatte

nach den Söhnen geschrieben, und sie kamen und gingen hinter seiner Leiche. Auf dem Sarge lag Hammer und Kelle und der Maßstab, der Brosi als Stütze gedient. Die polizeiliche Ordnung duldete es nicht, daß man den Wunsch des Verstorbenen erfüllte und ihm Tanzmusik zu seinem Leichenbegängnisse aufspielte, aber weil Brosi Gemeinderat gewesen war, wurden eine Stunde lang in dreimaligen Absätzen alle Glocken geläutet. Es war ein heller Sommermorgen voll Lerchensang und Sonnenschein, und so weit man die Glocken in den Bergen vernahm, standen die Waldarbeiter still, legten die Aexte hin und beteten für den, den man begrub, ein Vaterunser; und wer mit Genossen arbeitete, sprach mit ihnen davon, wie gern ein jedes dem Brosi die letzte Ehre erwiesen hätte, daß man aber keines Taglohnes ermangeln könne.

Nur noch dreimal war Moni in der Kirche, als man ihrem Manne die Totenmessen las; sie lebte ruhig, aber fast wortlos, dazu war sie noch fast stocktaub geworden. Und als das Tuch von der Bleiche kam, das sie in diesem Sommer gesponnen, entschlummerte auch sie.

Als die erste Trauer vorüber war, lebten Brosi und Moni in der Erinnerung aller Menschen wie der Nachhall einer Tanzweise, die sich von selber fortsingt, nachdem man den Ort der Lustbarkeit weit hinter sich hat.

Das Jahr darauf heiratete der jüngste Sohn des Gipsmüllers wirklich des Rösles Monika, und als die ganze Familie im Auerhahn beisammen war und zum erstenmal wieder der Bändelestanz aufgespielt wurde, stand alles still, und eines sagte dem andern: „Ach Gott, das war sein Leibstück.“ Aber des Jörgtonis Kaspar sprang mit beiden Füßen in die Mitte des Saals und rief: „Jetzt bin ich der Brosi!“ und zeigte sich als dessen gelehriger Schüler. Noch lange wenn der Hoppetvogel, der Siebensprung und der Bändelestanz ausgeführt wird, wird man den Namen Brosis nennen und „Mein Mann ischt koanr, sagt der Brosi“ ist noch immerdar Sprichwort.

Berthold Auerbachs

Sämtliche

Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Volksausgabe in zehn Bänden.

Achter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1884.

Zweite Auflage der Gesamtreihe.
(18. Auflage der Einzelbände.)

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Edelweiß.

Es steht ein Haus an der Bergeshalde, die Morgensonne ruht lange darauf, und wer auf das Haus schaut, dessen Auge erglänzt in Freude; denn der Blick sagt: hier wohnen glückliche Menschen, Menschen eigener Art, sie haben lange, haben schwer ringen müssen, bis sie das Glück aus sich gefunden; sie haben im Vorhofe des Todes gestanden und sind neu auferstanden ....

Da kommt die Frau, sie hat ein jugendlich schönes, hellfarbiges Antlitz, aber ihr Haar ist schneeweiß; sie lächelt einer Alten zu, die im Garten arbeitet und den Kindern zuruft, nicht so zu tollen.

„Komm noch herein, Franzl, und ihr Kinder auch. Der Wilhelm geht jetzt in die Fremde,“ sagt die junge Frau mit den weißen Haaren; die Alte begleitet sie, sie ist tief gekrümmt und nimmt schon jetzt die Schürze in die Hand für die kommenden Thränen.

Nach einer Weile tritt aus dem Hause der Mann mit einem jungen Burschen, der ein Ränzchen auf dem Rücken trägt, und er sagt: „Wilhelm, hier sag' der Mutter Ade und halt dich so, daß du nichts thust, wobei du nicht denken kannst: mein Vater und meine Mutter dürfen's wissen. Dann kannst du, will's Gott, wieder froh über diese Schwelle treten.“

Die junge Frau mit dem schneeweißen Haare umhalst den frischen Jüngling und ruft schluchzend: „Ich habe dir nichts mehr zu sagen, der Vater hat dir alles gesagt. Und wenn du ein Pflänzchen Edelweiß auf den Schweizerbergen findest, bring's heim.“

Der Wanderbursche zieht von dannen, die Geschwister rufen ihm nach: „Ade, Wilhelm! Ade! Ade!“ Sie spielen mit dem Worte Ade und wollen gar nicht aufhören.

Der Vater ruft zurück: „Mutter, ich begleite den Wilhelm und den Lorenz nur bis zur Gemarkung, der Pilgrim geht mit ihnen bis zum ersten Nachtlager. Ich bin bald wieder da.“

„Ist recht, aber übereil' dich nicht und laß dir den Abschied

nicht so zu Herzen gehen. Und sag' der Fallerin, sie soll zu uns zu Mittag kommen und das Lisle auch mitbringen."

Der Vater geht mit dem Sohne davon, und die junge Frau sagt zu der Alten: „Mir ist es ein Trost, daß der Faller-Lorenz mit unserem Wilhelm auf die Wanderschaft geht. . . ."

Wir können erzählen, warum die junge Mutter mit dem Greisenhaare von ihrem in die Fremde ziehenden Sohne ein Pflänzchen Edelweiß wünscht.

Es ist eine schwere, herbe, ja, fast unbarmherzige Geschichte, aber die Sonne der Liebe dringt endlich hellleuchtend durch.

Erstes Kapitel.

Gute Nachrede.

„Sie war eine Biederfrau.“

„So gibt's wenig mehr.“

„Sie war noch von der alten Welt.“

„Man hat kommen können, wann man gewollt hat, man hat Hilfe und Rat bei ihr gehabt.“

„Und wie viel hat sie erlebt, hat vier Kinder begraben und ihren Mann und ist doch immer so fröhlich und fromm gewesen!“

„Ja, der Lenz wird sie schwer vermissen. Er wird jetzt erst spüren, was er an solch einer Mutter gehabt hat.“

„Nein, der hat das bei Lebzeiten gewußt, er hat sie auf Händen getragen.“

„Er wird jetzt bald heiraten müssen.“

„Er kann wählen, wen er will; er kann an jedem Haus anklopfen, man macht ihm auf, so geschickt und so brav, wie er ist.“

„Und ein schönes Vermögen muß auch da sein.“

„Und er erbt seinen reichen Ohm, den Petrowitsch.“

„Wie schön hat der Liederkranz gesungen. Das geht einem durch Mark und Bein!“

„Und wie muß das erst den Lenz angegriffen haben! Er hat ja sonst auch immer mitgesungen, er ist einer der besten.“

„Ja, bei der Predigt hat er nicht geweint, aber wie die Kameraden gesungen haben, da hat er geweint und geschluchzt, daß man meint, es stößt ihm das Herz ab.“

„Das ist das erste Leichenbegängnis, bei dem der Petrowitsch nicht aus dem Ort gegangen ist. Es wäre auch schändlich, wenn er seiner einzigen Schwägerin nicht die letzte Ehre erwiesen hätte.“ —

So redeten die Menschen auf allen Wegen, das Thal ent=

lang, die Berge hinan. Sie gingen alle in dunkeln Kleidern, denn sie kamen von einem Leichenbegängnis. Drunten an der Kirche, wo wenige Häuser stehen — das Löwenwirtshaus breit und groß in der Mitte — dort hatte man die Witwe des Uhrmachers Lenz von der Morgenhalde begraben, und überall hörte man gute Nachrede; es war allen etwas genommen, da die brave Frau von der Erde genommen war. Die Menschen waren tief bewegt, die Trauer war noch in jedem Angesicht zu lesen; denn wie ein neuer Schmerz alle alten aufweckt, so hatten die Menschen, nachdem das frische Grab zugeschüttet war, die Gräber der eigenen Angehörigen aufgesucht und dort den Abgeschiedenen still nachgetrauert und still gebetet. —

Wir sind im heimischen Uhrmacherbezirk, in jenem waldigen Gebirgsstock, wo von der einen Seite die Wasser nach dem Rheine abfließen, von der andern der nicht weit davon entspringenden Donau zu. Die Menschen haben etwas Gelassenes, still Bedächtiges, die Zahl der Frauen ist viel größer als die der Männer, denn von diesen ist ein großer Teil in alle Weltgegenden zerstreut beim Uhrenhandel. Die daheim verbliebenen Männer sehen meist blaß aus, man merkt die Stubenarbeit; die Frauen dagegen, die das Feldgeschäft versehen, sind hellfarbig, und das Angesicht erhält noch eine schöne Geschlossenheit durch die breiten schwarzen Knüpfbänder, die um das Kinn gebunden sind.

Der Feldbau ist indes gering; er besteht, einige große Bauerngüter ausgenommen, nur in Spatenwirtschaft und Wiesenbau. An manchen Stellen läuft noch ein schmaler Waldstreif bis zur Thalsohle, bis zum Bache, und da und dort steht noch an Wiesenrändern eine hohe, bis zur Krone abgezweigte Tanne, wie zum Zeichen, daß hier Mattenland und Ackerland dem Walde abgerungen ist. Die Eschen gleichen langgestreckten Kopfweiden, denn man entzweigt sie alljährlich zu Ziegenfutter. Das Dorf, oder eigentlich die Gemeinde, erstreckt sich weit über eine Stunde lang; die Häuser liegen zerstreut im Thal und an den Bergen und sind aus ganzen, quer ineinander gefugten Stämmen erbaut; an der Vorderseite sind die Fenster in ununterbrochener Reihe ohne Zwischenräume angebracht, denn man braucht viel Licht; die Einfahrt in die Scheune, wo sich eine solche findet, geht vom Berge hinter dem Hause geradezu unter das Dach, das schwere Strohdach ragt von der Vorderseite weit vor wie ein Wetterschild. Wie der Bau sich an Berg und Wald anlehnt, stimmt er auch im Farbenton gut damit zusammen, und helle schmale Fußpfade leiten durch die grünen Wiesen zu den Menschenwohnungen.

Bald da, bald dort trennt sich eine Frau aus der großen Gruppe, die thalaufwärts gemeinsam schreitet; die Frau winkt mit ihrem Gesangbuch nach ihrem Hause; nach den Kindern, die aus den eng aneinander gereihten Fenstern schauen oder übermütig schnell den Wiesenweg herab der Heimkehrenden entgegenrennen. Und wenn man zu Hause die Sonntagskleider auszieht, seufzt man tief auf im Gedanken der Trauer und im Gedenken, wie gut es doch ist, daß man noch beisammen am Leben ist und noch einander zuliebe leben kann. Die Arbeit will aber doch heute nicht recht von statten gehen. Man ist außerhalb der Welt gewesen und kann nicht so leicht wieder zurück.

Der Gewichtlesmann von Knuslingen (er machte die genauesten bleiernen und messingenen Gewichte), der bis zum nächsten Scheideweg mit der Gruppe ging, sagte in bedächtigem Tone: „Es ist doch eine dumme Sache um das Sterben! Da hat die Lenzin so viel Weisheit und Erfahrung angesammelt gehabt, und jetzt legt man's in den Boden hinein, und alles das ist für diese Welt nicht mehr da."

„Ihr Sohn hat ihre Gutheit wenigstens geerbt," erwiderte eine junge Frau.

„Und Gescheitheit und Erfahrung muß man sich selber holen," sagte ein alter kleiner Mann, der immer wie fragend dreinschaute; er wurde der Pröbler genannt, obgleich er eigentlich Zacherer hieß, denn der alte Mann war verkommen, weil er nicht auf dem geraden Weg der Uhrmacherei geblieben war, immer Neues entdecken wollte und daher immer allerlei probierte oder pröbelte, daher hieß er der Pröbler.

„Da waren die alten Zeiten viel besser und gescheiter," sagte ein alter Schilderdrechsler vom jenseitigen Thale, der Schilder-David genannt, „in alten Zeiten hat man ein gutes Totenmahl aufgesetzt, da hat man sich doch auch wieder gestärkt von dem langen Weg und dem Herzangreifenden — denn Kummer macht hungrig und durstig, — und der Lehrer hat da erst die richtige Nachrede gehalten. Und wenn's auch manchmal ein bißle drüber hinein zugegangen ist, das hat nichts geschadet. Jetzt hat man das alles verboten, und ich bin so hungrig und so matt, ich kann schier nicht mehr vom Fleck."

„Ich auch, und ich auch," hieß es von vielen Seiten, und der Schilder-David fuhr fort: „Was soll man jetzt anfangen, wenn man heim kommt? Der Tag ist hin. Man gibt ihn gern einem Menschen, den man gern gehabt hat. Aber früher war's besser, da ist man erst nachts heimgekommen, da hat man sich nicht mehr zu besinnen brauchen —"

„Und nicht mehr besinnen können," warf der junge Uhrmacher Faller mit kräftiger Stimme ein; er war zweiter Baß beim Liederkranz und trug sein Liederheft unterm Arm — Gang und Haltung zeigten, daß er Soldat gewesen. — „Ein Totenmahl," fuhr er fort, „das hätte die alte Meisterin selber nicht zugegeben. Alles zu seiner Zeit, Lustigkeit und Traurigkeit, alles hat seine Zeit, das war ihr Sprichwort. Ich war fünf und dreiviertel Jahr beim alten Lenz in der Arbeit. Ich bin mit dem jungen Lenz in die Lehre eingeschrieben und auch mit ihm Geselle geworden."

„So könntest du den Schulmeister machen und die Nachrede halten," sagte der Schilder-David ärgerlich und brummte dazu etwas von eingebildeten Liederkränzlern, die da meinen, die Welt fange jetzt erst an, seitdem sie nach Noten singen können.

„Ja, das könnte ich auch," sagte der junge Mann, der die letzten Worte überhörte oder überhören zu wollen schien. „Ich könnte die Nachrede halten, und es verlohnt sich, daß, wenn man ein so grundbraves Herz in die Erde gelegt, man nicht so bald von anderen Sachen und allerlei Gelüsten redet. Der alte Meister war ein Mann, wenn alle Menschen so wären, wie er, brauchte man keinen Richter und keine Soldaten und kein Gefängnis und keine Kaserne auf der Welt. Unser alter Meister war streng, es hat kein Lehrjung vom Feilen weggedurft zum Drehen, bis er ein richtiges Achteck aus freier Hand hat feilen können, daß es ausgesehen hat wie gedreht, und wir haben Kleinuhren machen lernen müssen, denn ein Kleinarbeiter ist auch ein richtiger Großarbeiter. Aus seinem Haus ist kein Gehwerk und kein Schlagwerk fortgegeben worden, an dem das Geringste gefehlt hat. Es ist für mich und für unsere Gegend, hat er gesagt, unser guter Name soll bleiben. — Ich will euch nur eine einzige Sache erzählen, und da werdet ihr sehen, was er über uns junge Leute vermocht hat. Der junge Lenz und ich, wie wir Gesellen geworden sind, da haben wir angefangen zu rauchen. Da sagt der Alte: ‚Gut, wenn ihr rauchen wollt, ich kann's euch nicht wehren und will nicht, daß ihr's heimlich thut, ich habe ja leider Gottes selber die üble Gewohnheit, daß ich rauchen muß; aber das sage ich euch, wenn ihr rauchet, gewöhne ich mir's ab, so schwer mir's auch wird. Es erträgt sich nicht, daß wir alle rauchen.' Natürlich haben wir es uns nicht angewöhnt; lieber hätten wir uns den Mund auf einen Stein aufgeschlagen, als dem Meister das angethan.

„Und die Meisterin, sie steht jetzt in der Minute vor Gott, und Gott wird ihr selber sagen: du bist eine rechtschaffene Frau

gewesen, wie es wenige gibt auf der Welt. Freilich, deinen Fehler hast du auch gehabt, du hast deinen Sohn ein bißchen verwöhnt und hast ihn nicht in die Fremde gelassen, und das wäre ihm doch gut gewesen, er wäre etwas herber geworden; aber deine tausend und tausend Gutthaten, die niemand gesehen hat, als ich, und wie du nie zugegeben hast, daß man einem Böses nachredet, wie du alles zum besten ausgelegt und sogar dem Petrowitsch das Wort geredet hast — das ist nicht vergessen. Komm her, du sollst deinen Lohn haben. Und wisset ihr, was sie sagen wird, wenn ihr Gott was Gutes thun will? — Thu's meinem Sohn, wird sie sagen, und wenn was übrig ist, schau, da ist der und der, die in Not verbittern, hilf ihnen; ich bin vom Zusehen satt. — Ihr könnt's nicht glauben, wie wenig sie gegessen hat, der Meister hat sie oft darüber ausgespottet; aber es ist wahr und gewiß so gewesen, sie ist satt davon geworden, wenn sie gesehen hat, wie es andern schmeckt. Und so seelengut, wie die Mutter war, so ist ihr Sohn. Das ist ein Herz! Für den ginge ich gern in den Tod."

So erzählte der Uhrmacher Faller, und seine tiefe Baßstimme war oft zitternd bewegt. Die andern ließen ihm aber nicht allein das Lob des jungen Lenz. Der Pröbler behauptete, Lenz sei der einzige in der ganzen Gegend, der etwas mehr verstände, als was man von alters her gewohnt sei. „Und wenn die Menschen nicht so hirnvernagelt und so neidisch aufeinander wären, hätten sie schon lang die Normaluhr angenommen, die wir miteinander hergerichtet haben, das heißt, ich muß ehrlich sagen, er hat das Beste dazu gethan."

Die Menschen achteten nicht sehr auf das, was der Pröbler sagte, dafür sprach er auch so unverständlich und bloß murmelnd, daß man fast nur das Wort „Normaluhr" deutlich heraus hörte.

Um so aufmerksamer hörte man dagegen dem Schilder-David zu, der jetzt sagte: „Der Lenz geht an keinem Menschen vorüber, dem er nicht was Gutes thun möchte. Dem blinden Leiermann von Fuchsberg richtet er jedes Jahr seine Orgel wieder her und nimmt nichts dafür; er verwendet seine freien Sonntage darauf. Das ist gewiß ein Gottesdienst, an dem der da droben seine Freude hat. Und mir hat er auch geholfen. Er ist einmal bei mir und sieht, wie ich mich abplage, um die Welle zu treten. Er geht gleich zu dem Müller und spricht mit ihm und macht alles aus, dann kommt er und holt mich und richtet mir meine Werkstatt auf der Bühnenkammer ein und setzt die Welle mit der am Mühlrad in Verbindung, und jetzt arbeite ich mit halber Mühe das Dreifache."

Ein jeder drängte sich herzu, wie zu einem Opferstocke, um dem jungen Lenz irgend ein Lob nachzusagen.

Der Gewichtlesmann schwieg und nickte nur beistimmend. Er ist der Gescheiteste von der Gruppe, er weiß, daß alles, was gesagt wurde, wahr ist, aber es ist doch nicht genug, er weiß noch etwas mehr: „Es gibt keinen Arbeitsmann, für den besser zu arbeiten ist, wie für den Lenz; freilich, genau muß alles sein, wie sich's gehört, aber dann kriegt man nicht nur seinen Lohn bar ohne Abzug, sondern auch noch gute, getreue Worte drein, und das thut am wohlsten."

Faller verließ jetzt die Gruppe und ging bergein seinem Hause zu, auch die andern zerstreuten sich da- und dorthin, nachdem jeder noch eine Prise aus der birkenrindenen Dose des Pröblers genommen. Der Schilder-David schritt allein mit seinem Zollstock noch weiter thalaufwärts; denn er wohnte drüben im andern Thale und war der einzige aus seiner Gemeinde, der herübergekommen war.

Zweites Kapitel.

Der Leidtragende und sein Gefährte.

Vom Dorf aus führt ein schmaler Fußweg nach einem „einzecht" stehenden strohgedeckten Hause, nur ein kleines Stück des Daches, da, wo der Schornstein angebracht ist, ist mit Ziegeln gedeckt. Man sieht das Haus erst, wenn man eine gute Viertelstunde aufwärts geschritten ist. Der Weg führt hinter der Kirche vorbei, zuerst zwischen Hecken, dann frei durch die Matten, wo man das Rauschen des Fichtenwaldes hört, der den ganzen steilen Berg bedeckt. Hinter diesem Berge — Spannreute genannt — türmen sich wieder andere empor; der Vorberg ist aber so steil, daß man eben jetzt die Garben von den Feldern auf der Hochebene nur auf Schlitten thalwärts bringen kann.

Auf dem Fußweg zwischen den Hecken gingen jetzt zwei Männer hintereinander; der Vorausschreitende war ein kleiner alter Mann, äußerst wohlhäbig gekleidet. Er trug einen Krückstock in der Hand, zur Vorsicht hatte er noch die Trobbel an dem Stocke um das Handgelenke geschlungen. Der Alte hatte aber noch einen festen Schritt, er bewegte sein Gesicht, das aus lauter Runzeln zu bestehen schien, auf und nieder, denn er schmatzte an einem Stückchen weißen Zuckers und nahm von

Zeit zu Zeit immer wieder ein Stück aus der Tasche. Die rötlich blonden Brauen des Alten standen aufgeborstet, fast wagrecht, und kluge, hellblaue Augen lugten darunter hervor. Der junge Mann, der hinter dem Alten dreinschritt, war groß und schlank, er trug einen langschoßigen blauen Rock und hatte den Trauerflor um Hut und Arm. Er hatte das Gesicht zur Erde gekehrt und schüttelte bisweilen den Kopf. Jetzt richtete er sich auf, ein hellfarbiges Gesicht mit blondem Barte zeigte sich, die Augenlider über den blauen Augen waren gerötet.

„Ohm," sagte er jetzt stehenbleibend, seine Stimme klang heiser.

Der Zuckerschmatzende wandte sich um.

„Ohm, es ist genug. Ich danke Euch vielmal, der Weg ist weit, und ich möcht' allein heim."

„Warum?"

„Ich weiß nicht, aber es ist mir so —"

„Nein, kehr' lieber mit mir um."

„Ohm, es thut mir leid, daß ich Euch nicht folgen kann, aber ich kann nicht, ich kann jetzt nicht ins Wirtshaus gehen; ich habe keinen Hunger und keinen Durst. Ich kann mir's auch nicht denken, wann ich je wieder essen oder trinken soll. Es thut mir leid, daß Ihr jetzt wegen meiner den weiten Weg macht."

„Nein, nein, ich gehe mit dir, ich bin nicht so hartherzig, wie dir deine Mutter eingeredet hat."

„Meine Mutter hat mir gar nichts eingeredet von Euch, sie hat ihr Leben lang nur Gutes von den Menschen gesprochen und besonders von Verwandten, da hat sie's gar nicht hören können, wenn eines das oder das hätte sagen wollen. Sie hat's so im Sprichwort gehabt: schind' ich meine Nase, schänd' ich mein Angesicht."

„Ja, ja, sie hat viel Sprichwörter gehabt; in der ganzen Gegend heißt's ja immer: So und so hat die Lenz-Marie gesagt. Man soll Toten nur Gutes nachsagen, und ihr kann man ja auch nichts Böses nachsagen."

Der junge Mann sah den Alten von der Seite traurig an. Wenn der auch was Gutes sagte, war's doch immer so, daß er einem dabei einen Druck ins Genick gab.

„Ja, Ohm," fuhr der junge Mann fort, „wie oft hat sie's in den letzten Tagen noch gesagt, und das hat mir im Herzen so weh gethan: Lenz, hat sie gesagt, ich sterb' dir sechs Jahre zu spät. Mit fünfundzwanzig Jahren hättest du heiraten müssen, und jetzt wird's dir immer schwerer, und du hast dich so an mich ge-

wöhnt, und das kann nicht so bleiben... Ich hab' ihr das nicht ausreden können, und das ist das Einzige, was ihr den Tod schwer gemacht hat."

„Und sie hat recht gehabt," sagte der Zuckerschmatzende, „sie ist gutmütig gewesen, freilich auch eigenwillig, aber das geht niemand was an. Aber mit ihrer Gutmütigkeit hat sie dich verdorben. Du bist verwöhnt. Ich hab's dir eigentlich jetzt nicht sagen wollen, es hat Zeit, wenn ich dir das ein andermal vorstelle. Jetzt aber folge mir und thue nicht so kindisch. Du thust ja, wie wenn du nicht mehr wüßtest, wo aus noch ein. Das ist der Lauf der Welt, daß deine Mutter vor dir sterben muß, und Vorwürfe, daß du sie nicht gut behandelt hast, hast du dir ja auch keine zu machen."

„Nein, gottlob nicht!"

„Gut, so zeig' dich jetzt als Mann und laß das Heulen und Weinen. Du hast ja da auf dem Kirchhof geweint, so habe ich mein Leben lang nicht weinen gesehen."

„Ja, Ohm, ich kann's nicht sagen, wie mir's war. Ich habe um meine Mutter geweint, aber auch um mich. Wie da unser Liederkranz gesungen hat, unsere Lieder, die ich selber mitsinge, und ich bin dabei, stumm und tot, da war mir's, wie wenn ich schon selber tot wäre, und sie singen mir ins Grab, und ich kann nicht einstimmen —"

„Du bist —" sagte der Alte, er wollte etwas hinzusetzen, aber er verschluckte es und schritt fürbaß; nur der kleine Hund, der vorausging, schaute in das Gesicht des Alten, und der Hund schüttelte den Kopf; solche Mienen hatte er an seinem Herrn noch nie gesehen.

Nach einer Weile hielt der Alte von selbst an und sagte: „Ich kehr' meinetwegen da um. Nur noch eins. Nimm dir jetzt niemand ins Haus von Anverwandten deiner Mutter, das du nachher fortschicken mußt. Sie vergessen dir alles Gute, was du ihnen gethan, und sind bös, weil das nicht ewig so fortgehen kann. Und schenk' jetzt auch nichts weg, mag kommen, wer will. Wenn du was wegschenken willst, laß zuerst ein paar Wochen ins Land gehen. Nimm die Schlüssel zu dir, wenn du heimkommst. So, jetzt behüt' dich Gott und sei ein Mann!"

„Behüt's Gott, Ohm!" sagte der junge Mann und schritt voran, seinem Hause zu. Er hielt den Blick noch immer zur Erde geheftet, aber er wußte doch bei jedem Schritt, wo er war; er kannte jeden Stein am Wege. Als er vor dem Hause stand, war's ihm, als könne er nicht über die Schwelle.

Was ist da schon alles aus und ein gegangen, und was wird da noch werden?! Man muß es tragen. —

Die alte Magd saß in der Küche auf dem feuerlosen Herde, sie hielt sich die Schürze vor das Gesicht, und als der junge Mann vorüberging, sagte sie schluchzend: „Bist du's, Lenz? Grüß' Gott!"

In der Stube war es so leer, und doch war alles noch da: die Werkbank mit den fünf Einschnitten für die gleiche Zahl Arbeiter an den ununterbrochen aneinander gereihten Fenstern, das Werkzeug hing in Riemen und Haken die Wände entlang, die Uhren tickten, die Turteltauben girrten, und doch ist alles so leer, so ausgestorben und öde; der Armstuhl stand da wie mit geöffneten Armen und wartete . . . Lenz stützte sich auf die Lehne und weinte bitterlich. Jetzt richtete er sich auf und wollte nach der Kammer. „Es ist nicht wahr, daß du nicht mehr da bist," sagte er fast laut — er erschrak vor seiner eigenen Stimme und setzte sich ermattet in den Stuhl, wo die Mutter so oft gesessen.

Endlich faßte er Mut und ging in die verlassene Kammer.

„Ich meine, ich müßte dir noch etwas nachschicken können, du hättest was vergessen!" sagte er wieder, und mit einem stillen Schauer öffnete er den Schrank der Mutter, in den er nie gesehen; es war ihm fast wie ein Frevel, daß er es wagte, und doch that er's. Vielleicht hat sie dir noch ein Zeichen, ein Wort hinterlassen. Er fand die Einbände (Pathengeschenke) seiner verstorbenen Geschwister, jedes mit Namen genannt, und auch seine eigenen Einbände; daneben einige alte Denkmünzen, den Konfirmandenschein der Mutter, ihren Brautkranz, verdorrt, aber wohl eingewickelt, ihre Granatenschnur, und in einem besondern Kästchen, fünffach in feines Papier gewickelt, ein sammetartiges, weißes Pflänzchen und dabei ein Papier, beschrieben von der Mutter Hand. Der Sohn las zuerst leise, dann, als wollte er die Worte der Mutter auch hören, las er halblaut: „Das ist ein Pflänzchen Edelweiß —"

„Es ist Essen da!" rief plötzlich eine Stimme durch die geöffnete Kammerthür.

Lenz schrak zusammen, als hörte er eine Geisterstimme, und doch hatte nur die alte Franzl gerufen.

„Ich komme gleich," antwortete Lenz, drückte die Kammerthür schnell zu, verriegelte sie, wickelte alles wieder behutsam ein und kam endlich in die Stube. Er sah nichts mehr davon, wie Franzl den Kopf schüttelte über die Geheimthuerei.

Drittes Kapitel.

Arbeit und Wohlthat.

Der nächste Nachbar — er war aber eine gute Strecke entfernt, — der Vogtsbauer, hatte Essen geschickt; denn es ist hierzulande Brauch, daß der nächste Nachbar, in der Voraussicht, daß man bei einem Todesfall nicht daran denkt, Essen zu bereiten, solches nach einem Begräbnis den Trauernden schickt. Auch darf man ja während eines Leichenbegängnisses und die nächsten drei Stunden darauf kein Feuer auf dem Herde anzünden.

Des Vogtsbauern Tochter brachte selber das Essen in die Stube.

„Ich dank' dir, Kathrine, und sag' auch deinen Eltern schönen Dank. Stell' ab. Wenn ich wieder Hunger kriege, werde ich essen; jetzt kann ich noch nicht," beteuerte Lenz.

„Nein, versuchen mußt du's, das ist der Brauch," sagte Franzl, „man muß es dem Mund anbieten. Setz' dich, Kathrine, bei einem Trauernden muß man sitzen, da darf man nicht stehen bleiben. Die junge Welt weiß doch gar nicht mehr, was der Brauch ist. Und reden mußt auch was, Kathrine. Bei einem Trauernden muß man reden, da darf man nicht still sein. Sag' doch was."

Das stämmige, vollwangige Mädchen wurde flammrot im Gesichte, stieß die Worte hervor: „Ich kann nicht!" und brach in heftiges Weinen aus.

Lenz sah sie starr an, sie mochte das spüren und verhüllte sich das Gesicht mit der Schürze.

„Sei nur ruhig," tröstete er, „dank' Gott jeden Tag, daß du deine Eltern noch hast. So, jetzt habe ich die Suppe versucht."

„Du mußt vom andern auch versuchen," drängte Franzl.

Auch das that Lenz, es ward ihm schwer; er stand auf, auch das Mädchen erhob sich und sagte: „Nimm mir's nicht für ungut, Lenz, ich hätt' dich trösten sollen, aber ich ... ich ..."

„Ich weiß schon, ich danke dir. Ich kann jetzt auch nicht viel reden."

„Behüt' dich Gott! Und der Vater läßt dir sagen, du sollest zu uns kommen; er kann nicht zu dir, er hat einen bösen Fuß."

„Will sehen, wenn ich kann, komme ich."

Das Mädchen verließ die Stube, und Lenz wandelte in

derselben auf und ab und streckte die Hände aus, als müßte sie jemand fassen. Es faßte sie niemand. Da blieb sein Blick starr auf dem Handwerkszeug haften und vornehmlich auf einer Feile, die abgesondert hing. Es überrieselte ihn heiß, indem er die Hand darnach ausstreckte; jetzt faßte ihn etwas.

Diese Feile war das edelste Erbstück, das er besaß. Hier im Ahorngriff war eine Vertiefung, die hatte des Vaters Daumen eingedrückt; siebenundvierzig volle Jahre hat der Vater damit gearbeitet, und er hatte selbst seine Freude daran und sagte oft: „Man sollte es kaum glauben, daß durch die langen Jahre der Holzgriff mit der Hand zusammengedrückt werden kann.“ Wenn ein Fremder auf Besuch kam, zeigte die Mutter das Wunderwerk.

Der Doktor drunten im Thal, der eine Sammlung von heimischen Wanduhren und Werkzeugen aus alter Zeit hat, wollte die Feile oft haben, um sie auch in sein Kabinett zu hängen, aber der Vater gab sie nicht her, und die Mutter und der Sohn hielten nach seinem Tode das Erbstück hoch. Damals, als man den Vater begrub und der Sohn mit der Mutter wieder still daheim saß, sagte sie: „Lenz, jetzt ist genug geklagt; wir müssen's still tragen. Nimm die Feile des Vaters und arbeite. Betet und arbeitet, so lang es Tag ist, heißt es. Sei froh, daß du dein ehrliches Handwerk hast und dich nicht zu hintersinnen brauchst. Tausendmal hat's dein Vater gesagt: so morgens aufstehen, und da ist eine Arbeit, die wartet, das thut wohl und hilft auf, und wenn ich feile, da feile ich mir alle nichtsnutzigen Späne aus dem Kopf, und wenn ich hämmere, gebe ich allen schweren Gedanken einen Schlag, und — fort sind sie.“

„So hat damals die Mutter gesagt, und jetzt sind ihre Worte noch einmal auferweckt, sie sagt's wieder. Wenn ich nur immer so bei allem ihre Worte noch wüßte!“ . . . .

Lenz begann emsig zu arbeiten.

Draußen stand Franzl bei des Vogtsbauern Kathrine und beteuerte ihr: „Das ist mir lieb, daß du zuerst das Essen gebracht hast, das hat Gutes zu bedeuten. Von wem man nach so einem Fall den ersten Bissen genießt, dem — ich will nichts gesagt haben, man darf das nicht berufen. Komm du nur abends, und du mußt es sein, die ihm heut gut' Nacht sagt, und dreimal mußt du gut' Nacht sagen, da wird noch mehr draus. — Was ist das? Still! Ja, himmlischer Vater im siebenten Himmel! Es ist so, er arbeitet, jetzt, an dem Tag! Das ist ein Mensch, den kennt niemand aus, und ich kenne ihn doch von Kindheit an, der hat Sachen, auf die gar kein

anderer kommt, aber herzensgut ist er. Sag' aber niemand was davon, daß er arbeitet; es könnt' ihm üble Nachrede bringen. Hörst du? Auf den Abend holst du das Geschirr, und dann faß' dich, daß du auch ordentlich reden kannst; du kannst's doch sonst."

Franzl unterbrach sich, denn Lenz rief unter der Thür: „Franzl, wenn Besuch kommt, ich kann jetzt mit niemand sprechen, außer wenn der Pilgrim kommt. So? Du bist noch da, Kathrine?"

„Ich geh' schon," sagte diese und rannte schnell den Berg hinab.

Lenz ging wieder in die Stube, arbeitete unausgesetzt, und Franzl zerbrach sich draußen unausgesetzt den Kopf über den seltsamen Menschen, der just vergehen wollte vor Weinen und jetzt arbeitet. Es kann doch nicht Hartherzigkeit sein und nicht Geiz, aber was ist es denn?

„Mein alter Kopf ist nicht gescheit genug," sagte Franzl und wandte sich nach der Thür, um die alte Lenzin zu fragen, was sie davon denken solle; aber sie schlug sich an die Stirn, da sie sich besann, daß die Mutter ja tot sei.

Franzl erschrak ins Herz hinein, da jetzt Besuche kamen, der Lehrer und andere vom Liederkranz, und auch ältere Leute. Sie wies mit bekümmerter Miene alle ab und redete dabei so laut, als ob alle Menschen taub wären; sie hätte allen gern die Ohren verstopft, daß sie Lenz nicht arbeiten hörten. Sie wartete immer auf Pilgrim, der vermag alles über ihn, der wird ihm die Feile aus der Hand nehmen. Aber Pilgrim kam nicht; und jetzt hatte Franzl einen glücklichen Gedanken: sie braucht ja nicht daheim zu bleiben. Sie stellte sich auf den Weg, so weit, daß man Feilen und Hämmern nicht hören konnte, und wer nun des Wegs kam, den wies sie ab.

Lenz aber fand in der That Fassung und Beruhigung bei der Arbeit, und erst gegen Abend hörte er auf. Er ging ins Thal hinab, hinter den Häusern vorbei zu seinem Kameraden, dem Schildmaler Pilgrim, aber halbwegs kehrte er wieder um, so plötzlich, als hätte ihn jemand gerufen, und doch war alles still ringsum. Nur die Bachamsel — hier zu Lande Heckegecks genannt — zwitscherte unaufhörlich im Gebüsch, und die Goldammer, auf dem frischen Jahresschoß des Tannenwipfels sitzend, pfiff ihre wenigen Töne und schaute hin und her. Lerchen gibt es hier im Thale und an den Wiesengeländen nicht, sie schwirren nur oben über der Hochebene, wo sich die Kornfelder ausbreiten.

Die Wiesen dampften, aber immer nur vorwärts und rück-

wärts sieht man den leichten Nebel und nie in dem nächsten Umkreis, in dem man steht und geht.

Lenz ging thalaufwärts in raschem Schritt, nur als die Sonne hinter der Spannreute unterging und die Nebel im Thale wie feurige Wolken durchglüht standen, hielt er an und sagte: „Sie geht zum erstenmal unter über ihrem Grabe.“ Die Abendglocke läutete, er zog den Hut ab und schritt fürbaß. An einer Biegung des Thales stand er still und schaute, von einem Strauche verdeckt, hinauf nach einem einsamen Häuschen. Auf der Bank vor dem Hause saß ein Mann — wir kennen ihn schon, es ist der Uhrmacher Faller — er hielt ein Kind auf dem Schoß und ließ es tanzen, und neben ihm saß seine Schwester, deren Mann in der Fremde ist, und hielt den Säugling an der Brust, ihm das Händchen küssend.

„Guten Abend, Faller!“ rief Lenz jetzt wieder mit seiner hellen Tenorstimme hinauf.

„Ei, du bist's?“ tönte es im Baß zurück. „Gerade eben reden wir von dir. Die Lisabeth meint, du wirst jetzt in deiner Trauer uns vergessen, und ich sag': im Gegenteil, er denkt gewiß daran.“

„Ja, ich komme eben deswegen. Es ist mir eingefallen, daß ja morgen des Hurgels Haus verkauft wird. Ich will für dich Bürge sein, wenn du es kaufen willst. Ich hab' dich dann auch besser in der Nähe.“

„Das ist gut, das ist prächtig! Also du bleibst da?“

„Warum nicht?“

„Sagen ja die Leute, du gingest jetzt noch auf ein Jahr oder wie lang in die Fremde.“

„Wer hat das gesagt?“

„Ich glaub', dein Ohm hat's gesagt; ich weiß es aber nicht gewiß.“

„So? Kann sein. Wenn ich fortgehe, mußt du in mein Haus ziehen.“

„Bleib lieber daheim. Es ist zu spät.“

„Und heirat' bald,“ setzte die junge Frau hinzu.

„Ja, dann vergeht einem das Wandern, da ist man angebunden. Schau, Lenz, dir muß es noch gut gehen auf der Welt. Daß du jetzt in deinem Kummer an mich denkst; deine Mutter im Himmel wird dich dafür segnen. Es vergeht keine Minute, wo ich nicht an sie denke. Das hast du von ihr, sie hat auch in allem nur an andere gedacht. Das lohnt Gott!“

„Er lohnt's schon. Der Gang zu dir, und was wir mit-

einander vorhaben, hat mich viel erleichtert. Lisabeth, hast du nichts zu essen? Ich spüre jetzt heut zum erstenmal Hunger."

„Ich will dir ein paar Eier einschlagen."

„Auch recht."

Lenz aß mit großem Appetit, und die Gastfreunde waren ganz glückselig, daß es ihm so schmeckte.

Die Mutter Fallers bat, so sehr auch der Sohn abwehrte, Lenz möge ihr etwas Kleider von seiner Mutter schenken.

Lenz versprach's.

Faller ließ sich's nicht nehmen, er gab ihm ein gut Stück Weges heimwärts das Geleite; aber kaum waren sie zwanzig Schritte vom Hause, als er einen gellenden Pfiff that. Die Schwester fragte, was es gäbe. Er rief ihr zu, daß er diese Nacht nicht heim käme.

„Wo willst du bleiben?" fragte Lenz.

„Bei dir."

Die beiden Freunde schritten wortlos die Straße dahin, der Mond schien hell, die Eulen im Walde krächzten, aber aus dem Dorf herauf drang fröhlicher Gesang.

„Es wäre nicht gut, wenn alles um einen trauerte," sagte Lenz. „Gottlob, daß jeder für sich lustig und traurig ist."

„Das hat wieder deine Mutter aus dir gesagt," entgegnete Faller.

„Aber halt," rief jetzt Lenz, „willst du nicht deiner Braut Bescheid sagen, daß du das Häusle kaufen kannst?"

„Ja, das möcht' ich. Komm mit. Du wirst eine Freude sehen, wie sie nicht schöner auf der Welt ist."

„Spring du nur allein den Berg hinauf, ich passe jetzt nicht zur Freude, und ich bin grausam müde. Ich warte hier. Jetzt geh schnell und komm schnell wieder."

Faller eilte den Berg hinan, und Lenz saß am Wege auf einem Steinhaufen, und wie sich der Tau jetzt niedersenkte auf Baum und Strauch und Halm, daß alles wieder frisch auflebe, so senkte sich etwas wie reiner Himmelstau auf die Seele des Einsamen. Dort in jenem Berghäuschen, wo es dunkel war, blinkt jetzt ein Licht auf, und Licht und Freude geht auf in den Herzen der Menschen, sie haben so lange gezagt, nun geht die Freude auf.

Es gibt keine größere Seligkeit auf Erden als Wohlthun.

Faller kam hochatmend wieder und berichtete, wie alles aufgejubelt habe; der alte Vater der Braut habe das Fenster aufgerissen und ins Thal hinausgerufen: „Sei tausendmal gesegnet, du guter Mensch!" und die Braut habe bald geweint, bald hellauf gejauchzt.

Die beiden Freunde schritten nun geraume Zeit, jeder still seinen Gedanken folgend, des Weges dahin. Faller hatte einen festen Schritt, in seinem ganzen Behaben war etwas Strammes, Geschlossenes, und indem jetzt Lenz den Gleichschritt mit ihm hielt, richtete er sich unwillkürlich straffer auf.

Da, wo es den Berg wieder hinangeht, schaute Lenz einmal um nach dem Kirchhof und seufzte tief.

„Mein Vater liegt auch dort, und ich hab' ihn nicht so lang gehabt wie du," sagte Faller.

Lenz ging voraus, den Berg hinan. Was ist denn das Weiße, das sich da oben am Berge bewegt? Wer ist denn noch da? Ist's denn möglich? . . . Es ist nicht wahr, daß die Mutter tot ist! Ja, sie hält's nicht aus, sie kommt gewiß wieder . . .

Innerlich bebend starrte der Trauernde drein.

„Guten Abend, Lenz!" rief eine Stimme; es ist des Vogtsbauern Kathrine.

„Was thust denn du noch da?"

„Ich bin bei der Franzl gewesen, sie hat sich unsere Magd geholt, damit sie nicht so allein ist. Sie ist eben alt und fürchtet sich. Ich thät' mich aber gar nicht fürchten, wenn deine Mutter wieder käme. Gut Nacht, Lenz! Gut Nacht! Gut Nacht!"

Dreimal sagte Kathrine Gut Nacht, so hatte es Franzl befohlen, denn das hat was zu bedeuten; wer weiß, was daraus wird!

Viertes Kapitel.

Jeder vor seiner Thür.

Der milde Abend nach heißem Tage erlabte die Menschen, die Familien saßen beisammen auf der Bank vor dem Hause, die meisten aber auf dem steinernen Geländer am Brückle; denn wo eine Brücke in einem Orte oder ihm nahe ist, da bildet sich auf ihr der Sammelpunkt für Abendruhe und Abendgespräche. Hier muß nicht nur alles vorbei, was von diesseits und jenseits kommt, das Gemurmel des Baches drunten hilft auch zu fortgesetztem Gespräch. Drunten im Bach lagen verschiedene Hölzer zum Auslaugen, damit die Pflanzensäfte zwischen den Holzfasern herauskommen und dann das Holz beim Verarbeiten zu Uhrengestellen nicht schwinde oder sich werfe; die Menschen oben auf dem Brückle verstanden aber auch das Auslaugen, und zwar in

mannigfachster Weise. Man sprach — und das ist viel — noch am Abend von der verstorbenen Lenzin, aber noch mehr davon, daß der Lenz bald heiraten müsse. Die Frauen lobten den Lenz gar sehr, und manches Lob galt auch den Männern zur Mahnung, daß sie sich auch so rühmenswert benehmen sollten; denn wo man das Rechte finde, verstehe man recht wohl, es zu erkennen. Die Männer aber sagten: ja wohl, er ist ein braver Mensch, aber — zu weichmütig ist er doch. Die Mädchen — diejenigen ausgenommen, die bereits erklärte Geliebte hatten — schwiegen, zumal da allgemein die Vermutung aufgestellt wurde, Lenz werde eine von des Doktors Töchtern heiraten; ja, einige behaupteten sogar, die Sache sei schon abgemacht und werde alsbald nach der Trauer öffentlich verkündet werden. Plötzlich, man wußte nicht, woher es kam, verbreitete sich von Thür zu Thür und besonders auf dem Brückle das Gerücht, Lenz habe heut, am Begräbnißtag seiner Mutter, unausgesetzt gearbeitet. Die Frauen jammerten über den Geiz, der in einem so guten Menschen sein könne; die Männer dagegen suchten ihn zu verteidigen. Bald aber ging das Gespräch auf Wetter und Welthändel über, und das ist ergiebig, denn man weiß weder vom einen noch vom andern, was daraus wird. Es plaudert sich indes behaglich, bis man einander eine ruhsame Nacht wünscht und die Sterne am Himmel und die Händel auf der Welt laufen läßt, wie es ihnen eben gesetzt ist.

Am besten ruht sich's doch thalabwärts vor dem schönen, im oberdeutschen Bahnhäuschenstil gebauten Hause, in dem schönen Garten, wo es jetzt in der Nacht wunderbar duftet. Es ist aber kein Wunder dabei, denn hier blühen und wachsen allerlei Apothekerpflanzen. Wir sind im Garten des Doktors, der zugleich auch eine Notapotheke hat. Der Doktor ist ein Kind des Dorfes, Sohn eines Uhrmachers; seine Frau ist aus der Residenz, aber sie ist mit ihrem Manne, der wieder ganz eingewurzelt ist im heimischen Thale, auch hier in vollster Weise daheim geworden, und die alte Mutter des Doktors — man nennt sie die alte Schultheißin — die noch im Hause lebt, sagt oft, sie meine, ihre Schwiegertochter müsse schon einmal auf der Welt gewesen sein, und zwar als Schwarzwälder Kind, so gut und genau wisse sie alles und sei mit allem daheim, und es sei besonders gut von ihr, daß sie lieber Frau Schultheißin heiße als Frau Doktorin. Denn der Doktor ist auch zugleich Schultheiß. Er hat vier Kinder. Der einzige Sohn hat durchaus nicht, wie man sonst meint, wiederum studieren müssen; er hat vielmehr die Uhrmacherei erlernt und ist in der Fremde in der französischen

Schweiz. Die drei Töchter sind wohl die vornehmsten im Orte, stehen aber an Fleiß niemand nach. Amanda, die älteste, ist eigentlich Apothekergehilfe des Vaters, und ihr Amt ist es zugleich, den Garten, in dem man viele Heilkräuter zieht, in Ordnung zu halten. Bertha und Minna sind thätig in der Wirtschaft, aber auch emsig, die feinsten Strohgeflechte zu fertigen, die nach Italien wandern und von dort wieder als Florentiner Hüte zurückkommen.

Heute abend ist noch ein Fremder bei der Familie, die im Garten sitzt, es ist ein junger Maschinenbauer, im Dorfe nur kurzweg der Techniker genannt, — ein Bruder von den beiden Schwiegersöhnen des Löwenwirts, von denen der eine ein reicher Holzhändler in der nahen Amtsstadt, der andere, im untern Schwarzwald, Besitzer einer aus der Nachbarschaft viel besuchten Badeanstalt und eines ansehnlichen Landgutes ist. Man sagt, daß der Techniker die noch einzig übrige Tochter des Löwenwirts, Annele, heiraten werde.

„Das ist brav, das gefällt mir, Herr Storr," sagte der Doktor zu dem Techniker — man hört an der Stimme des Doktors, daß er ein wohlbeleibter Mann sein muß. — „Man muß sich nicht an Berg und Thal erfreuen, unbekümmert um Leben und Treiben der Menschen, die darin wohnen. Die heutige Welt hat viel zu viel von der oberflächlichen unruhigen Reisestimmung. Ich meinesteils spüre gar keine Lust, mich draußen herum zu treiben; ich fühle mich wohl und vollauf begnügt in meinem engen Kreise. Ich habe sogar meine alte Liebhaberei, das Pflanzensammeln, aufgeben müssen oder eigentlich gern aufgegeben, ich bin seitdem den Menschen viel näher. Jeder muß sich in seiner Art in die Teilung der Arbeit fügen; meine Landsleute wollen sich noch nicht drein finden, und das ist der Punkt, woran unsere heimische Industrie krankt."

„Darf ich bitten, daß Sie mir das näher erklären."

„Die Sache ist einfach. Unsere Uhrmacherei ist wie alle Hausindustrie ein natürliches Ergebnis von der geringen Ertragsfähigkeit unseres Landstriches und der Unteilbarkeit der geschlossenen Bauerngüter; die jüngeren Söhne und überhaupt alles, was nur sein Arbeitskapital besitzt, muß einen neuen Wert schaffen, um dafür Brot zu gewinnen. Dazu kommt eine natürliche Begabung, eine genaue und stetige Achtsamkeit, die sich unter uns findet. Unsere Wälder liefern das beste Holz zu Gehäus und Getrieb, und solange noch die alten sogenannten Jockelesuhren guten Absatz fanden, machte ein Uhrmacher — in Gemeinschaft mit der Frau und den Kindern, die das Zifferblatt an-

malten — eine Uhr in seinem Hause ganz fertig. Je mehr sich nun aber die Metalluhren einbürgerten und den alten Meister Jockele verdrängten, um so mehr breitete sich eine Teilung der Arbeit vor. Auch macht man uns in Frankreich, in Amerika und besonders in Sachsen bereits starke Konkurrenz. Wir müssen mehr zu den Stockuhren übergehen, die, wie Sie wissen, nicht durch Gewichte, sondern durch Federkraft bewegt werden. Zu allem dem wäre ein fester Zusammenhalt vonnöten. Die alten Hauensteiner da drüben hatten vor Zeiten einen Einungsmeister, und solch eine Art Einungsmeister thut wiederum not; was da zerstreut auf den Bergen lebt, muß sich in eine feste Genossenschaft zusammen finden, einander in die Hände arbeiten. Das dringt aber bei uns schwer durch. In der Schweiz geht eine Taschenuhr, bis sie fertig ist, durch hundertundzwanzig Hände. Eben die Stetigkeit, die gewiß eine Tugend ist, läßt meine lieben Landsleute schwer zu etwas anderem kommen. Nur durch Genügsamkeit und eine Arbeitslust ohnegleichen ist unsere Industrie bis jetzt möglich gewesen. Es läßt sich da schwer eingreifen; das Stubenhockerische hat bei manchem eine eigene Art feinfühliger Empfindlichkeit erzeugt; sie müssen vorsichtig behandelt werden, ein ungeschickter Griff kann ihr Inneres verletzen, wie ein Uhrwerk verletzt wird, und schlimm ist's, wenn die Kette reißt."

„Ich meine," entgegnete der junge Mann, „man müßte zunächst auch darauf bedacht sein, den hieländischen Uhren eine gefälligere Form zu geben, so daß sie zugleich auch mehr Zimmerschmuck würden."

„Das wäre gut," sagte Bertha, die zweite Tochter. „Ich war ein Jahr lang bei der Tante in der Hauptstadt, und wo ich hinkam, traf ich meine Landsmännin, eine Schwarzwälder Uhr, als Aschenbrödel in der Küche. In der guten Stube prangten immer die französischen Pendulen mit allerlei Gold und Alabaster, und sie waren meist unaufgezogen, oder man sagte, sie gingen schlecht; meine Landsmännin aber in der Küche war fleißig und ordentlich."

„Und das Aschenbrödel müßte erlöst werden," sagte der junge Mann, „aber sie müßte im Prunkgemach ihre Tugend behalten und richtig gehen."

Der Doktor schien auf das Manöver der beiden jungen Leute nicht eingehen zu wollen, denn er begann nun dem Techniker immer mehr von den Sonderheiten der hieländischen Einwohnerschaft zu erzählen; er war lange genug in der Fremde gewesen, um freien Blick dafür zu haben, und war doch wieder

eingelebt genug in die Heimat, um die verborgenen Eigenschaften seiner Landsleute zu kennen und zu würdigen; er sprach Hochdeutsch, aber ganz in der Dialektbetonung des Landes.

„Guten Abend beisammen," wurde die Gesellschaft von einem Vorübergehenden angesprochen.

„Ah, du bists, Pilgrim? Wart' ein bißchen," rief der Doktor. Der Grüßende blieb am Zaune stehen, und der Doktor fragte: „Wie geht's dem Lenz?"

„Ich weiß nicht. Hab' ihn heute seit dem Begräbnis nicht gesehen. Ich komme aus dem Löwen, wo ich mich dummerweise wegen seiner erzürnt habe."

„So? was gibt's denn?"

„Da erzählen sie, der Lenz habe heute den ganzen Mittag gearbeitet, und schimpfen auf ihn und schelten ihn geizig. Der Lenz geizig? Es ist zum Närrischwerden!"

„Laß dich's nicht verdrießen, du und ich und noch viele wissen, daß der Lenz ein rechtschaffener, untadeliger Mensch ist. War der Petrowitsch nicht heute beim Lenz?"

„Nein. Ich hab's auch geglaubt und bin deswegen nicht zu ihm gegangen. Herr Doktor, ich wollte Sie bitten, wenn Sie morgen Zeit haben, kommen Sie auf einen Sprung zu mir. Ich möchte Ihnen was zeigen, was ich gemacht habe."

„Gut, ich komme."

„Gut' Nacht beisammen."

„Gut' Nacht, Pilgrim. Schlaf wohl."

Der Wanderer ging davon.

„Schick' mir morgen meine Lieder zurück," rief ihm Bertha nach.

„Ich bringe sie," antwortete Pilgrim, und bald hörte man ihn in der Ferne schön und kunstreich pfeifen.

„Da haben Sie gleich einen besonderen Menschen," sagte der Doktor zu dem Techniker. „Das ist ein Schildermaler, und ist der beste Freund des Lenz, dessen Mutter man heute begraben hat. Dieser Pilgrim ist ein stecken gebliebenes Talent und hat eine merkwürdige Lebensgeschichte."

„Bitte, erzählen Sie."

„Ein andermal, wenn wir allein sind."

„Nein, wir hören's nochmal gern," riefen Frau und Kinder, und der Doktor begann:

Fünftes Kapitel.

Pilgrims Fahrten.

„Dieser Pilgrim ist der Sohn eines Schildermalers; früh verwaist, wurde er auf Gemeindekosten beim alten Schullehrer erzogen. Er war aber weit mehr oben auf der Morgenhalde beim Uhrmacher Lenz, als beim Schullehrer. Die Frau, die man heute begraben hat, war wie eine Mutter an ihm. Das einzige Kind, das den Leuten verblieben ist, eben der Lenz, der heute gearbeitet hat, ist wie sein Bruder geworden. Der Pilgrim war immer anstelliger und gewandter, der Lenz hat bei aller Tüchtigkeit in seinem Beruf etwas Träumerisches, und wer weiß, ob nicht im Lenz ein Musikgenie und im Pilgrim ein Malergenie steckt! Es ist bei beiden nicht herausgekommen. Sie müssen einmal den Lenz singen hören, er singt den ersten Tenor in dem Liederkranz, und ihm besonders hat es der hiesige Liederkranz zu verdanken, daß er schon zweimal den Quartettpreis beim Musikfest, einmal in Konstanz und einmal in Freiburg, gewonnen hat. Wie nun die beiden halbwüchsigen Burschen sind, kommt der Lenz zu seinem Vater in die Lehre und Pilgrim zu einem Schildermaler, aber sie halten doch treu zusammen. An Sommerabenden konnte man die beiden so sicher wie die beiden Brüdersterne am Himmel da oben beisammen sehen; singend und pfeifend wandelten sie miteinander durchs Thal und über die Berge, und an Winterabenden wandelte Pilgrim durch Schnee und Sturm zu Lenz — denn dieser mußte daheim bleiben, er wurde von seiner Mutter etwas verwöhnt, er ist, wie gesagt, das einzige Kind von fünfen — und da lasen sie miteinander halbe Nächte lang, besonders Reisebeschreibungen. Ich habe ihnen manche Bücher geliehen, es war ein großer Wissenstrieb in den beiden Jünglingen. Als Pilgrim sich vom Militär freiloste — Lenz war als einziges Kind von selbst frei — traten sie nun mit ihrem Plan hervor, in die weite Welt miteinander zu ziehen; denn bei aller heimischen Eingesessenheit ist eine große Wanderlust in unserm Volke. Da zeigte sich zum erstenmal ein zäher Eigensinn in dem jungen Lenz, den man gar nicht in ihm vermutet hätte; er wollte durchaus nicht von der Reise abstehen, der Vater wollte ihn auch ziehen lassen, die Mutter aber verzweifelte, und da selbst das Zureden des Pfarrers fruchtlos war, wurde ich angerufen, ich sollte, wenn's nicht anders ginge, dem Lenz ein ganzes Lazarett einreden. Ich suchte natürlich einen andern Weg. Ich

hatte von jeher das Vertrauen der beiden Unzertrennlichen, und sie weihten mich willig in alle ihre Plane ein; Pilgrim war der eigentliche Anstifter. Lenz ist bei aller Zartheit der Empfindung eine gesunde praktische Natur, natürlich innerhalb seines Kreises, und er darf nicht wirr gemacht werden, dann trifft er das Richtige mit scharfem Verstand und hat eine Ausdauer bei allem, was er thut, die wie eine Art Andacht ist. Ich werde Ihnen morgen eine Normaluhr zeigen, die er aufgestellt und deren allgemeine Annahme ein Glück für unsere ganze Landschaft wäre. Lenz war eigentlich noch nicht so fest entschlossen, als er seinen Eltern gegenüber Pilgrim darstellen ließ. Lenz wollte, daß Pilgrim vorher ordentlich die Uhrmacherei erlerne, bevor er auf die Handelschaft gehe, denn die Händler müssen natürlich überall Reparaturen machen können an Uhren, die sie vorfinden, und an solchen, die sie mit sich führen; und in der That ging jetzt Pilgrim in die Lehre. Als er aber das Notdürftigste gelernt hatte, war der Reiseplan wieder fix und fertig. In diesem Pilgrim ging gar Verschiedenes vor: bald wollte er die Reise machen, um sich so viel zu erwerben, daß er eine Akademie besuchen könne, bald wollte er auf der Reise selbst ein Künstler werden, bald wieder nur recht viel Geld gewinnen, um mit einem großen Sack voll Geld heimzukommen und den Geldprotzen aufzutrumpfen. Er verachtete eigentlich das Geld, und eben darum wollte er recht viel haben. Daneben, glaube ich, steckte ihm damals eine Liebe im Kopf. Griechenland, Athen, das war das Ziel seiner Reise, und wenn er Athen nur nannte, da glänzten seine Augen, und die Röte seiner Wangen wurde flammend. Athen! sagte er oft, ist es einem nicht, wenn man das sagt, als ob man in einer hohen Halle eine leicht gangbare Marmortreppe hinanstiege? Er stellte sich so etwas vor, wie wenn er durch Einatmen der klassischen Luft ein anderer Mensch, vor allem aber ein großer Künstler werden müßte. Ich suchte ihn natürlich von diesen falschen Vorstellungen zu heilen, und es gelang mir auch so weit, daß er mir versprach, sich auf den Gelderwerb allein zu beschränken, alles andere werde sich dann später finden. Der alte Lenz und ich, wir verbürgten uns für die Waren, die er mitnehmen wollte. Er zog nun allein von dannen, Lenz blieb auf unser Zureden daheim. Ich ziehe wie die Welle vom Schwarzwald zum schwarzen Meere, sagte Pilgrim oft. Er wollte den Versuch machen, die heimischen Uhren im Orient und in Griechenland einzubürgern, was bisher noch immer nicht so gelungen ist, wie in den nordischen Ländern und in der neuen Welt. Es ist lustig, wenn Pilgrim erzählt, wie er durch die Länder zog, durch Städte und

Dörfer, ringsum behangen mit Schwarzwälder Uhren, die er auf den Straßen erklingen ließ, um und um schauend; aber eben das war's, er hatte zu viel Auge für ganz andere Dinge: auf Sitten und Gebräuche, auf schöne Gebäude und Landschaften. Das ist vom Uebel für einen Handelsmann. Sowenig sich das Werk in der Uhr verändert, mag es durch Länder oder über Meere getragen werden, so wenig verändern sich eigentlich unsere Landsleute, die in allen Zonen umherstreifen. Sparen und erwerben, karg leben und sich's erst wieder wohl sein lassen, wenn man mit einem Sack voll Geld daheim ist, darauf geht ihr einziges Sinnen, mag derweil die Welt da ringsum sein, wie sie wolle. Und das ist gut und nötig. Man kann nicht verschiedene Dinge auf einmal im Kopfe haben. Aber jetzt ist es mit dem Sparen und Hausieren auch vorbei. Wir müssen den Markt immer weiter in der Ferne suchen, und der Absatz unserer Industrie muß mit ständigen Lagern und auf kaufmännische Weise vertrieben werden."

„Kam Pilgrim in der That nach Athen?"

„Natürlich, und er hat mir oft gesagt: als die Kreuzfahrer Jerusalem erblickten, hätten sie nicht andächtiger und glückseliger sein können, als er war, da er Athen zum erstenmal erschaute; er rieb sich die Augen, ob's denn auch wahr ist, daß das Athen sei. Die marmornen Statuen sollten ihm winken und ihn grüßen. Er ging klingend durch die Straßen, aber auch nicht eine einzige Uhr verkaufte er in Athen, er litt bittere Not und war endlich glücklich, als er eine Arbeit bekam, aber was für eine! Vierzehn Tage lang konnte er unter dem blauen griechischen Himmel den Lattenzaun eines Biergartens grün anstreichen, im Angesichte der Akropolis."

„Was ist Akropolis?" fragte Bertha.

„Erklären Sie ihr das, Herr Storr," bedeutete der Doktor.

Der Techniker schilderte in raschen Umrissen die vormalige Schönheit der Burg von Athen und die nur spärlich verbliebenen Ueberreste; er versprach, wenn er wiederkomme, eine Abbildung zu bringen, dann bat er den Doktor weiter zu erzählen.

„Es ist nicht mehr viel zu berichten," nahm dieser wieder auf. „Pilgrim brachte es mit genauer Not dahin, die Uhren so zu verwerten, daß er unserer Bürgschaft nicht zur Last fiel. Es gehörte kein kleiner Mut dazu, wieder in die alten Verhältnisse und noch viel ärmlicher zurückzukehren und sich verspotten zu lassen; aber eben weil er in seinem schwungvollen Künstlersinn die Geldprotzen — das ist ein Lieblingswort von ihm — von oben herab verachtet, zeigte er sich frei und unbefangen und

forderte den Spott heraus. Natürlich kam er zuerst auf die Morgenhalde. Man stand dort eben um den Mittagstisch, und alles faltete die Hände, da that der junge Lenz einen Schrei; die Mutter hat oft gesagt, wenn sie ihn noch einmal höre, so sterbe sie. Die beiden Freunde lagen einander in den Armen. Pilgrim war indes schnell wohlgemut und sagte: daheim habe er doch am meisten Glück, da käme er zum gedeckten Tisch; und niemand auf der Welt gönnte es ihm mehr, als die Eltern und der Sohn auf der Morgenhalde. Der alte Lenz wollte Pilgrim ganz ins Haus nehmen, aber dieser lehnte es entschieden ab; er ist ungemein eifersüchtig auf seine Selbständigkeit. Er richtete sich hier in unserer Nachbarschaft beim Don Bastian eine hübsche Werkstätte ein. Anfangs gab er sich viel Mühe, neue Muster von Uhrenschildern einzuführen — er hat viel Farbe, aber seine Zeichnung ist sehr mangelhaft — er hat es aber besonders darin verfehlt, daß er die Grundform unseres Schwarzwälder Uhrenschildes — das Viereck mit dem aufgesetzten Bogen — verändern wollte. Als er nun sah, daß er mit seinen Neuerungen nicht durchdrang, machte er das Altgewohnte auf Bestellung und ist nun dabei immer heiter und guter Dinge. Sie müssen nämlich wissen, daß die verschiedenen Länder einen ganz besondern Geschmack in Uhrenschildern haben, Frankreich liebt grelle Farbe und das Schild voll bemalt, Norddeutschland, Skandinavien und England mehr ganz einfache Linien, etwas Architektonisches, Giebel, Säulen, höchstens eine Guirlande; die Schilde mit Schäfereien gehen nach dem Vorarlbergischen. Nach dem Orient darf man keine Uhr schicken mit menschlichen Figuren auf den Zifferblättern, nichts als die türkischen Zahlen; erst in neuerer Zeit lassen sie sich auch die römischen Zahlen gefallen. Amerika will gar keine Farbenverzierung, sondern nur Wandkästen mit mehr oder minder Schnitzwerk, hier liegen die Gewichte über Flaschenzügen auf den Seiten des Uhrwerks. Man nennt diese Uhren auch nur Amerikaneruhren. Ungarn und Rußland haben gern Fruchtstücke oder etwas Landschaftliches. Das, was die Kunst schön findet, hat nicht immer Aufnahme, im Gegenteil ist das Verschnörkelte oft am beliebtesten. Wenn Sie das mit der Verschönerung der hieländischen Uhren einmal ausführen wollen, kann Ihnen Pilgrim viel dabei an die Hand gehen, und Sie können ihm vielleicht zu einem Aufschwung in seinem Leben verhelfen, obgleich er dessen kaum bedarf, denn er versteht die seltene Kunst, glücklich zu sein, ohne Glück zu haben."

„Ich bitte Sie, mich mit dem Manne bekannt zu machen."

„Gut, Sie können morgen mit mir gehen, Sie haben ge-

hört, daß er mich einlud; aber kommen Sie recht früh, da können Sie auch noch mit mir über die Berge gehen, ich kann Ihnen schöne Punkte zeigen und viele rechtschaffene Menschen."

Der Techniker sagte herzlich gute Nacht, der Doktor ging mit den Seinen ins Haus.

Der Mond stand hell am Himmel, die Blumen dufteten allein für sich in der Nacht, und die Sterne schauten zu ihnen nieder; stille war's überall, nur da und dort, wenn man an einem Hause vorüberkam, hörte man eine Uhr schlagen.

Sechstes Kapitel.

Die Welt meldet sich.

„Guten Morgen, Lenz! Du hast gut geschlafen. Du bist doch noch wie ein Kind; das schläft gut, wenn es sich ausgeweint hat." So tönte der Grundbaß Fallers am Morgen, und Lenz sagte: „O Kamerad, aufwachen, so wieder aufwachen und sich erinnern, was am gestrigen Tag geschehen ist — das Elend ist neu. Aber ich muß mich jetzt fassen. Ich will dir gleich die Bürgschaft schreiben. Geh damit zum Schultheiß, eh' er davon reitet, und sag' ihm auch einen Gruß von mir. Jetzt fällt mir's eben ein, ich habe von ihm geträumt. Wenn du kannst, geh auch zum Pilgrim und sag', ich warte daheim auf ihn. Glück zu deinem Haus. Es thut mir wohl, daß du jetzt einen eigenen Unterschlupf hast."

Faller ging mit der Bürgschaft ins Thal, und Lenz setzte sich zur Arbeit, vorher aber zog er noch eine der Spieluhren auf und ließ den Choral spielen. Er nickte mehrmals, während er an einem Rade feilte; das Stück geht gut, es war auch ihr — der Mutter — Lieblingsstück, dachte er vor sich hin. Die große Spieluhr mit zierlich geschnitztem Nußbaumgehäuse, so groß wie ein mäßiger Kleiderschrank, hieß „die Zauberflöte", denn die Ouverture dieser Oper war neben fünf anderen Stücken, die drein gesetzt waren, ihr Hauptstück. Sie war bereits verkauft in ein großes Theehaus nach Odessa. Ein kleineres Werk stand daneben, und an einem dritten arbeitete Lenz. Er arbeitete unablässig bis Mittag. Er war sehr hungrig. Als er sich aber jetzt allein zu Tisch setzen sollte, schien ihm aller Hunger zu vergehen.

Er bat die alte Magd, daß sie sich wie zu Lebzeiten der

Mutter zu ihm setze. Sie that sehr zimperlich und verschämt, mit einem jungen Manne so allein. Sie ließ sich aber doch endlich dazu bewegen, und schon nach der Suppe sagte sie: „Eigentlich solltest du gar nicht heiraten.“

„Wer sagt denn, daß ich heiraten will?“

„Ich meine, wenn du heiratest, solltest du des Vogtsbauern Kathrine heiraten, die ist aus einem rechtschaffenen Haus, und sie ehrt dich, sie schwört nicht höher als bei dir. So eine Frau wäre recht. Es wäre schrecklich, wenn du eine bekämst, bei der du den Schuhputzer machen müßtest. Die Mädle sind ja heutigen Tags so . . . so bräuchig und wollen nichts als prächteln und sich anputzen.“

„Ich denke nicht ans Heiraten und am wenigsten jetzt.“

„Hast auch recht. Es ist nicht nötig. Besser kriegst du's nicht, glaub' mir. Und ich weiß, wie du's gewöhnt bist von jeher, und ich will dir alles so verrichten und halten, daß du meinen sollst, deine Mutter wäre noch auf der Welt. Nicht wahr, die Bohnen schmecken dir gut? Ich hab's von deiner Mutter gelernt, sie so zu machen, ganz so. Sie hat alles verstanden, vom Größten bis zum Kleinsten. Wirst sehen, du wirst vergnügt sein, seelenvergnügt, wenn wir bei einander sind.“

„Ja, Franzl,“ sagte Lenz, „ich glaube nicht, daß es so bleiben wird.“

„So? Hast du schon eine auf dem Korn? Schau' einmal an! Meint man, der Lenz habe nichts im Kopf, als seine Uhren und seine Mutter! Wenn's nur eine aus einem rechten Haus ist. Wie gesagt, des Vogtsbauern Kathrine, das gibt eine Frau für Sonntag und Werktag, die kann in Haus und Feld schaffen und kann spinnen, man meint, sie müsse das Stroh vom Dach herunter spinnen. Sie schwört nicht höher als bei dir, und alles, was du thust, und alles, was du sagst, ist für sie ein Heiligtum. Sie sagt immer: vom Lenz kommt nur Gutes, und wenn's auch den Anschein hat, daß es anders ist, wie dein Arbeiten gestern. Und sie hat ein schönes Vermögen und noch ein besonderes Muttergut, da kann man einmal ein Kind drauf setzen, und das kann sich ganz gut nähren.“

„Franzl, vom Heiraten ist ja gar keine Rede. Ich hab' im Sinn — ich weiß noch nicht, es ist möglich — vielleicht verkaufe oder verpachte ich mein ganzes Anwesen und gehe noch in die Fremde.“

Franzl sah starr auf Lenz und brachte den Löffel nicht mehr aus dem Teller nach dem Munde. Lenz fuhr fort: „Ich werde dich versorgen, Franzl, du sollst keine Not leiden; aber ich meine,

ich bin noch nie in der Welt draußen gewesen, und ich möcht' einmal hinaus und auch was sehen und erleben, und vielleicht bringe ich's in meiner Kunst noch weiter, und wer weiß ———"

„Ich will da nichts drein reden," sagte Franzl, „ich bin ein dummes Mädle, wenn auch sonst wir Knuslinger dafür bekannt sind, daß wir nicht auf den Kopf gefallen sind. Was weiß ich viel von der Welt! Aber so viel weiß ich doch, ich hab' nicht umsonst siebenundzwanzig Jahre da gedient. Ich bin ins Haus gekommen, wie du vier Jahre alt gewesen bist. Und du bist das jüngste und auch das liebste Kind im Hause gewesen. Und deine Geschwister unterm Boden — jetzt aber, das habe ich dir nicht sagen wollen. Ich bin siebenundzwanzig Jahre bei deiner Mutter gewesen. Ich kann nicht sagen, daß ich so gescheit bin, wie sie; wo gibt's eine weit und breit, von der man das sagen kann? Das steht nimmermehr auf, so lang die Welt steht. Aber ich weiß doch viel von ihr. Und wie oft hat sie gesagt: Franzl, hat sie gesagt, da rennen die Menschen in die Welt hinaus, wie wenn da draußen, da drüben über dem Rhein oder gar überm Meer das Glück auf der Gasse herumliefe, und: Ei schönen guten Morgen, Hans und Michel und Christoph, freut mich, daß du kommst, sagt er zum Hans und zum Michel und zum Christoph. Franzl, hat deine Mutter gesagt, wer's daheim zu nichts bringt, bringt's auch draußen zu nichts, und überall, wo man hinkommt, sind auch schon Menschen, und wenn's Gold regnen thät', thäten sie's schon aufheben und nicht warten, bis die Fremden kommen. Und was für ein Glück kann man machen in der Welt? Mehr als essen, trinken und schlafen kann man nicht. Franzl, hat sie gesagt, mein Lenz, der hat auch — verzeih mir's, deine Mutter hat's gesagt, ich sag's nicht aus mir selber — mein Lenz, der hat auch die Narrenspossen mit dem Wandern im Kopf, aber wo kann er's besser kriegen? Und er ist kein Mensch für die wilde Welt. Da muß man ein Ausrauber sein, wie der Petrowitsch, ein ausgeschämter, knickriger, habgieriger, unbarmherziger Mensch, heißt das, wenn ich ehrlich sein soll, sie hat das nicht gesagt, sie hat auf niemand was gesagt; aber ich denk's und ich sag's. Und dann hat sie mir oft ans Herz gelegt: Schau, wenn mein Lenz hinaus käm', der schenkte das Hemd vom Leib weg, wenn er einen Bedürftigen sieht, er ist gar leidmütig, und wer nur will, kann ihn betrügen. Franzl, hat sie gesagt, wenn ich nicht mehr auf der Welt bin und die Wandersucht kommt wieder über ihn, Franzl, hat sie gesagt, häng' dich an seinen Rock und laß ihn nicht fort; heißt das, lieber Gott, das thu' ich nicht, wie kann ich das? Aber sagen darf ich's dir, ich muß es, sie hat

mir's auf die Seele gebunden. Sieh dich einmal um, da hast du ein eingerichtetes Haus, hast deine gute Nahrung, bist geehrt und bist geliebt, und wenn du hinaus kommst in die fremde Welt, wer kennt dich? Wer weiß, daß das Lenz von der Morgenhalde ist? Und wenn du keine Herberge hast und mußt im Wald übernachten, wie oft wirst du denken: O lieber Gott! und ich habe ein Haus gehabt und sieben aufgerichtete Betten und Geschirr genug und ein Fäßchen Wein im Keller ... Soll ich dir nicht ein Schöpple holen? Wart', ich hol'! Wenn man traurig ist, muß man Wein trinken. Tausendmal hat's deine Mutter gesagt: das heitert auf, und da kriegt man andere Gedanken."

Schnell eilte Franzl zur Thür hinaus und in den Keller und kam bald mit einem Schoppen Wein. Lenz that es nicht anders, sie mußte auch für sich ein Glas holen. Er schenkte ihr ein und stieß mit ihr an, sie nippte nur verschämt, nahm aber beim Abräumen doch das Glas Wein mit in die Küche.

Lenz arbeitete wieder fleißig, bis es Abend wurde. War's der Wein oder sonst was, er war unruhig bei der Arbeit und mehrmals nahe daran, das Handwerkszeug wegzulegen und irgend wohin auf Besuch zu gehen. Aber er dachte wieder, er dürfe nicht ausgehen, es kämen gewiß gute Freunde, die ihn in seiner Einsamkeit trösteten; sie sollten ihn zu Hause finden. Es kam aber niemand als der Pröbler. Er war dem Lenz besonders gut, weil er einer der wenigen war, die ihn nicht verspotteten und ihn nicht darüber auslachten, daß er sich nicht dazu bringen konnte, eines seiner Kunstwerke zu verkaufen, er verpfändete sie nur, bis er sie nicht mehr einlösen konnte, und man sagte: der Löwenwirt, der als Packer — wie man die eigentlichen Kommissionäre und Großhändler nennt — große Geschäfte machte, verdiene ein schön Stück am Pröbler, der seine Hauptwerke bei ihm verpfändet hatte.

Lenz hörte dem alten Pröbler sogar immer ganz aufmerksam und ernst zu, wenn er ihm darthat, daß er nichts Geringeres herstellen könne, als das perpetuum mobile, es fehlte ihm weiter nichts dazu, als die zweiundvierzig Diamanten, auf denen das Werk gehen muß. Dafür hatte ihm der Pröbler auch gern geholfen, die Normaluhr herzustellen, nach der die ganze Gegend arbeiten sollte, und Lenz erzählte überall offen, daß der Pröbler ein Gutes dazugethan habe, denn er drang darauf, die Normaluhr in fünferlei Kaliber vorzurichten.

Heute kam aber der Pröbler nicht wegen einer neuen Entdeckung und nicht wegen des perpetuum mobile, er bot sich vielmehr Lenz — nachdem dieser die pflichtgemäße Prise ge-

nommen — als Unterhändler an, wenn er heiraten wolle. Er führte ihm eine ganze Reihe heiratsfähiger Mädchen vor, darunter auch die des Doktors, und schloß: „Alle Häuser stehen dir offen, du bist nur zu scheu. Sag' mir nur ehrlich, wo deine Gedanken hingehen, ich will schon machen, daß man dir halbwegs entgegenkommt."

Lenz gab kaum eine Antwort, und der Pröbler ging davon. Daß er auch eine von des Doktors Töchtern bekommen könne, beschäftigte Lenz doch eine Weile. Es waren drei prächtige Kernmädchen. Die älteste hat etwas gar Bedächtiges, fast mütterlich Sorgliches, und die zweite konnte so vortrefflich Klavier spielen und singen. Wie oft hatte Lenz vor dem Hause gestanden und ihr zugehört! Die Musik war eigentlich seine einzige Leidenschaft, und er hatte eine wahre Sehnsucht nach Musik, wie ein Durstiger nach einer Wasserquelle. Wie wär's, wenn er eine Frau bekommen könnte, die gut Klavier spielte? Sie müßte ihm alle Stücke vorspielen, die er in seine Uhren setzt, und die sollten dann noch einen ganz andern Klang bekommen. Aber nein, aus einem so vornehmen Haus kannst du keine Frau brauchen, und eine, die gut Klavier spielt, kann nicht Haus und Feld und Stall besorgen, wie die Uhrmachersfrauen müssen. Und überhaupt, du wartest noch ruhig. —

Als es zu dämmern begann, zog sich Lenz an und ging ins Thal.

Alle Häuser stehen dir offen, hat der Pröbler gesagt. Alle Häuser? Das ist sehr viel, just so viel, wie gar keins. Wenn man nicht in ein Haus treten kann und die Menschen bleiben in ihrer Ordnung; du gehörst dazu, kein Blick, keine Miene fragt: was kommst du daher? Was magst du wollen? Was geht vor? Wenn du nicht heimisch bist, dann hast du eben gar kein Haus. Und wie jetzt Lenz das ganze Dorf hinauf und hinab, eine Stunde weit, in Gedanken von Haus zu Haus ging, man wird ihm überall mit Freuden die Hand reichen, aber er ist eben nirgend daheim. Doch, doch, er hat einen Freund, da ist er daheim, gerad' so viel wie in seiner eigenen Stube. Der Schildermaler Pilgrim hat ihn gestern vom Leichenbegängnis heimbegleiten wollen, aber als sich ihm der Ohm Petrowitsch anschloß, blieb Pilgrim zurück, denn Petrowitsch verachtete den Pilgrim, weil er ein armer Teufel, und Pilgrim verachtete den Petrowitsch, weil er ein reicher Teufel war. Also zum Pilgrim gehst du.

Pilgrim wohnte thalabwärts beim Don Bastian, so nannte ihn Pilgrim. Es war dies ein ehemaliger Uhrenhändler, der

sich durch einen zwölfjährigen Aufenthalt in Spanien ein beträchtliches Vermögen erworben hatte. Nach seiner Heimkunft kaufte er sich ein Bauerngut, zog wieder Bauernkleider an und hatte außer dem Gelde nichts von seiner spanischen Reise behalten, als ein paar spanische Worte, die er zuzeiten gern verwertete, besonders im Hochsommer, wenn die Weltläufer aus allen Gegenden heimkehrten.

Siebentes Kapitel.

Wirtstöchterlein schenkt ein.

In der großen Gaststube zum Löwen saß ein junger Mann ganz allein vor dem wohlgedeckten Erkertisch und aß mit dem guten Behagen, wie es eben einem stattlichen jungen Manne in der Mitte der zwanziger Jahre nach einer vollen Tageswanderung über Berg und Thal zusteht. Nur manchmal betrachtete er wie träumend das überaus schwere silberne Besteck. Das ist noch aus guter alter Zeit, wo man noch nicht alles zinstragend ausnutzte. Jetzt steckt sich der junge Mann — es ist der Techniker, mit dem wir gestern abend beim Doktor gesessen — eine Cigarre an und bürstet mit einem Taschenbürstchen seinen hellbraunen, vollen Bart; sein Antlitz ist markig, eine große, stark vorgewölbte Stirn schaut hell aus dem braunen Haare heraus; die blauen Augen liegen etwas tief und haben einen Ausdruck herzlicher Innigkeit, die Wangen sind voll und frisch.

Ein kühles Abendlüftchen zieht durch das geöffnete Erkerfenster und nimmt die blauen Tabakswölkchen schnell mit fort.

„So, Sie rauchen schon, Herr Kurt? Also wollen Sie nichts mehr essen?“ sagte ein eintretendes, äußerst säuberlich gekleidetes Mädchen, das eine weiße Schürze mit Brustlatz trug; die Gestalt war schlank und biegsam, leicht beweglich, das längliche und dabei vollwangige Gesicht hellfarbig, braune Rehaugen schauten klug drein, und auf dem Haupte saß eine Krone von dreifachen schweren braunen Flechten.

Mit leichtem Redefluß fuhr das Mädchen fort: „Sie müssen fürlieb nehmen. Wir haben nicht mehr geglaubt, daß Sie so spät noch zu Mittag essen.“

„Es war alles vortrefflich. Setzen Sie sich ein wenig zu mir, Jungfer Schwägerin.“

„Gleich, wenn ich abgeräumt habe. Ich kann mich nicht setzen, wenn alles so herumsteht.“

„Ja, bei Ihnen muß alles nett und aufgeräumt sein, wie Sie selber.“

„Danke fürs Kompliment. Freut mich, daß Sie nicht alles verausgabt haben bei des Doktors.“

„Kommen Sie ja gleich wieder, ich hab' Ihnen viel zu erzählen.“

Der junge Mann saß wieder eine Weile allein, dann kam das Wirtstöchterlein, setzte sich ihm gegenüber mit einem Strickzeug und sagte: „Nun, so erzählen Sie.“

Der junge Mann berichtete, daß er heute den Doktor auf seinen ärztlichen Besuchen über Berg und Thal begleitet habe, und wußte nicht genug zu rühmen, welche tiefe Einblicke er in das Leben der Menschen hier gethan; da lebe man noch, wie der Doktor gesagt habe, aus dem ff, fleißig und fromm, und das letztere ohne alle Bigotterie. Wir waren auch heute in drei, vier Wirtshäusern,“ sagte er; „sonst, wenn man an einem Sommermittag in ein Dorfwirtshaus kommt, trifft man in der Regel einen verkommenen Menschen, der sich nun den Garaus gibt auf der Bank hinter einem Tische, im Halbschlaf bei seinem welken Bier oder Schnaps, und der Elende glotzt die Ankommenden an und prahlt und schimpft in irgend einer Weise auf die Welt halb verständlich. Das habe ich anderwärts oft gesehen, hier aber nirgends.“

„Ja,“ sagte Annele, „unser Schultheiß, der Doktor, ist streng gegen Trunkenbolde, und wir geben von selber hier im Hause nie einem etwas.“

Mit wahrer Ueberschwenglichkeit schilderte nun der Techniker das Wesen des Doktors; wo er hinkam, da war's, als ob der Tag noch heller würde, und selbst in die Hütten der Armut brachte seine treuherzige Natur etwas wie Sättigung, und die Zuversicht, die in seinem Wesen wie in jedem Worte lag, gab überall frischen Mut.

Die Zuhörerin schien etwas in Verlegenheit bei dieser begeisterten Schilderung, und sie sagte nur, indem sie eine Stricknadel an die Lippen preßte: „Ja wohl, der Doktor ist ein wahrer Menschenfreund.“

„Er ist auch Ihr Freund, er hat gut von Ihnen gesprochen.“

„So? Hat er das? Das darf er aber nur draußen auf Feldwegen; daheim darf er nicht gut von mir reden. Das leiden seine fünf Weibsleute nicht. Nein, die alte Schultheißin muß ich ausnehmen, die ist seelengut.“

„Die andern nicht? Ich hätte geglaubt —“

„Ich will nichts gegen die Leute sagen. Ich sag' gegen niemand was. Ich hab's, gottlob! nicht nötig, daß ich mir aus Schimpf über andere mein Lob holen muß, aus fremder Haut Riemen schneide, wie die alte Lenzin ein Sprichwort gehabt hat. Es gehen tausend Menschen bei uns aus und ein, die können auf allen Straßen berichten, wer man ist, und ein Wirtshaus ist ein offenes Haus, da kann man nicht wie andere Leute jetzt auf zwei Tage, so lang ein Besuch da ist, ein Haus säuberlich herrichten und friedlich miteinander thun, und nachher ist wieder eine Hudelwirtschaft, und eines möchte dem andern die Augen auskratzen, und wenn man weiß, daß jemand vorbeigeht, singt man wieder oder setzt sich mit der Arbeit an den Weg und thut schön. Ich will aber gegen niemand was gesagt haben, ich will nur ermahnen, du solltest nicht so obenauf — Verzeih, wenn ich so bei Ihnen bin, da meine ich immer, es wäre der Bruder, mein Schwager, und da kommt mir das Du heraus.“

„Ich habe nichts dagegen, wir wollen du zu einander sagen.“

„Nein, um Gottes willen nicht. Wenn noch so was gesagt wird, bleib' ich nicht da sitzen. Wo nur der Vater bleibt?“ sagte das Wirtstöchterlein errötend.

„Ja, wo ist denn der Vater?“

„Er ist in Geschäften aus, er kann jede Minute kommen. Wenn er nur einmal das Geschäft aufgäbe! Wozu braucht er sich noch so anzustrengen? Aber er kann nicht leben ohne das, und er sagt immer: Geschäft aufgeben, da stirbt man bald; das Sorgen und Wachen und Denken und Schaffen, das hält frisch. Und wahr ist's, ich kann mir's nicht denken, wie man mit gesunden Gliedern am Morgen hinsitzen und Klavierspielen oder für nichts und wieder nichts im Haus herumträllern kann; etwas thun und flink aus der Hand, das hält frisch. Freilich, wenn man's in Geld rechnet, ist's nicht viel, was wir Weibsleut' verdienen, aber erhalten und hausen ist auch was wert.“

„Ja wohl,“ sagte der Techniker, „es ist hier zu Lande eine schöne Arbeitsausdauer; die meisten Uhrmacher arbeiten vierzehn Stunden täglich. Das ist hoch ehrenwert.“

Das Mädchen sah ihn betroffen an; was soll denn das immer mit den einfältigen Uhrmachern? Hat er nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, wohin man abzielt?

Es trat ein Pause ein, bis der Techniker wieder fragte: „Wo ist Ihre Mutter?“

„Sie ist im Garten beim Bohnenbrechen, da läßt sie sich nicht abrufen. Kommen Sie, wir wollen zu ihr.“

„Nein, wir wollen hier bleiben. Nun, Jungfer Schwägerin, so darf ich doch sagen: ist nicht die älteste Tochter des Doktors, die Amanda, ein braves, feines Mädchen?“

„Die? Warum soll sie nicht brav sein? Alt genug ist sie dazu, und wenn sie sich nicht so ein geschicktes Mieder aus der Stadt verschriebe, könnte man ihren hohen Rücken sehen.“

Das Wirtstöchterlein biß sich auf die Lippen: das war dumm, was du da gesagt; weil er nach Amanda fragt, hat ihm die Bertha in die Augen gestochen. So ist's. Sich zusammennehmend, setzte sie daher hinzu: „Die Bertha aber, das ist ein lustiges —“

„Ja wohl, ein prächtiges Mädchen,“ fiel der Techniker ein; dem Wirtstöchterlein fiel eine Nadel unter den Tisch, er hob sie auf. Dem jungen Mann schien es auch unlieb, daß er so herausgeplatzt war, er sagte daher jetzt: „Gestern abend hat mir der Doktor viel von dem Pilgrim erzählt.“

„Was ist da viel zu erzählen? Der Doktor kann nur aus allem was machen.“

„Wer ist denn der Petrowitsch? Sie sagten mir, Ihr wüßtet alles von ihm.“

„Nicht mehr, als was jeder weiß. Er ißt jeden Mittag bei uns und bezahlt jeden Mittag. Es ist ein eigensinniger alter Kracher, steinreich, aber auch steinhart. Er ist viele, viele Jahre in der Fremde gewesen und nimmt sich um gar keinen Menschen an. Nur ein einziges hat er, woran er Freude hat, das ist die Kirschenallee, die da thalab nach der Stadt zu führt; früher sind da verhutzelte Bäume gestanden, und der Petrowitsch —“

„Warum heißt er Petrowitsch?“

„Er heißt eigentlich Peter, aber weil er da drunten, ich glaub' bei den Serben, gewesen ist, heißt man ihn hier den Petrowitsch.“

„Erzählt weiter, was ist das mit der Allee?“

„Ja, der Petrowitsch ist immer mit einem Messer in der Hand spazieren gegangen und hat den Bäumen am Weg die überschüssigen Triebe abgeschnitten, und da hat ihn einmal der Wegknecht als Baumfrevler verhaftet, und da hat er eine ganz neue Kirschenallee pflanzen lassen auf seine Kosten, und schon sechs Jahre läßt er jetzt die Kirschen unreif herunterthun, damit die Bäume von den Dieben nicht beschädigt werden, und die Bäume sind auch schön gewachsen. Um Menschen nimmt er sich aber gar nichts an. Schaut, da geht sein einziges Bruderkind, der Lenz von der Morgenhalde; er kann sich nicht rühmen,

daß er von seinem Ohm hat, was man in einem Aug' leiden kann."

„So, das ist der Lenz? Ein hübscher Mensch, ein feines Gesicht, ich hab' mir ihn so gedacht. Geht er immer so gebückt?"

„Nein, nur jetzt, er ist in Trauer um seine Mutter. Er ist ein guter Mensch, freilich ein bißle gar zu weichmütig. Wenn es jetzt da hinausgeht, weiß ich, daß zwei Augen aus einem Haus mit wilden Reben nach ihm ausschauen und ihm hereinwinken möchten, und die Augen gehören der Bertha."

„So? Haben die ein Verhältnis miteinander?" sagte der Techniker, und seine weiße Stirn wurde rot.

„Nein, das hab' ich ja nicht gesagt. Sie möcht' ihn freilich gern haben, er hat ein schönes Vermögen, und sie hat nichts als einen schönen Strohhut und zerrissene Strümpfe."

Das Wirtstöchterlein, oder, wie es eigentlich heißt, das Löwen-Annele, frohlockte innerlich: „So, Euch ist doch wenigstens die Supp' versalzen!" Ueber diesen Gedanken vergaß sie ihren eigenen Aerger.

Der Techniker sagte, daß er noch einen Gang ins Freie machen wolle.

„Wohin denn?"

„Da hinauf nach der Spannreute."

„Da ist's schön, aber jäh wie an einem Dach."

Der Techniker ging weg. Annele eilte in den Berggarten hinter dem Hause und sah ihm von dort aus nach. Er ging in der That eine Strecke bergauf, bald aber kehrte er um und ging schnellen Schritts thalabwärts, nach dem Hause des Doktors.

„Geh zum Teufel," sagte sie vor sich hin, „von mir kriegst du kein gutes Wort mehr!"

Achtes Kapitel.

Die Selige zeigt sich, und eine neue Mutter spricht.

„Er ist nicht daheim," rief die Frau des Don Bastian dem Lenz zu, als er die Bergwiese heraufkam. „Er ist wahrscheinlich zu dir. Bist du ihm nicht begegnet?"

„Nein. Ist sein Zimmer offen?"

„Ja wohl."

„Ich geh' ein bißchen hinauf."

Lenz ging nach der wohlbekannten Stube; als er die Thür öffnete, sank er fast zu Boden. Seine Mutter stand da und lächelte ihn an. Schnell aber besann er sich und dankte im Herzen dem Freunde, der, noch ehe die Erinnerung verwischt, die lieben, guten, innigen Züge festhielt. Ja, ja, so hat sie drein gesehen. Er ist und bleibt meine gute Seele. Weil er nicht hat bei mir sein können, hat er mir derweil etwas Gutes gethan. Ja, und das Beste, das Beste, was du mir hättest thun können.

Lange und unverrückt schaute Lenz in das geliebte Antlitz. Die Augen gingen ihm über, aber er schaute immer wieder hin. So lang' mir ein Aug' offen steht, werde ich dich nun sehen, aber hören — wenn ich dich nur hören könnte! O, wenn man nur auch die Stimme eines Toten sich zurückrufen könnte! . . . Er konnte sich nur schwer von dem Zimmer trennen. Es war ihm so wunderbar, seine Mutter so allein zu lassen, und sie sieht immer drein, und niemand sieht sie an . . .

Erst als es Nacht wurde, nichts mehr zu sehen war, ging er fort, und unterwegs sagte er sich: So, jetzt muß das Trübselige aufhören. Still in mir behalt' ich's, was ich habe, aber die Welt soll nicht sagen, daß ich nicht feststehe. — Am Hause des Doktors hörte er Musik; die Fenster waren offen, und eine Männerstimme sang in kräftigem Bariton fremde Lieder. Die Stimme ist nicht aus dem Thal. Wer mag das sein? Wer's auch sei, schön ist's.

Jetzt sagte der Fremde: „Nun, Fräulein Bertha, nun singen Sie mir aber auch.“

„Nein, Herr Storr, ich kann jetzt nicht. Wir müssen jetzt zum Abendessen. Später singen wir noch zusammen. Sehen Sie derweil das durch.“

Die Erinnerung an das Abendessen und der Vorsatz, frisch zu leben, schien auf einmal Hunger und Durst in Lenz geweckt zu haben, und er faßte sogleich einen mutigen Gedanken. Du gehst in den Löwen, sagte er sich und schritt sicher und hoch aufgerichtet in das Dorf hinein.

„Ei, guten Abend, Lenz, das ist schön, daß du in deiner Trauer an die guten Freunde denkst! Es ist noch keine Minute, daß ich deinen Namen ausgesprochen hab', und wenn du heute dagewesen wärst, den ganzen Tag ist von dir gesprochen worden, von allen Menschen, die aus- und eingegangen sind. Hast nichts gespürt im rechten Ohr? Ja, guter Lenz, dir wird sich's im Leben bezahlen, was du an deiner Mutter selig gethan hast. Und deine Mutter, du weißt's ja, wir sind die besten Freundinnen

gewesen, leider Gottes haben wir uns nur wenig gesehen, sie ist nicht gern fort vom Haus und ich auch nicht — — — Willst ein Schöpple Neuen oder Alten trinken? Trink du Neuen, er ist gar gut und geht nicht so ins Geblüt. Du siehst so erhitzt aus, so rot. Ja, natürlich, wenn man so eine Mutter verloren hat. Ich will nichts sagen, aber . . . . ." Die Löwenwirtin, die so auf Lenz hineinsprach, winkte mit der Hand, anzeigend, sie könne vor Rührung nicht weiterreden.

Endlich fuhr sie fort, indem sie Glas und Flasche auf den Tisch stellte: „Was wollen wir machen? Wir sind sterbliche Menschen; deine Mutter ist einundsiebzig Jahre alt geworden, das ist ein volles Jahr als Zuwage, und morgen kann ich fort müssen, wie deine Mutter. Mit Gottes Hilfe werde ich meinen Kindern auch einen guten Namen hinterlassen. Freilich, mit deiner Mutter kann sich keins vergleichen. Aber darf ich dir jetzt etwas raten? Ich mein's gewiß gut mit dir."

„Ja, ja, ich höre gern einen guten Rat."

„Ich hab' dir nur sagen wollen, du hast so ein weiches Gemüt, laß dich nicht von der Trauer übermannen. Gelt, du nimmst mir's nicht übel?"

„Nein, nein, was kann ich denn da übelnehmen? Im Gegenteil, ich sehe jetzt erst, wie viel gute Freunde meine Mutter gehabt hat, und wie ich sie von ihr erbe."

„O, du verdienst's schon allein; du bist ja —"

„Ei, Grüß' Gott, Lenz!" wurde die Löwenwirtin plötzlich von einer hellen, jugendlichen Stimme unterbrochen, und eine volle runde Hand bot sich Lenz dar, und das Gesicht, zu dem die Hand gehörte, war ebenso voll. Es war das Löwen-Annele, das mit Licht in die Stube kam, es wurde auf einmal hell, und zur Wirtin gewendet sagte sie: „Mutter, warum habt Ihr mir's nicht sagen lassen, daß der Lenz da ist?"

„Ich darf auch noch mit einem jungen Mann in der Dämmerung reden, du bist's nicht allein . . ." erwiderte die Mutter, eigentümlich lachend. Der Spaß schien Lenz gar nicht zu gefallen, und Annele fuhr fort: „O guter Lenz, du mußt mir's ansehen, wie ich heute und gestern geweint hab' um deine Mutter. Es liegt mir noch in den Knieen. Solche Menschen sollten gar nicht sterben, und wenn man denkt, daß so viel Gutes, wie sie geschafft, auf einmal nicht mehr da — man könnte sich hintersinnen. Ich kann mir's denken, wie's dir in deiner Stube ist. Du schaust in alle Ecken, du meinst, die Thür müsse aufgehen; es kann gar nicht sein, daß sie dir das anthun kann, daß sie nicht mehr da ist: sie muß hereinkommen. O lieber Gott! Lenz,

den ganzen Tag habe ich mir denken müssen: Der gute Lenz, wenn ich's ihm nur abnehmen könnte! Ich möchte ihm gern ein Stück abnehmen können davon. Du bist heute mittag ganz sicher hier erwartet worden zum Mittagessen. Dein Ohm hat dich erwartet. Und wenn man ihm sonst auf den Glockenschlag anrichten muß, hat er heute gesagt: Annele, wart' nur, stell's noch ein wenig hin; mein Lenz wird kommen, er wird doch nicht allein da oben sitzen bleiben. Und der Pilgrim hat wieder gesagt, du kämst zu ihm, du würdest mit ihm essen; du weißt, der Pilgrim ißt mit uns, er ist mir wie ein Bruder. Und an dem hast du einen Freund, o, einen ganz echten. Deinem Ohm, dem muß man allein decken an seinem Tischchen, ich muß mich zu ihm setzen und mit ihm plaudern. Er ist ein gespaßiger Mann, aber gescheit, gescheit wie der helle Satan. Jetzt, morgen mußt du zum Essen kommen. Sag', was ißt du denn gern?"

„Ich hab' zu gar nichts rechten Appetit. Mir wär's am liebsten, wenn ich jetzt acht Tage immer schlafen könnte, immer nur schlafen und nichts von mir wissen."

„Das wird sich schon ändern. — Ja, ich komme gleich!" rief Annele nach einem andern Tisch, wo eben Fuhrleute angekommen waren. Sie brachte den Fuhrleuten schnell Essen und Trinken und stellte sich wieder zu Lenz hinter dessen Stuhl. Während sie den andern Gästen Antwort gab, hielt sie die Hand auf die Stuhllehne des Lenz, und diesen durchzuckte es gar wundersam, als ob ein elektrischer Strom durch den ganzen Körper ginge. Jetzt aber brachte ihm das Essen der anderen wieder seinen eigenen Hunger ins Gedächtnis, und flink wie der Blitz war Annele in der Küche und wieder da und breitete feines Linnen vor Lenz aus und stellte ihm das Besteck so appetitlich hin und sagte mit so herzlicher Stimme: „Gesegn' dir's Gott!" daß es Lenz gar wohl mundete.

Ja, so flink und nett wie Annele gibt's doch nicht leicht mehr ein Mädchen. Schade, daß sie die ganze Welt am Narrenseil herumführt, sie weiß Schlag auf Schlag zu antworten und versteht Gespräche aufzubringen und in Gang zu halten, das bricht nicht ab.

Lenz hatte den ersten Schoppen ausgetrunken, sie brachte schnell einen neuen und schenkte ihm ein.

„Nicht wahr, du rauchst nicht?"

„Ich muß es grad' nicht, aber ich kann's."

„Ja, ich hol' dir eine von den Cigarren, die mein Vater raucht. Die Gäste kriegen sonst keine davon." Sie brachte

eine Cigarre, zündete ein Papierchen am Lichte an und hielt es Lenz hin.

Indes trat der Löwenwirt ein; eine große, breite, massige Gestalt, ehrwürdig anzuschauen, denn er hatte schneeweißes, spärliches Haar und drauf ein kleines, schwarzes Samtkäppchen, fast wie ein Geistlicher. Dabei trug er eine silberne Brille mit großen, runden Gläsern; er brauchte die Brille nur zum Lesen und hatte sie meist auf die Stirn geschoben, und es war, als ob sein ruhiger Verstand aus der Stirn schaute, und ruhig war er, bis zum Majestätischen ruhig, und für sehr verständig galt er. Er sprach zwar sehr wenig, aber muß ein Mann nicht sehr verständig sein, der es so weit gebracht hat, wie der Löwenwirt? Das Gesicht war rötlich und, wie gesagt, ehrfurchtgebietend. Nur der Mund, der sich meist so verzog, als wenn er etwas behaglich schlürfte, war nicht ganz mit der Ehrfurcht zu vereinbaren. Er war ein ernster und schweigsamer Mann, als müßte er die Redseligkeit seiner Frau und teilweise auch seiner Tochter durch sein Schweigen ins Gleichgewicht bringen. Wenn die Frau gar viel Worte machte und übermäßig schön that, schüttelte er bisweilen den Kopf, wie wenn er sagen wollte: Ein Ehrenmann mag das nicht. Und ein Ehrenmann war der Löwenwirt, weit und breit bekannt und der erste Geschäftsmann, ein sogenannter Packer, denn er kaufte den Uhrmachern die Uhren ab und versandte sie nach allen Weltgegenden.

„Guten Abend, Lenz," sagte der Löwenwirt mit breiter Stimme, als ob darin eine ganze lange Rede wäre; und als Lenz ehrerbietig aufstand, gab er ihm die Hand und sagte: „Bleib nur sitzen und mach' keine Umständ', du bist im Wirtshaus." Dann nickte er still, das sollte so viel heißen: Ich habe Respekt vor dir, und das nötige Beileid, weißt du, ist bei mir sicher wie eine dreifache Hypothek. Dann ging er an seinen Tisch und las die Zeitungen. Annele holte sich ihren Strickstrumpf und setzte sich zu Lenz, indem sie dabei höflich sagte: „Mit Erlaubnis." Sie sprach viel und gewandt; und es ließ sich nicht sagen, ob sie mehr gescheit oder mehr gut ist. Sie ist eigentlich beides zusammen und gewürfelt wie nur eine. Als Lenz endlich bezahlte, sagte sie: „Siehst du, das thut mir leid, daß ich Geld von dir nehmen muß. Es wär' mir viel lieber gewesen, du wärst unser Gast gewesen. Nun gut' Nacht! Und gräm' dir dein Herz nicht ab. Ich wollt', ich könnt' dir beistehen. Ei, da hätt' ich fast vergessen: bis wann geht denn dein schönes, großes Orgelwerk, von dem so viel die Rede ist — das soll ja das Schönste sein, was

hier zu Lande gemacht ist — bis wann geht's denn nach Rußland?"

„Es kann jeden Tag Nachricht kommen, daß es abgeholt wird."

„Darf ich auch noch mit meiner Mutter hinaufkommen und es sehen und hören?"

„Es wird mir eine Ehre sein. Komm du nur, wann du willst."

„Nun gut' Nacht! Und schlaf recht wohl und grüß' mir auch die Franzl, und wenn sie was braucht, soll sie nur zu uns kommen."

„Dank' schön, will's ausrichten." — —

Es ist doch eine starke Viertelstunde bis zum Hause des Lenz und geht steil bergan; heute war er schnell daheim, er wußte nicht, wie. Als er aber wieder allein war in seiner Stube, ward er traurig. Er schaute noch lange hinaus in die Sommernacht, er wußte nicht, was er dachte. Man sieht und hört nichts von der Menschenwelt, nur weit in der Ferne am jenseitigen Berge steht ein einsames Haus, dort wohnt ein Kettenschmied, jetzt blinkt ein Licht auf, verschwindet aber bald. Die Menschen, die kein Leid im Herzen haben, können schlafen.

Die Sägmühle, die nicht weit vom Hause des Kettenschmiedes ist, hört man jetzt in der Stille der Nacht bei einer Luftströmung hastig arbeiten. Die Sterne über dem dunkeln Waldrande des Berges glänzen hell; dort, wo der Mond hinter dem Bergwalde hinabgegangen, ist noch ein bläulich lichter Kreis, und die kleinen Wolken am Himmel sind sanft durchleuchtet.

Lenz hielt sich die brennende Stirn, und da klopften die Pulse. Die ganze Welt geht mit ihm herum. Das thut gewiß der junge Wein. Du darfst abends keinen Wein trinken. Aber ein gescheites und herzliches Mädchen ist das Annele. — Sei doch kein Narr, was willst du davon? — Gut' Nacht! Schlaf recht wohl! wiederholte er sich, und fand in der That heute einen festen Schlaf.

Neuntes Kapitel.

Freundesbesprechungen.

Der Gesell und der Lehrjunge, die Lenz über die Tage der häuslichen Störung zu ihren Eltern heimgeschickt hatte, arbeiteten bereits in der Werkstatt, als Lenz am andern Morgen erwachte.

Das war noch nie vorgekommen, daß sie vor dem Meister an der Arbeit waren. Ja, als Lenz das Fenster öffnete, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und auf fünf oder sechs Uhren, die in der Stube waren, schlug es zu gleicher Zeit sieben. Es war Lenz, als ob sein Wunsch in Erfüllung gegangen wäre, daß er wochenlang schlafen könne. Zwischen gestern und heute schienen Wochen zu liegen, so lange kam es ihm vor, so vieles war mit ihm vorgegangen.

Franzl brachte ihm das Frühstück, setzte sich ungeheißen zu ihm und fragte: „Was soll ich dir heut mittag kochen?"

„Mir? Gar nichts, ich esse heute nicht daheim. Koch' du für euch, wie du's gewohnt bist. Denk' nur, Franzl, der gute Pilgrim . . ."

„Ja, er ist gestern abend dagewesen," unterbrach Franzl, „und hat lang auf dich gewartet."

„So? Und ich bin bei ihm gewesen. Denk' nur, der gute Kerl hat gestern in geheim meine Mutter abgemalt. Du wirst dich wundern, wie lebendig sie drein sieht. Man meint, sie muß zu reden anfangen."

„Ich hab's gewußt, daß er's macht, ich hab' ihm ja heimlich die Sonntagsjacke, das rote Mieder, das feingefaltete Goller, das Halstuch und die Haube deiner Mutter geben müssen; die Granatenschnur hast du ja dort eingeschlossen bei den andern Sachen, die ich nicht weiß. Es geht mich nichts an. Ich brauche nicht alles zu wissen. Aber was ich weiß, wenn's geheimgehalten werden soll, da könnt' man mir alle Adern schlagen, ich red' kein Wort. Hab' ich mit einem Schnauferle verraten, daß ich das von dem Pilgrim weiß? Habe ich dir ein Wort gesagt, warum er nicht kommt? Mir kannst du alles anvertrauen."

Da Lenz ihr indes nichts anvertraute, fragte sie: „Wo gehst du denn heute hin? Wo bist du denn gestern abend gewesen?"

Lenz sah sie staunend an und gab keine Antwort.

„Du wirst bei deinem Ohm Petrowitsch gewesen sein?" fragte Franzl.

Lenz schüttelte verneinend mit dem Kopf, gab aber immer noch keine andere Antwort, und Franzl half ihm und sich aus der Verlegenheit, indem sie sagte: „Ich hab' keine Zeit mehr, ich muß im Garten Bohnen schneiden für heut mittag. Ich hab' eine Taglöhnerin bestellt, die mir hilft; wir müssen heute unsere Kartoffeln häufeln. Es ist dir doch recht?"

„Ja, ja, mach' du nur das, wie sich's gehört."

Lenz ging auch an die Arbeit, aber der Kopf war ihm heute seltsam eingenommen. Er irrte sich mehrmals in der Wahl

der Feilen, und die Feile des Vaters, die doch ein Heiligtum war, warf er unwillig beiseite.

Die Zauberflöte spielte. „Wer hat das Werk wieder in Gang gebracht?“ fragte Lenz rasch und verwundert.

„Ich,“ sagte der Lehrjunge. Lenz schwieg.

Es muß alles wieder in Gang kommen. Die Welt steht nicht still, wenn ein Herz auf ewig ausgeschlagen und wenn ein trauerndes freiwillig ewig stillstehen möchte. Lenz arbeitete ruhig weiter.

Der Gesell berichtete, daß in Triberg ein junger Meisterssohn aus der Fremde hemgekommen, der nun selbständig eine Spieluhren-Werkstatt errichten und sich in der hiesigen Gegend setzen wollte.

Dem könntest du dein ganzes Anwesen verkaufen, dachte Lenz, und dann könntest du einmal selber sehen, wie die Welt ausschaut. Aber dieser Gedanke des Fortgehens tauchte nur in ihm auf, wie eine Erinnerung an etwas, was er einmal vor Zeiten gewollt. Ein eigentlicher Trieb war nicht mehr darin, und gerade, daß der Ohm das Gerücht von seiner Wanderung verbreitet hatte und ihn dadurch zwingen wollte, machte ihn widerspenstig. Er nahm die Feile des Vaters nochmals zur Hand und betrachtete sie eine Weile, wie wenn er sagen wollte: Sein Leben lang hat der Mann, der diese Feile geführt — eine kurze, frühe Wanderzeit ausgenommen — hier auf der Stelle gesessen und ist glücklich gewesen; freilich — er hat jung geheiratet, das ist was anderes.

Sonst schickte Lenz den Lehrjungen zum Gießer, der drüben jenseits am Berge wohnte, heute ging er selbst. Und als er wiederkam, saß er auch nur kurze Zeit an der Arbeit. Es ist unrecht, daß du nicht zum Pilgrim gehst. Mitten im halben Tage ging er den Berg hinab durch das Dorf, die Matte hinauf zu Pilgrim. Der brave Kamerad saß an der Staffelei und malte. Er stand auf, fuhr sich mit beiden Händen durch seine langen, schlichten, rötlich blonden Haare und reichte Lenz die Rechte. Dieser sagte nun, welch eine Freude ihm diese Ueberraschung mache und wie herzlich und treu es vom Freunde sei. „Pah,“ lehnte Pilgrim ab und steckte beide Hände in seine weiten Pumphosen, „pah, ich thu' mir selber ein Bene damit. Es ist zum Verzweifeln, jahraus jahrein das liebe Dorf zu malen, die Kirche mit der Bischofsmütze als Kirchturm, der hat ein großes Loch, daß man das Zifferblatt hereinsetzen kann, und der Mäher da mit der Sense steht immer da und kommt nicht vom Fleck, und die Frau mit dem Kinde, die ihm entgegengeht, kommt

nie zu ihm; das Kind streckt seine Händchen aus, aber es kriegt den Vater nie. Und der verfluchte Kerl steht immer mit dem Rücken da, ich weiß gar nicht, was er für ein Gesicht hat. Aber hundert und hundertmal muß ich dieses verdammte giftgrüne Zeug malen. Es ist einmal so, die Welt will immer dasselbe. Ich mein', ich könnte mit verbundenen Augen das Ding malen, und muß immer wieder dran. Nun hab' ich mir ein Bene gethan und deine Mutter gemalt. Ich male sonst keine Porträts mehr, ich mag die Gesichter hier herum nicht und will künftigen Jahrhunderten nicht den Possen spielen, daß sie sie auch noch ansehen müssen. Dein Ohm hat recht, daß er sich nicht will malen lassen. Wie vorlängst ein Durchreisender ihn drum angeht, sagt er: Nein, sonst sehe ich mich noch in künftigen Zeiten in einer Tröbelbude hangen beim Napoleon und beim alten Fritz. — Der Kerl hat doch Gedanken, man möcht' ein Rad schlagen."

„Was willst du jetzt vom Ohm? Nicht wahr, das Bild meiner Mutter hast du doch für mich gemalt?"

„Wenn du's haben willst, ja. Komm, stell' dich gleich daher. Mit den Augen bin ich noch am wenigsten zufrieden, die krieg' ich noch nicht weg. Der Doktor war heut früh da, der sagt's auch. Er hat mir einen Fremden bringen wollen, der was von der Kunst versteht, er ist aber zu spät aufgestanden. Du hast ganz die Augen deiner Mutter. Komm, stell' dich da her, so, da her. Jetzt halt' dich ruhig, denk' dir was Gutes von mir, oder wie du einem was schenken möchtest. Das ist brav, daß du dich für den Faller verbürgt hast. Daran denk', dann hast du den Blick deiner Mutter, der einem einheizt. Nicht lächeln. Aber so gut, so getreu, so . . so . . jetzt, jetzt ist's recht. Blinzle nicht. Nein, so kann ich nicht malen, wenn du weinst!"

„Es sind mir nur die Augen übergegangen," beschwichtigte Lenz, „ich hab' mir denken müssen, daß die Augen meiner Mutter . . ."

„Nun gut, so lassen wir's sein. Ich weiß jetzt schon. Komm, wir wollen Schicht machen. Es ist ohnedies bald Mittag. Du ißt doch heut mittag mit mir?"

„Nein, nimm mir's nicht übel, ich muß mit meinem Ohm Petrowitsch essen."

„Ich nehm' dir nie was übel. Jetzt sag', wie geht dir's?"

Lenz legte nun den Plan dar, daß er halb und halb willens sei, noch ein paar Jahre auf die Wanderschaft zu gehen, und er beschwor den Freund, jetzt den damals verdorbenen Plan

auszuführen und mit ihm gemeinschaftlich zu ziehen. Vielleicht könnten sie nun das Glück erringen, das sie damals erhofft.

„Thut's nicht, geht nicht," widersprach Pilgrim. „Schau, Lenz, du und ich, wir sind nicht zu großen Reichtümern geboren, und es ist auch recht so. Mein Don Bastian, das war der rechte Weltmann, der zu Geld kommt; lauft der Kerl durch die halbe Welt und weiß so wenig davon, als die Kuh von der Kirchenlehr'. Wo er hinkommt, wo er geht und steht, ist sein einziges Denken: wie kriegt man hier Batzen? Wie spart man, und wie betrügt man? Und da versteht er sich mit der ganzen Welt. Der spanische Bauer ist gerad' so pfiffig dumm wie der deutsche, und ihr Hauptgaudium ist, einen andern übers Ohr hauen. Wie mein Don Bastian heimgekommen ist, hat er nichts abzulegen gehabt als sein Geld, und nur zu sehen, wie er's gut anlegt. Wer so ist, bringt's zu was."

„Und wir?"

„Wer Vergnügen an Sachen hat, die man nicht für Geld haben kann, der braucht kein Geld. Schau, alles überzählige Klingende, was ich hab', ist meine Guitarre, und das ist genug. Ich hab' in diesen Tagen einmal dem jüngsten von meinem Don Bastian die zehn Gebote abgehört, und da ist mir auf einmal ein gescheiter Gedanke gekommen. Wie heißt's im ersten Gebot? Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keinen andern Gott neben mir haben. — Das ist viel. Jeder Mensch kann nur einen Gott haben. Du und ich, wir haben Freude an unserer Kunst. Du bist glücklich, wenn du ein Werk gemacht hast, das gut zusammen stimmt, und ich auch, wenn mir's auch oftmals zuwider ist, daß ich das ewige Dörflein mit dem ewigen Mähderlein und dem ewigen Weiblein und Kindelein malen muß. Aber es freut mich doch, wenn's fertig ist, und wenn ich's mach', bin ich lustig wie ein Vogel, siehst du? wie der Fink, der da auf dem Kirchendach sitzt. Und wer an dem, was er thut, Freude hat, wer drauf sein ganzes Dichten und Trachten richtet, der kann nicht auch noch seine Gedanken drauf stellen, wie er reich wird, wie er spekuliert und die Welt hinterlistet. Und wer Freuden hat, die man nicht kaufen kann, was fragt der viel nach Geld und Gut. Ich sättige mich am Anblick einer schönen Baumgruppe, wie da die Lichter durch die Gezweige spielen, wie sie sich wiegen und ineinander buscheln, gar so heimelig und glückselig. Was braucht der Wald mein eigen sein? Du sollst keinen andern Gott neben mir haben. Das ist ein gutes Wort. Freilich, der andere Gott ist meistenteils der Teufel, das kannst du an deinem Ohm Petrowitsch sehen. Und

richtig heißt es auch in der Parallelstelle, die ich dazu gefunden im Evangelium: Du kannst nicht den Kelch des Herrn und den des Teufels auf einmal trinken."

„Zieh zu mir ins Haus," war die ganze Antwort, die Lenz dem Freunde gab, „ich lass' dir unser Oberstüble ausbauen und noch eine Kammer daneben."

„Du meinst's gut, aber es wär' nicht gut. Lenz, du bist ein Wunder. Du bist der geborne Ehemann und Hausvater. Du mußt heiraten, und ich freue mich schon darauf, wie ich deinen Kindern Geschichten von meinen Reisen erzähle. Und wenn ich alt bin und nichts mehr verdienen kann, da kannst du mich meinetwegen ins Haus nehmen und zu Tode füttern. Aber jetzt halt die Augen auf. Und ich nehm' dir's nicht übel, im Gegenteil, ich rate dir's, setz' mich ein bißchen hinten an, damit dich dein Ohm Petrowitsch ins Testament setzt. Erben, das können wir. Ich habe das größte Talent zum Erben, ich habe aber leider Gottes lauter arme Verwandte, sie sind alle nur reich an Kindern. Ich bin der einzige, von dem's einmal was zu erben gibt. Ich bin auch ein Erbonkel, so gut wie der Petrowitsch."

Der Freund erheiterte Lenz, wie ein eben schnell vorüberziehender Sonnenregen draußen die Natur erfrischte. Sie warteten, bis es ausgeregnet hatte, dann gingen sie miteinander nach dem Wirtshause; aber schon vor demselben trennten sie sich, denn Pilgrim sagte, er solle nicht mit ihm gemeinschaftlich beim Petrowitsch ankommen. Vor dem Wirtshause stand ein Fuhrwerk, der Löwenwirt begleitete einen jungen Mann bis vor das Haus und reichte ihm zwei Finger zum Abschied und schob dabei das Käppchen etwas in den Nacken.

Der junge Mann gab nochmals Grüße an Frau und Tochter auf und befahl dem Fuhrmann, voraus zu fahren und am Hause des Doktors zu warten.

Als er an den beiden Freunden vorüberging, grüßte er sie, indem er die Mütze abzog.

„Kennst du den jungen Mann?" fragte Lenz.

„Nein."

„Und ich auch nicht," sagte Pilgrim. „Sonderbar! Wer ist der Fremde?" fragte er den Löwenwirt.

„Der Bruder von meinem Schwiegersohn."

„Oho!" raunte Pilgrim leise zu Lenz, „jetzt erinnere ich mich. Ich habe von ihm gehört, er ist ein Freier vom Annele."

Lenz stieg schnell voraus die Treppe hinauf. Pilgrim sah nicht, was in seinem Gesichte vorging.

Zehntes Kapitel.

Ein Mittagessen bei Petrowitsch und Warten auf den Magenschluß.

Petrowitsch war noch nicht in der Stube. Lenz setzte sich einstweilen an dessen Tisch und unterhielt sich von da aus mit den Wirtsleuten und Pilgrim.

Annele war heute seltsam wortkarg; ja, als Lenz ihr nach dem Eintreten die Hand darreichte, machte sie sich etwas zu schaffen. Ihre Hand ist wohl versagt, sie kann sie jetzt niemand, auch nur zum Gruße, geben. Und doch, sie sieht nicht aus wie eine Braut. Jetzt kam der Ohm Petrowitsch, das heißt, sein Hund, ein Bastard von Dachs und Rattenfänger, als Läufer ihm voran.

„Guten Tag, Lenz!" sagte der Ohm hinterdrein kommend, etwas brummig. „Hab' dich schon gestern erwartet. Hast du's denn vergessen, daß ich dich eingeladen hatte?"

„Ja wohl, das muß ich sagen, das hab' ich rein vergessen."

„In solchen Zeiten kann man vergessen, aber sonst ist vergessen nicht gut für einen Geschäftsmann. Ich hab' in meinem ganzen Leben nichts vergessen und nichts verloren; keine Stecknadel verloren und kein Sacktüchle vergessen. Man muß immer seine sieben Sinne bei einander haben. So, jetzt wollen wir essen."

Annele brachte die Suppe; der Ohm schöpfte für sich heraus und noch auf einen Nebenteller. Dann sagte er zu Lenz: „Nimm du das übrige. Hierauf zog Petrowitsch die Zeitung aus der Tasche, die er sich täglich von der Post holte, schnitt sie auf, bis die Suppe verkühlte, legte Tabaksbeutel und Meerschaumpfeife darauf, und jetzt erst begann er zu essen.

„Siehst du", sagte er nach der Suppe, während er in den Teller für den Unbekannten Brot einbrockte, „siehst du, so lebe ich gern; im Wirtshause essen, da muß mir jeden Tag frisches Weißzeug gegeben werden. Ich werf' tagtäglich die Zeche in Winkel hin und bin immer mein freier Herr." —

Beim Fleische legte Petrowitsch dem Lenz hocheigenhändig ein Stück vor, das andere nahm er für sich und schnitt wieder ein Stück in den Teller des Unbekannten. Es mußte ein sehr Vertrauter sein, denn Petrowitsch steckte den kleinen Finger in das Gericht, schüttelte den Kopf und schüttete etwas Wasser in das Hergerichtete. Jetzt wurde es offenbar: „Komm, Büble,"

rief Petrowitsch dem Hunde zu: „sachte, sachte, nicht hitzig sein, Büble, so, so, ruhig!“

Er stellte den Teller auf den Boden, und der Hund schmatzte behaglich seine Speise, bis er zuletzt die Mundwinkel ausleckte und seinen Herrn dankbar und zufrieden anschaute.

Von nun an bekam der Büble — in der ganzen Gegend war man Petrowitsch bös, daß er dem Hunde diesen Namen gegeben hatte — nur noch kleine Bissen. Petrowitsch sprach wenig während des Essens, und als er nach Tisch seine Pfeife angezündet hatte und die Zeitung aufnahm, kannte Büble das als Zeichen, daß er nun auf den Schoß seines Herrn springen konnte. Dort ruhte er halb sitzend, halb stehend und Petrowitsch las über dem Kopfe des Hundes weg die Zeitung.

Lenz saß verlegen da, der Ohm war nicht aus seiner Gewohnheit zu bringen. Endlich fragte Lenz: „Ohm, warum habt Ihr das Gerücht verbreitet, daß ich auf die Wanderschaft gehe?“

Petrowitsch rauchte dreimal behaglich und blies noch den Rauch an, dann streichelte er den Büble, schob ihn sanft vom Schoße, legte die Zeitung wieder zusammen, steckte sie in die Tasche und sagte endlich: „Ja, Lenz, wie kommst du mir vor? Du hast mir ja selber gesagt, daß du deine Jugend einholen und noch in die Fremde willst.“

„Ich kann mich nicht erinnern.“

„Ich nehm' dir auch das nicht übel, du bist nicht dein eigen gewesen; aber gescheit wär's, wenn du noch in die Fremde gingest, du kämest aus manchem heraus. Zwingen will ich dich nicht, und ich kann ja auch nicht.“

Lenz ließ sich von der Zuversicht des Ohms einreden, daß er ihm das mitgeteilt, und bat, ihm auch nicht übelzunehmen, daß er das vergessen.

„Lenz, rück' ein bißchen näher,“ lispelte Petrowitsch vertraulich, „es braucht's niemand zu hören, was wir reden. Horch, wenn du mir folgst, heiratest du nicht.“

„Aber Ohm, wo werde ich denn jetzt an so etwas denken?“

„Bei euch jungen Leuten kann man nichts sagen. Das ist sicher. Schau, Lenz, nimm dir ein Exempel an mir. Ich bin dir einer der glücklichsten Menschen auf der Welt; ich bin jetzt sechs Wochen in Baden-Baden gewesen, und jetzt ist's hier auch wieder schön, und wo ich hinkomme, bin ich mein eigener Herr, und die Welt muß mich bedienen. Und es gibt jetzt gar keine Mädchen mehr, die zu etwas taugen. Die einfältigen und gutmütigen, bei denen stirbt man vor Langeweile; und die gewitzigten und gescheiten, denen soll man täglich drei-

mal, zu jeder Mahlzeit, Feuerwerk machen, damit sie sich auch amüsieren. Dann heißt's fortwährend: Ach Gott, wie ist das Haushaltführen so langweilig! Ihr Männer wißt's gar nicht. — Und dabei das Kindergeschrei und die Verwandten und das Schulgeld und die Steuern."

„Wenn aber die ganze Welt Eure Gedanken hätte, da wär' ja die Welt in hundert Jahren ausgestorben!"

„Pah, sie stirbt nicht aus!" lachte der alte Petrowitsch und drückte den Tabak in seiner Pfeife mit einem porzellanenen Drücker nieder, den er stets bei sich trug. „Schau, da geht das Annele." — Lenz erschrak ins Herz hinein, er wußte nicht, warum; aber der Ohm fuhr ruhig fort: „Schau, das ist ein kugeliges Weibsbild, immer aufgezäumt, und sie ist mein Hofnarr. Ja, die alten Könige waren gescheit, die haben sich Hofnarren gehalten, die haben sie beim Essen müssen zum Lachen bringen, das ist gesund, das hilft verdauen. Das Annele ist mein Hofnarr, ich muß tagtäglich über sie lachen."

Als sich Lenz umsah, war Pilgrim bereits verschwunden. Er schien es in der That darauf angelegt zu haben, daß der Freund ihn vor Petrowitsch verleugne. Lenz hielt es aber für seine Pflicht, zu sagen, daß er ein getreuer Freund des Pilgrim sei und bleibe.

Der Ohm fand das recht und lobte den Neffen darüber, und Lenz war ganz erstaunt, da Petrowitsch den Pilgrim lobte, indem er hinzusetzte: Er sei auf eine andere Manier ganz so, wie er selbst; er wolle auch nichts vom Heiraten wissen und mache sich auch nichts aus dem Weibsvolk.

Der Büble ward unruhig und winselte.

„Ruhig!" drohte Petrowitsch, „sei geduldig, wir gehen jetzt schon heim und schlafen; sei geduldig. Komm, Büble. Gehst du mit, Lenz?"

Lenz begleitete den Ohm bis zu dessen Hause, das groß und stattlich war und von ihm allein bewohnt wurde. Die Thür öffnete sich von selbst wie durch einen Zauber, denn die Magd mußte aufpassen und ihm öffnen, ohne daß er anklopfte. Ein Fremdes, das sich nicht über sein Begehren auswies, durfte nicht ins Haus, und im Dorfe sagte man: Da muß eine Fliege einen Paß haben, wenn sie ins Haus will.

Lenz sagte Lebewohl, und der Ohm dankte ihm gähnend. — —

Lenz war froh, als er am Nachmittag wieder bei seiner Arbeit saß.

Das Haus, das so verödet war, daß er es nicht mehr darin aushalten zu können glaubte, wurde ihm wieder aufs

neue heimisch. Man findet draußen in der Zerstreuung keine rechte Ruhe, die wohnt allein daheim. Er suchte einen Platz für das Bild der Mutter: der beste war gerade über der Feile des Vaters, sie sieht ihm dann zu, wie er arbeitet, und er kann oft zu ihr aufschauen.

Halte die Stuben ein bißchen sauber, hatte Lenz zu Franzl gesagt, und mit gerechtem Zorneseifer erwiderte sie: es ist immer sauber! Lenz wollte es nicht sagen, daß er eine besondere Sauberkeit wünschte, denn er wartete jede Stunde, daß Annele mit ihrer Mutter käme, um das Orgelwerk zu sehen und zu hören, ehe es in die weite Welt ging. Dann wollte er sie auch geradezu fragen — der gerade Weg ist der beste — was denn an dem Gerede sei mit dem Techniker. Er weiß zwar nicht, was ihm das Recht gibt, sie zu fragen, aber er meint, er muß es; er kann dann ganz anders mit ihr reden, so oder so.

Es verstrich Tag auf Tag, Annele kam nicht, und Lenz ging oftmals am Löwen vorüber, ohne hinauf zu gehen, ja zuletzt, ohne hinauf zu schauen.

Elftes Kapitel.

Das große Werk spielt seine Stücke, und neue Stücke werden gesetzt.

Es war ein Ereignis für das ganze Thal, als sich die Nachricht verbreitete, das schöne große Uhrwerk des Lenz von der Morgenhalde, die Zauberflöte, gehe in den nächsten Tagen an ihren Bestimmungsort nach Rußland. Eine wahre Wallfahrt zog nach dem Hause des Lenz; jeder wollte das schöne Werk noch bewundern, ehe es auf ewig verschwände. Die Franzl hatte viel zu thun, all den Leuten Willkomm zu sagen, die Hand zu reichen und immer vorher die Hände an der Schürze abzuwischen und ihnen das Geleite zu geben. Es waren gar nicht Stühle genug im Hause, um die vielen Leute auf einmal sich setzen zu heißen.

Selbst der Ohm Petrowitsch kam ins Haus und mit ihm nicht nur Büble — das versteht sich von selbst — auch Ibrahim, der Spielkamerad Petrowitschs, dem man nachsagte, er sei in seinen fünfzig Jahren Abwesenheit von der Heimat ein Türke geworden, kam mit ihm. Die beiden Alten sprachen wenig:

Ibrahim saß still da und rauchte seine lange türkische Pfeife und zwinkte nur manchmal mit den Augbrauen; Petrowitsch war beweglich um ihn her, fast so beweglich, wie Büble um Petrowitsch; denn Ibrahim war eigentlich der einzige Mensch, der eine gewisse Macht über Petrowitsch besaß, und er besaß sie nur, weil er sie nicht übte. Er wies alle Menschen ab, die durch ihn etwas bei Petrowitsch erreichen wollten. Sie karteten ganze Abende miteinander und bezahlten gegenseitig bar aus, und eben die stetige, unbewegliche Ruhe Ibrahims machte Petrowitsch um so lebendiger und dienstwilliger, und hier in seinem elterlichen Hause schien Petrowitsch gewissermaßen den Wirt machen zu wollen.

Während ein großes Stück gespielt wurde, stand Petrowitsch an der Werkbank und betrachtete alles, was dalag und an Wand und Decke hing; endlich nahm er die wohlbekannte Feile mit dem eingedrückten Griff herunter. Als das Stück ausgespielt hatte, sagte er zu Lenz: „Nicht wahr, das ist seine Feile gewesen?"

„Ja, meines Vaters selig."

„Ich will sie dir abkaufen."

„Ohm, das ist nicht Euer Ernst, das kann man ja nicht verkaufen."

„Mir wohl."

„Auch Euch nicht, nehmt mir's nicht übel."

„Gut, so schenk' mir's. Ich werde dir auch einmal was schenken."

„Ohm, ich weiß nicht — ich weiß nicht, was ich da sagen soll. Aber ich meine, ich darf das nicht aus dem Haus geben."

„Gut, so bleib da," sagte Petrowitsch zu dem toten Handwerkszeug und steckte es an seine Stelle.

Er ging mit Ibrahim bald wieder thalwärts.

Auch von stundenweit und aus dem jenseitigen Thale kamen sie daher, um das Werk zu bewundern, und Franzl war besonders glücklich, als der erste Mann aus ihrem Dorfe, der Gewichtlesmann, kam und offen sagte: „So etwas ist in hundert Jahren nicht aus unserer Gegend gekommen. Schade, daß das so stumm dahin führt und nicht spielt von hier bis Odessa und überall sagt: „Ich komm' vom Schwarzwald, da wohnen kunstfertige Menschen, die so was zuweg bringen." Franzl lächelte glückselig. So sprechen die Knuslinger, so kann's doch niemand von anderswoher. Sie berichtete, wie lang und eifrig Lenz an dem Werk gearbeitet, und wie er oft in der Nacht aufgestanden sei, um etwas vorzurichten, was ihm in den Sinn gekommen: da seien Geheimnisse darin, die keiner auskunde; sie natürlich

war in alles eingeweiht, und stärkeres Herzklopfen hat ein Mädchen nicht, das die erste Liebeserklärung hört, als Franzl empfand, da der erste Mann ihres Dorfes sagte: „Ja, Franzl, und ein Haus, aus dem so ein Werk hervorgeht, so accurat und so fein — so ein Haus muß ordentlich sein; du hast auch teil.“

Es nehme mir's keiner übel, ich will niemand damit beleidigen, aber das muß man doch sagen, so gescheit wie bei uns daheim sind sie nirgends in der Welt. Der Mann ist doch der einzige, der alles richtig ausgelegt hat. Wie sind die anderen da gestanden? Wie die Kuh vor einem neuen Scheunenthor. Muh! Muh! Ja, die Knuslinger! Gottlob, daß ich von Knuslingen bin! — So sagten die Mienen der Franzl, so sagte ihre Hand, die sie auf das klopfende Herz legte, so sagte ihr Blick, der dabei zum Himmel aufschaute.

Lenz mußte immer lachen, wenn sie ihm in jedes Essen einbrockte, wie berühmt er nun in Knuslingen sei, und Knuslingen ist kein kleiner Ort, es hat noch zwei Filiale: Fuchsberg und Knebringen.

„Morgen abend schlage ich den Deckel zu, morgen abend geht die Zauberflöte fort,“ sagte Lenz.

„Schon?“ klagte Franzl und sah den Kasten an, als wollte sie ihn bitten, doch noch länger zu bleiben: „er ist so gut daheim und bringt so viel Ehre.“

„Ich wundere mich nur,“ fuhr Lenz fort, „warum des Doktors nicht kommen und . . . und . . . da des Löwenwirts haben mir's sogar versprochen.“

Franzl rieb sich die Stirn und zuckte die Achseln, ihre Unwissenheit bedauernd; sie konnte allerdings nicht wissen, was in den großen Häusern vorgeht.

Das Löwen-Annele hatte die Mutter schon lang ermahnt, aber diese wollte nicht ohne den Vater gehen, es fehlt die Majestät, wo er nicht dabei ist; aber die Majestät ging den Dingen nicht nach, wer beachtet sein wollte, mußte zu ihr kommen.

Jetzt aber, am letzten Tage, hatte Annele erfahren — sie hatte ihre guten Kundschafter — daß des Doktors zu Lenz gehen; nun mußte die Majestät sich erbitten lassen, und so ist's recht: heute, am letzten Tage kommen die Vornehmsten. Mutter und Tochter beschlossen, daß man erst auf die Morgenhalde gehe, wenn des Doktors vorausgegangen waren; der Majestät sagte man nichts von der Diplomatie, die dabei spielte, ihre Accuratesse und Würde vertrug das nicht.

„Der Duzlehrer kommt!“ rief Franzl am frühen Morgen, als sie zu ihrem Küchenfenster hinausschaute. Im Dorfe bei

den alten Leuten hieß nämlich der jugendlich frische Schullehrer der Duzlehrer, weil er sich mit der ganzen ledigen Mannschaft im Dorfe duzte, was man ihm teilweise sehr übel aufnahm; dafür hieß er aber auch bei seinen Kameraden Liedermeister, und diesen Titel liebte er sehr. Er war der eigentliche Gründer und der feste Mittelpunkt des Liederkranzes und noch dazu mit Lenz und Pilgrim und Faller das erlesenste Quartett. Lenz hieß ihn herzlich willkommen, und Franzl bat ihn zugleich, doch ein paar Stunden zu bleiben, um ihr zu helfen, die vielen Besuche, die heute noch kommen werden, zu empfangen.

„Ja, bleib da," bat Lenz, „du kannst dir nicht vorstellen, wie bang mir ist, da das Werk fortgeht. So muß es einem sein, wenn ein Bruder, ein Kind aus dem Hause in die Fremde zieht."

„Du gehst zu weit," ermahnte der Lehrer, „du hängst an alles ein Stück Herz. Wo nimmst du nur immer wieder frisches her? Du weißt, ich mag eigentlich das Georgel nicht..." Franzl machte ein böses Gesicht, aber der Duzlehrer fuhr fort: „Das Georgel ist für Kinder und kindische Völker. Ich mag schon das Klavier nicht, weil die Töne darin fertig sind; eine Musik auf dem Klaviere ist nicht viel mehr, als wenn man ein gesungenes Lied pfeift, und eure Orgelwerke haben Zungen und Lungen, aber kein Herz."

Franzl verließ unwillig das Zimmer. Gottlob, daß noch Knuslinger auf der Welt sind, die alles besser verstehen. Sie hörte jetzt drin in der Stube singen das rührsame Lied: „Morgen muß ich fort von hier". Lenz sang einen hellen, wenn auch eben nicht volltönenden Tenor, und der Schulmeister durfte nicht die Vollkraft seines Basses drauf setzen, um ihn nicht zu verdecken. Franzl unterbrach den Gesang, indem sie durch die geöffnete Thür rief: „Des Doktors kommen!"

Der Schulmeister ging ihnen als Zeremonienmeister bis vor das Haus entgegen.

Der Doktor kam mit Frau und drei Töchtern und sagte alsbald in seiner behaglichen Weise, die nichts Befehlerisches hatte und gegen die es doch kein Ausweichen gab, daß Lenz durch Plaudern sich keine Arbeitszeit rauben solle, er möge nur das Werk in Gang setzen.

Das geschah, und alle waren voll sichtbarer Freude. Als das erste Stück geendet, schlug Lenz die Augen nieder, da er soviel Lob hören mußte, und alles war so gesagt, daß man keinen Höflichkeitsrabatt abzuziehen hatte.

„Die Großmutter läßt Ihnen gratulieren," sagte die älteste

Tochter, und Bertha rief: „O wie viel Stimmen hat so ein Schrank!"

„Möchtest wohl auch soviel haben?" neckte der Vater.

Die älteste sagte aber wieder zu Lenz, und ihr braunes Auge war dabei voll Glanz: „Sie haben einen sehr feinen Musiksinn."

„Ja", sagte Lenz, „wenn mir nur mein Vater selig in meiner Kindheit ein kleines Geigle gekauft hätt', daß ich drauf spielen könnt', ich glaub', ich hätt's in der Musik zu was gebracht."

„Du hast's zu was gebracht", sagte der dicke Doktor und legte dabei seine breite Hand auf die Schulter des Lenz.

Der Duzlehrer, der seine besondere Freude daran hatte, den inneren Bau des Werkes zu verstehen, überhob Lenz der Mühe, solches den Frauen zu erklären, und Lenz hätte es auch nicht so sagen können, wie hier namentlich die Feinheiten beim Crescendo und Decrescendo angebracht waren, und welch ein feiner Sinn dazu gehört, unbeschadet der Zartheit die Kraft hervorzubringen, die geschleiften und die gestoßenen Töne gehörig abzuschatten. Er erklärte wiederholt, wie Musiksinn und mechanische Fertigkeit sich bei solchem Werke vereinigen müssen, und wie besonders die schwermütigen Partieen so wohlthuend gelungen seien; und die Seele eines Musikstückes herausbringen, während man nach dem Metronom arbeite, das sei doppelt schwer; denn der frei spielende Musiker spiele nie nach dem Metronom und sei dadurch unbehinderter im Ausdrucke der Empfindung. Er war eben daran, das massive Laufwerk, die Hauptstimmen und Beistimmen und besonders die Beschaffenheit der Walzen zu erklären, wie sie fest zusammengefügt werden müssen, daß sie nicht schwinden, äußerlich das weiche Erlenholz liege, während innerlich verschiedene Hölzer, deren Fasern verschieden gelegt sind, — da wurde seine Erklärung unterbrochen, denn man hörte draußen die Franzl besonders freundlich und herzlich Willkomm sagen. Lenz ging hinaus. Da war der Löwenwirt mit seiner Frau und Annele. Der Löwenwirt gab ihm die Hand und nickte dabei mit dem Bewußtsein, daß es darüber hinaus nichts mehr gebe, wenn ein anerkannter stolzer Ehrenmann einem jungen Mann die Ehre anthue, ein Werk, an das er jahrelangen Fleiß gewendet hat, auch eine Viertelstunde zu mustern.

„Kommst doch auch endlich noch?" begrüßte Lenz das Annele.

„Warum endlich?" fragte diese.

„So? Hast's denn vergessen, daß du mir schon vor sechs Wochen gesagt hast, du kämst?"

„Wann denn? Ich kann mich nicht erinnern."

„Am Tage nach dem Tode meiner Mutter hast du gesagt, du kämst bald.“

„Ja, ja, es wird so sein, ja, ja, es ist so. Es ist mir immer gewesen, wie wenn mir was auf dem Herzen läge, ich habe nicht gewußt, was; jetzt das ist's, ja wohl. Aber, lieber Gott, in unserm Haus, du kannst es gar nicht glauben, was einem da alles durch den Kopf geht,“ so sagte Annele, und Lenz spürte etwas wie einen Stich durchs Herz.

Er hatte aber eigentlich nicht Zeit, sich zu besinnen, was ihn dran verdroß oder erfreute, denn nun ging es an ein Bewillkommen von seiten des Löwenwirts und des Doktors. Es fehlte nicht viel, daß Annele nach der Stadtmode die Töchter des Doktors geküßt hätte, die Freundinnen, die sie doch tief haßte, denn sie thaten immer etwas zurückhaltend gegen Annele.

Amanda, die Kräutlesmamsell, hatte ihren breiten Hut abgenommen, wie wenn sie daheim wäre; nun that's Annele auch, und sie hatte ein reicheres Haar als alle die drei miteinander, sie konnte auf ihr langes Haar sitzen, so lang und voll war's; sie richtete ihre Krone von dreifachen schweren Flechten auf und schaute wohlgemut drein.

Lenz setzte nun eine frische Walze ein und ließ die lustige Weise aus der Zauberflöte spielen, die noch besonders gesetzt war, das Lied des Mohren: „Das klinget so herrlich, das klinget so schön.“

Der Löwenwirt brummte: hm! hm! Das war eine große Rede, denn er nickte dabei und schlürfte mit der Unterlippe, wie wenn er einen guten Wein kostete.

„Ganz ordentlich,“ entschied er endlich und öffnete dabei beide Hände, wie wenn er das Lob buchstäblich mit vollen Händen austeilte, „recht ordentlich.“ Das sind in der That gewichtige Worte, wenn das der Löwenwirt sagt.

Die Löwenwirtin faltete die Hände auf der Brust und sah mit einer Andacht ohnegleichen auf Lenz: „Nein, daß ein Mensch so was machen kann, und so ein junger Mann! Und er thut so, wie wenn er wär', wie die anderen alle. Bleib du nur so, das ist der schönste Schmuck für einen großen Künstler, wenn er bescheiden ist; fahr nur so fort, mach' nur mehr so, du bist gut dran, das sag' ich.“

Nach dieser Anrede sah sie vergnügt auf die Doktorin, innerlich frohlockend: so kann die leibarme Person, die Hopfenstange, doch nicht reden. Und wenn sie auch redet, was ist's? Es ist etwas ganz anderes, wenn ich was sage.

Auch Annele faßte sich und sagte: „Ja, Lenz, das schöne

Werk hast du noch gemacht, wie deine gute Mutter gelebt hat, da liegt ihr Segen drauf. Ich kann mir denken, wie hart es dir sein muß, daß es jetzt so fortgeht in die weite Welt. Weißt du was? Du mußt mir das Stück bringen, ich will mir's einlernen auf dem Klavier."

„Ich kann dir das Stück leihen," sagte die älteste Tochter des Doktors. Sie hatte die letzten Worte der Annele gehört.

„Aber wir haben's nur vierhändig," sagte die zweite Tochter.

„Und ich bin nur zweihändig," sagte Annele schnippisch. Die Mädchen hätten noch lange geplaudert, wenn der Doktor ihnen nicht mit ernster Miene gewinkt hätte: sie sollten doch still sein, denn eine neue Walze war eingesetzt, und das zweite Stück begann.

Als dieses zu Ende gespielt war und man in die andere Stube ging — Franzl hatte Wein, Butterbrot und Käse aufgestellt — da sagte der Löwenwirt: „Lenz, mir kannst du's ehrlich sagen, du kannst's, ich will keinen Vorteil daraus ziehen; wie viel bekommst du für das Musikwerk?"

„Rund und grad zweiundzwanzighundert Gulden. Ich verdiene nicht viel dabei. Ich hab' mich lang dabei aufgehalten und hab' große Ausgaben gehabt. Aber wenn ich wieder eins mache, weiß ich den Vorteil besser."

„Machst du wieder eins?"

„Nein, es ist keins bestellt."

„Ich kann keins bestellen, ich handle eigentlich nicht mit Spieluhren. Wie gesagt, ich bestelle nicht, aber wenn du wieder eins machst, ich glaub', daß ich dir's abkaufe: ich hab' eine Spur, wo ich's anbringe."

„Wenn ich das weiß, gehe ich wieder frisch an ein neues, und es soll noch besser werden. Jetzt wird mir's fast leicht, daß das da fortgeht und die Jahre mitnimmt, die ich dran gearbeitet habe."

„Wie gesagt, ich sag' kein Wort mehr und kein Wort weniger. Bei mir geht alles accurat und sauber. Ich bestelle nicht, aber — es ist möglich."

„Das ist mir schon genug, das macht mich ganz glücklich. Das Annele hat mir vorhin dasselbe Wort gesagt, was ich gestern dem Pilgrim sagte: Mir thut's so weh, ich sollt's eigentlich nicht sagen, mir thut's so weh, daß ich das Werk hergeben muß, an dem meine Mutter auch so große Freude gehabt hat."

Annele schaute bescheiden zu Boden. „Und ich werd' Freude dran haben, gerad' so wie deine Mutter," sagte die Löwenwirtin. Die Doktorin und ihre Töchter schauten bei diesen Worten be-

troffen auf die Löwenwirtin. Der Löwenwirt zog die Brauen tief ein und schaute strafend nach seiner Frau; aber eben durch diese Pause, die jetzt entstand, wurde das Wort der Löwenwirtin noch verfänglicher. Franzl war indes eine gute Aushilfe; sie nötigte jedes, zu essen und zu trinken, und sie war ganz glücklich, da Annele sagte, sie könne stolz sein, daß sie das Haus so nett halte, daß man die Hausfrau gar nicht vermisse.

Franzl wischte sich mit ihrer neugewaschenen Schürze die Augen ab.

Die Löwenwirtin fand indes bald eine geschickte Frage: „Lenz, ist dein Ohm nicht auch da gewesen, und freut er sich nicht auch über das schöne Werk?“

„Er war da, hat aber weiter nichts gesagt, als ich hätte zu billig verkauft und verstünde meinen Vorteil nicht genug.“

Nun gibt es nichts Geschickteres, als eine abwesende Person vorzunehmen und gar eine solche, die soviel zu sprechen gibt, wie Petrowitsch. Es kam nur darauf an, welche Tonart man anschlug. Annele und die Löwenwirtin hatten schon den Mund gewetzt, sie mußten aber unter dem bannenden Blicke des Löwenwirts still halten, und der Schultheiß-Doktor begann den Petrowitsch zu loben: er thue nur so rauh, weil er sich vor seinem weichen Herzen fürchte; gegen den Schullehrer und Lenz gewandt sagte er: „Der Petrowitsch ist wie Steinkohle, das sind Bäume, die einst bei der sogenannten Sündflut verkohlt sind, sie haben aber reichen Wärmestoff in sich; so auch der Petrowitsch.“ Der Schulmeister lächelte einverständlich, Lenz sah verdutzt drein, und der Löwenwirt brummte. Die älteste Tochter des Doktors sagte: Petrowitsch habe Freude an der Musik, und wer Freude an der Musik finde, habe auch ein gutes Herz. Lenz nickte einverständlich, und Annele lächelte holdselig. Die Löwenwirtin durfte sich's nicht nehmen lassen; sie hatte das Gespräch auf einen so ergiebigen Gegenstand gebracht, es durften nicht andere sich seiner bemächtigen; sie lobte die Gescheitheit des Petrowitsch und gab zu verstehen, daß sie dessen innigste Vertraute sei; wobei nicht undeutlich durchschimmerte, daß sie auch gescheit sei und einen solchen Weisen richtig zu würdigen verstehe, was natürlich nicht jedermanns Sache ist. Auch Annele hatte etwas Gutes anzubringen, sie lobte die Säuberlichkeit des Petrowitsch, und wie er immer so feine Wäsche trage und so unterhaltsame Späße machen könne; ja, selbst für den Büble fiel ein guter Bissen ab von der reichen Lobestafel. Annele schilderte Petrowitsch als den vollkommensten Hausfreund, ja, er wurde zuletzt heilig, es fehlten ihm weiter nichts als ein Paar Flügel, um ein reiner Engel zu

sein. Endlich ging der Besuch; der Schulmeister begleitete die Familie des Doktors. Als der Doktor hinterdrein ging, gab ihm Lenz das Geleite und sagte: „Herr Doktor, ich habe eine Bitte, aber Sie müssen mich nicht fragen, warum ich frage.“

„Was ist's denn?“

„Ich möchte nur wissen, was ist das für eine Pflanze: Edelweiß?“

„Weißt du es nicht, Amanda?“ fragte der Doktor.

Errötend erwiderte Amanda: „Das ist doch die Alpenpflanze, die nahe an der Schneegrenze, ja sogar unterm Schnee wachsen soll; ich habe sie aber nie lebendig gesehen.“

„Das glaube ich, Kind,“ erwiderte der Doktor lächelnd; „nur kecke Alpenjäger und Alpenhirten wagen es, die eigensinnige Pflanze an ihrem Standorte zu pflücken, und es gilt als Zeichen glücklichen Mutes, wer sie gewinnt. Es ist eine eigentümliche, fein und zart gebaute Pflanze, wenig saftig und darum leicht lang aufzubewahren, wie unsere heimische Immortelle; die Blüte ist mit weißsamtenen Blättern eingerändert, und auch der Stengel ist mit wolligem Flaum bedeckt. Wenn du einmal zu mir kommst, Lenz, kann ich dir das Pflänzchen zeigen. Der lateinische Name der Pflanze ist: Leontopodium alpinum, was zu deutsch Löwenfuß von den Alpen hieße; woher der deutsche Name kommt, weiß ich nicht, wenn ich's nicht in einem Buche finde; aber schöner ist er jedenfalls als der lateinische.“

Lenz dankte.

Der Doktor und die Seinigen gingen den Berg hinab.

Als alle schon weggegangen waren, hielt sich die Löwenwirtin noch bei Franzl in der Küche auf und wußte nicht genug zu loben, wie sauber und fein da alles sei. „Du bist aber auch wie die Mutter im Haus,“ sagte sie und hatte dabei ihr Elsterngelächter, wie es Pilgrim nannte, „du verdienst, daß er dich in Ehren hält und dir Kisten und Kasten anvertraut und kein Geheimnis vor dir hat.“

„Das hat er auch nicht, nur ein einziges.“

„So? Doch? Darf man's wissen?“

„Ich weiß es ja selber nicht. Wie er vom Begräbnis heimgekommen ist, da hat er in der Kammer in dem Schränkchen gekramt, zu dem die Meisterin nie einem den Schlüssel gegeben hat, und wie ich ihn rufe, drückt er die Kammerthür zu und kramt lang und schließt wieder alles fest zu, und wenn er aus dem Haus geht, drückt er noch jedesmal an dem Schränkchen, ob es auch gut verschlossen ist. Er ist aber sonst nicht mißtreu.“

Die Löwenwirtin schluckte behaglich und stieß nur ein kurzes

Elsterngelächter aus. Das ist gut, die Alte hat gewiß einen Strumpf voll Gold gespart, wer weiß, wie viel! — „Besuch' mich auch einmal," sagte die Löwenwirtin herablassend, „komm du nur, wann du willst, und wenn du was brauchst, ich verzeih dir's mein Lebtag nicht, wenn du in ein ander Haus gehst, als in meines. Dein Bruder kommt oft zu uns mit seinem Schindelnfuhrwerk. Soll ich ihm nichts ausrichten?"

„Ja, er könnte sich doch auch einmal nach mir umsehen!"

„Kannst dich drauf verlassen, daß ich ihm das ausrichte, und wenn er nicht Zeit hat, schicke ich nach dir. Es kommen viel Knuslinger zu uns, sie sind gescheit, wenigstens ich einmal unterhalte mich am liebsten mit ihnen. Wenn die Knuslinger reich wären, sie wären die Berühmtesten landaus und landein. Es ist auch oft die Rede von dir, und die Knuslinger hören's gern, wenn man ihnen sagt, wie du in Ehren stehst und was du bist."

Die Löwenwirtin holte Atem, die Franzl schaute sie voll dienstbeflissener Glückseligkeit an, sie hätte ihr gern mit ihrem Atem ausgeholfen, aber sie hatte selbst keinen mehr; sie legte die Hand aufs Herz, um das zu beteuern, reden konnte sie nicht. Wie ist es denn auf einmal in der Küche? Da ist es ja, wie wenn aus allen Töpfen lauter fröhliche Knuslinger Gesichter lachen, und die schönen, blanken kupfernen Kessel und Pfannen werden zu Pauken und spielen auf, und die blechernen Trichter blasen, und die schöne weiße Kaffeekanne stemmt den Arm in die Seite und tanzt just wie die alte Bürgermeisterin, die Pate der Franzl; o weh, sie stürzt! Franzl faßte noch glücklich die übermütige Kaffeekanne. Die Löwenwirtin erhob sich und schloß: „Jetzt behüt' dich Gott, Franzl! Es thut einem doch wohl, wenn man wieder einmal mit einer alten guten Freundin spricht. Es ist mir da bei dir viel wohler, als drin in der Stube bei dem Doktor mit seinen verdorbenen Fräulein, die nichts können, als Klavier spielen und Mäulchen machen. Behüt' dich Gott, Franzl!"

Das Musikwerk drin in der Stube spielte nicht mehr und nicht schönere Melodieen, als sich jetzt in dem Herzen der Franzl spielten; sie hätte tanzen und singen mögen vor Freude, sie lachte ins Feuer hinein, und dann schaute sie wieder durch das Küchenfenster der Löwenwirtin nach. Was ist doch das für eine prächtige Frau, und sie ist doch die erste in der Gegend, und sie hat's ja selber gesagt, sie ist deine gute alte Freundin! Als Franzl in der Stube den Tisch deckte, schaute sie einmal rasch in den Spiegel, wie ein Mädchen, das vom Tanz heim

kommt: so sieht die Franzl aus, die die beste Freundin der Löwenwirtin ist. Sie konnte keinen Bissen über den Mund bringen von dem guten Essen, das sie bereitet hatte, sie war satt, übersatt.

Zwölftes Kapitel.

Gutes Geleite und Gedanken in die Weite.

Fertig ist's jetzt! sagte Lenz in der Stube vor sich allein, behüt' dich Gott! — Er ging nun daran, das Werk auseinander zu schrauben. Es wurde in einzelnen Stücken nach dem Thale gebracht und der große schöne Kasten auf einer Bahre hinab getragen, denn es ging kein Fahrweg nach dem Hause des Lenz.

Die beiden Feinde Petrowitsch und Pilgrim trafen zusammen bei dem Wagen, auf dem Lenz stand und die einzelnen, wohl verwickelten Teile einpackte. Auf der einen Seite des Wagens sagte Petrowitsch: „Ich kenne den Mann und das Haus, wo das Werk hinkommt, gerade in Odessa ist einer meiner liebsten Freunde. Der das Werk kriegt, ist ein grundbraver Mensch. Wenn du gescheit wärest, gingst du mit und stelltest das Werk in Odessa auf; dann kriegst du sieben neue Bestellungen."

„Ich hab' schon wieder eine neue Bestellung," beschwichtigte Lenz.

Auf der andern Seite des Wagens sagte Pilgrim: „Lenz, wir geben der Zauberflöte ein Stück Wegs das Geleite, und heute abend sind wir bei guter Zeit wieder daheim."

„Ich bin's zufrieden, ich kann ohnedies heute nichts mehr arbeiten."

Als die beiden Freunde, hinter dem Wagen dreingehend, an dem Löwenwirtshaus vorüber kamen, schaute Annele zum Fenster hinaus und rief: „Glück zu!"

Die beiden Freunde dankten.

Am Hause des Doktors war's aber doch noch schöner. Da kam die Magd heraus und legte schnell einen Kranz auf den Wagen.

„Wer schickt den?" fragte Pilgrim, denn Lenz war starr von Staunen.

„Meine Haustöchter," sagte die Magd und ging ins Haus zurück.

Die beiden Freunde nickten hinauf ans Fenster; es zeigte sich niemand; nur als sie ein Stück weiter gegangen waren, hörten sie aus dem Hause des Doktors die Zauberflöte spielen.

„Es sind doch prächtige Menschen, des Doktors,“ sagte Pilgrim. „Ich bin nie dümmer, als wenn ich mich frage: Wer von ihnen ist die beste? Mir die liebste ist die alte Schultheißin. Die ganze Gegend sollte eine Bittschrift bei Gott eingeben, daß er die nicht sterben läßt; jetzt ist deine Mutter tot, und wenn die noch stirbt, dann ist die ganze alte Welt tot, die noch in ehrlichem, hausmachenem Zeug lebte. Aber die Enkel sind auch brav, die Amanda wird einmal eine Großmutter wie die alte Schultheißin.“

Lenz schwieg, und den ganzen Weg nach der Stadt war er still. Dort aber, als das Fuhrwerk weiter gezogen war und die Freunde beim Weine saßen, wurde Lenz wohlgemut und redselig und sagte, daß es ihm sei, als ob er jetzt noch einmal zu leben anfange.

„Und heiraten mußt du!“ das war wieder der Ausspruch des Pilgrim. „Du kannst nur zweierlei wählen: entweder eine rechtschaffene Gebildete, eine von des Doktors Töchtern, du kriegst eine, wenn du willst, und ich rate dir zur Amanda. Es ist nur schade, daß sie nicht so singen kann, wie die Bertha, aber sie ist seelenbrav, sie wird dich ehren, wenn du sie ehrst, und wird deine Kunst hoch halten.“

Lenz schaute in das Glas, und Pilgrim fuhr fort: „Oder aber, du machst dir's bequem und heiratest eine rechtschaffene Bauerntochter, des Vogtsbauern Kathrine; die Franzl hat recht, sie springt dir nach über sieben Zäune; die wird dir sparen und hausen, und du wirst gesunde Kinder kriegen, sieben Söhne, die die alten Tannen in des Löwenwirts Wald hinter deinem Hause umreißen, und ein vermögender Mann wirst du auch. Aber für deine Kunst und von dem, was du da sonst noch im Kopf hast, kannst du dann von deiner Frau nichts verlangen. Du hast die Wahl, aber wählen mußt du. Wenn du entschieden bist, schicke nur mich, da oder dorthin. Ich freue mich schon auf meine Würde als Brautwerber, ich ziehe ein Halstuch um, wenn's nötig ist. Kann ich mehr für dich thun auf der Welt?“

Lenz schaute noch immer in das Glas. Mit diesem Entweder — Oder des Pilgrim war Annele ausgeschlossen. Erst nach geraumer Zeit sagte Lenz: „Ich möcht' nur einmal in einer großen Stadt sein. Ich möcht' einmal von einem ganzen Orchester so ein Musikstück hören, aber dasselbe Stück fünf, sechsmal. Da, mein' ich, könnt' ich's noch ganz anders setzen.

Es ist mir immer, wie wenn noch ein Ton da wäre, den ich nicht herauskriege. Schau, sie mögen mich loben, wie sie wollen, ich weiß doch, daß die Stücke, die ich gesetzt habe, nicht den rechten Ton haben; es ist nicht der rechte Ton; ich weiß es und kann ihn doch nicht anders machen, es ist so was Quiekſendes, so was Herbes, Trockenes darin, wie wenn ein Taubstummer spricht: das klingt fast so, wie wenn wir reden, aber es ist doch nicht so. Wenn ich nur den Ton herauskriegte! Ich kenne ihn, ich höre ihn, aber ich krieg' ihn nicht."

„Ja, ja, es geht mir auch so. Ich meine, es gibt eine Farbe und ein Bild, das ich noch machen könnte. Ich mein', ich müßt's herausreißen und festhalten, aber ich sterbe weg von der Welt und krieg's nicht heraus. Das ist einmal so unser Schicksal, das deinige und das meinige. Da kommst du nicht darüber hinaus. Das muß so sein. Blasbalg und Uhrenrad werden nie das machen können, was ein lebendiger Menschenatem und eine lebendige Menschenhand ausrichten kann; die bringen auf Geigen und Flöten Töne heraus, die ihr nie herauskriegt. Und das muß so sein. Komm, trink aus, wir wollen heim."

Sie tranken aus und gingen wohlgemut heim durch die Herbstnacht und sangen miteinander allerlei Lieder, und als sie des Singens müde waren, pfiffen sie zweistimmig. An seinem Hause nahm Pilgrim Abschied. Als aber Lenz im Löwenwirtshaus noch viel Licht sah und laut sprechen hörte, ging er hinauf.

„Das freut mich, daß du noch kommst," sagte Annele und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich hab' mir's gedacht, es muß dir einsam sein daheim, jetzt, wo das Werk fort ist, gerad wie damals, wo deine Mutter gestorben ist."

„Just gerad nicht so, aber doch von der Art. Ja, Annele, sie mögen mir das Musikwerk loben, wie sie wollen, ich weiß doch, es sollte noch ganz anders sein. Schau, ich will mich nicht loben, aber das darf ich doch sagen, ich verstehe, Musik zu hören, und Musik recht hören können, das ist was!"

Annele sah ihn groß an. Musik hören können, was ist denn das für eine Kunst! Das kann ja jeder, der Ohren hat und sie nicht verstopft! Sie ahnte aber doch, daß Lenz etwas anderes damit meine: sie kennt das, sie weiß aus vielfacher Erfahrung, daß die Menschen oft verkehrt anfangen, wenn sie etwas zu berichten haben, wovon sie ganz voll sind. Sie warf daher nochmals einen großen Blick auf Lenz und sagte: „Ja wohl, das ist was."

„Du verstehst, wie ich's meine," rief Lenz begeistert.

„Ja, aber ich weiß es nicht zu sagen."

„Das ist's ja, das kann ich ja auch nicht. So wie ich an diesen Punkt komme, bin ich gleich ein Stotterer. Ich habe nicht eigentlich regelrecht Musik gelernt, ich kann nicht geigen und nicht Klavier spielen; aber ich höre doch ganz genau, wenn ich die Noten sehe, was der Musiker hat sagen wollen. Ich kann nicht Musik sprechen, aber ich kann Musik hören."

„Das ist ein gutes Wort!" frohlockte Annele. „Das Wort behalt' ich mein Leben lang: Musik sprechen und Musik hören, sind zweierlei. Ja, von dir lernt man gut, wie es einem so innen ist, aber man kann es nicht so geben."

Lenz trank den guten Wein, die guten Worte und den guten Blick des Annele auf einmal hinunter, dann fuhr er fort: „Besonders meinen Mozart, den höre ich ganz, und ich meine, ich höre ihn recht. Wenn ich dem nur einmal im Leben hätte die Hand geben können! Aber ich meine, ich wäre gestorben vor Wehmut, wie er gestorben ist, wenn er zu meiner Zeit gelebt hätte; aber in den Himmel hinein möchte ich ihm was Gutes thun. Oftmals denke ich auch wieder: es ist besser, daß ich kein Instrument spielen kann: ich hätte doch nie so sprechen gelernt, wie ich hören kann. Das Hören ist eine Naturgabe, für die ich Gott zu danken habe, und mein Großvater soll auch besonders gut Musik verstanden haben. Wenn ich spielen müßte, anders als ich's hören mag und wie ich's meine, es thäte mir die Ohren zerreißen."

„So geht mir's auch," setzte Annele ein, „ich höre es gar gern, aber ich bin zu ungeschickt; und wenn man noch dazu im Haus schaffen muß und nicht dabei bleiben kann, da wird nichts Rechtes draus. Ich habe das Klavierspielen aufgegeben. Mein Vater ist bös darüber, er hat nichts gespart, er hat uns Kinder alles lernen lassen; aber ich meine, was man nicht recht aus dem ff kann, muß man ganz bleiben lassen, und eben für Menschen, wie ich, die auch Musik hören, aber nicht sprechen können, eben für solche bist du da und machst deine Musikwerke. Wenn ich Meister im Haus wäre, ich thäte dir dein bestes Musikwerk abkaufen, ich ließe es nicht nach Rußland; da in der Wirtsstube müßte es sein, das wäre unterhaltsam für alle Gäste, und du bekämest auch dadurch Bestellungen genug. Seitdem ich bei dir da oben gewesen bin, spielt's mir immer, wo ich stehe und gehe, die schöne Weise mit dem Glockenspiel: Das klinget so herrlich, das klinget so schön!"

Es klang auch in Lenz herrlich und schön. Er suchte

Annele zu erklären, daß, wer nicht das rechte Musikgefühl habe, die Stifte wohl vorzeichne und einsetze, wie es die Noten vorschreiben, aber damit sei es nicht gethan und auch nicht mit Veränderung des Tempos, wie es vorgeschrieben ist; wo das Gefühl nicht ist, da wird nichts als ein Leierkasten. Er nehme daher das Piano noch langsamer und das Forte noch schneller; der spielende Musiker thue das von selbst, er wird von selbst beim Piano sanfter und beim Forte hitziger. Das müßte man eben in die Stifte zu bringen suchen, aber es darf nur ganz gering sein, was man nachgibt und vorschlägt, und beim Forte müsse man besonders drauf setzen, weil das Werk da ohnedies viel zu thun hat und von selbst anhält, da müsse man Vorspann geben. „Schau, Annele," schloß er, „ich kann dir gar nicht sagen, wie glücklich mich meine Kunst, mein Geschäft macht. Der Pilgrim hat recht: da sitze ich da droben und setze heitere und ernste Stücke, die sich dann allein spielen und hundert und hundert Menschen in weiter Ferne glücklich machen."

Annele hörte sehr einverständlich zu und sagte schließlich: „Du verdienst es auch, glücklich zu sein. Und du legst es so schön aus, wie schön das ist, was du thust. Ich danke dir vielmal, daß du mir alles so auslegst. Wenn das manches wüßte, daß du mir alles so sagst, könnte es eifersüchtig sein."

Bei diesen Worten fuhr sich Lenz mit der Hand über die Stirn und sagte: „Ja, Annele, darf ich dich was fragen?"

„Ja, dir sag' ich alles."

„Nimm mir's nicht übel: ist es denn wahr, daß du so viel als Braut bist mit dem Techniker?"

„Ich danke dir, daß du mich das geradeswegs fragst. Da hast du meine Hand drauf, es ist kein wahres Wort dran, wir haben nichts miteinander."

Lenz hielt die Hand fest und sagte: „Jetzt erlaube ich mir noch eine Frage."

„Frag' du nur, was du willst, du sollst ehrlich bedient sein."

„Sag', warum bist du immer so anders gegen mich, wenn der Pilgrim da ist? Habt ihr je was miteinander gehabt?"

„Schau, da will ich Gift mit hinein trinken, wenn ich dir nicht die Wahrheit sage," entgegnete Annele und faßte nach dem Glase des Lenz und nippte, so viel Lenz auch beteuerte: „Du brauchst nicht zu schwören, ich kann Schwören nicht leiden." Sie fuhr fort: „Ja, wenn alle Menschen so wären wie du, brauchte man nicht zu schwören auf der Welt. Der Pilgrim und ich, wir foppen und hänseln uns immerfort. Aber er kennt

mich doch nicht ganz. Und wenn du da bist, da kann ich das Spaßmachen und die Fastnachtspossen nicht leiden. Jetzt mußt du mir aber auch etwas thun. Bleib dabei! So wie du über mich was zu fragen hast, was es auch sei, frag' niemand, als mich selber; versprich mir das, gib mir die Hand drauf."

Sie reichten einander die Hände, und Annele fuhr mit wehmütigem Tone fort: „Ich bin eine Wirtstochter, ich hab's nicht so gut wie andere Haustöchter, bei denen darf nicht jeder da hereinkommen, und man muß ihm Rede und Antwort geben. Darum schlag' ich oft aus, wo ich kann, aber ich bin nicht immer so, wie ich mich stelle. Dir darf ich das sagen, und dir sag' ich's. Ich könnt' wohl auch manchmal betrübt sein, aber mit lustig drüber Wegspringen jagt man die Traurigkeit fort."

„Das hätte ich jetzt nie geglaubt, ich hätte nie geglaubt, daß dir je ein trüber Gedanke durch die Seele gegangen. Ich habe immer gemeint, du bist den ganzen Tag wie ein lustiger Vogel."

„Ja, die Lustigkeit ist mir auch lieber," erwiderte Annele und bekam plötzlich ein ganz anderes Gesicht. „Ich mag auch die traurige Musik nicht. Das klinget so herrlich, das klinget so schön! Das ist eine Weise, die ist lustig, da möchte man dazu hüpfen und tanzen."

Das Gespräch war wieder auf die Musik und auf das heute abgesandte Werk zurückgelenkt. Lenz sprach gern und viel davon, wie er die Zauberflöte auf ihrem langen Wege begleite. Er hätte gern allen Packknechten, allen Fuhrleuten und allen Matrosen zugerufen: Habt acht! Schade, daß ihr nicht hören könnt, was da eingewickelt ist!

Noch nie in seinem Leben war Lenz, wie heute, der letzte Gast im Wirtshause gewesen, und er fühlte gar keine Lust, aufzustehen und heim zu gehen; die große Schlaguhr in der Stube schlug laut und mahnend, und die Gewichte rollten dabei wie zornig, Lenz hörte sie nicht. Der Löwenwirt war in der Stube verblieben, da sich die Frau zu Bette gelegt hatte. Er las seine Zeitung am andern Tisch, stand auf, gab Annele einen Wink, Feierabend zu machen; sie mußte es nicht verstanden haben, sie sprach eifrig weiter. Er löschte mit Geräusch sein Licht aus, auch das merkten die beiden nicht. Er ging mit schwer knarrenden Stiefeln die Stube auf und ab, Lenz achtete nicht darauf. Das war noch nie geschehen, daß jemand that, als ob der Löwenwirt nicht in der Stube war. Der Löwenwirt ließ seine Repetieruhr schlagen, auch darauf merkte Lenz nicht. Endlich — der Löwenwirt hat's nicht nötig, sich

vor jemand einen Zwang anzuthun — endlich ließ er sich vernehmen: „Lenz, wenn du hier über Nacht bleiben willst, will ich dir ein Zimmer anweisen."

Lenz erwachte, er gab Annele die Hand, er hätte sie auch dem Löwenwirt gern gereicht, aber das darf man nicht wagen, wenn er nicht selber dazu auffordert. Still, allerlei in Gedanken überlegend, ging Lenz heimwärts.

Dreizehntes Kapitel.

Löwe, Fuchs und Elster.

In den ersten Wintermonaten wie in den ersten Frühlingsmonaten war's auf der Morgenhalde am schönsten in der ganzen Gegend. Der alte Lenz hatte recht gehabt, als er sagte: Auf meinem Haus und meiner Wiese, da liegt den ganzen Tag die Morgensonne. Man brauchte den halben Tag nur wenig zu heizen. In dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause blühten noch Blumen, wenn anderwärts schon lang keine mehr zu sehen, und da sproßten sie wieder auf, wenn sonst noch alles kahl war.

Dieses Gärtchen ist aber auch geschützt wie eine Stube, und — was in der Gegend selten ist — es stand hier ein zahmer Kastanienbaum, dem aber die Eichhörnchen und Nußhäher aus dem nahen Walde manchen unliebsamen Besuch abstatteten. Das Haus schützte das Gärtchen von der einen Seite, ohne ihm doch von zehn Uhr ab die Sonne zu entziehen. Und der mächtige Wald, der den steil aufsteigenden Berg hinter dem Hause bedeckte, schien seine besondere Freude an dem Gärtchen und dem Hause zu haben. Er hatte zwei seiner mächtigsten Tannen als Wache an den Eingang desselben gestellt.

Wenn es viele Spaziergänger im Dorf gegeben hätte, in den unfreundlichen ersten Wintermonaten hätten sie den Weg, die Bergmatte hinauf, am Hause des Lenz vorüber in den Wald hinein und von oben über den Bergkamm zurück gewiß oft besucht. Es gab aber nur einen Spaziergänger im Dorfe oder eigentlich zwei, nämlich den Petrowitsch und seinen Hund, den Büble. Jeden Tag vor dem Mittagsmahl holte sich Petrowitsch einen guten Appetit, indem er eben den Weg durch die Matte, am Hause vorbei über den Bergkamm ging. Der Büble machte sich dabei doppelte und dreifache Bewegung, denn er sprang

immer den Habichtstobel (wie man die ausgehöhlte Rinnse im Berge nennt, die rechts vom Hause des Lenz thalwärts lief) hinab und hinauf. Die Rinnse war jetzt trocken und diente nur dazu, im Frühling und Sommer die wilden Wasser aufzunehmen. Petrowitsch war äußerst freundlich mit seinem Hunde, und in verliebten Stunden nannte er ihn auch „Sohnele“. Petrowitsch war reich aus der Fremde zurückgekehrt; man schätzte sein Vermögen natürlich in der Gegend dreifach höher, aber es war immer noch erklecklich, was er in Wahrheit heimgebracht. Die Sehnsucht, die den Oberdeutschen und den Sohn der Berge nie verläßt und ihn drängt, wieder nach der Heimat zurückzukehren, hatte auch Petrowitsch auf seine alten Tage wieder in die Heimat zurückgeführt, und er lebte hier in seiner Art ein vergnügtes Leben. Seine fröhlichste Zeit aber war der Hochsommer, denn da kamen aus allen Weltgegenden die Händler hier zusammen, und man hörte im Löwen Spanisch, Italienisch, Englisch, Russisch und Holländisch, überhaupt alle Sprachen der Welt, und dazwischen wieder ganz gesundes Schwarzwälder Deutsch von denselben Menschen, die eben in allen Zungen redeten. Da war Petrowitsch eine gesuchte Person, und er lebte ganz stolz auf, da er wieder einmal Gelegenheit hatte, spanisch und russisch zu sprechen. Während er sonst immer zur gesetzten Zeit das Löwenwirtshaus verließ, hielt er sich da oft ganze Tage, ja, bis in die Nacht hinein auf. Und wenn der Markt verlaufen war, blieb er allein übrig und that sich viel darauf zu gut, namentlich denjenigen, die nach der untern Donau gingen, nachrechnen zu können, wo sie jetzt und jetzt seien.

Petrowitsch hielt die ganze Gegend in Spannung. Er sagte es zwar nicht selbst, aber es war doch bekannt geworden, daß er eine große milde Stiftung für die ganze Gegend machen wolle. In jedem Zimmer des großen Hauses, das er sich erbaut hatte, war ein Ofen, das deutete an — und er sagte nicht ja und nicht nein, wenn man's ihm vorhielt — daß er eine Stiftung für invalide Arbeiter machen wolle. Lenz, sein einziger Erbe, wurde dabei nicht minder in Spannung erhalten; denn es galt natürlich als ausgemacht, daß er ihm auch einen erklecklichen Teil hinterlassen werde. Lenz rechnete aber nicht darauf. Er erwies dem Ohm alle Ehre, die ihm gebührte; im übrigen war er Manns genug, für sich selber zu sorgen. Er ließ für den Lieblingsspaziergang des Ohms den Weg durch den Lehrling immer gut im Stand erhalten, aber nie sagte weder er noch Petrowitsch ein Wort darüber. Jeden Mittag, wenn die Gänse und Hühner des Lenz lärmten und ein Hund bellte,

war's die Anzeige, daß der Ohm Petrowitsch daherkam. Lenz grüßte durch das Fenster, an dem er arbeitete; der Ohm dankte und ging seines Weges. Lenz kam nicht zu Besuch in das Haus des Ohms, und dieser nicht in das seine.

Eines Tages blieb der Ohm vor dem Fenster stehen, und der Büble schien auch die Gedanken seines Herrn zu erraten; denn während er sonst die Hühner des Lenz nur bis an den Gartenzaun verfolgte und sich's genügen ließ, wenn sie gackernd hinter den Zaun flogen, und dann zufrieden zu seinem Herrn zurückkehrte, verfolgte er heute die Hühner in den Garten hinein bis ins Haus, wo sie indes an Franzl Schutz genug fanden. Petrowitsch zankte heute ernstlich mit dem Hunde und ging vorüber, indem er dabei vor sich hin dachte: Der Lenz muß dir selber kommen, und es ist besser, du kümmerst dich gar nicht um ihn; sobald man sich um irgend einen Menschen kümmert, hört die Ruhe auf. Man hat dann zu denken: Wird er das thun? Wird er jenes thun? Nichts da! Mich geht, gottlob! niemand auf der Welt etwas an. — Dennoch konnte er das Denken nicht abwehren: was ist das mit dem Walde! Denn gestern am Mittag hatte sich die Löwenwirtin zu ihm gesetzt, und nachdem sie von allerlei gesprochen, lobte sie es zuletzt, aber ganz unversehens, daß Petrowitsch täglich seinen ruhigen Gang mache; das erhalte ihn gesund, und dabei könne er hundert Jahre alt werden, er habe ganz das Ansehen dazu. Sie gönne es ihm auch von Herzen, er habe sich's sauer werden lassen, er verdiene es nun auch, daß es ihm wohlgehe. Petrowitsch war klug genug, zu wissen, dahinter steckt etwas; er dachte vielleicht nicht mit Unrecht, daß die Löwenwirtin so besonders freundlich mit ihm sei, weil sie Absichten auf seinen Neffen habe. Sie redete aber davon gar nichts. Sie kam nochmals auf seinen Spaziergang und sagte, wie es ein kluger Schick wäre, wenn Petrowitsch ihrem Mann den schönen Spannreuterwald an der Morgenhalde abkaufe; er gebe ihn zwar nicht gern her, und sie wisse überhaupt nicht, ob er ihn hergebe, aber sie möchte dem Petrowitsch das Gute gönnen, daß er täglich in seinem eigenen Wald spazierengehen könne, das müßte doch vergnüglicher sein. Petrowitsch dankte für die überaus zartsinnige Aufmerksamkeit und sagte schließlich, er gehe in fremdem Wald ebenso gern spazieren; im Gegenteil, er habe sich dann gar nicht zu ärgern, wenn er Holzdiebe anträfe, und solcher Aerger sei vor Tische gar nicht gut.

Die Löwenwirtin lächelte überaus klug und meinte: wenn man sich schon etwas Gescheites ausgedacht habe, so sei der

Petrowitsch immer noch gescheiter. Wiederum dankte er, und beide waren gar süß miteinander, noch viel süßer als das Stück Zucker, das sich Petrowitsch von seiner Nachtischtasse einsteckte.

Nun ging's Petrowitsch durch den Kopf, daß der Wald für Lenz ein schicklicher Kauf wäre, wenn er ihn durch dritte Hand kaufen ließe, denn ihm selber werde der Löwenwirt einen zu hohen Preis stellen. Das war's nun, was er ihm sagen wollte, wovon er aber doch wieder abließ, weil er den edeln Grundsatz hatte, sich um keinen Menschen zu kümmern. Und schon das war zu viel, daß er sich mit der Sache beschäftigte. Er merkte es, das Bergsteigen wurde ihm heute viel schwerer; denn man soll nichts denken beim Bergsteigen, gar nichts denken, nur gut atmen. Petrowitsch befahl dem Büble, der nach einem Maulwurf kratzte, während ihm doch ruhiges, gekochtes Essen bevorstand: hierher! dummer Kerl! Was geht dich der Maulwurf an? Laß ihn graben. Und als der Hund hart neben ihm ging, befahl er nun: zurück! Der Hund ging hinter ihm, und so wies er auch alle unnützen Gedanken hinter sich; er mochte nichts davon wissen, das ruhige Leben darf nicht gestört werden.

Im Löwenwirtshaus traf Petrowitsch die Familie verstimmt. Die Frau hatte ihrem Manne gesagt, daß sie Petrowitsch den Wald an der Morgenhalde angeboten habe, daß er ihn aber nicht wolle. Der Mann war äußerst ergrimmt über diese voreilige Zutraulichkeit und schloß: „Jetzt wird der Petrowitsch gewiß aussprengen, ich brauche Geld."

„Du hast ja gesagt, du brauchtest Geld," erwiderte die Frau schmollend.

„Und ich brauche dich nicht zum Unterhändler. Ich mag nur bei dem jetzigen Kurse keine Papiere verkaufen!" schrie der Löwenwirt ungewöhnlich laut, eben als Petrowitsch eintrat. Dieser schmunzelte behaglich und dachte in sich hinein: Weil du so schreist und prahlst, brauchst du Geld. Als man sich zu Tische setzen wollte, brachte der Briefbote mehrere Briefe, darunter auch rekommandierte; der Löwenwirt bescheinigte den Empfang, öffnete aber die Briefe nicht und setzte sich zu Tische, indem er laut wiederholte, was er schon oft gesagt hatte: „Ich lese keine Briefe vor Tisch; sind sie gut oder sind sie nicht gut, sie verderben einem das Essen. Ich lasse mich nicht aus meiner Ruhe bringen durch die Eisenbahnen."

Es saß ein böser Spötter am andern Tische, der dieser Weisheit das gebührende Staunen entzog und in sich hinein dachte: Dir geht doch eine Lokomotive im Leib herum, du magst

noch so gemächlich thun. — Und dieser Spötter war natürlich Petrowitsch.

Nach dem Essen ging Pilgrim mehrmals am Tische des Petrowitsch vorüber und wollte sichtlich vor demselben stehen bleiben; vier Augen betrachteten ihn mit Verwunderung; der Büble, der auf dem Schoße seines Herrn saß, starrte ihn an und knurrte, er spürte, daß man was von seinem Herrn will, und Petrowitsch blinzelte manchmal von seiner Zeitung auf: Was will denn der? Der hat doch nicht auch einen Wald zu verkaufen? Höchstens den auf seinem Kopf, wenn er ihn nicht schuldig ist.

Pilgrim fuhr sich allerdings oftmals mit der Hand durch seine langen, schlichten Haare, er fand aber damit keinen Weg zu Petrowitsch, vielmehr stand dieser jetzt auf, bezahlte und ging. Pilgrim eilte ihm nach, und auf der Straße sagte er: „Herr Lenz, ich bitte um ein paar Worte."

„Guten Tag, das sind just ein paar Worte."

„Herr Lenz, ich will nichts für mich, aber ich halte es für meine Pflicht —"

„Ihre Pflichten gehen mich nichts an."

„Doch, Herr Lenz, nehmen Sie an, es sagt' ein anderer, was ich sage; es ist nur, damit Sie's wissen."

„Ich bin nicht neugierig."

„Kurz und gut, es betrifft Ihren Neffen Lenz."

„Das hab' ich gewußt."

„Es ist noch mehr. Sie können sein Lebensglück machen."

„Das muß jeder selber machen."

„Es kostet Ihnen nur einen Gang zum Doktor."

„Ist der Lenz krank?"

„Nein. Die Sache ist kurz die: er muß heiraten, und er will auch, und die beste Frau für ihn ist des Doktors Amanda. Ich hab's nach allen Seiten hin überlegt. Er ist aber nicht dazu zu bringen, daß er selber den Mut hat; er meint auch — er hat's nicht gesagt, aber ich weiß es —, er wäre nicht reich genug dazu. Jetzt wenn der Ohm anhält und dabei verspricht —"

„So? Hab's gewußt, daß darauf alles abgespitzt ist. Wenn mein Bruderssohn eine Frau braucht und eine will, soll er sie selber holen; ich bin ein alter Junggeselle, ich verstehe das nicht."

„Wenn nicht seine Freunde dazu thun, verheiratet sich die Amanda; es hält ein Apotheker um sie an, ich weiß das."

„Gut, dazu paßt sie. Aber ich bin nicht der Versorger der Welt."

„Und wenn Euer Neffe anderswo ungeschickt hineintappt?"

„Soll er sehen, wie er herauskommt."

„Herr Lenz, Sie sind nicht so hart, wie Sie sich stellen."

„Ich stell' mich gar nicht, ich geh'. Guten Tag, Herr Pilgrim."

Er ging davon, und Pilgrim stand tief aufatmend und ging endlich heimwärts, um bei dem trüben Wetter, wo es kaum tagte, wenigstens Farben zu reiben für helle Tage.

Vierzehntes Kapitel.

Schränke und Augen werden aufgemacht.

„Grüß' Gott, Franzl! Ei, du läßt dich auch einmal sehen? Das ist schön, das freut mich." So wurde Franzl von der Löwenwirtin angeredet, als sie in die Wirtsstube trat.

„Mit Verlaub, habt Ihr nicht nach mir geschickt? Mein Bruder soll ja da sein," brachte Franzl stotternd hervor.

Die Löwenwirtin wußte von nichts. Der Bruder war allerdings dagewesen, war aber schon lange wieder fort. Die Löwenwirtin hatte dem Hausknecht nur Auftrag gegeben, bei Gelegenheit einmal der Franzl Botschaft zu bringen; von heute wußte sie nichts.

Franzl bat um Verzeihung, wollte gleich wieder umkehren, sie kam sich unendlich überflüssig vor hier; das schien der Löwenwirtin zu genügen. Die einfältige Magd durfte nichts merken, mußte glückselig sein, daß man ein paar Minuten sich mit ihr abgab. So war's am besten, sie zu tausend Dank zu verpflichten, statt ihr einen schuldig zu werden. Franzl wurde nun, da sie einmal da war, genötigt, in das Familienstüble zu treten; dort ein wenig zu warten, bis die Vielbeschäftigte zu ihr käme. Franzl wagte es nicht, sich hier auf einen Stuhl zu setzen, und blieb an der Thür stehen und starrte nur immer die großen Schränke an, die bis zur Decke hinaufreichten.

Endlich kam die Löwenwirtin und sagte, sich die Kleider glatt streichend: „So, jetzt hab' ich alles abgeschüttelt, jetzt will ich auch einmal eine gute Stunde mit einer alten Freundin haben. Was hat man denn sonst auf der Welt, wenn man auch noch so viel hat?"

Franzl fühlte sich hochbegnadigt. Sie mußte sich zur Löwen-

wirtin setzen, ganz nahe, aufs Sofa, und eine Magd brachte Kaffee mit Backwerk.

Franzl zierte sich, wie sich's gebührt, und noch etwas mehr, und wollte mit aller Gewalt den Rahm, den ihr die Löwenwirtin ganz eingeschenkt hatte, in die Tasse der Löwenwirtin schütten, bis diese sagte: „Ich werde bös, wenn du mit mir Umstände machst."

Bei der zweiten Tasse mußte Franzl erzählen, wie es denn oben aussehe, und sie berichtete, daß Lenz so fleißig sei, wie wenn er kein Brot im Haus hätte, und es sei doch alles gespickt voll. Er gehe fast gar nicht aus dem Haus, nur manchmal zum Faller, dem er sein Haus einrichten helfe, für dessen Ankauf er sich verbürgt habe, und er habe dem Faller ein aufgerichtetes Bett und der alten Fallerin das Sonntagsgewand seiner Mutter geschenkt. Wenn der nicht bald jemand bekäme, der ihm die Schlüssel abnehme, der schenke alles weg; aber für sich selber spare und geize er überaus. Er raucht nicht, er schnupft nicht, er trinkt nicht und spielt nicht, er braucht für sich gar nichts, belobigte Franzl.

Nachdem die Löwenwirtin wieder die Knuslinger, die alles verstehen, sattsam gerühmt hatte, fügte sie beiläufig an: „Denk' einmal, gute Franzl, sagt man, dein Herr — was, dein Herr? dein Haussohn will des Doktors Kräutles-Mamsell heiraten. Ist etwas an dem?"

„Ja wohl."

„So?"

„Heißt das, es ist nichts, mein' ich. Der Pilgrim hat ihm freilich zugeredet, er soll, aber er will nicht, und ich glaub', sie sind bös deswegen."

„So? Das ist anders. Ich sag's immer: Der Lenz weiß, was er will. Da ist viel besser, er thut, was du meinst, er heiratet des Vogtsbauern Kathrine."

„Siehst du?" triumphierte Franzl und lächelte in die Luft hinein und nickte, wie wenn Lenz vor ihr stände. „Siehst du? sagt's die gescheite Löwenwirtin auch, daß ich recht habe. Siehst du? Und meinst du immer, sie wäre zu stotzig für dich, und man brächte nichts aus ihr heraus. Ich will's ihm sagen, daß Ihr auch dazu ratet. Das wird mir helfen. Ich hab' mich schon lang nach einer Hilfe umgesehen."

„Nein, Franzl, Gott behüte! Von mir redest du kein Wort, wenn du heimkommst; aber recht hat er, des Vogtsbauern Kathrine paßt nicht für so einen feinen Menschen, da muß es was ganz Apartes sein."

„Ja, lieber Gott, wo findet sich das?“

„Ei, guten Tag, Franzl!“ sagte das plötzlich eintretende Annele. „Das ist schön, daß du auch einmal da bist. Bleib nur sitzen. Wenn man dich so sieht, meint man, du wärst eine Bäurin von einem großen Hof, und verstehen thätest du alles so gut wie eine. Trink nur, dein Kaffee wird dir kalt. Ist er auch süß genug?“

„O, mehr als genug!“ und die Worte Anneles thaten ganze Zuckerhüte hinein.

„Ich möchte auch gern dableiben und ein gescheit Wort von dir hören, aber ich muß in die Wirtsstube. Eins muß da sein. Komm nur bald wieder. Dann bleibst du aber bei mir.“

„O, was ist das ein liebs, liebs Mädle!“ lobpreiste Franzl hinter dem weggegangenen Annele. „Ihr habt doch das Himmelreich auf Erden!“

„Man hat auch seine Sorgen. Es ist unser letztes Kind, aber doch denkt man: wenn sie nur schon versorgt wäre!“

Franzl machte große Augen, dann lächelte sie blöd erstaunt, sie wagte aber kein Wort zu sprechen.

Die Löwenwirtin zupfte sich mehrmals an der Nase und lachte ganz elstermäßig; Franzl hielt es für ihre Pflicht, auch zu lachen. Sie weiß auch, was sich schickt auf einem Kaffeebesuch; ja, eines von Knuslingen kann man hinstellen, wo man will, es weiß sich zu helfen. Die Löwenwirtin wußte sich aber nicht zu helfen, so gescheit sie auch war, oder doch, das ist gut.

„Sag', Franzl, bist du Liebhaber, schönes Weißzeug zu sehen?“

„O lieber Gott! das ist ja meine einzige Freude. Wenn ich reich wäre, sieben Kasten voll schönster Leinen müßte ich haben. Die Gewichtlesfrau von Knuslingen, die hat —“

„Da schau einmal,“ sagte die Löwenwirtin, die Flügelthüren eines großen Schrankes öffnend, wo in blauen, roten und grünen Seidenbändern alles zu Dutzenden aufgeschichtet war, bis zur Decke hinauf.

„Ist das für die Wirtschaft?“ fragte Franzl, als sie sich von Ausrufungen der Bewunderung erholt hatte.

„Gott bewahre! Das ist die Aussteuer von meinem Annele. Von ihrem siebenten Jahr an habe ich so zurückgelegt, bei allen meinen drei Töchtern. Man kann bei so einem Mädle nicht wissen, wie's plötzlich kommt, da brauch' ich nicht mehr zum Weber und nicht mehr zur Näherin. Ich möcht' nur, daß auch einmal eine Aussteuer von einem Kind im Ort bliebe und daß

wir auch ein Kind bei uns behielten. Es geht meinen Kindern draußen, gottlob, gut! mehr als gut, aber gut sehen ist besser als gut hören."

Ueber Franzl kam's wie eine Offenbarung, der Schrank mit all dem Leinenzeug tanzte vor ihr, und die blauen und roten und grünen und gelben Bänder schmolzen in einen Regenbogen zusammen. „Frau Löwenwirtin, darf ich was sagen? Wenn's unverschämt ist, bitt' ich tausendmal um Verzeihung. O, lieber Gott, wo das ist, was muß da sonst noch sein! Wie wär's? Darf ich's sagen ... Wenn mein Lenz...?"

„Ich sag' nichts, ich bin die Mutter, und mein Kind ist so, daß man ihm nachfragen kann. Verstehst du? Ich mein' ... ich weiß nicht —"

„O, das ist genug, himmelgenug! O, lieber Gott! Ich flieg' heim, ich hab' ihn auf den Armen getragen, ich trag' ihn wieder, daher; aber er wird springen, über sieben Hecken, über alle Häuser. Frau Löwenwirtin, ich bin dumm, ganz einfältig, nehmt mir's nicht übel."

„Was? Du einfältig? Du kannst ja einem den hintersten Gedanken aus der Seele ziehen. Du kannst sieben Ratsherren in die Tasche stecken! Aber schau, Franzl, wir sind da ganz allein bei einander, zwei gute Freunde, vor Gott; ich hab' dir nichts gesagt, du hast das selber ausfindig gemacht. Mein Mann will natürlich höher hinaus. Ich will aber auch ein Kind im Ort haben, wenn's Gottes Wille ist. Ich sag' dir ehrlich, ich kann nicht falsch sein und nichts verleugnen, ich werfe deinen Antrag nicht weg."

„Das ist genug. Ich will zeigen, daß wir Knuslinger nicht umsonst den Namen haben!"

„Ja, wie willst du's denn nun machen?"

„Hoho!" rief Franzl sehr entschieden und that dabei sehr pfiffig. „Das wird schnell gehen. All sein Handwerkszeug reiß' ich ihm aus der Hand und jag' ihn fort. Noch heut muß er da sein. Stehet ihm aber auch bei, er ist unter Fremden ein bißle scheuch —"

Die Löwenwirtin beruhigte die entflammte Franzl, die bald aufstand, bald sich niedersetzte, bald die Hände zum Himmel erhob, bald sie still faltete. Sie empfahl ihr, ja ihre Klugheit zu beweisen und nichts zu verraten, daß die Mutter Anneles ihm hold sei. Sie gab ihr noch die weise Lehre, hauptsächlich auf die andern bös zu reden, das heißt, Lenz vor ihnen zu warnen und das Annele kaum zu erwähnen; „denn," schloß die Löwenwirtin, „so etwas muß man zimpfer anfassen, und

man sagt im Sprichwort: Man darf auf einen Blitz nicht mit Fingern deuten."

Franzl wollte immer gehen und ging doch nicht. Endlich hatte sie die Thür in der Hand, sie grüßte noch den großen Schrank, und ihr Blick sagte: du bist bald bei uns. Sie nickte zu jedem Stück Hausrat: das ist jetzt alles unser, und ich bin's, die's bringt. Und heimwärts ging's, als ob all das Weißzeug zu Segeln geworden wäre und sie im scharfen Herbstwinde den Berg hinauftrüge.

Annele sagte aber hinter dem Schenktisch zur Mutter: „Mutter, warum zeiselt ihr die alte dumme Kuh so ins Haus? Wenn ja etwas daraus wird, soll man der dann den Hof machen, und thut man's nicht, schreit sie über Undank. Und was pressiert es denn so?"

„Stell' dich nicht so, wie wenn du von nichts wüßtest. Es ist gut und nötig, daß du bald versorgt bist."

„Ich stell' mich nicht und weiß nichts. Ihr habt ja früher nichts vom Lenz wissen wollen; warum wollet Ihr jetzt?"

Die Mutter sah Annele groß an. Sollte die Schnabelschnelle wirklich nichts wissen? Sie sagte nur: „Jetzt ist's anders, jetzt ist der Lenz allein und hat ein volles Haus. Zu einer Schwiegermutter hätte ich dich nicht gegeben." Sie verließ die Stube und dachte: Thust du falsch gegen mich, thu' ich's auch gegen dich.

Auf der Morgenhalde ging Franzl immer umher und lächelte, und mit lächelndem Mund schimpfte sie auf alle Mädchen, auf des Doktors, auf des Vogtsbauern Kathrine; Annele erwähnte sie nicht, sprach aber geheimnisvoll von Weißzeugbergen und rechten Leuten. Lenz glaubte, daß die Alte in ihrer Einsamkeit verwirrt zu werden beginne; sie that aber ruhig ihre Arbeit und war lustiger als je, und ebenso in sich begnügt war er selbst bei der Arbeit und kam lange nicht ins Dorf.

Fünfzehntes Kapitel.

Junge Herzen nach einer Trauung.

Lenz saß zu Hause und arbeitete unablässig. Er hatte das Glück, daß sein kleineres, fast vollendetes Werk durch Vermittelung des Knuslinger Gewichtlesmanns verkauft war. Mit

wahrer Lust arbeitete er an der Vollendung und rüstete daneben zu dem neuen, das der Löwenwirt so viel als bestellt hatte; er war so glückselig in der Arbeit, daß er oftmals daran dachte: Du brauchst nicht zu heiraten, und du kannst nicht. Wo sollst du noch Gedanken hernehmen für Frau und Kind, wenn dir deine Kunst Kopf und Herz so voll einnimmt?

Pilgrim hatte seine alten Plane und Entwürfe zu neuen Uhrenmodellen wieder vorgenommen und arbeitete in den Abendstunden — er konnte keine Arbeitszeit darauf verwenden — unablässig daran. So sahen die Freunde einander seltener, und Lenz kam jetzt nicht zu den Uebungsabenden des Liederkranzes.

Die Hochzeit des Faller brachte Lenz doch wieder ins Dorf. Der gute Kamerad ließ nicht ab, bis der Gründer seines Glückes ihm willfahrte, trotz der Trauer mit ihm zur Kirche zu gehen.

Die Hochzeit war nur klein, ohne Gäste und ohne Musik, denn Faller erklärte: „Wenn ich einmal was übriges habe, lade ich mir Gäste ein, und Musik mache ich mir selber."

Lenz mußte im Hochzeithause viel Lob hören, was er da alles gethan, und die alte Fallerin sagte: „Wenn du, will's Gott, bald heiratest, trage ich auch die Kleider deiner Mutter in die Kirche. Ich schäme mich nicht, daß ich ihre Kleider trage; im Gegenteil, jeder sagt's, ich habe Ehre mit angethan."

„Und ich bin gut gebettet," sagte Faller, und seine starke Stimme klang fast komisch in der Rührung. „O Lenz, ich bete heute fast gar nicht für mich, ich bete für dich zu unserm Herrgott. Gott soll dich davor bewahren, aber ich wünsche mir doch, wenn du nur einmal in einer schweren Gefahr wärest, daß ich dich herausholen könnte. Ich möchte mich in der Kirche zur Gemeinde umwenden und rufen: Schaut, Gott hat mir geholfen, daß ich da stehe, aber er hat mir geholfen durch meinen Freund, und lieber Gott, segne du ihn dafür und seine Eltern im Himmel. Lenz, du mußt glücklich sein, denn du hast ein ganzes Haus glücklich gemacht."

Der starke, feste Faller konnte nicht weiter reden und zwirbelte seinen soldatischen Schnurrbart.

Lenz war im Hochzeithause fast mehr Gegenstand der Ehrenbezeigung, als das junge Ehepaar, und er war froh, als es endlich in die Kirche ging.

Der Liederkranz sang schön in der Kirche, man merkte aber doch, daß zwei Hauptstimmen fehlten, die des Faller und die des Lenz.

Das ganze Dorf, vor allem aber die Frauen und Mädchen, waren bei der Trauung; die Verheirateten hörten wieder einmal

gern die Eheermahnungen, und die Ledigen wollten einstweilen Fassung gewinnen, wie sie sich, hoffentlich bald, dabei benehmen werden. Die Frauen weinten, und die Mädchen schauten neugierig umher in der Kirche, und wenn Lenz aufgeschaut hätte, er hätte vielen Blicken begegnen können.

Nach der Trauung trennte sich Lenz von den Hochzeitleuten und ging allein heimwärts. Schon am Kirchhofszaun wurde er begrüßt, es war des Vogtsbauern Kathrine, die mit einem schönen Burschen — der Tracht nach ein Bauernsohn aus einem benachbarten Thale — dort stand; sie ward rot, als sie Lenz starr ansah und weiterging. Jetzt grüßte er zuvorkommend und lüpfte den Hut; die beiden ältesten Töchter des Doktors gingen des Weges, und sie hatten schöne Schnürstiefelchen an, die sie bei dem nassen Wetter nicht verbergen konnten.

„Wir haben gemeint, Sie seien verreist," sagte Bertha, die mutigere.

„Nein, ich bin immer daheim," erwiderte Lenz.

„Wir auch," setzte Bertha fort. Lenz schwieg.

„Sind Sie wieder an einer neuen großen Arbeit?" fragte Amanda.

„An neuer und an alter. Bei unsereinem hört die Arbeit nicht auf."

„Ist es nicht sehr anstrengend, so beständig?" fragte Amanda wieder.

„O nein, ich wüßte nicht, was ich sonst machen sollte."

„Ja, die Uhrmacher," neckte Bertha, „die sind wie die Uhren selber, immer aufgezogen."

„Und Sie sind so ein Schlüssel, der einen aufzieht," entgegnete Lenz rasch. Er hatte eigentlich etwas anderes sagen wollen, aber er fand es nicht.

„Das ist gut, Herr Lenz, daß Sie ihr heim bezahlen," schloß Amanda. „Hier scheidet unser Weg, hier müssen wir Adje sagen."

„Vielleicht geht der Herr Lenz noch mit," nahm Bertha auf, „vielleicht geht er zum Pilgrim?"

In Lenz pochte das Herz: er wollte ja sagen, er wollte sagen, er gehe zum Pilgrim, aber unwillkürlich, wie in Angst, wie zitternd sagte er: „Nein, ich gehe heim. Adje wohl."

„Adje!"

Lenz ging tief atmend den Berg hinan; er wollte umkehren, wer weiß, was wird! jetzt trifft er sie noch, jetzt sind sie am Löwen, jetzt an der Kirchhofsmauer . . . aber im Denken ging er immer weiter, und mit hochklopfendem Herzen kam er daheim

an, und es war ihm, als flüchtete er in sein Haus. Er flüchtete, aber vor was denn? Er weiß es selbst nicht. Nur unruhig war er heute, unruhig und unzufrieden wie noch nie.

Am Abend zog er sich frisch an und ging ins Dorf; er wollte zu Pilgrim oder auch zum Doktor, er hat ja schon lange gesagt, er solle einmal kommen. Pilgrim war nicht zu Hause, und am Hause des Doktors stand Lenz lange und wagte es nicht, die Klingel zu ziehen. Er ging mehrmals auf und ab, vielleicht kommt der Doktor, spricht ihn an und nimmt ihn mit, aber es kam niemand. Der Don Bastian ging vorüber. Lenz flüchtete wie ein Dieb, dem die Verfolger auf dem Fuße sind, ins Dorf hinein; da war's doch besser, und da stand ein Haus offen, das ist gut. Wir sind im Löwen, da ist man geborgen.

Lenz war froh, daß es doch noch einen ruhigen Platz auf der Welt gibt, Stühle, wo man sich setzen, Tische, worauf man etwas stellen kann, und da sind Menschen, denen nicht vor Unruhe das Herz klopft, daß die Brust zerspringen will, sie sind ruhig und gelassen, und da kommt der gelassenste und gleichmütigste von allen und grüßt wohlwollend.

Sechzehntes Kapitel.

Das Herz geht auf.

Der Löwenwirt setzte sich zu Lenz und war sehr väterlich: „Du hast das Geld für dein Musikwerk bekommen?“ fragte er beiläufig.

„Ja,“ antwortete Lenz.

„Du thust gescheit daran,“ begann der Löwenwirt wieder, „wenn du Aktien von der neuen Eisenbahnanleihe kaufst, die werden gut. Du hast doch das Geld noch bar?“

„Nein, ich hab' noch 800 Gulden gehabt, und da hab' ich meinem Nachbar, dem Vogtsbauer, in runder Summe 3000 Gulden geliehen. Er braucht's, um die Ablösungsgelder zu bezahlen.“

„So? Hast du eine Hypothek, und wie viel Zinsen bezahlt er?“

„Ich hab' eine bloße Handschrift, und er gibt fünf Prozent.“

„Der Vogtsbauer ist gut, und fünf Prozent ist auch gut! aber wie gesagt, wenn du einmal was machen willst, ich stehe dir gern mit Rat zu Diensten.“

„Ich bleib' gerne bei dem, was ich verstehe; natürlich Euch thät' ich blindlings folgen. Ich bin mit dem neuen Werk, das Ihr mir abkauft, schon weit, und ich glaub', es wird besser."

„Lenz, vergiß nicht, daß ich dir nichts Gewisses gesagt habe. Ein Ehrenmann geht nicht weiter . . ."

„Redet doch kein Wort, ich werde Euer Wort nie . . ."

„Wie gesagt, mit dem besten Freund muß man glatt und accurat sein. Da liegt ein accurater Mann, soll man mir einmal auf's Grab schreiben."

Lenz war überaus begeistert von dem festen, charaktervollen Manne. Der ist doch wie pures Gold.

Annele kam, sagte: „Mit Verlaub," und setzte sich auch mit an den Tisch zum Vater und zu Lenz. Es dauerte nicht lange, da erhob sich der Löwenwirt, und Lenz sagte: „Annele, du darfst stolz sein, so einen Vater zu haben. Das ist ein Mann! Es thut einem wohl, wenn man mit ihm redet. Gerad' weil er wenig redet, da ist jedes Wort — wie soll ich doch sagen? lauter Kern, lauter Mark."

„Ja," sagte Annele. „Es gibt nichts Besseres für ein Kind, als so von seinem Vater reden zu hören, und er verdient's auch. Freilich, brummig und überzwerch ist er auch, wie alle Männer."

„Alle Männer?" fragte Lenz.

„Ja, alle. Ich darf dir's ins Gesicht sagen, du bist doch einer der besten, aber du hast gewiß auch deine Launen. Man muß eben Geduld mit euch haben."

„Das ist brav, Annele. Siehst du, das freut mich am meisten; nicht, daß du mir solches Lob nachsagst — ich verdien's nicht —. Ich kann dir nicht sagen, wie oft ich auf mich selber bös bin. Ich verunschicke viel, und die Musik, die mir immer im Kopf herumgeht, macht, daß ich manches nur halb höre und halb thue; ich bin viel ungeschickter, als viele andere, und bin's doch nicht, und bin auch hitzig, und Dinge liegen schwer auf mir, die ein anderer auf die leichte Achsel nimmt. Weiß der Teufel, ich krieg' das nicht weg. Meine Mutter hat mir's tausendmal gesagt: Lenz, bei aller deiner Gutheit hat's eine doch manchmal nicht gut mit dir, wenn sie nicht gescheit ist und dich von Herzen gern hat. Und das ist es eben, siehst du, die rechte Geduld und die rechte Liebe, daß man weiß, jetzt ist er einmal ein Hitzenblitz, aber ich kenn' ihn doch und weiß, was an ihm ist. Laß mir deine Hand, Annele, warum ziehst du mir deine Hand weg?"

In der Hitze der Darlegung hatte Lenz die Hand der

Annele ergriffen, und er merkte es erst, als sie ihm dieselbe entzog.

Mit einem scheu verschämten Blicke, die Stricknadel an die Lippe drückend, sagte Annele: „Wir sind nicht allein in der Stube, es sind noch mehr Menschen da."

Plötzlich überlief es Lenz siedend heiß und eiskalt, und er sagte: „Nimm mir's nicht übel, ich bin nicht so, und du kennst mich ja, Annele. Ich hab' nicht aufdringlich sein wollen. Gelt, du bist mir nicht bös?"

„O, davon ist kein Red'. Bös? Bös? Wie kannst du nur so was sagen?"

„Aber gut?" fragte Lenz, und sein ganzes Gesicht leuchtete.

„Um Gottes willen," sagte Annele, sich an der Stuhllehne des Lenz anhaltend, „red' jetzt nichts mehr so. Wie kommst du denn dazu? Was ist denn das? Ich hab' gemeint, mit dir darf man reden wie mit einem Bruder, ich hab' leider Gottes keinen."

„Und ich hab' keine Schwester und gar niemand."

„Dich haben alle Menschen gern."

„Wenn ich aber einen brauch', hab' ich doch niemand."

Es trat eine lange Pause ein, und Annele fragte: „Weißt du auch schon, daß des Vogtsbauern Kathrine Braut wird mit einem vom Thal drüben, man heißt ihn den Holdersepp? Sie haben just vorhin den Verlobungswein holen lassen."

„So?" sagte Lenz, „ich hab' sie heute bei einem stehen sehen, wie ich aus der Kirche gegangen bin. Das gibt eine brave Bäuerin, ich wünsch' ihr Glück. Sag', Annele, bist du heut auch bei der Trauung in der Kirche gewesen?"

„Ja wohl, ich habe dich gesehen. An dem Faller verdienst du dir das Himmelreich."

„Das wäre leicht verdient. Der Pfarrer hat doch prächtig gepredigt! Da hat sich jedes was herausnehmen können, sei es ledig oder verheiratet. Das heilige Wort hat's doch gerade wie die Musik. Hunderte und Hunderte, die es hören, es nimmt keiner dem andern dadurch etwas, jeder hat's ganz für sich."

„Und ich kann dir sagen, ich höre dir fast noch lieber zu wie dem Pfarrer; bei dir kommt alles so aus einem klaren Grund, ich kann's gar nicht sagen, wie ich's meine. Ich denke manchmal, es ist schade, daß du nur Uhrmacher bist."

„Nur Uhrmacher? Ich bin's ganz gern, das ist was Schönes; da drüber könnte ich predigen. Die ganze Welt ist ein Uhrwerk, von Ewigkeit zu Ewigkeit von Gott aufgezogen, da laufen die Sterne umeinander, und einer dreht sich durch den andern.

Der Pilgrim hat einmal gesagt, im Paradies hat's keine Uhr gegeben; freilich nicht, aber von der Stunde an, wo die Menschen haben arbeiten müssen, haben sie sich die Zeit einteilen müssen und denk' dir einmal, daß wir keine Stunde mehr wüßten, wir wären wie die Kinder und wie die Verrückten."

„Du kannst einem alles gut auslegen, daran hab' ich jetzt noch nie gedacht."

Diese Zwischenrede machte den Lenz neu beredt.

„Ich halte an der Uhrmacherei fest, und wenn's nicht anders geht, mache ich auch Jockelesuhren; das ist ein sicheres Brot, da gehe ich nicht davon ab. Ich verdiene freilich bei den Musikwerken viel mehr, aber der Sache ist nicht zu trauen, da kann man nichts machen, was nicht bestellt ist, und da säße man auf einmal da und hätte nichts, und Liebhaber von Musikwerken gibt's nicht alle Tage. Und mein höchstes Glück wäre, wenn ich noch die Einung zustande bringen könnte, daß alle Uhrmacher sich zusammenthun und jeder seinen Vorteil davon hat. Wenn ich das zuweg bringen könnte, ich wollte versprechen, sieben Jahre lang und, wenn's sein muß, mein ganzes Leben lang nichts als Normaluhren zu machen."

„Du meinst es gut," entgegnete Annele, „aber die Musikwerke, die sind doch dein Eigentliches."

„Ja, wenn ich von den Uhren wieder zum Musikwerk komme, da bin ich so glückseliglich, so ..."

„Da gebt dein Herz zum Tanz, da hast du Kirchweih in dir."

„O, Annele, was bist du gescheit und lieb! Wenn ich nur wüßte —"

„Was? Was denn?"

Es lag ein warmer, schmelzender Ton in diesem einfachen: Was denn? Glühenden Antlitzes stotterte Lenz: „Ich kann's nicht sagen. Wenn du's nicht weißt, kann ich's nicht sagen. Ich bin ... Schau, Annele ..."

„Kinder, die ganze Stube guckt auf euch, was machet ihr denn da?" sagte plötzlich die herzutretende Löwenwirtin. „Lenz, wenn du so ins Annele hineinzureden hast, ich vertraue dir, du bist brav, ich stelle Licht ins Stüble, da könnt ihr miteinander reden."

„O Mutter, nein," rief Annele zitternd, aber die Löwenwirtin entfernte sich rasch, Annele flog ihr nach. Lenz saß still, die ganze Stube ging mit ihm herum. Endlich stand er auf, schlich hinaus, das Stüble war offen; er war mit Annele allein. Sie verhüllte ihr Gesicht.

„Sieh mich an," bat er, „so, so. Jetzt darf ich dir doch

was sagen? Schau, Annele, ich bin ein einfältiger Mensch, ein ganz einfältiger, aber" — er klopfte mit der Hand aufs Herz, er konnte fast nicht weiter reden — „wenn du glaubst, daß ich's wert bin, du thätest mich glücklich machen."

„Du bist mehr wert als die ganze Welt, du bist zu gut, du weißt gar nicht, wie schlecht die Welt ist."

„Die Welt ist nicht schlecht, du bist ja auch drin. Jetzt sag', ist dir's recht, ist dir's rechtschaffen recht? Willst du mir beistehen und mir helfen gut und fleißig sein, und willst du meine Mutter und meine Frau und mein alles sein? Sag' ja, und ich will dir mein Leben lang die Hände unter die Füße legen."

„Ja, tausend- und tausendmal ja!"

Sie sank in seine Arme, und er hielt sie fest.

„Mutter! o liebe Mutter!" rief Lenz; die Löwenwirtin kam herbei. „Und, o Löwenwirtin, verzeiht," sagte er plötzlich.

„Von mir hast du nur Gutes zu erwarten," sagte die Löwenwirtin. „Kinder, jetzt bitt' ich aber um eins. Das Annele kann dir's sagen, wer's gewesen ist, der immer so gut von dir geredet und immer gesagt hat: ‚Dem Lenz muß es noch gut gehen, der Segen seiner Mutter ruht auf ihm.' — Aber ich bitt' euch, haltet euch ruhig. Du kennst meinen Mann nicht. Jedes Kind ist ihm ans Herz gewachsen, und er ist allemal bös, wenn ihm jemand eins wegnimmt. Gottlob, wenn's Gottes Wille ist, behalten wir jetzt doch auch ein Kind im Ort, und sie werden nicht alle so verfrembet." Die Löwenwirtin weinte bei diesen letzten Worten bitterlich, fuhr aber, nachdem sie sich sehr stark geschneuzt hatte, fort: „Der Vater darf jetzt noch nichts merken. Kinder, laßt mich ihm das zuerst beibringen, und ich will dir's schon zu wissen thun, wann du ordnungsmäßig bei ihm anhalten sollst; komm bis dahin nicht mehr ins Haus, es geht nicht; und wenn du bei ihm anhältst, bring auch deinen Ohm mit, das gehört sich, du mußt ihm die Ehre anthun, Vaterstelle zu vertreten. Meine Kinder sind bis jetzt immer noch in große Familien gekommen. Wir sind gewohnt, daß es bei uns hergeht wie bei Ehrenleuten. Lenz, Gott hat mir keinen Sohn gegeben, aber ich will dir's nur ehrlich sagen, das freut mich, daß du mein Sohn werden sollst. Ich hab' meine anderen Schwiegersöhne gewiß lieb, aber sie sind mir zu vornehm und zu hochdeutsch. Jetzt geh, Lenz; er kann ja jede Minute da hereinkommen, und wer weiß, was dann wird! Nein, halt, da nimm noch das; gib ihm das, Annele." Sie öffnete beide Doppelthüren des großen Schrankes und gab Annele eine Gold-

münze mit den Worten: „Schau, die hat dir dein Pate, unser seliger Pfarrer, als Einbund in die Wiege gelegt, so, die ist paßlich, es ist eine alte Denkmünze. Aber nein, du mußt ihr zuerst eine Trau geben.“

„Ich habe nichts, ja wohl, doch. Da, Annele, da hast du meine Uhr, die hat mein seliger Vater selber gemacht in der Schweiz und hat sie meiner Mutter gegeben. Und zur Hochzeit, will's Gott, gebe ich dir auch was von meiner Mutter, was dich freuen wird. Da, nimm die Uhr. Horch, wie sie pickt! Die hat an meinem Herzen gelegen! ich wollte, ich könnte auch mein Herz so herausnehmen und in deine getreue Hand legen.“

Sie tauschten gegenseitig die Trau aus; die Löwenwirtin, die doch auch etwas sagen mußte, erklärte: „Ja, ein Herz und eine Uhr, die sind gleich, und die Liebe ist der Uhrschlüssel.“ Sie lächelte über ihre eigene Gescheitheit, da es niemand anderes that. Sie kramte im Schranke und sagte: „Schau, das war das erste Kleidchen, das mein Annele getragen hat, und das sind ihre Jahresschuhe.“ Lenz betrachtete mit Entzücken diese Zeichen aus der Kindheit und bat: „Schenkt mir das.“ Es wurde ihm willfahrt, und die Löwenwirtin begann wieder: „Aber jetzt mußt du gehen, Lenz, ich kann dir's nicht ersparen. Geh da durch die Küche. So, da hast du meine Hand. Gute Nacht, Lenz!“

„Darf mich das Annele nicht ein bißchen begleiten?“

„Nein, das kann ich nicht erlauben, du wirst mir's nicht übelnehmen; ich bin einmal so, ich bin ein bißle streng; ich habe drei Töchter groß gezogen, und es soll einmal eines kommen und ihnen was nachsagen — das ist mein Stolz. Ihr könnt Euch, wenn's Gottes Wille ist, mit Ehren und mit Wissen der Eltern noch genug haben.“

„Gut Nacht, Lenz!“

„Gut Nacht, Annele!“

„Nochmals gut Nacht!“

„Gut Nacht, herztausiger Schatz!“

„Gut Nacht, lieber Lenz! Schlaf wohl!“

„Und du auch, tausendmal.“

„Jetzt ist's genug,“ schalt die Löwenwirtin lachend.

Lenz stand auf der Straße, die ganze Welt ging mit ihm herum, die Sterne am Himmel tanzten. Das Annele, des Löwenwirts Annele ist dein! Er eilte heimwärts, er muß es der Franzl sagen, die hat ja auch das Annele so gelobt. O Gott, wie wird die sich freuen! Wenn du's nur gleich aus=

rufen dürftest von Haus zu Haus ... Aber als er fast schon oben vor seinem Hause stand, hielt er ein: nein, der Franzl darfst du's nicht sagen; erst wenn's sicher ist, sonst bleibt's nicht geheim. Aber du mußt's doch einem Menschen sagen. Er kehrte wieder um, stand lange vor dem Löwenwirtshaus: jetzt mußt du noch fremd dastehen, morgen bist du hier daheim. Endlich riß er sich los und ging hinaus zu Pilgrim.

Siebzehntes Kapitel.

Freundeseinspruch.

„Gottlob, er ist daheim! Es ist Licht in seinem Zimmer, und er spielt Guitarre. O, du guter Pilgrim! O, du guter Pilgrim! Gott, erhalte mich nur gesund und laß mich nicht sterben vor Freude! O, wenn nur meine gute Mutter das noch erlebt hätte!"

Pilgrim spielte und sang laut. Er hörte den die Treppe Heraufkommenden nicht. Lenz öffnete die Thür und rief, die Arme ausbreitend: „Jauchze laut auf, Herzbruder! Ich bin glücklich!"

„Was ist?"

„Ich bin verlobt!"

„So? Mit wem?"

„Wie kannst du fragen?! Mit ihr, mit der besten Seele. Und so gescheit und klug wie der Tag. O, Annele!"

„Was? Annele? Das Löwen-Annele?"

„So? Du wunderst dich auch, daß sie mich nimmt! Ich weiß, ich bin's nicht wert, aber ich will's verdienen, Gott ist mein Zeuge, ich will's verdienen, ich will ihr die Hände unter die Füße legen, und sie soll ..."

Lenz sah jetzt das Bild seiner Mutter und rief: „Gute Mutter! Herzliebe Mutter! Freue dich im siebenten Himmel, dein Sohn ist glückselig!"

Er konnte vor Weinen nicht weiter reden und sank in die Knie. Pilgrim ging auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Verzeih mir, lieber Pilgrim, verzeih mir!" bat Lenz aufstehend. „Ich möchte die ganze Welt um Verzeihung bitten. Ich hab' mir's fest vorgenommen, ich will jetzt ein starker, fester Mann sein! Ich krieg' jetzt eine Frau, die's verdient, daß sie einen starken Mann hat. Aber heute, heute noch übermannt mich's. Unterwegs habe ich mir immer nur gewünscht: Wenn

nur jetzt jemand käm' und mir was Schweres auferlegte, ich weiß nicht was, aber etwas, etwas, wozu man sein ganzes Herz hergeben muß und was ganz schwer ist, ich will's thun. Ich will's verdienen, daß mir Gott das Glück geschenkt hat."

„Ruhig, sei doch ruhig! Es haben andere Männlein auch schon Weiblein bekommen, und man braucht da nicht die Welt um und um zu reißen dafür."

„O, wenn meine Mutter nur das noch erlebt hätte!"

„Wenn deine Mutter noch lebte, nähm' dich das Annele nicht, der bist du erst gut ohne Anhang, ohne Mutter."

„Sag' das nicht. Wie ehrt sie meine Mutter!"

„Das hat sie jetzt leicht, weil sie nicht mehr auf der Welt ist. Und ich sag' dir, du bist für das Annele erst auf der Welt, seitdem du keine Mutter mehr hast."

„Und du hast mir noch nicht einmal Glück gewünscht."

„Ich wünsch' dir Glück! Ich wünsch' dir Glück!"

„Warum sagst du das zweimal? Warum zweimal?"

„Es ist mir nur so herausgefahren."

„Nein, du hast was dabei."

„Ja, das ist wahr. Ich will dir's morgen sagen, nicht heute."

„Warum morgen? Nein, jetzt, du darfst mir nichts verschweigen."

„Denk', du bist jetzt berauscht, wie kann man da nüchtern mit dir reden?"

„Ich bin nicht berauscht, ich bin ganz nüchtern."

„Nun gut, so sag' mir, wie ist denn das so schnell gekommen?"

„Ich weiß selbst nicht, es ist wie vom Himmel herunter auf mich gekommen, und jetzt ist mir's deutlich, daß ich schon lange nichts anderes gedacht habe."

„Ich hab's auch geglaubt, aber ich hab' auch geglaubt, du thust nichts ohne mich."

„Nein, das thu ich auch nicht, du gehst morgen mit mir als Brautwerber. Ich muß beim Vater noch um sie anhalten."

„So? Das ist mir lieb, dann hoff' ich, wird nichts aus der Sache."

„Was! du willst mich verrückt machen?"

„Ist nicht nötig. — Lenz, jetzt ist sie noch nicht deine Braut, jetzt ist sie noch nicht deine Frau, jetzt darf ich noch frei reden. Lenz, es ist ein Unrecht, wenn du jetzt noch zurücktrittst, aber es ist nur ein Unrecht; und wenn du Annele heiratest, thust du tausendmal unrecht, dein Leben lang. Lenz, das ist keine Frau für dich, die am allerwenigsten."

„Du kennst sie nicht. Ihr foppt immer einander. Ich

hab' sie aber kennen gelernt, so aus der Seele heraus. So grundgut und so grundgescheit."

„Ich kenne sie nicht? sagst du! Und hab' doch einen Scheffel Salz mit den Leuten gegessen. Ich will dir sagen, was an denen allen ist. Das Annele und die Mutter sind sich eigentlich gleich, und eben deswegen können sie einander nicht leiden, wenn sie vor der Welt auch noch so schön miteinander thun. Alles, was sie reden, ist nichts als Schwätzmusik. Man ißt und trinkt besser, wenn man dabei Tafelmusik macht. Es kommt ihnen gar nichts aus der Seele, sie sind gemütlos. Ich hätte nie geglaubt, daß es solche Menschen gibt, aber es ist so; sie reden dir von Güte, von Liebe, von Mitleid, ja, wenn's dazu kommt, auch von Religion, sogar von Vaterland, und alles das sind bloße Worte, sie denken nichts dabei, wollen nichts davon und glauben fest, alle Menschen haben's so ausgemacht, solche Worte miteinander auszuwechseln, aber was an der Sache ist, da will niemand was davon. Das Annele hat nicht einen Funken Herz, und ich bleibe dabei: wer kein Herz hat, hat auch keinen Verstand; er versteht nie, wie es einem andern zu Mute ist, und weiß nicht einzuteilen und nachzugeben. Das Annele kann, wie seine Mutter, andern abhorchen, was sie sagen, und das sagt's dann geschickt nach, und eine besondere Kunst versteht es darin, es kann einen tadeln, ja sogar auszanken, aber in einer Art, daß man nicht klug daraus wird, ist das eine Liebes- oder eine Kriegserklärung. Vater, Mutter und Tochter machen miteinander gute Schwätzmusik: das Annele spielt die erste Geige, die Alte die zweite, und der Löwenwirt den Brummbaß. Das muß ich sagen, er ist der einzige Ehrliche im Haus. Es ist und bleibt wahr, nur die weiblichen Bienen können stechen, und wie! Der Löwenwirt spricht von jedem nur Gutes und kann's nicht leiden, daß die Weibsleute ein anderes ausmachen. Denn das ist ihnen ein besonders gutes Gericht, wenn sie den guten Namen von einem Mädchen oder einer Frau ins Haus metzgen können. Die Frau thut's noch mit einem gewissen scheinheiligen Mitleid, das Annele aber spielt gern mit der Welt, wie die Katze mit der Maus. Und das Ende vom Lied soll immer sein: Du bist die Schönste, die Gesündeste und die Gescheiteste und — wenn das ein Lob ist — auch die Bravste. Ich habe mich lang in der Welt besonnen, worin die eigentliche tiefste Roheit besteht, und die ist gerade oft recht manierlich. Die eigentliche Roheit ist — die Schadenfreude. O Lenz, du kennst die Tonart nicht, da hilft dir alle deine Musik nichts, du kennst die Tonart nicht, auf die dieses Haus gestimmt ist. Da

ist nichts als Spott und Lüge. Diese Menschen werden dich und was du willst und was dir Freude macht, nie verstehen. Ich sag's auch. Nur wer aus der Wahrheit ist, kann die Wahrheit fassen und lieben. Du wirst da ewig fremd sein."

„Pilgrim, was bist du für ein Mensch! Bei den Leuten, von denen du so redest, gehst du jetzt acht Jahre täglich aus und ein, issest mit ihnen am selben Tisch und bist heiter und gut mit ihnen. Was soll ich von dir denken?"

„Daß ich ins Wirtshaus gehe und esse und trinke und bar bezahle. Ich zahle täglich und bin täglich mit ihnen fertig."

„Ich versteh' das nicht, wie man so sein kann."

„Glaub' dir's. Hab's auch schwer bezahlen müssen; wäre mir auch lieber, ich könnte so sein wie du. Es macht nicht froh, die Menschen zu kennen, wie sie sind. Heißt das, es gibt noch immer einige ..."

„Und du meinst, einer von den guten bist du?"

„Ich halte mich nicht ganz dafür. Hab' mir's aber gedacht, daß du gegen mich losfahren wirst. Ich muß es tragen. Schimpf' auf mich, mach' mit mir, was du willst, hack' mir da die Hand ab, ich will betteln gehen und will dabei wissen, ich hab' einen Menschen gerettet, wie du. Laß vom Annele! Ich bitt' dich! Du hast beim Löwenwirt noch nicht angehalten, du hast noch keine Verpflichtung."

„Das sind deine weltklugen Hinterthüren. Ich bin nicht so gescheit wie du, ich war nicht in der Fremde, wie du, aber ich weiß, was recht ist. Ich hab' mich mit dem Annele verlobt vor ihrer Mutter, und ich halte mein Wort. Gott gebe nur, daß ich's vom Vater auch kriege. Und jetzt sag' ich dir zum letztenmale: Ich hab' dich nicht um Rat gefragt, und ich weiß selber, was ich thue."

„In Gottes Namen, es soll mich freuen, wenn ich im Irrtum gewesen bin. Nein! Schau, Lenz, um Gottes willen, laß dich anrufen, es ist noch Zeit. Du kannst nicht sagen, daß ich dir je abgeraten habe, zu heiraten."

„Nein."

„Du bist der geborene Ehemann, aber ich bin ein Narr gewesen, daß ich dir's nicht stärker gesagt habe; von des Doktors Töchtern mußt du eine heiraten."

„Und du meinst, ich wäre hingegangen und hätte gesagt: einen schönen Gruß von meinem Vormund, dem Pilgrim, er läßt euch sagen, es soll mich eine von euch heiraten, und die Amanda besonders. Nein, die sind mir zu vornehm."

„Freilich, die sind vornehm, und das Annele thut nur

vornehm. Weil du zu des Doktors Töchtern Sie sagst, hast du nicht gewußt, wie du zum Du kommen sollst. Beim Annele ist dir's leichter geworden. Du hast in den Löwen gehen können, und es hat dich niemand gefragt: Warum kommst du daher? O, ich sehe alles vor mir. Das Annele hat mit dir über deine Trauer geschwatzt, es kann über alles schwatzen, und das hat dir das Herz weich gemacht. Das Annele hat eine Ledertasche in jedem Rock, und sein Herz ist auch nichts als eine Ledertasche, und da wie dort hat es immer klein Geld und kann jedem Gast wechseln und herausgeben."

„Pilgrim, du versündigst dich, du versündigst dich schwer!" sagte Lenz, seine Lippe bebte vor Zorn und Wehmut, und er erzählte, um Pilgrim zu zeigen, wie innig und herzgetreu Annele war, was sie ihm nach dem Tode der Mutter, was sie ihm nach dem Abgang des großen Werkes gesagt; er hatte jedes Wort behalten wie eine Offenbarung.

„Meine Groschen! Meine Pfennige!" schrie Pilgrim darauf. „Meine armen Groschen! Sie hat einen Bettelmann ausgeraubt, da hat man Pfennige. O, ich einfältiger, verdammter Narr! Alles, was sie da gesagt hat, ja, jedes Wort hat sie von mir aufgeschnappt. Sie hat Redensarten an sich wie Pfropfenzieher, sie kann alles herauskriegen. Ich bin so einfältig gewesen und habe ihr damals und damals das gesagt. Geschieht mir recht! Habe ich aber ahnen können, daß sie dich mit meinen Worten fangen wird? O meine Bettelgroschen!"

Die beiden Freunde saßen lange still; Pilgrim biß sich die Lippen wund, und Lenz schüttelte den Kopf ungläubig; da fuhr Pilgrim wieder auf: „Und weißt du, warum das Annele dich hauptsächlich nimmt? Nicht wegen deiner langen Gestalt, nicht wegen deinem guten Herz, auch nicht wegen deinem Vermögen! Nein, das ist alles Nebensache. Es freut sich hauptsächlich, daß dich des Doktors Tochter nicht kriegt. Etsch! Gelt, du kriegst ihn nicht; aber ich! Glaub' mir, das Annele ist ein Wesen, das du gar nicht beurteilen kannst; du glaubst nicht, daß es Menschen gibt, die keine Freude, kein Glück kennen, als wenn sie darin einem andern wehe thun oder über ein anderes bös werden können und sich ausdenken, wie ein anderes sich darüber ärgert, weil sie so schön, so reich, so lustig sind. Ich hab's auch nicht geglaubt, daß es solche Menschen gibt, bis ich das Annele kennen gelernt hab'. Bruder, lern' du es nicht weiter kennen, es ist dein Unglück! Was siehst mich so an und bist so stumm? Fahr los, thu, was du willst, thu mit mir, was du willst, nur laß vom Annele, das ist Gift! Ich bitt' dich, laß vom

Annele. Und ja, die Hauptsache habe ich vergessen, denk' daran, Gott gebe nur, daß du nicht zu spät daran denkst, ich will kein böser Prophet sein — denk' daran, das Annele kann nicht alt werden."

„Ha, ha! Jetzt soll sie auch noch krank sein, und sie ist kerngesund. Sie hat ja ein Gesicht wie Milch und Blut."

„Ich mein's ja nicht so, ich mein's ja ganz anders. Schau deine Mutter; hat's eine Frau gegeben, bei der es einem wohler gewesen ist? Und warum? Weil ihr das gute Herz aus dem Gesicht gesehen hat, die Freundlichkeit für alle Menschen, die Freude und die Sorge, daß es ihnen gut geht; das macht ein altes Gesicht schön, das macht einen fromm, wenn man da hineinsieht. Und das Annele? Wenn es seine Haare nicht mehr in eine Krone flechten kann, wenn es keine roten Backen mehr hat, wenn es beim Lachen nicht mehr seine weißen Zähne zeigen kann, was bleibt? Es hat nichts zum Altwerden, es hat keine Seele im Leib, es hat nur Redensarten, es hat kein gutes Herz, es hat keinen braven Verstand, es kann nur spötteln; wenn es alt wird, da ist es nichts als des Teufels Großmutter!"

Lenz preßte die Lippen scharf zwischen die Zähne, endlich sagte er: „Jetzt ist's genug, übergenug! Kein Wort mehr! Aber eins kann ich von dir verlangen, so darfst du nur zu mir reden, und auch zu mir heut so zum letztenmale und zu niemand anders, zu niemand! Ich hab' mein Annele lieb und ... und ... dich auch; kannst machen, was du willst, in deiner Eifersucht. Ich verlange nicht mehr, daß du mit mir zur Brautwerbung gehst. Nur die vier Wände hier haben das von dir gehört. Gut Nacht, Pilgrim!"

„Gut Nacht, Lenz!"

Achtzehntes Kapitel.

Heimlich stille Liebe, Versprach ohne Anhang und Einungskampf.

Als Lenz weggegangen war, saß Pilgrim lange allein, starrte in das Licht und zwirbelte heftig an seinem rötlichen Kinnbart. Er war ärgerlich, er hatte zwar alles gesagt, aber er hatte zu viel gesagt und seinen Zweck verfehlt; zurücknehmen konnte er nichts, es war ihm ja alles wahr, aber was half's? Er ging unruhig in seinem Zimmer umher, dann saß er wieder

still und starrte in das Licht. Wie ist doch das Leben so seltsam! Wie weniger Menschen Schicksal kommt zu seinem geraden Ziele! Man will's nicht glauben, solang man jung ist; man schilt die Alten griesgrämig, und am Ende wird man selber so und findet sich in die Flickschneiderei. Nein, lustig ist's. Man muß nur nicht alles haben wollen.

Ein tief verborgenes Leben zog an Pilgrim vorüber. Es war vor zehn Jahren, als er mit dem Mute, die ganze Welt zu erobern, in die Fremde zog, und ein stilles Glück beseelte ihn. Er hatte nicht Wort, nicht Zeichen gegeben und erhalten, und doch war's sicher in ihm. Er liebte die schöne, schlanke Tochter des Doktors, Amanda, und sie, sie hatte sich zu ihm geneigt wie eine Prinzessin, wie eine Göttin, ja, sie hatte sich zu ihm geneigt; er half ihr in Feierstunden die Stäbe zu den fremden Pflanzen einsetzen, darauf er selbst aus einem Buche die Namen gar zierlich abgeschrieben hatte. Sie behandelte den armen, verlassenen Knaben wie ein milder Geist, und selbst, als er zum Jüngling heranwuchs, durfte er ihr noch manchmal beistehen; sie war immer gleich liebreich und jeder Blick wie gesegnet. Als er allein in die Fremde zog und noch einmal an dem Garten vorüberkam, da reichte sie ihm über den Gartenzaun nochmals die Hand und sagte: „Ich habe ein ganzes Stammbuch von dir; die Täfelchen, worauf du die fremden Namen geschrieben. Wenn du jetzt draußen in der Welt die fremden Pflanzen findest, da wo sie daheim sind, wirst du auch manchmal an unseren Garten gedenken und an das Haus, wo dir alle Menschen gut sind. Leb' wohl und komm auch wieder!"

„Leb' wohl und komm' auch wieder!" Das war ein Wort, das den Wandersmann über Berg und Thal, über Meere und durch fremde Länder begleitete, und manches Echo hat den Namen Amanda, der sich unwillkürlich jubelnd in die Welt hineinrief, zurückgegeben.

Pilgrim wollte reich werden, ein großer Künstler werden und sich Amanda erwerben. Er kam arm und zerfetzt wieder heim. Als viele ihn mit wohlfeilem Spott empfingen, sagte Amanda — sie war größer und stärker geworden, und ihr braunes Auge leuchtete —: „Pilgrim, seien Sie froh, daß Sie wenigstens gesund sind, und erhalten Sie sich Ihren heiteren Mut."

Und er bewahrte sich seinen frohen Mut. Er gewöhnte sich daran, sie zu lieben, wie drüben die schöne Linde in Nachbars Garten, wie die Sterne am Himmel. Niemand hörte je ein Wort, sah je ein Zeichen seiner Liebe, selbst Amanda nicht. Und wie die Sage von Edelsteinen erzählt, die in der Nacht

leuchten gleich der Sonne, so durchleuchtete die innige Neigung zu Amanda das Leben Pilgrims. Er sah sie oft wochenlang nicht, und wenn er sie sah, blieb sein Benehmen so ruhig, als wenn ihm ein Fremdes begegnete. Nur der Gedanke beschäftigte ihn oft, wer sie heimführen werde. Er wollte aus der Welt gehen, ohne daß sie je ahnte, was sie ihm war, aber sie sollte glücklich sein. Lenz war der einzige, der sie heimführen sollte, ihm gönnte er sie, sie waren einander wert, und er wollte ihre Kinder auf den Armen wiegen und sie erlustigen mit dem ganzen Vorrat seiner Lieder und Scherze. Jetzt war auch das anders geworden, und Lenz stand dazu noch an einem Abgrund, das glaubte Pilgrim fest.

So starrte er lang in das Licht und schüttelte bisweilen den Kopf, bis er das Licht löschte und sich sagte: „Ich habe mir selber nicht helfen können, ich kann auch anderen nicht helfen."

Unterdes war Lenz heimwärts gegangen. Er ging langsam. Er war so müde, daß er sich auf einen Steinhaufen am Wege setzen mußte. Als er ans Löwenwirtshaus kam, war alles dunkel, kein Stern blinkte mehr, der Himmel hatte sich mit Wolken überzogen. Lenz war stehen geblieben, und es war ihm, als müßte das ganze Wirtshaus auf ihn niederstürzen.

Er ging heim. Franzl schlief schon. Er weckte sie, er mußte einen Menschen haben, der sich mit ihm freute; Pilgrim hatte ihm alles wie mit Asche bestreut.

Franzl war glückselig über die Nachricht, die sie erhielt, und Lenz lächelte, da Franzl zum Beweis, daß sie auch wisse, was Liebe sei, ja, nur zu gut, zum hundertstenmale ihre „gefehlte Liebe", wie sie es beständig nannte, erzählte. Sie begann stets mit Weinen und hörte mit Zanken auf, und sie hatte zu beidem recht.

„Wie schön war's damals daheim, drüben im Thal! Er war der Nachbarssohn und brav und fleißig und schön, so schön gibt's keinen mehr; das soll mir niemand übelnehmen, aber es ist so. Aber er — ich will seinen Namen nur nennen, es weiß doch jedermann, daß er Anton Striegler geheißen hat — er hat hoch hinaus gewollt und ist auch in die Fremde auf die Handelschaft, und dort am Bach hat er noch zum Abschied gesagt: Franzl, hat er gesagt, so lang der Bach da fließt, bin ich dir getreu im Herzen, und bleib du es auch. Er hat schön reden und auch im Schreiben die Worte schön setzen können, ja, so sind die falschen Menschen, ich hätt's nie geglaubt. — Durch vier Jahre lang habe ich siebzehn Briefe von ihm bekommen, aus Frankreich, aus England und aus Spanien. Der Brief aus England hat allemal einen Kronenthaler gekostet, denn

der Napoleon hat damals keinen Kaffee und keinen Brief zu uns hereinlassen wollen, und da ist der Brief wie unser Pfarrer gesagt hat, über Konstantinopel und durch Oesterreich hierher und hat allemal einen ganzen Kronenthaler gekostet. Nachher nichts mehr, ist lang keiner mehr gekommen. Vierzehn Jahre hab' ich gewartet, da höre ich, daß er sich in Spanien mit einer Schwarzen verheiratet hat. Ich habe nichts mehr wissen wollen von dem schlechten Menschen, schlechter gibt es doch keinen, und da habe ich die schönen Briefe, die Lügenbriefe, die er mir geschrieben hat, verbrannt; die Liebe ist in Rauch aufgegangen zum Schornstein hinaus."

Mit diesen feststehenden Worten schloß Franzl immer. Heute hatte sie einen guten Zuhörer gehabt, den besten, er hatte nur den einzigen Fehler, daß er eigentlich gar nicht hörte, was sie sagte; er starrte sie nur immer an und dachte an Annele. Jetzt kam Franzl aus Dankbarkeit auch auf diese zu reden. „Ja, ich will's dem Annele sagen, wie du bist, ich kenne dich ja am besten. Du hast dein Leben lang kein Kind beleidigt, und wie gut bist du immer gegen mich gewesen! Mach' nur kein so finsteres Gesicht. Sei lustig! Ich weiß wohl, ach Gott, ich weiß ja, wenn man ein so großes Glück erfährt, meint man, man müsse darunter zusammenbrechen. Gottlob, ihr habt's gut, ihr bleibt ruhig bei einander daheim und könnt euch jeden Tag, den Gott gibt, guten Morgen und gute Nacht sagen. Jetzt sag' ich auch gut Nacht! Es ist spät."

Mitternacht war vorüber, als Lenz endlich die Ruhe suchte, und mit einem „Gut Nacht, Annele! Gut Nacht, du gutes Herz!" schlief er ein.

Am Morgen war's ihm seltsam zu Mute. Er erinnerte sich, daß er geträumt hatte: er stand hoch oben auf dem Bergeskamm hinter seinem Hause dort auf hohem Felsen, und er hatte immer einen Fuß gehoben und wollte hinaussteigen in die Luft — — — —

Das fehlte noch, daß ich mich noch von Träumen ängstigen lasse, sagte er und wischte den Traum von der Seele weg und betrachtete die Denkmünze. Noch mehr aber erlustigte er sich an den kleinen Schuhen und an dem ersten Kleidchen Anneles, bis er diese Heiligtümer zu der Hinterlassenschaft seiner Mutter einschloß.

Es kam ein Bote von der Löwenwirtin: Lenz solle um elf Uhr kommen. Lenz zog sich sonntäglich an und eilte zum Ohm Petrowitsch.

Nachdem er mehreremale an der Klingel gezogen und end-

lich eingelassen wurde, kam ihm der Ohm etwas unwirsch entgegen: „Was gibt's denn schon so früh?"

„Ohm, Ihr seid meines Vaters Bruder —"

„Ja, und wie ich in die Fremde gegangen bin, habe ich deinem Vater alles gelassen. Alles, was ich habe, habe ich mir selber erworben."

„Ich will kein Geld von Euch, Ihr sollt nur Vaterstelle bei mir vertreten."

„Was? Wie?"

„Ohm, des Löwenwirts Annele und ich, wir haben einander gern, rechtschaffen gern, und die Mutter des Annele weiß es und hat eingewilligt, und jetzt in dieser Stunde soll ich beim Vater anhalten, wie's der Brauch ist, und da sollt Ihr mit mir gehen, weil Ihr meines Vaters Bruder seid."

„So?" sagte Petrowitsch, nachdem er ein Stück weißen Zucker in den Mund gesteckt, die teppichbelegte Stube auf- und abgehend.

„So?" sagte er bei der Wendung noch einmal. „Eine alerte Frau kriegst du, und ich muß sagen, du hast Courage. Ich hätte dir's nicht zugetraut, daß du die Courage hättest, solch eine Frau zu nehmen."

„Warum Courage? Was ist denn dabei?"

„Nichts Schlechtes, aber ich hätt's nur nicht geglaubt, daß du so hoffärtig bist, so eine Frau zu nehmen."

„Hoffärtig? Was ist da für Hoffart dabei?"

Petrowitsch lächelte und gab keine Antwort. Lenz fuhr fort: „Ohm, Ihr kennt sie ja, sie ist ordentlich und genügsam und kommt aus einem braven Haus."

„Ich mein's nicht so. Es ist Hoffart von dir, daß du dir einbildest, einem Mädchen, das in einem Wirtshaus zweiundzwanzig Jahre alt geworden ist, auf der einsamen Morgenhalde eine ganze Wirtsstube voll schmeichelnder Gäste ersetzen zu können. Es ist Hoffart von dir, daß du eine Frau, die einem großen Wirtshaus vorstehen kann, für dich allein haben willst. Ein ganzer Mann nimmt keine Frau, die ihm das halbe Leben auffrißt, wenn er ihr zu Gefallen leben will. Und so eine Frau zu regieren, ist keine Kleinigkeit; das ist schwerer, als vom Bock herunter vier Steppenpferde zu regieren."

„Ich will sie nicht regieren."

„Glaub's. Aber eines muß sein: regieren oder regiert werden. Das muß ich sagen, gutmütig ist sie. Freilich nur gegen den, der sie lobt oder ihr unterthänig ist; sie ist die einzige Gute im Haus. Die beiden Alten, da ist jedes auf seine Art scheinheilig; die Frau mit vielem Schwätzen, der Mann mit

wenig Schwätzen. Wenn er ein Wort sagt, gibt er dabei zu verstehen: Bei mir wiegt jedes Wort ein Pfund, kannst's nachwägen, es wird richtig sein, wird kein Quentchen fehlen. Und wie er einen Fuß setzt, heißt jeder Schritt: Da kommt der Ehrenmann; wie er die Gabel in die Hand nimmt: So ißt der Ehrenmann; und wenn er zum Fenster hinausschaut, soll ihm Gott vom Himmel herunter sagen: Guten Morgen, Ehrenmann! Und ich wette meinen Kopf, er ist die Gabel in der Hand und die knacksenden Stiefel am Fuße schuldig."

„Ohm, das hab' ich nicht hören wollen."

„Glaub's."

„Ich hab' Euch nur in allem Respekt fragen wollen, ob Ihr an Vaterstatt mit mir gehen wollet zur Brautwerbung."

„Fällt mir nicht ein. Du bist volljährig, du hast mich ja nicht vorher gefragt!"

„Nehmt mir's nicht übel, daß ich Euch jetzt gefragt habe."

„Gar nicht. — Halt!" rief Petrowitsch, als Lenz eben weggehen wollte, „noch ein Wort, nur noch ein einziges Wort."

Lenz kehrte um, und Petrowitsch legte zum erstenmal in seinem Leben die Hand auf die Schulter des Neffen, und diesen durchzuckte es wunderbar von der Berührung, noch mehr aber von den Worten, da Petrowitsch mit bewegter Stimme sagte: „Ich möchte doch nicht umsonst gelebt haben für die Meinigen. Ich will dir was geben, viele Menschen gäben ihr Leben drum, wenn sie's zur Zeit bekommen hätten. Lenz! Wenn ein Mensch in Hitze und Jast ist, darf er nicht trinken; er kann sich den Tod hineintrinken, und der thut ihm gut, der ihm das Glas aus der Hand schlägt. Man kann aber auch anders erhitzt sein, und da darf man nichts trinken, will sagen, nichts thun, was fürs ganze Leben gilt, man kann sich auch den Tod mit anthun, ein langsames Siechtum. Du darfst jetzt zu keiner Heirat dich entschließen, auch wenn es eine andere wäre als das Annele; du bist erhitzt, schnaufe zuerst ruhig aus, und in einem halben Jahre frage wieder bei dir an. Laß mir's, ich will bei dem Löwenwirt für dich aufkündigen; laß sie dann auf mich schimpfen, schadet mir nichts. Willst du mir folgen und absetzen? Du trinkst ein Siechtum in dich hinein, daß kein Doktor dir mehr helfen kann."

„Ich bin verlobt, da hilft kein Reden mehr," erwiderte Lenz.

Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, als er das Haus des Ohms verließ.

Aber so sind die alten Junggesellen! Das Herz verhärtet ihnen. Der Pilgrim und der Ohm, es ist eigentlich kein Unterschied. Und prächtig ist's! Der Pilgrim hält den Alten allein

für brav und der Ohm das Annele allein für brav; jetzt wird noch ein dritter kommen, der wird die Alte allein für brav halten. Geht mir alle miteinander! Wir brauchen keinen Zeugen, ich bin Manns genug für mich. Das muß aufhören, daß es sich jeder herausnimmt, in meine Sachen drein zu reden. Und jetzt in einer Stunde werde ich fest in einer stammhaften Familie.

Es dauerte keine Stunde, und Lenz war fest darin. Die Einreden Pilgrims und des Ohms hatten keinen Einfluß auf ihn; das aber hatten sie doch bewirkt: wie er so unbeirrt um Annele beim Vater warb, so stolz und fest, sprach etwas in ihm: Sie wird es einsehen und mir danken, daß ich mich an keine Einreden gekehrt habe.

Das war bös.

Annele hielt mit der einen Hand die Schürze vor die Augen, mit der andern hielt sie die des Lenz fest, als die Handreichung gethan war; der Löwenwirt ging im Stüble auf und ab, seine neuen Stiefel knarrten laut, die Löwenwirtin weinte, sie weinte wirkliche Thränen und rief: „O, lieber Gott, so das letzte Kind aus dem Haus geben! Wenn ich mich niederleg' und wenn ich aufsteh', werd' ich mir nicht zu helfen wissen: wo ist mein Annele? Aber das sag' ich: vor einem Jahr leid' ich die Hochzeit nicht. Daß du uns lieb bist, Lenz, brauchen wir dir das zu sagen, wenn man einem sein letztes Kind gibt? O Gott! Wenn das deine Mutter nur noch erlebt hätte! Aber sie wird sich im Himmel oben freuen und an Gottes Thron für euch stehen." — Beim Anschlag dieses Tones mußte Lenz laut auf weinen. — Hatten schon bei den Reden der Frau die Stiefel des Löwenwirts unwillig geknarrt, so knarrten sie jetzt noch viel rascher. Endlich schwiegen die Stiefel des Löwenwirts, und sein Mund begann: „Jetzt genug, wir sind da Männer. Lenz! Schau ruhig auf; so, so ist's recht. Jetzt sag', wie hast du's mit dem Weibergut?"

„Ich habe ja nicht nach der Ehesteuer gefragt; es ist Euer Kind, und Ihr werdet es nicht verkürzen."

„Da hast du recht. Bei uns gilt der alte Spruch: So viel Mund, so viel Pfund," schaltete der Löwenwirt ein, dann schwieg er; er hat nicht nötig, viel Worte zu machen.

Lenz fuhr fort: „Reich bin ich nicht, meine Kunst ist mein Hauptvermögen, aber ich danke meinen Eltern, daß sie für alle Not gesorgt haben. Da fehlt's nicht. Wir haben unser ehrlich Brot und auch noch ein bißle Butter dazu."

„Das ist gut gesagt, accurat, so hab' ich's gern. Jetzt aber wegen dem Ehevertrag, wie meinst du da?"

„Da habe ich keine Meinung, dafür sind die Landesgesetze da."

„Ja, man darf aber einen besonderen Vertrag machen. Schau, du weißt, eine Witfrau ist nur noch das Halbe wert, da muß Geld nachhelfen. Jetzt, wenn du ohne eheleibliche Erben vor der Frau stirbst —"

„Vater!" schrie Annele, „wenn Ihr so was reden wollet, da lasset mich fort; ich kann's nicht hören."

Auch Lenz war erblaßt. Der Löwenwirt aber fuhr gleichmäßig fort: „Thu nicht so zimpfer. So seid ihr Frauenzimmer! Nur nicht von Geld reden! Pfui! Aeh! Bäh! Es schüttelt euch, wie wenn euch ein Frosch an den Füßen krabbelte; wenn aber kein Geld da ist, da könnt ihr schön aufbegehren. Du hast es, gottlob! dein Lebtag nicht erfahren und sollst es auch dein Lebtag nicht, drum wegen Leben und Sterben —"

„Ich will nichts davon hören! Ist das die Freude beim Verspruch, daß man von so was redet?" widerstritt Annele.

„Der Vater hat recht," beschwichtigte die Mutter. „Sei gescheit, es ist bald vorbei, nachher kann man noch lustiger sein."

„Mein Annele hat recht," sagte Lenz mit starkem ungewohntem Tone. „Wir heiraten nach Landesgesetz, und damit Punktum, und weiter kein Wort mehr. Komm, Annele. Was! Leben und Sterben! Es gibt jetzt nur Leben. Nichts für ungut, Vater und Mutter, wir sind ja einig; jetzt ist jede Minute eine Million wert. Weißt, Annele, wie's im Lied heißt?

Großer Reichtum bringt mir kein' Ehr',
Große Armut keine Schand',
Und so wollt' ich, daß ich tausend Thaler reicher wär'
Und hätt' mein Schätzlein an der Hand."

So wollte er singend mit Annele zur Stube hinaustanzen, aber der Löwenwirt legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit gewichtiger Stimme:

„Halt! Noch ein Wort."

Lenz stand, wie verwirrt, ihm war's, als hätte sich ein Dolch zwischen die Lippen gelegt, die sich eben küssen wollten. „Wir haben uns das Wort gegeben, es braucht jetzt nichts mehr," rief Annele trotzig.

„Wir Männer haben noch miteinander zu reden," entgegnete der Löwenwirt mit starker Stimme, und Lenz bestätigte: „Ja, laß deinen Vater reden." Der Löwenwirt zog sein schwarzes Sammetkäppchen ab, schaute, hinein setzte es wieder auf und begann: „Du hast es ehrlich und getreu gemeint, und wenn dich die Leute hinterrücks verspotten, kann dir das gleich sein,

und wenn du darüber zu Grunde gingest, du hast dich vor niemand zu verantworten, du bist bis daher allein für dich gewesen."

Der Löwenwirt machte hier eine längere Pause, Lenz sah ihn wie irrsinnig an und fragte endlich: „Was habe ich denn gethan, und was will ich denn so Schreckliches?"

„Wie gesagt, du meinst es ehrlich und getreu, das habe ich immer behauptet," ließ sich der Löwenwirt vernehmen, die Frauen sahen ihn staunend an, „du hast mit dem Pröbler eine Normaluhr, heißt man's nicht so? Ich kümmere mich eigentlich um die Sache nicht — so ein Werk für alle aufgestellt. Mit dem Pröbler kannst du natürlich jetzt keine Gemeinschaft mehr haben, der Name von meinem Schwiegersohn und von dem Pröbler können nicht miteinander genannt werden. Das ist jetzt Punktum aus und vorbei. Aber das andere, das ist noch die Hauptsache. Du willst da eine Einung stiften, heißt es nicht so? heiß' es, wie es wolle, das muß auch Punktum aus und vorbei sein." Die Löwenwirtin wollte hier dreinreden, aber der Löwenwirt stieß heftig mit dem Fuße auf und rief: „Laß mich ausreden, Frau! Ich sage dir, Lenz, diese Sache darf dir nicht mehr in den Sinn kommen. Du wirst nicht glauben, daß ich so rede, weil es gegen meinen Vorteil sein könnte; ich fürchte mich vor keiner Einung, und wenn's auch wäre, mein Vorteil ist jetzt auch dein Vorteil. Aber dabei kommt nichts heraus als Spott und Undank. Ich kenne die Menschen besser. Wenn's ja zur Ausführung käme, du brockst dein Vermögen ein und wirst ein Bettelmann. Also — da gibst mir die Hand: Von dieser Stunde an denkst du nicht mehr an die Sache und willst nichts mehr von der Einung."

Lenz stand zögernd und schaute zur Erde, und die Löwenwirtin rief: „Ja, gib ihm die Hand, er meint's gut, er meint's recht, er meint's wie ein Vater, er ist dein Vater," und sie nickte lobpreisend ihrem Manne zu.

Lenz richtete sich auf, sein Gesicht war flammrot, und mit scharfer Entschiedenheit rief er:

„Ich gebe die Hand nicht! Eh soll sie mir erlahmen, daß ich mein Leben lang kein Werkzeug mehr fassen kann."

„Schwör' nicht, du hast gesagt, man soll nicht schwören," warf Annele dazwischen, sie faßte seine Hand und wollte sie dem Vater reichen, er aber wehrte ab und sagte mit scharfem Tone: „Laß sein. Laß das. Ich schwöre meinen Glauben nicht ab, und wenn ich das versprechen müßte, hätte ich meinen Glauben abgeschworen. Und wenn Ihr mich da hinausjagt, da, wo ich

daheim hab' sein wollen, ich thu's nicht, Löwenwirt! Ich glaub's Euch, Ihr meint's gut, aber es meint's ein jeder, wie er's versteht. Meine Gemeinschaft mit dem Pröbler ist gar keine, und wenn sie auch wäre, ich bin der Lenz, ich kann umgehen, mit wem ich will, ich bleib', wer ich bin. Ich sag's nicht gern, aber ich muß es sagen: Ich verunehre mich mit nichts, im Gegenteil, ich bringe andern Ehre, und ich danke Gott, daß ich so stehe. Was aber die Einung betrifft — ja, Einung heißt's, Ihr habt das Wort richtig behalten — so habe ich Tag und Nacht seit Jahren darüber nachgesonnen und muß besser wissen, was daran ist. Weiß wohl, da habt Ihr recht, es gibt Schelme und Einfältige genug, die mich darüber ausspotten; aber wer hat, so lang die Welt steht, was Gutes für die Welt gewollt und hat sich nicht dafür ausspotten lassen müssen? Das ficht mich nichts an. Daß Ihr fürchtet, ich möchte mein Vermögen dabei einbrocken; es ist recht, und ich erkenne die Gutheit an, daß Ihr daran denket. Aber es sind jetzt volle zehn Jahre, daß ich ganz allein unser Geschäft und unser Haus in der Hand habe: ich will Euch mein Buch aufschlagen, sehet nach, ob ich was verunschickt, und es ist nicht so, daß man selber dabei zu Grunde gehen muß, wenn man etwas ins Werk setzen will, das allen zu gute kommt. Und kurzum, morgen am Tage, wenn ich die Einung zustande bringen kann, thue ich von dem Meinigen dazu, was ich vor mir verantworten kann. Ich sage Euch das gerade heraus, wie Ihr gerade heraus zu mir gesprochen habt. Ich gebe meine Hand nicht, ich nehme guten Rat an, aber ich muß selber auch wissen, was ich zu thun habe. Auf das, was Ihr von mir wollt, gebe ich meine Hand nicht, und wenn jetzt mein höchstes Glück darüber zu Boden fällt."

Lenz spürte, wie das Herz sich in ihm zusammenpreßte, und erzitterte, während er sprach, aber er sprach scharf und fest, und jetzt hielt er inne.

„Mach' deine Faust auf! Mir gibst du doch die Hand? Du bist ein ganzer Mann, du bist mein guter Mann, mein stolzer Mann!" So rief Annele und warf sich an den Hals des Lenz und weinte und lachte durcheinander in krampfhaften Zuckungen.

„Ich hab' dir's sagen müssen, jetzt geht's mich weiter nichts an," beruhigte der Löwenwirt etwas kleinlaut, und die Löwenwirtin sagte, während sie sich sehr stark schneuzte: „Mann, das hast du ganz gut gemacht, ganz gut. Wir haben jetzt erst recht gesehen, was unser Lenz für ein fester Mann ist. Ich muß sagen, ich hätte das nie geglaubt, aber es freut mich jetzt doppelt."

Lenz hatte viel zu thun, Annele zu beruhigen, sie lag wie hingegossen an ihn und richtete sich erst wieder straff auf, als er ihr Wein zu trinken gab.

„Jetzt gehet miteinander in den Garten, ich stelle euch den Wein in die Laube,“ schloß die Löwenwirtin, ging mit Flasche und Gläser voraus, die Brautleute fest umschlungen hintendrein.

„Ein seltsamer Mensch!“ sagte der Löwenwirt vor sich hin, als Lenz die Stube verlassen, „aber so ist's, alle Musikanten haben einen Spritzer; da heult er, sobald man seine Mutter nennt, wie ein Kind, nachher will er singen wie eine Lerche, und zuletzt predigt er wie ein alter Wiedertäufer. Aber eine gute Haut ist er, und wenn ich meinen brasilianischen Prozeß gewinne oder das große Los, ich schwör's, er kriegt zuerst seine Ehesteuer, und in Gold zahle ich sie ihm auf den Tisch. Das wird oben abgeschöpft, vorher kriegt niemand was.“

Mit diesem beruhigenden Vorsatz ging der Löwenwirt in die Wirtsstube, erholte sich dort von dem ungewohnten vielen Reden und nahm mit Würde die Glückwünsche von Fremden und Angehörigen in Empfang. Er redete wenig und gab nur zu verstehen, daß es sich für ihn wohl thun lasse, nicht auf großen Reichtum zu sehen. Wenn der Mensch nur gesund und ehrlich ist — lautete sein Hauptspruch, und jedes nickte; da steckt in wenig Worten alle Weisheit. —

Lenz und Annele saßen indes bei einander voll Wonne im Garten, und aus der innigsten Umarmung heraus sagte Lenz: „Ich meine, ich wäre gar nicht mehr in unserem Heimatsort, ich meine, ich wäre in der Fremde und käme von einer langen Reise.“

„Du bist daheim und bleibst daheim,“ entgegnete Annele; „du hast dich nur stark verausgabt mit meinem Vater. Ich kann dir nicht sagen, wie mich's freut, daß ich dich so habe reden hören, ich wünschte nur, die ganze Welt hätte es gehört, dann müßten sie auch alle Respekt vor dir haben, aber glaub' mir, es war eigentlich unnötig, daß du dich wegen meinem Vater so ins Geschirr gelegt hast.“

„Wie meinst du das?“

„Glaub' mir, ich weiß es ganz gewiß, es ist meinem Vater gar nicht so ernst gewesen mit seinen Anweisungen und Ermahnungen. Er spielt nur gern den Grundgescheiten, der durch sieben Bretter sieht. Wenn's ihm ja ernst gewesen wäre, hätte er die Sache vor dem Verspruch vorgebracht und nicht erst nachher. Er hat nur den Gescheiten vor dir machen wollen, aber du bist noch gescheiter gewesen, und das freut mich.“

Lenz schaute bei diesen Worten um und um, als suche er etwas; und wie ein Volk Tauben jetzt in raschem Fluge über die beiden Liebenden dahinschwebte und schnellschwindende Schatten auf den Boden warf, so kam jetzt ein Schwarm von Gedanken, die Pilgrim ausgesprochen, noch schneller daher und warf Schatten, die aber noch schneller schwanden.

„Mögen meinetwegen andere gescheiter, weltkluger und respektierter sein," schloß Lenz, „lieb haben, seine Frau lieb haben, soll kein Mann auf der Welt mehr und getreuer können, als ich."

Neunzehntes Kapitel.

Heimsuchungen unten und oben.

Der erste Glückwünschende, der zu Annele kam, war Faller. Sie sah zwar sehr von oben herab auf den armen Teufel, aber seine Unterwürfigkeit that ihr doch wohl, und Faller wußte gar nicht Entschuldigungen genug vorzubringen, daß er schon so früh komme, es habe ihm keine Ruhe gelassen, der Lenz sei ihm ans Herz gewachsen; für den ließe er sich alle Adern aufschneiden.

„Freut mich, daß mein Bräutigam so gute Freunde hat; es kann einem jeder helfen in der Welt, wer er sei."

Faller verstand den letzten Stich nicht, oder wollte ihn nicht verstehen, und nun begann er mit begeisterten Worten zu schildern, welch ein heiliges Herz in Lenz sei. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er schloß: „Annele, er hat ein Herz wie ein Engel, wie ein neugeborenes Kind; sei um Gottes willen nie herb gegen ihn, du thätest dich an Gott versündigen; denk' nur immer, du hast einen Menschen, dem jedes scharfe Wort wie ein Messer in den Leib fährt. Er ist nicht anfechtig (schnell zornig), aber er nimmt sich alles zu arg zu Herzen. Nimm mir's ja recht nicht übel, daß ich dir das sage, ich thu's ja zu eurem Guten; ich möchte was für ihn thun, und ich weiß nicht, was. Du bist auserwählt von Gott, daß du so einen Menschen haben sollst; das ist ein Mensch, der darf überall frei hinstehen und darf dreinreden, es kann ihm niemand auch nur das Geringste vorwerfen, der hat sein Leben lang keinen Mißtritt gethan. Geh nur recht lind mit ihm um, recht lind und gut."

„Bist du fertig?" fragte Annele — aus ihrem Auge zuckten Blitze — „oder hast du noch was zu sagen?"

„Nein.“

„So will ich dir was sagen. Du hast dich so keck benommen, daß ich dich gleich hinauswerfen lassen könnte. Was ist das? Was erlaubst du dir? Wer hat dich zum Fürsprech gemacht? Wie kannst du mir zumuten, daß ich herb sei? Aber gut, gut, daß ich das jetzt schon erfahre; ich sehe, was für Bettelvolk sich an meinen Lenz gehängt hat. Ich will schon den Kehrbesen nehmen und auskehren. Es ist vorbei, daß ihr ihn aussaugt mit Schönthun. So, den Schoppen, den du verzehrt hast, schenk' ich dir. Jetzt kannst du gehen. Ich will aber meinem Lenz sagen, was du dir erlaubt hast; das wird dir aufgekreidet! Adje!“

Faller konnte beschwören und beteuern, bitten und betteln, es nützte nichts. Annele wies ihm die Thür. Er ging endlich davon. Annele würdigte ihn nicht des Nachschauens.

Bald nach Faller kam Franzl strahlend von Glück. Die Mutter nahm sie schnell ins Stüble. Die Franzl pries sich glücklich, daß sie das fertig gebracht habe; sie beteuerte, nun ruhig sterben zu können. Aber es schlug ihr schlecht aus, daß sie sich mehr zuschrieb, als sie verdiente; nun bekam sie gar nichts. Die Löwenwirtin belehrte sie: „Franzl, was denkst? Du hast nichts gethan bei der Sache, und ich auch nicht. Ja, wir sind der jungen Welt nicht mehr gescheit genug! Wir reden da noch vor ein paar Tagen, wie es werden könnte, und derweil sind die schon lang hinter unserem Rücken fertig. Meinem Annele hätte ich so was zugetraut, aber dem Lenz nicht. Aber es ist besser so, das hat Gott gemacht, dem wollen wir danken.“

Franzl stand Mund und Augen auf, aber sie bekam nicht so viel in den Mund, als man im Auge leiden kann; sie mußte leer wieder heim, und Annele redete kaum ein Wort mit ihr; denn eben kam Pilgrim.

Ganz anders, als gegen Faller, mußte sich Annele gegen Pilgrim benehmen. Sie wußte, daß er ihr nicht hold war; aber noch ehe er ein Wort geredet hatte, dankte sie ihm für die herzliche Teilnahme, die er habe, und Pilgrim behandelte die ganze Sache äußerst scherzhaft und wohlgemut, wobei er jedoch einfließen ließ, daß niemand zu trauen sei, Lenz habe ihm kein Wort vorher gesagt. Damit hatte er sein Gewissen geborgen und doch nichts gestört, was einmal feststand.

Es gab noch einen harten Ast zu sägen, das war Petrowitsch; die Hauptsäge, der Vater, mußte da herbei. Petrowitsch, der zum Mittagstisch sich einstellte, that, als ob er von nichts wüßte. Der Löwenwirt teilte ihm nun die Sache offiziell mit

und sagte, Lenz werde gleich kommen, er komme zum Essen. Annele war überaus kindlich und unterwürfig gegen den Alten, es fehlte nicht viel, daß sie niederkniete und um seinen Segen bat. Er reichte ihr wohlwollend die Hand. Auch die Löwenwirtin wollte eine Hand haben, sie erhielt aber nur zwei Finger der Linken. Lenz war froh, als er kam und alles bereits in guter Ordnung fand. Nur that es ihm weh, daß Pilgrim, der so über alle gesprochen, mit am Tische saß. Aber Pilgrim war unbefangen, und so wurde es Lenz auch.

Der Himmel machte ein finsteres Gesicht zur Verlobung des Lenz. Es regnete mehrere Tage unaufhörlich. Es rieselte immer so fort, wie ein unleidlicher Schwätzer, der gar kein Punktum finden kann in seiner Rede. Lenz war natürlich viel im Löwenwirtshaus, und da ist's so geschickt, da ist man bald für sich wie in einem andern Hause, bald auf einem gewärmten „Marktplatz", wie Lenz einmal gegen Annele die große Wirtsstube mit den sechzehn Tischen nannte.

„Du bist witzig," sagte diese, „das muß ich meinem Vater sagen, der hat solche Worte gern."

„Ist nicht nötig, es ist genug, wenn ich dir's gesagt habe; sag's nicht weiter."

Lenz ging den langen, jetzt fast grundlosen Weg von der Morgenhalde auf und ab, als ging's von einer Stube in die andere. Auf dem Wege wurde ihm oft Glück gewünscht von Männern und Frauen, und viele sagten: „Du siehst aus, wie wenn du seit deiner Verlobung gewachsen wärest.

In der That ging Lenz seit dieser Zeit stolz aufgerichtet wie noch nie; und dann lächelte er, wenn man ihm vorhielt: „Du stehst hoch im Preis, denn was einer für eine Frau kriegt, das ist der Preis, den er gilt. Ohne dir zu nahe treten zu wollen, ich hätte es nie geglaubt, daß das Annele im Dorf bleiben würde. Man hat ja immer gesagt, sie heiratet einen Wirt in Baden-Baden, oder den Techniker . . . Du kannst lachen, dir ist dein Brot in den Honig gefallen."

Lenz war gar nicht beleidigt, daß man ihn für geringer hielt; im Gegenteil, er war stolz, daß Annele so bescheiden war und ihn auswählte. Wenn er bei Annele und der Mutter im Stüble saß und der Alte bisweilen kam und ein gewichtiges Wort brummte, da sagte Lenz: „O, lieber Gott! wie dank' ich dir, daß du mir wieder Eltern gegeben hast! Und was für Eltern! Ich bin zum zweitenmal auf die Welt gekommen. Ich kann mir's gar nicht glauben, daß ich da im Löwen daheim sein soll. Wenn ich bedenke, wie mir's als Kind gewesen ist,

wie man da den obern Stock aufgesetzt hat und Spiegelglasscheiben in alle Fenster! In Karlsruhe ist gewiß das Schloß nicht schöner — haben wir Kinder zu einander gesagt. Und ich bin dabei gewesen, wie der goldene Löwe aufgehängt worden ist. Wenn ich mir damals hätte denken können, daß ich in dem Schloß einmal daheim sein könnte. Es ist doch hart, daß das meine Mutter nicht noch erlebt hat."

Die beiden Frauen wurden gerührt von diesen Worten, wenn gleich Annele dabei die Stiche an ihrer Stickerei zählte, denn sie hatte sofort begonnen, für Lenz ein Paar Pantoffeln zu sticken. Sie sprachen beide lange nichts, bis die Mutter sagte: „Ja, und was für eine schöne Familie kriegst du noch außerdem an den andern beiden Schwiegersöhnen! Ich hab' dir's schon gesagt, sie sind mir wert und lieb, aber ganz anders wie du; dich kenn' ich von Jugend auf, du bist mir, wie wenn ich dich unter dem Herzen getragen hätte. Aber du kennst sie ja, was das für feine, adlige Menschen sind. Und Geschäftsleute oben 'raus. Es wär' ein anderes froh, wenn es so viel Vermögen hätte, als die in einem Jahr verdienen."

Annele aber sagte nach geraumer Weile: „Wenn nur der dumme Regen einmal aufhören möchte! Weißt du, Lenz? Dann lassen wir gleich anspannen und fahren einmal miteinander hinaus."

„Ja, ich freue mich auch darauf, mit dir einmal unter Gottes weiten Himmel zu kommen. Mir ist's für mein Glück fast zu eng hier im Haus."

„Und nach der Stadt fahren wir."

„Ja, wohin du willst."

Und wieder sagte Lenz: „Ich bin nur froh, daß meine Zauberflöte so gut verpackt ist; es thät' mir im Herzen weh, wenn etwas dran geschähe."

„Das ist übertrieben," berichtigte die Mutter. „Die Sach' ist nun einmal verkauft. Es geht jetzt auf Gefahr des Käufers."

„Mutter, nein, das ist nicht so. Ich verstehe meinen Lenz besser. Er hat recht, ihm ist's ans Herz gewachsen, was er gemacht hat, und er möcht' immer die Hand darüber halten. Denn wenn man monatelang Tag und Nacht auf eine Sache Obacht gehabt hat, da thut's einem weh, wenn's verdorben wird."

„Ja, lieb Annele, du bist mein!" rief Lenz im Entzücken, wie tief und gut ihn das herrliche Mädchen verstand und ihm alles so gut und getreu auslegte!

Die Mutter schalt mit süßsaurer Freundlichkeit: „Mit euch Liebesleuten kann man nicht reden; wer nicht verliebt ist, der

sagt euch nichts recht." — Sie ging ab und zu, denn Lenz hatte gebeten, daß Annele wenigstens in der ersten Zeit von den Pflichten in der Wirtsstube enthoben werde. „Ich bin nicht eifersüchtig," beteuerte er, „kein Gedanke, aber ich möchte jedem den Blick wegnehmen, den du auf ihn richtest; es gehört alles nur mir!"

Eines Mittags hörte es eine Stunde zu regnen auf. Lenz ließ nicht ab, bis Annele ihm willfahrte und mit ihm nach seinem Hause ging. „Es ist mir, wie wenn alles auf dich wartete. Alle Töpfe, alle Schränke und auch sonstige Sachen, über die du dich freuen wirst."

Annele widerstrebte lang und sagte endlich: „Die Mutter muß aber mitgehen."

Diese war wider Erwarten schnell bereit. Man ging durch das Dorf. Alles grüßte. Man war kaum hundert Schritte gegangen, da klagte Annele: „Lenz, das ist ein böser Weg, da versinkt man ja fast. Den Weg mußt du besser herrichten lassen, und weißt du was? Du mußt einen Fahrweg machen lassen, daß man auch bis vor unser Haus fahren kann. Meiner Babett ihr Mann hat sich auch eine eigene Straße durchs Feld brechen lassen bis vor sein Haus."

„Das geht bei mir schwer," erwiderte Lenz, „das kostet viel Geld, und ich müßte das Feld kaufen. Siehst du? Erst von dort an, von der Haselhecke an, ist die Matte mein eigen, und zu meinem Geschäft brauche ich keinen Fahrweg. Nicht wahr, Annele? du weißt, ich thät' dir gerne alles zulieb, aber das kann ich nicht."

Annele schwieg und ging voraus. Die Mutter aber flüsterte Lenz zu: „Was brauchst du so viel zu reden? Hättest du gesagt: Ja, liebs Annele, wollen sehen, oder so und so. Nachher kannst du ja immer noch thun, was du willst. Sie ist ein Kind, und ein Kind muß man mit schönen Reden abspeisen. Du kannst alles mit ihr machen, wenn du gescheit bist. Nur nicht viel von einer Sache wichtig machen und jedes Wort aufheben, kurzab bei einander, und dann laß es ein paar Tage ruhen und fang nicht gleich wieder davon an; mach's nicht auf einmal aus, wenn du glaubst, daß es noch nicht fertig ist, sie besinnt sich schon allein darüber, oder vergißt es, sie ist ein Kind."

Lenz widersprach, die Mutter groß ansehend: „Annele ist kein Kind, mit der kann man alles reden, und sie versteht alles."

„Wie du meinst," schmollte die Mutter achselzuckend.

Man war erst halben Wegs auf der Matte, da rief Annele

von neuem: „O, lieber Gott, das ist ja so weit! Ich hab' mir's nicht so weit vorgestellt. Das dauert ja eine Ewigkeit, bis man da herauf kommt."

„Ich kann den Weg nicht kürzer machen," sagte Lenz barsch und trotzig. Annele drehte sich um und sah ihn durchdringend an. Er setzte stotternd hinzu: „Ich weiß, du wirst dich noch freuen, daß der Weg so weit ist. Denk', dafür haben wir ja auch eine so große Matte. Ich könnte drei Kühe halten, wenn mir's nicht zu viel Ueberlast wäre."

Annele lachte gezwungen. Man war endlich am Hause angekommen. Annele atmete tief auf und klagte, daß ihr so heiß geworden sei.

„In Gottes Namen willkommen daheim!" sagte Lenz und faßte auf der Schwelle ihre Hand. Sie betrachtete ihn, als spräche er eine fremde Sprache, aber plötzlich sagte sie: „Du bist doch ein lieber, guter Mensch. Du machst aus allem so was Gutes."

Lenz war zufrieden, und welch eine Freude hatte erst Franzl! Die Mutter gab ihr zuerst eine Hand, dann aber auch Annele. Und beide lobten, wie sauber und nett Hausgang, Küche und Wohnstube sei.

„Ich werde mir Mühe geben müssen, mich an die niederen Stuben zu gewöhnen," sagte Annele und reichte mit der Hand fast an die Decke.

„Ich kann die Stuben nicht höher machen, und sie halten auch so besser warm."

„Ja wohl. Weißt, Lenz, wenn man eben aus einem so großen Haus kommt wie das unsere, da wird es einem schwer, die Decke liegt einem auf dem Kopf. Aber ich trag's gern. Brauchst nicht zu sorgen, daß mich das anficht."

Lenz drehte die Geschirrhange, die, mit allerlei Handwerkszeug besteckt, wie ein Kronleuchter von der Decke herabhing. Er erklärte Annele die verschiedenen Handwerkszeuge; den Drillbohrer, auch Melker genannt, den Hohlbohrer, auch Neuberle genannt, und den Versenker, der auch Fresser oder Ausräumer heißt. Bald aber sagte er: „Du wirst schon bekannt mit allem werden, mit dem ich mein Leben verbringe. Das sind meine stillen Helfer. Jetzt will ich dir unser Haus zeigen."

Die Mutter blieb bei Franzl in der Stube sitzen, Lenz führte Annele durch das ganze Haus und zeigte ihr die sieben aufgerichteten Betten und noch zwei große Federsäcke, aus denen man noch mehr füllen konnte. Er öffnete Kisten und Kasten, worin reich aufgeschichtete Linnen wohl geordnet standen, und

sagte: „Nun, Annele, was sagst du dazu? Nicht wahr, du bist ganz erstaunt? Ist das nicht das Prächtigste, was man sehen kann?“

„Ja, es ist brav und ordentlich. Aber, lieber Gott! Ich will von meiner Schwester Theres gar nicht reden; natürlich, wenn man oft sechzig Badgäste im Hause hat, braucht man viel Weißzeug, das gehört zum Geschäft; aber da solltest du nur die Kisten von der Schwiegermutter meiner Babett sehen. Was will das dagegen heißen!“

Lenz wurde leichenblaß und konnte kaum die Worte hervorstottern: „Annele, thu das nicht, sag' das nicht, mach' jetzt keinen Spaß.“

„Ich mache keinen Spaß, das ist mein Ernst; ich bin gar nicht verwundert, das hab' ich feiner und besser und mehr gesehen. Sei doch gescheit! Will doch nicht, daß ich mich über etwas auf den Kopf stellen soll, was ordentlich ist, aber weiter nichts. Ich habe schon mehr gesehen in der Welt, du kennst die Welt noch nicht genug.“

„Kann sein, ist wohl so,“ sagte Lenz mit blasser Lippe. Annele fuhr ihm mit der Hand über das Gesicht und scherzte: „Du guter Kerl! was geht denn das dich an, ob ich drüber staune oder nicht? Deine Mutter hat's brav gemacht, in ihrem Stand ganz brav, das kann niemand anders sagen; aber, guter Lenz, wegen deinem Vermögen habe ich dich nicht geheiratet, du hast mir gefallen, du, das ist die Hauptsache!“

Diese Zurede war bitter und süß zugleich; Lenz schmeckte doch nur eigentlich das Bittere, wie ihm der Mund plötzlich gallenbitter war.

Man kehrte wieder in die Stube zurück; dort stand eine reiche Aufwartung, wie sie eben die Franzl zusammen gestellt hatte.

Annele behauptete, sie habe zu gar nichts Appetit; aber als Lenz sagte: „Das geht nicht, du mußt doch etwas genießen, wenn du zum erstenmal ins Haus kommst,“ willigte sie ein, brach ein Brotränftchen ab und kaute es mühsam.

Lenz mußte die Franzl mehrmals schweigen heißen, denn sie konnte ihn gar nicht genug loben.

„Du mußt was Gutes auf der Welt gethan haben, daß du so einen Mann kriegst,“ sagte sie zu Annele.

„Und er muß auch was gethan haben,“ sagte die Mutter und schaute dabei auf Annele, die ihr mit einem Zornesblicke erwiderte; denn sie glaubte, daß die Mutter damit gesagt habe: Der muß auch was gethan haben, daß er die kriegt!

„Komm her, Annele, setz' dich zu mir,“ bat Lenz. „Du

hast schon oft gesagt, du möchtest einmal sehen, wie ich so ein Musikstück setze; das habe ich mir nun aufbewahrt, bis du zum erstenmal bei mir bist, das setze ich jetzt, und es spielt sich dann allein fort. Es ist ein wunderschönes Stück von Spohr, ich kann dir's singen, aber es ist viel, viel schöner, als ich's singen kann."

Er sang die Arie aus Faust: „Liebe ist die zarte Blüte," dann setzte sich Annele zu ihm, und er begann nun nach dem vorgelegten Notenblatte auf den Punkten, die er bereits mit der Hacken-Klaviatur vorbezeichnet hatte, die Stifte in die Walze einzurammen, und jeder Stift saß beim ersten Schlage vollkommen fest.

Annele war voll Bewunderung, und Lenz arbeitete frohmutig weiter; er bat sie indes, nicht zu sprechen, denn er müsse auf das Metronom achten, das er in Gang gebracht hatte.

Die Mutter wußte, daß Stillsitzen und müßig Zuschauen für Annele eine schwere Arbeit war; sie sagte daher, glückselig lächelnd: „Das weiß jeder, daß du ein ganz geschickter Mensch bist; aber wir müssen jetzt heim, es ist schon Mittag, und wir haben Fremde; es ist genug, daß du das angefangen hast, während wir da sind."

Annele erhob sich, und Lenz ließ von der Arbeit ab.

Franzl schaute immer auf die Hände Anneles und der Löwenwirtin, und wenn eines in die Tasche fuhr, erzitterte sie und verbarg schnell im voraus die Hände hinter dem Rücken, um zu zeigen, daß sie nichts will; sie läßt sich nur zwingen, etwas anzunehmen. Jetzt kommt's gewiß, jetzt kommt die goldene Kette oder ein brillantener Ring oder hundert neue Thaler, solche Leute geben gleich groß.

Aber sie gaben weder groß noch klein, kaum die Hand zum Abschied, und Franzl ging in die Küche, nahm einen ihrer größten und ältesten Töpfe, hielt ihn hoch, sie wollte ihn den schlechten, undankbaren Menschen nachwerfen; der Topf dauerte sie aber. Hat man je so was gehört? Nicht einmal eine Schürze einem bringen! Armer, armer Lenz! Du bist bös hineingefallen. Gottlob, daß ich nichts dazu gethan habe. Das ist recht, sie haben's ja selber gesagt, daß ich nichts dazu gethan habe. Gottlob, von dieser Sache will ich keinen Lohn, jeder Heller thät' mir auf der Seele brennen. —

Lenz gab der Schwiegermutter und der Braut das Geleit bis über seine Matte hinaus, dann kehrte er wieder heim, denn es war ausgemacht, wenn den andern Tag schön Wetter ist, fährt man über Land zur Schwester Babett.

Lenz hatte noch mancherlei vorzubereiten und dem Gesellen und Lehrjungen Anweisungen zu geben.

Es war ihm seltsam zu Mute, wie er wieder so allein war, und kaum nach zwei Stunden wollte er wieder hinab zu Annele. Ihm war so bang, er wußte nicht warum. Sie sollte und konnte die Bangigkeit lösen. Er blieb aber doch daheim; und als er noch vor Schlafengehen die offen gebliebenen Kisten und Kasten verschloß, war's ihm, als müßte er etwas hören, er wußte nicht was; da lag das Gespinst der Mutter, das sie mit ihrem Munde genetzt und mit ihrer Hand gesponnen hatte. Es ist seltsam, es ist, wie wenn ein Geist immer hinter ihm drein ginge und aus Kisten und Kasten heraus jammerte — —

In ihrer Kammer aber saß Franzl noch aufrecht in ihrem Bett; sie murmelte allerlei Verwünschungen gegen die Löwenwirtin und Annele, bat aber Gott sogleich wieder, er möge ihr die Worte zurückgeben, sie sollten nicht gesprochen sein, denn alles Böse, was nun das Annele betraf, traf ja auch den Lenz.

Zwanzigstes Kapitel.

Erste Ausfahrt.

Am andern Morgen, da war nun der heiß ersehnte Tag. Die Sonne schien freudig auf die Erde nieder, und auch Lenz wurde es wieder freudig zu Mute. Er schickte alsbald den Lehrling zu Annele und ließ ihr sagen, sie sollte bereit sein, er komme nach einer Stunde. Sonntäglich gekleidet trat er nach einer Stunde den Weg nach dem Löwen an.

Annele war noch nicht fertig; sie gab ihm nur auf sein Bitten und Betteln eine Hand durch die Kammerthür, sehen durfte er sie nicht, sie reichte ihm nur rote Bänder und Kokarden heraus, die er dem Knecht geben solle, damit er sie an Pferdegeschirr und Peitsche anhefte. Endlich und endlich kam sie, schön geschmückt. „Ist der Wagen angespannt?“ war ihr erstes Wort.

„Nein.“

„Warum hast du das nicht besorgt? Sage dem Gregor, er soll seine gute Postillonsuniform anziehen und sein Horn mitnehmen.

„Laß doch das! Wozu soll's?“

„Wir dürfen uns zeigen vor der ganzen Welt, wir haben nach niemand was zu fragen, und sie sollen aufschauen, wenn wir daher kommen.“

Man stieg endlich ein. Vor dem Hause des Doktors befahl Annele dem Gregor: „Blas jetzt, blas scharf! Sie sollen herausschauen, des Doktors Töchter, und sollen sehen, wie wir miteinander fahren. Schau! Es zeigt sich keine Seele, das Fenster wird zugemacht in der Eckstube. Dort sind sie. Sie vergehen vor Aerger drinnen, und sie müssen's noch erzählen, denn ich weiß, die alte Schultheißin fragt jetzt: warum blast man da? Ich möcht' hinter der Thür stehen und hören, wie sie alles berichten!“

„Annele, du bist übermütig heut!“

„Warum nicht? Du gefällst mir heute besonders. Die Leute haben recht, du hast so getreue, helle Augen; ich hab's gar nicht gewußt, daß sie so schön sind, du bist wirklich ein hübscher Kerle!“

Das ganze Gesicht des Lenz erglänzte, und er wurde noch hübscher. „Ich will mir neue Kleider machen lassen, nach der Mode; was meinst du?“ fragte Lenz.

„Nein, bleib du nur so, das sieht viel ehrbarer und solider aus.“

„Es sieht nicht nur so aus, es ist's auch.“

„Ja wohl, es ist's auch. Thu nur jetzt nicht so, als ob jedes Wort ein Zahn an einem Uhrenrad wäre.“

„Hast recht.“

Man fuhr durch das Nachbardorf, und Annele befahl wieder: „Gregor, blas, blas scharf! Schau, da die Krämerin Ernestine ist eine Base von mir, sie hat lang bei uns gedient und hat nachher den Schneider geheiratet, der jetzt Krämer geworden ist; die kann mich nicht ausstehen und ich sie nicht, die soll sich ärgern, daß ihr grünes Gesicht blau wird, wenn sie sieht, daß wir beide vorüberfahren und nicht einkehren. Hui! da kommt sie ans Fenster. Ja, guck' dir nur deine überwachsenen Schweinsaugen aus, mach' das Maul auf, daß man dein buckliges Zahnfleisch sieht, ja, ich bin's, und das da ist mein Lenz. Sieh dir ihn an! Gelt, hättest auch Appetit! Prosit Mahlzeit! Laß dir deinen vorjährigen Hering schmecken!“

Sie schnalzte mit der Zunge vor Jubel, und man fuhr vorüber.

„Macht dir das jetzt Freude, Annele?“ fragte Lenz.

„Warum nicht? Einem bösen Menschen muß man Böses thun, und einem guten Gutes. Beides ist recht.“

„Ich glaub', ich kann's nicht."

„Darum sei froh, daß du mich hast. Sie sollen alle in ein Mauseloch kriechen vor uns, sie sollen froh sein, wenn wir sie nur anschauen."

Vor der Stadt gab Annele ihrem Bräutigam noch Verhaltungsregeln: „Wenn der Bruder meines Schwagers, der Techniker, da ist, thu nur recht stolz gegen ihn. Er wird dir was am Zeug flicken wollen, denn er ist grausam bös, weil ich ihn nicht genommen habe, aber ich mag ihn nicht. Und wenn dir meine Schwester was vorheulen will, hör's geduldig an; brauchst sie nicht zu trösten, es nutzt doch nichts und ist auch nicht nötig. Sie sitzt im Gold und hat doch immer nichts, als zu flennen; sie ist halt nicht ganz gesund. Sonst aber ist unsere ganze Familie gesund, das siehst ja an mir."

Die beiden Brautleute trafen es nicht gut bei der Schwester. Sie lag in der That krank zu Bett, und weder der Schwager noch dessen Bruder war zu Haus. Sie waren beide rheinabwärts gefahren mit einem großen Floß.

„Willst du nicht bei deiner Schwester bleiben? Ich habe mich in der Stadt umzuschauen."

„Kann ich nicht dabei sein?"

„Nein, ich habe dir was zu besorgen."

„Da kann ich auch dabei sein, und es ist besser; ihr Männer könnt nicht gut auswählen."

„Nein, dabei kannst du nicht sein," bestand Lenz darauf. Er nahm ein ziemlich umfangreiches Päckchen aus dem Wagensitz und ging damit nach der Stadt; denn das Haus der Babett war draußen am Bach, in der Nähe der großen Holzlager.

Ohne daß es Annele bemerkt hatte, brachte Lenz das, was er mitgenommen hatte, etwas vergrößert wieder zurück und legte es in den Wagensitz.

„Was hast du mir gekauft?" fragte Annele.

„Ich will dir's daheim geben."

Annele war's zwar hart, daß sie den schönen Schmuck nicht der Schwester zeigen konnte, aber sie hatte schon gemerkt, das war etwas, worin Lenz seinen eigenen Weg ging und sich nicht abbringen ließ.

Man aß im Wirtshause, und Annele erzählte, daß der Sohn des Hauses, ein feiner Mensch, der jetzt einen großen Gasthof in Baden-Baden habe, auch um sie gefreit; sie hätte ihn aber nicht gewollt.

„Das brauchst du mir nicht zu erzählen," sagte Lenz. „Ich bin fast eifersüchtig auf die vergangenen Tage; auf die

Zukunft nie. Hier hast du meine Hand. Ich kenne dich. Es thut mir aber weh, daß noch andere einmal ein Auge zu dir aufgehoben haben. Laß alles, was vergangen ist, vergangen sein. Wir fangen unser Leben von vorn an."

Es war ein eigener, warmer Strahl, der über das Antlitz Anneles zuckte bei diesen Worten. Etwas von der Gemütsheiligkeit des Lenz ging vor ihr auf, sie war sanft und äußerst liebevoll.

Sie konnte es nach ihrer Art nicht besser ausdrücken, als indem sie beteuerte: „Lenz, du brauchst mir gar kein Brautgeschenk zu kaufen. Du brauchst das nicht zu thun, was andere thun. Ich kenne dich. Es gibt noch was Besseres als alle goldenen Ketten." Die Thränen standen ihr im Auge, als sie das sagte, und Lenz war noch nie glückseliger gewesen, als jetzt.

Die Kirchenuhr schlug fünf, als man zur Heimkehr wieder auf dem Wagen saß.

„Die Uhr da hat mein Vater selig gemacht, und da hat der Faller noch mitgeholfen," sagte Lenz. „Halt! Das ist gut, daß mir das einfällt. Der Faller sagt, du habest ihm ein ungeschicktes Wort übelgenommen; er will mir nicht sagen, was. Sei ihm nicht bös, er ist oftmals ungeschickt gerad aus, ein steifer Soldat, aber ein besonders guter Mensch."

„Kann sein. Aber schau, Lenz, du hast zu viel Kletten an dir hängen, die mußt du abschütteln."

„Meine Freunde gebe ich nicht auf."

„Das will ich ja auch nicht, Gott bewahre! Ich habe dir weiter nichts sagen wollen, als du sollst dich so halten, daß nicht jeder kommen kann und dir in alles dreinredet."

„Da hast du recht, das ist mein Fehler; ermahn' mich nur, so oft du willst, daß ich ihn ablege."

Als Lenz dieses Wort und so demutsvoll aussprach, stand Annele plötzlich im Wagen aufrecht.

„Was hast? Was gibt's?" fragte Lenz.

„Nichts, gar nichts, ich weiß nicht, warum ich aufgestanden bin. Ich meine, ich sitze nicht gut. So, jetzt ist's besser. Es fährt sich doch gut in unserer Kutsche, nicht wahr?"

„Ja, ganz gut. Man sitzt wie auf dem Stuhl und ist doch in der weiten Welt. Fahren ist doch schön, und ich bin noch nie in eigenem Fuhrwerk gefahren, und deines Vaters ist doch auch mein."

„Ja wohl."

Am Wege ging der Pröbler. Er stand still, als die Brautleute vorüberfuhren und nickte mehrmals.

„Ich möchte den alten Mann gern mitfahren lassen," sagte Lenz.

„Das wäre schön!" lachte Annele. „Eine Brautfahrt mit dem Pröbler!"

„Du hast recht," entgegnete Lenz, „wir wären nicht mehr allein bei einander, so gut selbander, so herzeinig, wenn da noch ein drittes säße und zusähe und zuhörte. Ich bin gegen niemand hart, wenn ich ihn jetzt nicht mitfahren lasse. Das ist jetzt eine Stunde, wo wir jetzt nur für uns allein so glückselig sein können. O, wie schön ist alles. Ich meine, die ganze Welt lacht. Der Pröbler hat auch gelacht und hat's gar nicht übelgenommen. Er hat sich gewiß auch gedacht, daß ich von dieser Stunde jetzt nichts herschenken kann."

Annele sah Lenz groß an, dann schlug sie den Blick nieder und faßte still die Hand ihres Bräutigams. — —

Die erste Ausfahrt der Brautleute war nicht so lustig gewesen, als man voraus vermutet hatte, aber die beiden brachten doch eine besondere Freude mit heim. Annele sprach sehr wenig, es ging was Besonderes in ihr vor.

Man kam noch bei hellem Tag wieder heim. Lenz half Annele aus dem Wagen und ließ sie allein vorauf gehen. Dann nahm er das sorgsam Eingewickelte aus dem Kutschensitz, ging ebenfalls hinauf und rief Annele in das Stüble.

Dort wurde das Geheimnis ausgewickelt mit den Worten: „Annele, ich schenk' dir hiermit das Liebste und das Beste, was ich habe. Das hat mir mein guter Pilgrim gemacht, und du sollst's haben."

Annele sah starr auf das Bildnis, für das Lenz so geheimnisvoll den goldenen Rahmen in der Stadt besorgt hatte.

„Nicht wahr, du kannst nichts reden, wie dich jetzt meine Mutter ansieht?"

„So? Das ist deine Mutter? Ja, es ist ihr Rock und ihr Halstuch und ihre Haube, aber deine Mutter? Nein, das könnte ebensogut des Schreiners Annelise, oder die alte Fallerin sein. Ja, und der sieht's noch mehr ähnlich. Warum siehst du jetzt wieder so blaß aus, daß dir kein Blutstropfen im Gesicht ist? Guter Lenz, soll ich denn die Unwahrheit sprechen? Das willst du doch nicht. Und was kannst du dafür? Der Pilgrim ist eben der Garnichts. Der versteht gar nichts, der kann bloß seine Kirchtürme malen."

„Wie du so redest, ist mir's, als wenn meine Mutter zum zweitenmal gestorben wäre," sagte Lenz.

„Sei doch nicht gleich so traurig," bat Annele mit innigem

Tone. „Ich will das Bild in Ehren halten, ich häng' es jetzt über meinem Bett auf. Gelt, du bist jetzt nicht mehr traurig? Du bist heut so lieb gewesen, und schau, wenn ich das Bild ansehe, kann ich doch besser an deine Mutter denken."

Wie es Lenz bald siedendheiß, bald eiskalt überlief, so konnte ihn Annele, wie sie nur wollte, bald in die höchste Seligkeit versetzen, bald zu Tode kränken.

Und so ging's nun Wochen und Monate. Aber die eigentliche Freude war doch vorherrschend, denn über Annele war eine Weichheit gekommen, die niemand je in ihr vermutet hätte. Selbst Pilgrim kam eines Tages zu Lenz und sagte: „Andere Menschen sind glücklich, wenn sie sehen, wie gescheit sie gewesen sind; mich freut's, daß ich dumm gewesen bin."

„So? Worin denn?"

„Man lernt ein Mädchen nie auskennen. In dem Annele steckt doch etwas, was dich ganz glücklich machen kann. Es ist vielleicht gerade gut, daß sie nicht so weichherzig und träumerisch ist, wie du."

„Ich danke dir. Gottlob, daß es so gekommen ist," rief Lenz.

Die beiden Freunde reichten einander die Hände und hielten sie lange fest.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine große Hochzeit, davon ein harter Bissen übrig bleibt.

Der Lenz von der Morgenhalde macht Hochzeit!

Das Löwen-Annele heiratet!

So hieß es durch das ganze Thal und weit, weit darüber hinaus, und oft im selben Hause wurde bald nur vom Annele, bald nur vom Lenz allein geredet; beide hatte man im Worte noch nicht zusammengegeben, das wird sich erst finden, wenn sie getraut sind, das Löwen-Annele wird dann wohl das Lenz-Annele heißen.

Es hatte tapfer geschneit, und jetzt war's wieder hell, echtes gerechtes Schlittenwetter, und von allen Bergen und in allen Thalen tönte Rollengeklingel und Peitschenknallen, gewiß hundert Schlitten standen am Hochzeitmorgen vor dem Löwen, in allen Ställen war fremde Einquartierung, und manche einsame Kuh begriff nicht, wie auf einmal solch ein paar stattliche Pferde zu

Besuch kämen. Freilich, nur so eine einsam überwinternde Kuh kann nicht wissen, was in der Welt vorgeht, aber die Menschen wissen's; es ist ein Ereignis, wie nicht leicht eines im Dorfe war, und selbst alte kranke Mütterchen ließen nicht ab, bis man sie ankleidete, damit sie sich ans Fenster setzen können, obgleich sie abseits wohnen, wo man nichts sieht und nur bisweilen fernes Rollengeklingel und Peitschenknallen hört.

Die Krämer-Ernestine war schon mehrere Tage vor der Hochzeit im Löwen als Anhelferin. Da konnte von Empfindlichkeit — weil man nicht besonders besucht, nicht besonders eingeladen war — keine Rede sein; das große Stammhaus feierte ein Fest, die Vasallen mußten sich von selber einfinden.

Ernestine hatte ihre Kinder in einem Nachbarhause untergebracht, der Mann mußte derweil das Haus hüten, dem Kramladen vorstehen und sich etwas kochen, so gut es ging. Wenn der Löwe ruft, haben andere kein Recht mehr.

Ernestine wußte im Hause zu allem gut Bescheid, sie konnte jedem, was es verlangte, in die Hand geben, sie wirtschaftete in Küche und Keller und freute sich ihrer Wichtigkeit. Am Hochzeitsmorgen kleidete sie Annele an, denn diese hatte doch eigentlich keine rechte Gespiele.

Der Löwe zeigte heute, welch einen Umfang er hat. Der ganze erste Stock, nach der ganzen Breite des Hauses, war nur ein einziger Saal. Man hatte die Zwischenwände, die nur aus Brettern bestehen, herausgenommen, und heute war da erst recht ein großer gewärmter Marktplatz.

Lenz hätte nach seiner Art gern eine stille Hochzeit gehalten, aber Annele hatte recht, da sie sagte: „Ich weiß wohl, ich erkenne, was dir das Liebste wäre; aber wir sind es den Menschen schuldig, daß wir ihnen auch die Lustbarkeit gönnen, und man hat nur einmal im Leben Hochzeit. Man hat jahraus jahrein Ueberlast genug von den Leuten, wir müssen es ihnen auch gönnen, daß sie uns dankbar sind. Wie vielmal im Jahr gibt es eine Hochzeit in der ganzen Gegend, wo wir nicht hingehen und Geschenke bringen? Zweitausend Gulden ist wenig, was wir so verausgabt haben. Gut, jetzt sollen sie auch wieder einen Teil hergeben. Ich will nichts geschenkt von der Welt. Ich bin froh, wenn sie nur halb bezahlt."

Und in der That, die Hochzeitsgeschenke waren überreich an Geld und Geldeswert. Es that sich nicht anders, man mußte zwei Tage Hochzeit halten: einen Tag für die Einheimischen und Anverwandten und einen Tag für die Fremden.

Am Hochzeitsmorgen kam Pilgrim mit gesalbtem Haa

einem Rosmarinstrauß mit Bändern im Knopfloch, zu Lenz, und er sagte: „Ich schenke dir nichts zu deiner Hochzeit."

„Du hast mir genug gegeben, das Bild meiner Mutter."

„Das will nichts heißen; ich weiß wohl, wie es zu machen wäre, aber ich kann's nicht. Nein, Lenz, ich habe zu deiner Hochzeit mir selber etwas geschenkt; da schau, mit dem Papier da bin ich wie der Siegfried, von dem wir einmal gelesen haben. Jetzt habe ich eine Hornhaut, da geht kein Stich mehr durch."

„Was ist denn das?"

„Das ist eine Rentenversicherung. Von meinem sechzigsten Jahre an habe ich hundert Gulden jährlich, und bis dahin werd' ich mich schon durchschmieren. Und wenn ich dann nicht mehr allein sein kann, dann mußt du mir ein Stüble einrichten im Haus, einen warmen Winkel hinter dem Ofen, und da will ich mit deinen Enkeln spielen, und was ich ihnen vorzeichne, werden sie schon recht finden. — Es hat mich viel gekostet, bis ich die erste Einzahlung aufgebracht habe. Es ist einfältig, ich hab' mein Auskommen, aber ich kann nichts erübrigen. Da hab' ich mir nun ein Jahr lang das Frühstück abgewöhnt — der Löwenwirt hat's gespürt, daß ich mittags auch noch zum Frühstück komme — und da habe ich's nun doch herausbekommen. Später gewöhn' ich mir auch das Mittagessen ab und so nach und nach das ganze Leben. Das wäre prächtig, wenn man nach und nach alle Fensterladen zumachen könnte, dann — gut' Nacht, Welt."

Unter diesen Darlegungen half er Lenz sich schön ankleiden, nagelneu von Kopf bis Fuß; er dankte dem Freunde, daß er ihn nun auch solid gemacht habe, und wußte dabei sehr vergnüglich zu schildern, wie alle Mitglieder der Rentenanstalt eine Familie bilden, nur mit dem Unterschied, daß sie einander nicht zum Geburtstag gratulieren, und das gar nicht aus bösem Willen, sondern bloß, weil sie einander nicht kennen.

Pilgrim hatte eine ganze Statistik der Rentenanstalt im Kopfe, er gab sie preis, um Lenz nicht zu einer überflüssigen Gemütsbewegung kommen zu lassen.

Als Lenz hochzeitlich geschmückt war, kam auch Petrowitsch ganz freiwillig als Brautführer. Er bedeutete mit schelmisch-geheimnisvoller Miene: „Von mir, Lenz, kriegst du kein Hochzeitsgeschenk, du weißt schon, warum; es wird dir aber zur Zeit nicht fehlen." Mit dem Köder, daß Lenz sein Haupterbe sein solle — was er indes nie ganz deutlich sagte — konnte Petrowitsch die erste Person bei den Hochzeitsfeierlichkeiten sein. Er

that das gern, so recht mitten drin sitzen, wo alles um ihn herum wuselt, und er hat doch das Bewußtsein: Ich hab' meinen Schlüssel in der Tasche und daheim meinen feuerfesten Geldschrank. — Das war so ganz nach seiner Art. Und solche zwei lustige Tage thun doch auch gut in dem Einerlei des Winters.

Der Löwenwirt trug heute seinen Apostelkopf noch etwas höher, er strahlte von Würde und streichelte sich dabei immer sein frisch rasiertes Kinn.

Musik und Schießen und Jubeln tönten überlaut in den frischkalten hellen Wintertag hinein, als man zur Kirche ging. Die Kirche konnte nicht alle Neugierigen und Teilnehmenden fassen. Es standen wohl ebensoviel Menschen vor der Kirche, als darin waren. Der Pfarrer hielt eine besondere Predigt, nicht eine, wie sie aus dem Uniformenmagazin genommen wird, um einen beliebigen Rekruten einzukleiden; sie war auf den Leib angemessen. Er sprach eindringlich über die Hausehre, über die gemeinsame Ehre der Eheleute: ein Kind erbt die Ehre der Eltern; aber wenn es schlecht ist, können sich die Eltern vor Gott und Menschen rechtfertigen: wir haben das Unsrige gethan, mehr konnten wir nicht. Ein Kind verkommener Eltern kann sich zur Ehre durcharbeiten, es hat sein Leben für sich; der Bruder teilt die Ehre des Bruders, er kann sie aber auch von seinem Wandel trennen. Anders aber ist die Ehre der Eheleute, hier ist im reinsten Sinne: Mann und Weib ein Leib. Hier sei Eintracht, ein einiges Trachten. Wo eines eine Ehre für sich sucht und gar auf Kosten des andern, da ist Zwietracht, die Hölle, der ewige Tod. Es ist eine heilige Einrichtung, daß die Frau ihren Taufnamen behält, einen neuen Familiennamen aber vom Manne bekommt; sie trägt des Mannes Namen, des Mannes Ehre. — Der Pfarrer lobte nun die guten Eigenschaften der beiden, die vor dem Altare stehen, allerdings lobte er Lenz etwas mehr, aber auch Annele bekam einen guten Teil, und wieder ermahnte er, daß kein Mensch auf seine guten Eigenschaften sich etwas einbilde, daß der Flinke den Langsamen, der Langsame den Flinken nach seiner Art schätze und hochhalte, daß die Ehe nicht nur nach Landesgesetzen eine Gemeinschaft der zeitlichen Güter, sondern auch nach ewigen Weltgesetzen eine Gemeinschaft der geistigen Güter sein solle, wo alles Mein und Dein aufhört und alles nur noch unser heißt, und doch wiederum nicht unser, es gehört der Welt, es gehört Gott an —

In allgemeinen Betrachtungen und doch dabei leicht auf die Persönlichkeiten anwendbar, gab der Pfarrer gewissermaße

den Besorgnissen der Freunde lauten Ausdruck, daß zwei Menschen so ungleich an Art und Lebensgewohnheit fortan eine friedliche, einige Gemeinschaft sein sollten.

Pilgrim, der bei den Sängern auf dem Empor saß, nickte dem Liedermeister zu, und dieser winkte einverständlich. Faller sah nicht auf, er drückte sich mit der Hand beide Augen zu und dachte vor sich hin: So von der Art hast du auch zum Ahnele gesprochen; wer weiß, was sie dem Pfarrer herausgäbe, wenn sie reden dürfte! Aber ich bitt' dich, lieber Gott, du hast so viele Wunder gethan auf der Welt, thu uns jetzt nur das eine, pflanze ihr gute Gedanken ins Herz und lege ihr gute Worte auf die Lippen für den guten Lenz, den getreuen . . .

Keine Stimme tönte mächtiger als die des Faller, da er nach der Trauung in den Gesang einfiel. Der Liedermeister winkte ihm, seinen Grundbaß etwas zu mäßigen, denn der Tenor war nur schwach, der Lenz fehlte, aber Faller ließ sich nicht beschwichtigen, kühn und gewaltig übertönte seine Stimme die Orgel und die Sangesgenossen. —

Als die Trauung vorüber war, hatten die Weiber, die so glücklich waren, sie zu sehen und zu hören, denen draußen viel zu erzählen; das sei noch nicht vorgekommen, der Bräutigam habe so laut geweint, so habe man's noch nie von einem Mann gehört. Freilich, der Pfarrer hat's auch gar „herzrührig" gemacht; besonders wie er die Eltern des Lenz angerufen um ihren Segen, da habe der Lenz so laut geschluchzt und geweint, daß man gemeint habe, er müsse zusammenbrechen, und alle Versammelten hätten mitgeweint. Jetzt weinten die, die draußen gestanden, auch; sie waren so gut zur Hochzeit gekommen wie die anderen, sie durften auch von allem haben, vom Weinen und von der Lustbarkeit. Die Männer aber sagten zu den Fremden: „Nicht wahr, so einen Pfarrer hat doch kein anderes Dorf? Dem geht's vom Mund weg, so rund und gerad, und er macht nicht viel Wesens draus; es ist, wie wenn er mit einem alles überlegen möchte. Ja, unser Pfarrer!"

Vom eigentlichen Inhalt der Rede sprachen weder die Männer noch die Frauen.

Als Lenz — rechts vom Petrowitsch, links vom Löwenwirt geleitet — aus der Kirche ging, kam die alte Fallerin auf ihn zu und sagte: „Ich hab's gehalten, die Kleider deiner Mutter sind in der Kirche gewesen, und mehr aus dem Herzen hätte sie nicht für dich beten können als ich."

Lenz konnte nicht antworten, denn der Löwenwirt schalt die Fallerin, daß sie dem Bräutigam zuerst in den Weg trat.

Er schalt zwar über den Aberglauben, der in der ersten Anrede einer alten Frau Unglücksbedeutung sieht, rief aber doch einen schönen jungen Knaben herbei, jetzt zuerst dem Lenz die Hand zu geben.

Von nun an aber gab es nur noch Lustbarkeit. Es war gar nicht zu glauben, daß je ein Menschenauge geweint hätte.

Wie nun Lenz im Stüble den Schwägerinnen die Hand gab und die Schwäger umarmte und küßte, und wie dann der Doktor kam und auch seine Töchter — das war doch gut von ihnen, daß sie zur Hochzeit kamen — und eins nach dem andern aus- und einging und Glück wünschte, da saß Annele auf dem Stuhl und hielt sich ein feines, weißes Sacktuch vor die Augen, und Lenz sagte oftmals: „Daß ich so geweint hab', ich hab' nichts dafür gekonnt, du weißt, wie glücklich ich bin. Und das wollen wir behalten, fest und getreu, daß wir jetzt nur noch eine Ehre haben, und will's Gott, soll sie bei einander gut wachsen. Und wenn ich so sehe, was du mir für eine Familie gibst, ich werde dir's nie vergessen. Das sollen, will's Gott, die letzten Thränen sein, die wir miteinander geweint haben. Zieh aber die Handschuhe aus, ich hab' auch keine an.

Annele schüttelte mit dem Kopf verneinend, aber sie sprach kein Wort.

„Zum Essen! Zum Essen! Zum Essen!“ hieß es dreifach. Und in der That, es wurde auch dreifach gegessen. Nur ein einziger Mensch klagte immer: „Ich kann nichts essen, ich bring' keinen Bissen übers Herz; es ist schade um das gute Sach', aber ich kann nicht“ — und diese klagende Person war Franzl.

Schon während des Essens hatte der Tanz in der obern Stube begonnen, das Brautpaar ging ab und zu, bald an die Tafel, bald auf den Tanzboden.

„Es ist unverschämt von dem Techniker, daß er mit zur Hochzeit kommt,“ sagte Annele einmal auf der Treppe zu Lenz. „Er ist doch nicht eingeladen. Red' nur kein Wort mit ihm.“

„Nein, laß ihn doch, es soll keines mißvergnügt sein,“ beschwichtigte Lenz. „Mir thut's nur leid, daß der Faller nicht da ist. Ich habe nach ihm geschickt, aber er ist nicht gekommen.“

Pilgrim tanzte den ersten Tanz mit Annele. Sie sagte: „Im Tanzen bist du Meister.“

„Aber im Malen meinst du nicht?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Gut, so wirst du auch nicht von mir gemalt; und ich hatte mir's heute vorgenommen, dich zu malen. Eigentlich bist

du nicht gut zu malen, du bist hübsch, so lang du plauderst; wenn du aber still bist, da ist was in deinem Gesicht, ich kann dir's nicht sagen."

„Wenn du nur so gut malen könntest, wie schwätzen!"

„Gut, du wirst nicht von mir gemalt. Weißt du? von wegen an die Wand malen —"

„Von dir möcht' ich nicht gemalt auf der Welt sein," sagte Annele. Sie hatte bald ihre heitre Laune wieder.

Das Brautpaar wurde in die Unterstube gerufen, dort hatten sich die angesehensten Männer und Frauen aus der Verwandtschaft um Petrowitsch versammelt. Sie wollten, daß er jetzt gleich eine Bestimmung mache, was er dem Lenz vererbe. Don Bastian, der pfiffige Hauswirt Pilgrims, war der Hauptsprecher; er konnte da sein mageres Hochzeitsgeschenk mit fremdem Fett spicken, und er verstand Petrowitsch in die Enge zu treiben, daß er fast nicht mehr los konnte. Der Kettenschmied, der sich was darauf zu gute that, der einzige Nachbar des Lenz zu sein — er wohnte fast eine halbe Stunde entfernt, aber sein Haus war das einzige, das man von der Morgenhalde aus sehen konnte — war ein Jugendgespiele des Petrowitsch und wußte ihm mit alten Erinnerungen warm zu machen. Die Löwenwirtin glaubte, es fehle nur noch, daß das Brautpaar selber dabei sei; darum hatte sie nach ihm geschickt. Als sie jetzt in den Kreis traten, sagte Petrowitsch, der sehr in die Enge getrieben war: „Gut, da ist ja der Lenz, der weiß, wie ich's mit ihm vorhabe. In unserer Familie hängt man das nicht an die große Glocke. Nicht wahr, Lenz, du weißt, wie wir miteinander stehen?"

„Ja wohl, Ohm," sagte dieser.

„Darum verlier' ich kein Wort mehr," schrie Petrowitsch, sich erhebend. Er fürchtete besonders, es möchte jemand, vor allem der Kettenschmied, herauskriegen, daß heute sein fünfundsechzigster Geburtstag war; da hätte man ihm gar noch von allen Seiten gratuliert, und er hätte durch eine Verschreibung für Lenz die Glückwünsche teuer bezahlen müssen. Er drängte sich nun durch die Versammelten hinaus aus der Stube. Der Büble, der hinter ihm drein ging, schrie laut auf, denn er bekam einen Tritt von unsichtbarem Fuß.

Lenz schaute dem Weggehenden verdutzt nach, es war vielleicht doch nicht gescheit, daß er dem Ohm so aus der Klemme geholfen. Jetzt wäre er zu was zu bringen gewesen, und jetzt ist's vorbei.

Lenz schlug sich aber alles das schnell aus dem Sinn. Er war heiter bis spät in die Nacht hinein. Die Anverwandten, die

entfernt wohnten, hatten sich schon davon gemacht. Es war auch für die Brautleute Zeit, heimzugehen, denn vor Mitternacht müssen die Brautleute daheim sein. Im Stüble sagte Lenz: „Annele, du hast doch recht gehabt; es thut mir jetzt leid, es gibt keinen Fahrweg zu uns. Mach' dich nur recht warm ein."

„Du wirst schon noch einsehen, daß ich in vielem recht habe," erwiderte Annele.

Pilgrim hatte den Zug künstlerisch geordnet; voraus zog die Musik, vor und hinter dem Brautpaar zwei Fackelträger; Kinder mit den schönsten Geschenken, mit Bechern, Tellern, Gläsern und Kaffeebrettern, ebenfalls brennende Kienspäne tragend, gingen hinterdrein. Als man an den Berg kam, löste sich der Zug allerdings unordentlich auf, eines mußte hinter dem andern gehen.

Lenz sagte zu Annele: „Geh du voraus, ich lasse dir gern den Vorrang."

Man war endlich oben angekommen, die Geschenke waren abgestellt; die Musik spielte noch einen lustigen Tanz, dreimal wurde Hoch! gerufen. Die Musik verklang das Thal hinab.

„Wir sind im Himmel und wissen, daß die Menschen drunten auf der Erde sich über uns freuen," sagte Lenz.

„Ich hab' gar nicht gewußt, daß du so reden kannst," entgegnete Annele. „Wie ist's auf einmal so still!"

„Wart', ich hab' noch ein schönes Musikwerk. Gottlob, jetzt spiel' ich mir selber auf und für uns beide ganz allein." Er brachte ein Musikwerk in Gang, es spielte: Die Meeresstille von Beethoven. Es spielte noch lange für sich fort, und still war's im Hause.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Morgengabe.

„Mir ist's lieb, daß wir noch einmal Hochzeit haben; dir nicht auch, Frauele?" sagte Lenz am andern Morgen.

„Nein; warum denn dir?"

„Das Weinen hat mir doch eigentlich gestern die Hochzeit verdorben, und heute, heute bin ich erst recht lustig. Es ist mir, wie wenn ich zu einer Hochzeit eingeladen wäre."

„Du bist ein wunderlicher Mensch!" lächelte Annele.

„Halt!" rief Lenz plötzlich aufspringend, „ich muß dir ja was geben. Wart nur ein bißle."

Er ging nach der Kammer und kramte lange. Was wird er bringen? Gewiß hat er noch daran gedacht, daß man seiner Braut eine ordentliche goldene Kette gibt und schöne Ohrringe. Aber das hätte er gestern thun müssen, warum denn heute? Annele hatte lange Zeit, sich zu besinnen.

Endlich kam Lenz und sagte: „So, da hab' ich's, ich hab's verräumt gehabt. Da hast du die Granatenschnur von meiner Mutter selig; das sind noch von den guten alten, die werden dir auch gut stehen auf deinem lieben Hals. Komm, zieh's einmal an."

„Nein, Lenz, das ist zu altmodisch, das kann ich nicht tragen, und das reibt mich am Hals; nein, das kann ich nicht tragen. Ich will's umtauschen beim Goldarbeiter."

„Nein, das nicht."

„Wie du willst. Was hast du denn da noch?"

„Das ist was, das ich keinem Menschen geben darf, als dir. Das hat meine Mutter selig verordnet. Es hat keinen Wert, aber es ist doch so was Wunderbares."

„So zeig' doch endlich das Wunder."

„Da, sieh einmal."

„Was ist denn das?"

„Das ist Edelweiß, das Pflänzchen, das unter dem Schnee wächst. Lies einmal, was meine Mutter da dazu geschrieben hat."

„Ich kann das nicht lesen, das ist so eine böse Schrift."

Lenz zuckte, während Annele doch nur landesüblich eine undeutliche Schrift eine böse genannt hatte, und Annele fuhr fort: „Lies du mir's doch vor."

Lenz las laut: „Das ist ein Pflänzchen Edelweiß, gewachsen auf dem höchsten Berg in der Schweiz unterm Schnee. Hat mein Mann selbst gefunden, dabei mein gedacht und mir gebracht von seiner Wanderschaft und gegeben an unserm Hochzeitstag. Soll mir in die Hand gegeben werden, wenn man mich in die Erden legt. So es aber vergessen oder übersehen wird, soll es mein Sohn am Tag nach seiner Hochzeit seiner Frau übergeben, und so lang sie es in Ehren hält, wird es Segen bringen. Ist aber keine Zauberei dabei. Dies Pflänzchen ist genennet Edelweiß. — Maria Lenzin."

Als Lenz gelesen hatte, sagte er: „Nicht wahr, es greift dir ans Herz, daß jetzt eine Tote zu dir spricht? Laß dich's nicht zu sehr angreifen. Sei lustig! Sie hat's auch gern gehabt, wenn man lustig ist, und ist selber lustig gewesen und hat doch so Schweres erlebt gehabt."

Annele lächelte und legte das Pflänzchen, in ein Papier gewickelt, zur Granatenschnur.

Die beiden jungen Leute verplauderten sich so lange, bis Botschaft vom Löwen heraufkam: es seien schon so viele fremde Gäste da, sie sollten sich sputen.

Franzl war eine sehr ungeschickte Kammerfrau. Lenz mußte vorausgehen und ein Dienstmädchen vom Löwen heraufschicken. Er sagte noch, daß er auch gleich zum Faller gehe und ihn zur Hochzeit einlade; heute müsse er kommen, und Annele solle gut gegen ihn sein und ihm vergessen, wenn er etwas Ungeschicktes gesagt habe. Annele sagte: „Ja, ja, geh nur und schick' mir schnell die Margret oder besser die Ernestine."

Endlich erschien Annele im Elternhause. Die Mutter eilte ihr entgegen und umhalste sie.

Im Stüble klagte Annele der Mutter: Lenz habe ihr heute eine alte Granatenschnur und eine verdorrte Blume als Morgengabe geschenkt, sie könne sich heute vor den Wirtstöchtern und den Wirtsfrauen und Wirtssöhnen nicht sehen lassen ohne goldene Kette. „Er ist ein Kreuzerklemmer, ein armes, verkargtes Uhrmacherle!" klagte Annele.

Die Mutter war klug, denn sie sagte: „Annele, geizig ist er nicht, er hat nicht nach deiner Ehesteuer gefragt, mit keinem Wort, und dumm ist er auch nicht, eher zu pfiffig. Es ist ja heute nacht ein Goldarbeiter aus Pforzheim mit einer großen Kiste hier angekommen. Ich hab's wohl gemerkt, daß er ihn bestellt hat. Da kannst du dir auswählen, das Schönste, was dir gefällt. —"

Die Mutter wußte, daß Annele diese Lüge nicht glaubte, und Annele wußte, daß die Mutter sie nicht für so dumm hielt, daß sie sich solche Mär aufbinden ließ; sie thaten aber doch beide, als wenn jedes lauter Wahrheit im Sinne hätte, und der Erfolg entschied für sie. Lenz war eine Zeitlang verschwunden. Er stand bei der Krämer-Ernestine auf der dunkeln Kellertreppe. Und richtig, er kam nach einiger Zeit und brachte Annele eine goldene Kette von dem Händler, der im Hause war. Daß er ihr die Auswahl ließ: Herz, was begehrst du? dazu hatte er sich trotz alles Zuredens doch nicht verstanden, und er bekam jetzt weniger Dank von seinem nachträglichen Geschenk.

Annele war aber schnell und bald aufgeräumt, wie sich's gehört. Eine Wirtstochter muß immer geweckt und aufgeräumt sein, und was im Familienstüble vorkommt, gehört nicht in die Wirtsstube.

War gestern ein Fahren ohne Ende gewesen, so war's heute noch um so größer, denn heute kamen die Wirtsleute von weit und breit, mit hellem Rollengeschirr und schönen, wohlgenährten Pferden. Bei solcher Gelegenheit muß man auch zeigen, wo

man ist und was man hat. Die Wirte und ihre Frauen und Töchter gingen umher, als wenn jedes ein Wirtshaus auf dem Rücken hätte, so besitzstolz; jeder Blick sagte: daheim hab' ich das alles auch so, und wenn ich auch nicht so viel Geld habe, wie der Löwenwirt, ich kann doch zufrieden sein. —

Das war ein Begrüßen, das war ein Freundlichthun, ein Verwundern, ein übermäßiges Danken für die reichen Geschenke: O, das ist zu viel! Nein, das ist zu prächtig! Aber an so etwas kann doch nur die Bärenwirtin denken! Da sieht man die Adlerwirtin, ja, wer so gescheit wär'! Und die Engelwirtin! Ich will hoffen, daß wir's bald wett machen können; aber so groß können wir uns nicht zeigen. Es war völlig wunderbar, wieviel hunderterlei geschickte Reden Annele hatte. Lenz stand oftmals dabei und wußte kein Wort vorzubringen. Die ihn nicht kannten, hielten ihn für blöde und einfältig; ihm war aber dieses Sichbeschenkenlassen und Sichbedanken gar nicht recht. —

Es kamen nun auch die armen Uhrmacher, die Zinspflichtigen des Löwenwirts, die er unter dem Daumen hielt und denen er ihre Arbeit abkaufte, um sie in ferne Länder zu schicken. Annele achtete ihrer nicht, und sie hielten sich vornehmlich zu Lenz und sprachen eine gewisse freudige Genugthuung aus, daß nun auch ein Uhrmacher ein Schwiegersohn des Löwenwirts geworden sei. Manche hofften davon billigere Rücksichtnahme beim Löwenwirt, andere fragten Lenz geradezu, ob er nun sein Geschäft aufgeben und auch Wirt- und Handelschaft treiben werde. Sie lächelten, da Lenz versicherte, er bleibe stets, was er sei. Sie fragten ihn auch spöttisch, ob er auch jetzt, da er der Schwiegersohn eines reichen Packers geworden, noch gerne seine Normaluhr einführen möchte, wodurch eine Einung gestiftet werden und allen Uhrmachern der volle Gewinn zufallen sollte. Sie machten verwunderte Gesichter, als Lenz beteuerte, daß er lieber heute als morgen die Einung zustande bringen und in dieselbe eintreten möchte. Als nun diese armen Leute, denen man das karge Wesen ansah und die sich nur dadurch erhalten, daß sie bei vierzehnstündiger täglicher Arbeit mit einer fabelhaften Sparsamkeit und Enthaltsamkeit ihr Leben durchbringen, als nun auch diese ihre Sechsbätzner und ihre Halbenguldenstückle und manche sogar nur einen Dreibätzner Lenz in die Hand drückten, da war's Lenz, als ob er feurige Kohlen fassen müsse. Er hätte gern den Leuten ihre Gaben zurückgegeben, aber er durfte sie nicht beleidigen. Er teilte seine Gedanken Annele mit, in einer Pause, wo er ihrer flüchtig habhaft werden konnte; sie sah ihn groß an und sagte kopfschüttelnd:

„Mein Vater hat recht; du bist kein Geschäftsmann. Du kannst arbeiten und dein Brot verdienen, aber andere arbeiten lassen, daß sie für dich was verdienen, das kannst du nicht. Du fragst zu viel: Wie geht's dem und jenem dabei? Das kann man nicht. In der Welt muß man flott dreinfahren und nicht danach fragen, wer da barfuß am Weg geht. Du möchtest aber den alten Pröbler und die ganze Bettelwelt mitfahren lassen. Aber ich will dir jetzt keine Lehren geben . . . Ei, grüß' Gott, Lammwirtin! Je später die Zeit, desto schöner die Gäste. Ich habe schon lang gedacht, vor einer Minute hab' ich's zu meiner Mutter gesagt: wo nur die gute Lammwirtin von Edelshof bleibt? Meine halbe Freude wär' mir genommen, wenn die nicht auch an meinem Ehrentag wäre! Und das ist wohl die Schwiegertochter? Wo ist denn der Mann?"

„Er ist noch unten bei den Pferden. Man weiß ja heut nicht, wo man die Pferde unterbringen soll."

„Ja, wir haben, gottlob! viele gute Freunde. An so einem Tag sieht man erst, wie gesegnet voll die Welt von Freunden ist. Lenz, führe die Lammwirtin an den obern Tisch, ich habe dort einen Ehrenplatz für sie aufgehoben." Und schnell bewillkommte Annele wieder andere.

Es streifte Lenz flüchtig, aber es ritzte ihn doch, daß Annele ihm vorwarf, heute schon vorwarf, daß er sich zu viel in andere Menschen hineindenke; und doch mußte er sich gestehen, daß das wahr sei und daß er eben deswegen minder schlagfertig war, als andere Menschen; er galt dadurch für minder gescheit, als er zu sein glaubte; ein Wort, eine Wahrnehmung konnte ihm tagelang nachgehen, er war dann nie allein. Andere Menschen machen's gescheiter, sie leben für sich und raffen zusammen, was sie kriegen, fragen nicht danach: wie gehts den andern? Das mußt du auch lernen, da hat man sich besser beisammen.

Eine Weile stand Lenz in diesen Gedanken wie verloren, wie ein Fremder, mitten in Lärm und Jubel, als ob ihn das alles nichts anginge; bald aber bewegte er sich wieder mitten drin, und zwar als Mittelpunkt, wie es dem Bräutigam gebührt.

Der Tag war überaus voll, und es ist doch schön, wenn soviele Menschen sich um eines willen versammeln und freuen. Es ging so lustig her, daß am Abend, als die Gäste wieder wegfahren wollten, der Löwenwirt einen schönen Spaß ausgeführt hatte. Auf seinen Befehl hatte Gregor sämtliche Schlittenstangen abhängen und verstecken müssen. Nun konnten die ehrenwerten Gäste nicht fort und mußten noch bleiben bis lange nach

Mitternacht. Und das war um so besser, wie man allerseits tröstete, denn um Mitternacht ging der Mond auf.

Die kleinen Uhrmacher wurden nicht aufgehalten, und manche waren so bedächtig, bald heimzukehren, denn sonst ist morgen noch ein Arbeitstag verloren. Manche aber wollten sich für ihr Hochzeitsgeschenk recht bezahlt machen und blieben sitzen und aßen beständig fort, als ob sie sich für ein ganzes Jahr sättigen müßten. Denn vom Morgen bis in die tiefe Nacht hinein wurde immer frisch aufgetragen; Fleisch und Wurst und Sauerkraut erschienen unerschöpflich.

Faller ging etwas steif und verlegen unter den Hochzeitgästen umher und ward erst froh, als ihm die Krämer-Ernestine eine große weiße Schürze umband und ihn mit zur Bedienung anhielt. Ich thue das nur für den Lenz, sagte er sich und hätte das gern jedem gesagt, dem er Essen und Trinken brachte. Er selber aß und trank fast gar nicht. Als er einmal Lenz habhaft wurde, sagte er ihm: „Ich habe dir gar kein Hochzeitgeschenk gegeben; wenig mag ich nicht, und viel hab' ich nicht, und mein ganzes Herz aus dem Leib möcht' ich dir geben."

Lenz ermahnte nur den guten Kameraden, er solle sich's recht wohl sein lassen und sich selber zuerst bedienen. Noch zu guter Zeit fiel's ihm ein, daß er auch den alten Pröbler hatte einladen wollen. Faller übernahm's, ihn zu holen. Der alte Pröbler kam, aber er ließ sich nicht bewegen, in die Gaststube einzutreten, er hatte kein rechtes Sonntagsgewand, und Lenz gab ihm einen großen Topf voll Essen mit für drei Tage und auch eine Flasche guten Wein dazu. Der Alte war so überrascht, daß er fast vergaß, seine gewohnte Prise anzubieten, und immer nur sagte: „Ich bring' die Flasche wieder." Lenz sagte: „Du kannst sie behalten." Der Alte war's auch zufrieden und trollte sich fort.

Es ging schon scharf gegen Morgen, der Mond war herausgekommen, war aber jetzt wieder von Wolken bedeckt, als Lenz und Annele wieder nach Hause zurückkehrten. Heute gingen sie ohne Geleite und ohne Fackeln. Annele klagte, daß es so entsetzlich dunkel und daß sie zum Umfallen müde sei. „Ich hätte nur daheim bleiben sollen," sagte sie.

„Was daheim? Da oben bist du daheim."

Annele schwieg, und so gingen beide geraume Zeit still nebeneinander her.

„Hast du das Geld gezählt, das eingekommen ist?" fragte sie unterwegs.

„Nein, das kann ich daheim. Viel ist's, es liegt mir schwer

in der Hand. Es ist gut, daß mir dein Vater einen von seinen leeren Geldsäcken geborgt hat."

„Was leer? Er hat noch volle genug!" sagte Annele heftig.

„Danach habe ich nicht gefragt und hab' auch nicht daran gedacht."

Zu Haus drang sie nun darauf, daß Lenz schnell das Geld zähle. Er machte es ihr zu langsam, und sie zeigte, daß sie als Wirtstochter besser zählen könne.

Während des Zählens sagte Lenz: „Ich habe mich anders besonnen. Es ist gut, daß wir auch von den armen Leuten Geschenke annehmen; das gibt ihnen Ehre vor sich und macht's ihnen leichter, in Nöten Beistand von uns anzunehmen, in dem und jenem."

Annele sah ihn mitten im Zählen groß an. Lenz hatte für ganz gewöhnliche Dinge immer ganz außergewöhnliche Gründe; er nahm nichts an, weil es eben so ist, sondern erst, wenn er sich damit zurecht fand, dann war er aber auch gründlich bekehrt. Annele sagte nichts, sie sprach nur still mit den Lippen die Zahl, die sie im Kopf hatte, um sie nicht zu vergessen.

Geradeaus hundertundzwanzig Gulden waren zusammengekommen, wenn man die vier falschen Sechsbätzner, die dabei waren, abzählte. Annele schimpfte entsetzlich auf die schlechten Menschen, die einen mit solchem Gelde betrügen.

Lenz beschwichtigte: „Thu doch nicht so, vielleicht sind's Arme, die nichts anderes gehabt haben."

Da flammte ihr Auge, und sie sagte: „Wie es scheint, weißt du alles besser, und ich verstehe gar nichts!"

„Das habe ich nicht gemeint. Sei doch gut."

„Ich bin mein Lebtag nicht bös gewesen, du bist der erste Mensch, der mir sagt, ich sei bös; frag' einmal nach, und du hast es ja heut gesehen, was die Menschen auf mich halten."

„Ja, ja, es ist ja nicht der Mühe wert, daß wir darüber einen Streit haben."

„Ich habe keinen Streit. Und es kommt nicht darauf an, was es ist; meinetwegen sei's nur ein halber Heller! Und ich lasse mir nicht übers Maul fahren, wenn ich was sage!"

„Gut, sei doch ruhig, die Franzl kann ja meinen, wir hätten Händel."

„Die Franzl kann meinen, was sie will, und das will ich dir gleich sagen, die Franzl muß aus dem Haus."

„Doch heute nicht mehr?"

„Heute nicht, aber morgen, oder bald!"

„So wollen wir morgen darüber reden. Ich bin müde, und du hast ja gesagt, du seiest es auch."

„Ja, aber wenn man mir unrecht thut, hört alle Müdigkeit auf. Da lasse ich nicht ab!"

„Ich habe dir nichts gethan und will dir nichts thun. Denk' daran, was der Pfarrer gesagt hat: Wir haben nur eine Ehre."

„Was der Pfarrer gesagt hat, brauchst du mir nicht noch einmal zu sagen. Und schön ist's nicht von ihm gewesen. Er hat ja gepredigt, wie wenn er Frieden stiften sollt'."

„Das soll, will's Gott, nie nötig sein. Wir wollen in guten Treuen Lieb' und Leid einträchtig miteinander tragen, wie meine Mutter immer gesagt hat."

„Ja, wir wollen der Welt zeigen, daß wir rechtschaffen hausen."

„Soll ich noch einmal das Musikwerk in Gang bringen?"

„Nein, heut ist's genug."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der erste Nagel im Hause wird eingeschlagen. Friede auf der Höhe und der erste Sonntagsgast.

Am andern Tage war Annele doch wieder zufrieden mit Franzl. Sie wußte zu allem so gut Bescheid, und Annele sagte: „Ich habe dir noch nichts geschenkt, Franzl; willst du ein Kleid oder Geld?"

„Geld wäre mir lieber."

„Da hast du zwei Kronenthaler."

Lenz fügte mit fröhlicher Miene die gleiche Summe hinzu, als ihm Franzl die beiden Geldstücke zeigte. Das Annele denkt doch an alles und weiß besser, was der Brauch in der Welt ist, ich hätte es rein vergessen, daß man der Franzl auch noch eine besondere Freude machen muß. Und da spricht sie noch gestern vom Fortschicken. So dachte er, und laut sprach er: „Es ist ein närrisches, hitziges, gutes, liebes Kind," und Franzl gab die Erklärung: „Sie ist wie die junge Bürgermeisterin bei uns daheim, von der hat einmal die Gewichtlesfrau gesagt: Sie hat immer sieben Besuche im Kopf, aber nur sechs Stühle, und da muß immer einer herumträppeln, derweil die anderen sitzen." Lenz lachte, und Franzl fuhr fort: „Ja, wir Knuslinger, wir sind

nicht auf den Kopf gefallen. Aber schau, wie deine Frau schon alles in Ordnung gebracht hat; da hätte eine andere drei Tage dazu gebraucht und wäre siebenzehnmal gestolpert und hätte die Hälfte zerbrochen. Deine Frau hat gar keine linke Hand, die ist hüben und drüben rechts."

Lenz erzählte Annele, daß Franzl ihr nachsage, sie habe zwei rechte Hände, und Annele war wohl zufrieden mit diesem Lobe. Jetzt zeigte Annele noch eine neue Geschicklichkeit. Lenz bat sie, über der Feile des Vaters einen Nagel einzuschlagen. Sie traf den Nagel gleich auf den Kopf, und an den ersten Nagel, den sie eingeschlagen hatte, mußte sie das Bild der Mutter hängen.

„So ist's recht," bekräftigte Lenz. „Wenn's auch nicht ganz ihr Gesicht ist, es sind doch ihre Augen, und die sollen, will's Gott, auf ein schönes, gedeihliches, gutes Leben herniedersehen. Wir wollen's immer so halten, daß die Mutter immer zufrieden zusehen kann."

Mach' nur keine Heilige aus ihr, wollte Annele sagen, aber sie verschluckte es.

Die Woche — es war erst Mittwoch — wurde noch wie ein Halbfeiertag gehalten. Lenz arbeitete einige Stunden, aber fast nur, um sich zu erinnern, daß das sein Beruf sei; und er war auch fröhlicher, wenn er ein paar Stunden gearbeitet hatte. Die Hochzeitserinnerungen wurden natürlich noch einmal durchgekostet. Besonders lustig war's, wie Annele allen nachahmen und alle ausspotten konnte. Die Bärenwirtin und die Lammwirtin und die Adlerwirtin waren leibhaftig zu sehen und zu hören; und besonders den Faller konnte sie so meisterlich nachahmen, wie er seinen Schnurrbart immer mit der ganzen Hand exercierte, und sie machte es so, daß man hätte glauben mögen, auf ihrer schalkhaften Lippe müsse ein struppiger Bart sitzen. Es war bei diesem Nachspiel nicht bös gemeint, sie hatte eben Freude am Fastnachtsspiel und war überaus glückselig, und am Morgen rief sie: „O, wie schön, wie wohl und gut ist es hier oben! O lieber Himmel, wie gut still! Ich hab's gar nicht gewußt, daß es in der Welt so still sein kann. Wenn ich so dasitze und nichts von der Welt sehe und höre, niemand Antwort zu geben habe, mir ist's, wie wenn ich mit wachen Augen schlafe — und gut schlafe; da drunten ist es ja immer wie in einer Mühle, hier oben ist man wie auf einer andern Welt, ich meine, ich höre mein Herz schlagen; vierzehn Tage gehe ich nicht mehr ins Dorf hinunter, ich will mich davon abgewöhnen, und ich kann's gut; sie wissen drunten gar nicht, wie wohl es einem ist so aus der

Welt draußen, aus dem Gescheuch und Gejag und Gehetz. O Lenz, du weißt gar nicht, wie gut du es dein lebenlang gehabt hast."

So in beständigen hundertfältigen Ausrufen der Wonne saß Annele am Morgen bei Lenz, und dieser erwiderte strahlenden Angesichts: „So ist's recht; ich hab's gewußt, daß dir's hier wohl sein wird, und glaub' mir, ich bin dankbar gegen Gott und meine Eltern, daß ich mein Leben da habe verbringen können. Aber, liebs Weible, vierzehn Tage bleiben wir nicht da oben abgeschieden, mindestens nächsten Sonntag müssen wir in die Kirche; ich meine aber, wir sollten noch heute ein bißchen zu den Eltern."

„Wie du meinst; und das ist gut, die glückselige Ruhe, die wir da oben haben, tragen wir nicht mit fort, und wenn wir wieder heimkommen, wartet sie auf uns."

„Und da meine Mutter," unterbrach Lenz, „das ist unser Ruhegeist und schaut uns an mit den getreuen Augen und sagt: Gottlob, Kinder, daß ihr so seid und bleibet nur so euer lebenlang."

Lenz schaute zum Bilde seiner Mutter auf, und Annele fuhr fort: „Ich begreife es gar nicht, daß ich erst so kurz da bin; ich meine, ich wäre schon von uralters her da oben; ja, an solchen stillen Stunden hat man eben so viel, wie sonst in Jahren."

„Du legst alles gut aus, du bist gescheit. Halt das nur fest, wenn dir's doch einmal zu einödig da oben wird. Die Leute, die es nicht geglaubt haben, daß du in der Einsamkeit glücklich sein kannst, werden staunen."

„Wer hat das nicht geglaubt? Gewiß dein Pilgrim, der große Künstler, ja, der, der ist der Rechte: geraten ihm die Engel nicht, macht er Teufel daraus; aber das sage ich dir, er darf mir nicht über die Schwelle."

„Der Pilgrim hat das nicht gesagt. Warum willst du jetzt einen Menschen, den du hassen kannst? Meine Mutter hat's hundertmal gesagt: es gibt keine Ruhe im Gemüt, keine andere, als gut an die Menschen denken. Ich wollte, sie hätte nur noch ein Jahr gelebt, daß du alles von ihr hättest behalten können. Ist das nicht ein gutes Wort? Du verstehst doch alles? Wenn man einen Menschen haßt, oder wenn man weiß, daß man einen Feind hat — ich habe das auch einmal erfahren, nur ein einzigmal, aber schwer, o grausam schwer — da ists einem, wie wenn überall, wo man geht und steht, ein Pistol auf einen gerichtet wäre, das man nicht sieht. Mein größtes Glück ist, daß kein Mensch auf der Welt ist, den ich hasse, und keiner, von dem ich weiß, daß er mir feind ist."

Annele hatte dem allem halb zugehört; sie fragte jetzt nur: „Wer hat dir's denn gesagt, wenn nicht der Pilgrim?"

„Eigentlich niemand, und ich hab' mir's nur selber manchmal so gedacht."

„Das glaube ich dir nicht, es hat dir's jemand gesagt; aber gescheit war's nicht von dir, daß du mir's wieder berichtest. Ich könnte dir auch sagen, was die Leute mir über dich berichtet haben, Leute, von denen du es gar nicht denkst; du hast auch deine Feinde, so gut wie einer, aber ich werde mich wohl hüten, dich zu verhetzen und das dumme Geschwätz nachzureden."

„Das sagst du jetzt nur, um mir heim zu bezahlen. Gut, ich hab's verdient, jetzt sind wir wett, und jetzt laß uns lustig sein. Die ganze Welt geht uns jetzt nichts an; du und ich, wir sind die ganze Welt."

In der That waren die beiden wieder voll Glückseligkeit, und Franzl in der Küche bewegte oft die Lippen, wie sie's in der Gewohnheit hatte, wenn sie in sich hinein dachte, und sie dachte jetzt oft: Gottlob, gottlob, so muß es sein, und so hätte ich auch mit meinem Anton gelebt, wenn er nicht so falsch gewesen wäre und eine Schwarze geheiratet hätte! —

Am Sonntag Morgen sagte Lenz: „Ich hab's ganz vergessen; ich hab' dir auf heute mittag einen Gast eingeladen, du hast doch nichts dagegen?"

„Nein, wen denn?"

„Meinen guten Pilgrim."

„Du solltest aber den Ohm auch einladen, das gehört sich."

„Ja, ich habe auch schon daran gedacht, aber das darf man nicht, ich kenne ihn."

Die Glocken im Thale begannen zum erstenmal zu läuten, und Lenz sagte: „Ist das nicht schön? Meine Mutter hat tausendmal gesagt, wir hören die Glocken selber nicht, wir hören nur den Widerhall vom Walde hinter unserm Haus, und das ist, wie wenn's vom Himmel herunter läutete."

„Ja wohl, wir wollen uns aber auf den Weg machen," schloß Annele. Unterwegs begann sie: „Lenz, es ist nicht aus Neugierde, warum ich frage, ich bin deine Frau, mir darfst du's sagen, und ich schwör' dir da beim Glockengeläute, es bleibt bei mir."

„Brauchst nicht zu schwören, nie, ich habe einen Widerwillen gegen das Schwören. Sag', was willst du?"

„Lenz, du und dein Ohm, ihr habt so einverständlich gethan an unserer Hochzeit; was habt ihr denn miteinander ausgemacht von wegen der Erbschaft?"

„Gar nichts; wir haben noch nie ein Wort darüber geredet.“

„Und du hast doch so gethan, als wenn alles mit sieben Siegeln verbrieft wär'.“

„Ich hab' nichts gethan, als ich habe gesagt, ich bin mit meinem Ohm einverstanden, und das sind wir auch. Wir reden nichts von solchen Sachen, er hat seinen freien Willen.“

„Und du hast ihn aus der Klemme gelassen? Damals hätt' er nicht nebenaus können. So eine Zeit kommt nicht wieder. Er hätte uns, heißt das dir, viel vermachen müssen.“

„Ich kann aber nicht leiden, daß sich Fremde da drein mengen. Und ich bin ja nicht in der Klemme, und wenn er mir nichts vererbt, ich kann mir selber verdienen, was ich brauche.“

Annele schwieg; aber in ihrer Seele war es nicht wie Glockengeläute, das eben draußen in hellen Klängen über Thal und Berg hinschwebte. Sie gingen still miteinander zur Kirche, und nach derselben, ehe man heimwärts ging, machte man noch einen Besuch bei den Eltern.

Nicht weit von der freien Wiese rief Pilgrim hinter ihnen: „Nehmt eine arme Seele mit in euern Himmel!“ Beide lachten und wendeten sich um. Pilgrim war munter auf dem Wege und noch munterer bei Tisch; zuletzt trank er ein volles Glas auf das Wohl des Burschen, bei dem er Gevatter stehen werde.

Annele mußte mit anstoßen, und sie war überaus freundlich gegen Pilgrim. Anfangs war es ihr dabei unheimlich, denn sie begegnete einmal dem Blick ihres Mannes, der da sagte: Wie? So schön kannst du lügen? Sie sah nicht mehr auf ihn, aber sie glaubte hinter ihrem Rücken sein Kopfschütteln zu spüren, und sie war bös auf ihn. Als sie aber jetzt nach ihm umschaute und sein freudeglänzendes Gesicht sah, darauf geschrieben stand, wie gern und getreu er an ihre Güte glaubte, war diese zur Wahrheit in ihr, und sie sagte Pilgrim geradezu: „Von heut an bin ich dir wirklich gut. Ihr habt's doch gut auf der Welt, daß ihr so Freunde zu einander seid.“

Als Pilgrim wegging, begleitete ihn Lenz eine Strecke, und Pilgrim lobte jetzt Annele überaus. Beim Wiedereintritt in die Stube rief Lenz freudig: „Mir hat's noch nie in meinem Leben besser geschmeckt, als heute. Was gibt's Besseres auf der Welt, als mit ehrlicher Arbeit gehörig zu essen und zu trinken haben, und eine liebe Frau dabei und einen guten Freund?“

„Ja, der Pilgrim ist ein unterhaltsamer Mensch,“ bestätigte Annele.

„Und das freut mich noch,“ setzte Lenz hinzu, „du hast ihn bekehrt. Er ist gar nicht so gut gegen dich gewesen, aber du

hast ihn bekehrt, du bist eine Hexe, du kannst aus jedem machen, was du willst."

Annele schwieg, und Lenz bereute, daß er ihr das mitgeteilt, es war doch nicht nötig; aber Ehrlichkeit schadet nichts. Er wiederholte nochmals: daß es Annele besondere Freude machen müsse, einen Widersacher so gründlich verwandelt zu haben. Annele schwieg noch immer und redete nichts drein, wenn später und oft der Name Pilgrims genannt wurde.

Lenz war nur zu bekehren, wenn er auch über andere Menschen anders denken lernte. Sie feierte mit der Zeit manchen Triumph, denn sie zeigte Lenz bei allen Gelegenheiten, wie schlecht, wie verdorben, hinterlistig und falsch alle Menschen sind.

„Ich hab's gar nicht gewußt, daß die Welt so ist; ich hab' doch gelebt wie ein Kind," sagte Lenz, und Annele fuhr fort:

„Ja, Lenz, ich bin für dich in der Fremde gewesen, habe tausend und tausend Menschen kennen gelernt in Handel und Wandel, habe gesehen und gehört, wie sie reden, wenn einer den Rücken wendet, mit dem sie schön thun, und wie sie ihn auslachen, weil er an treuherzige Mienen und Redensarten glaubt. Es geht den meisten Menschen kein wahres Wort aus dem Maul heraus. Ich kann dir mehr berichten, als wenn du zehn Jahre auf der Wanderschaft gewesen wärest."

„Nützt das was?" fragte Lenz. „Ich sehe nicht, daß es etwas nützt. Wenn man seinen geraden Weg geht, kann die Welt um uns herum schlecht sein, sie kann doch nichts machen; und es gibt auch viele ehrliche Menschen. Aber du hast recht, so ein Kind im Wirtshaus ist daheim in der Fremde. Du hast das auch gespürt, an jenem Abend hast du mir's gesagt. Es muß dir lieb sein, daß du jetzt erst recht daheim bist, da kann nicht jeder hereinkommen und sich für seinen Schoppen hinflötzen, wie er will, und sich und andere schlecht machen."

„Freilich," erwiderte Annele, aber schon nicht mehr so entzückt, denn es verdroß sie wieder, daß Lenz ihre Vergangenheit nicht hoch pries. Er kann sich was drauf einbilden, daß er sie erst ins Glück gesetzt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Alte Erbstücke wandern aus, und ein neuer Ton wird auf der Morgenhalde gehört.

Die Hochzeitswoche und viele andere Wochen und Monate sind vorüber. Es ist nicht viel davon zu berichten. Annele lachte nur fast jeden Morgen über Lenz, denn er konnte sich gar nicht daran gewöhnen, daß die Löwenwirtin jeden Morgen neu-backenes Weißbrot aus dem Dorfe heraufschickte. Nicht sowohl der Luxus, als daß die Menschen sich an so etwas gewöhnen mögen, setzte ihn monatelang in Erstaunen. Auch in vielen anderen Dingen zeigte sich, daß für Annele manches Bedürfnis und Gewohnheit war, was Lenz als Festesfreude galt. Sie scherzte über die Unerfahrenheit, die es nicht versteht, sich mit denselben Kosten das Leben doppelt schmackhaft zu machen, und in der That war alles viel nahrhafter im Hause, ohne dabei den Aufwand zu steigern; sie buk aus demselben Mehl weit besseres Brot, als man ehedem bereitete. Daneben war sie aber auch oft unwirsch, und sie klagte im Frühling immer fort: „Ach Gott, auf der Höhe da geht ein Wind, man meint, er nimmt einem das Haus über dem Kopf weg!"

„Ja, liebs Kind, ich kann nichts dafür. Dafür haben wir auch die gesündeste Luft da oben. Da ist jeder Atemzug, wie wenn man Tau tränke. Denk' nur daran, wie du dich im Herbst gefreut hast, daß wir hier oben hellen, fröhlichen Sonnenschein haben, derweil drunten im Thal dicker Nebel steht. Und was für ein gutes Wasser haben wir! Hier oben werden alle Menschen alt, uralt, und für unser Haus brauchst du nichts zu fürchten, das ist noch von ganzen Stämmen, die halten fest, noch für unsere Urenkel."

Als der Schnee schmolz und in dem sonst leeren Habichts-tobel ein gewaltiger Strom in mächtigen Wasserstürzen nieder-rauschte und Lenz sich darüber freute, klagte sie, daß man vor dem entsetzlichen Geräusch nicht schlafen könne.

„Du hast den Winter über doch oft geklagt, daß es hier oben so totenstill sei, daß man keine Wagen hört, keinen Reiter, keinen Menschen vorüber gehen sieht; jetzt hast du Lärm genug." Annele sah Lenz von der Seite an, sagte nichts und ging hinaus in die Küche zur Franzl und weinte. Franzl ging zu Lenz und ermahnte ihn, doch seiner Frau nicht so zuwider zu reden, das sei nicht gut für die Frau und für das andere auch nicht.

Lenz war ruhig und fleißig, und wenn es ihm gelang, einen richtigen Ton herauszukriegen, und er sagte: „Horch, Annele, wie schön, wie glockenrein!“ so sagte sie: „Meinetwegen, das geht mich nichts an. Ich fürchte, ich fürchte, du verrechnest dich mit deinen Arbeiten; du machst zu lange dran, das wird dir nicht bezahlt. Wenn man was vor sich bringen will, muß man flink sein und nicht so lange besteln.“

„Annele, das versteh' ich besser.“

„Wenn du's besser verstehst, so red' mit mir nichts davon. Ich kann nur reden, wie ich's versteh'. Wenn du einen bloßen Haubenstock zum Zuhörer haben willst, geh zu des Doktors und leih dir einen, die haben schön gemalte rote Mäulchen und reden nie ein Wort.“

Die Tage gingen still hin, und der Frühling, der jetzt so herrlich über der Erde anbrach, schien auch frisches Leben auf die Morgenhalde zu bringen. Die Löwenwirtin kam oft hinauf und freute sich der guten Sonne da oben. Der Löwenwirt ließ sich fast gar nicht sehen. Er war noch brummiger geworden, als je zuvor. Annele schloß sich sichtlich und offenbar von den Eltern ab und schmiegte sich mit besonderer Innigkeit an Lenz, ja, sie ging manchmal mit ihm am Sonntags-Morgen und auch an Feierabenden in den Wald, wo sich jetzt Lenz im Eigentum des Schwähers eine Bank errichtet. Wohlgemut saßen sie bei einander, und Lenz sagte: „Horch, der Vogel, das ist doch der eigentliche Sänger, er fragt nichts danach, ob ihn jemand hört, er singt für sich und sein Weible, und so thu' ich's auch.“

Lenz sang fröhlich in den hallenden Wald hinein, und Annele erwiderte: „Ja, so ist's recht, und darum solltest du aus dem Liederkranz austreten, das schickt sich nicht mehr für dich; als lediger Mann haben der Faller und die anderen da deine Kameraden sein können, aber jetzt bist du ein Mann, da geht's nicht mehr, und du bist auch zu alt zu der Singerei.“

„Ich alt? Ich komme jeden Frühling neu auf die Welt. Jetzt eben meine ich, ich wäre noch ein Kind, da habe ich mir da ein Schiff gebaut, ich und mein verstorbener Bruder. O Gott, wie glücklich waren wir da!“

„Du thust, als ob alles, was du erlebt hättest, lauter Wunder wäre. Was ist denn da dran?“

„Ja, du hast recht, ich muß lernen alt sein, ich bin fast so alt wie der Wald da; ich erinnere mich als Kind, daß da nur wenig große Stämme waren, sonst lauter junge Schonung. Jetzt ist der Wald, der mir weit über den Kopf gewachsen ist, gottlob unser.“

„Wie unser? Hast du ihn vom Vater dir übergeben lassen?"

„Nein, er gehört deinem Vater, das heißt, mit Bedingnis. Ganz abholzen hätte er ihn nie dürfen, der Wald ist unser Wetterschutz, daß nicht der Schnee oder gar der Berg selber auf unser Haus herunterrutscht."

„Was redest du mir nur davon? Was geht das mich an?"

„Ich verstehe dich nicht."

„Ich dich auch nicht. Wie ich jetzt bin, solltest du mir nichts so Trauriges vormachen."

„Gut, so will ich dir singen, und wenn noch jemand zuhört, schadet's auch nichts." Singend wanderte Lenz mit Annele heimwärts, und bald kam ein Besuch, es war der Löwenwirt. Er nahm den Schwiegersohn in die innere Stube und sagte: „Lenz, ich kann dir was Gutes zuwenden."

„Ist recht. Das kann man immer brauchen."

„Hast du dein Geld noch bei dem Vogtsbauer stehen?"

„Vierhundert Gulden hat er mir dran bezahlt, ich hab' aber viel in dem Vorrat da stecken."

„Bar Geld ist jetzt Trumpf; du kannst ein gutes Geschäft machen."

„Ich will dem Vogtsbauer kündigen."

„Das dauert viel zu lang. Gib mir die Handschrift, ich will sie schon verkaufen, und fünfundzwanzig Prozent gewinnst du."

„Da teilen wir."

„Wäre besser gewesen, du hättest das nicht gesagt. Ich hab' dir's ganz lassen wollen, aber du bist ein ordentlicher Mann."

„Dank', Schwäher, ich thu' das meinige. Ich lasse mir nicht gern schenken."

„Am besten ist, du lässest das Geld in meinem Geschäft stehen, und was es verdient, ist dein."

„Ich verstehe mich nicht auf Geschäfte, ich nehme lieber meine ruhigen Prozente."

Annele brachte den wieder in die Stube Eintretenden eine gute Aufwartung, aber der Vater wollte nichts trinken, er wollte gleich wieder fort. Annele ließ ihn nicht: „Es ist ja Euer eigener Wein, Vater, und bleibt nur ein bißle sitzen. Man hat Euch ja so wenig."

Es schien kein Stuhl auf der Morgenhalde breit genug, um die ganze Würde des Löwenwirtes zu tragen. Er trank stehend ein Glas, ging dann den Berg hinab, indem er mehrmals mit der Hand nach der Brusttasche griff. „Der Vater ist heute so absonderlich," sagte Annele.

„Er hat eben dringende Geschäfte. Ich hab' ihm gerad'

meine zwei Tausend sechs Hundert Gulden dazu gegeben, die ich beim Vogtsbauer stehen hab'."

„Und was hat er dir dafür gegeben?"

„Ich weiß nicht, was du meinst; nichts. Ich werde mir gelegentlich eine Handschrift von ihm geben lassen, weil's so der Brauch ist."

„Wenn du mich gefragt hättest, hättest du's ihm nicht gegeben."

„Annele, was ist das? Jetzt nehm' ich dir gar nichts mehr übel, weil ich sehe, daß du gegen deinen eigenen Vater mißtrauisch bist. Aber die Franzl hat recht, sie hat alle Geduld mit dir, weil man dir jetzt in allem nachgeben muß."

„So?" sagte Annele. „Mir braucht niemand nachzugeben. Das wegen meinem Vater war ein Geschwätz. Ich weiß selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin. Aber die Franzl muß aus dem Haus! So? Die verhetzt dich?"

Lenz konnte abwehren, wie er wollte, konnte Franzl entschuldigen, und daß sie es ganz anders gesagt; es nützte nichts. Es dauerte nicht vierzehn Tage, und Franzl mußte das Haus verlassen. Lenz tröstete sie, soviel er vermochte: sie käme gewiß bald wieder, und er gebe ihr ihren Jahreslohn, solang sie lebe. Franzl schüttelte den Kopf und sagte weinend: „Unser Herrgott wird mich schon bald ausdingen. Ich hätt' nie geglaubt, daß ich aus dem Hause muß, ehe man mich hinausträgt. Ich bin achtundzwanzig Jahre da gewesen. Meinetwegen. O lieber Gott, da sind meine Töpfe, meine kupfernen Kessel, meine Pfannen und meine Kübel; wie viel tausendmal habe ich sie in der Hand gehabt und wieder sauber gemacht, man kann mir nicht nachsagen, daß ich unordentlich gewesen bin, da stehen meine Zeugen; wenn sie reden könnten, jedes Schnäuzle am Topf müßte sagen, wie ich gewesen bin und wer ich gewesen bin, aber Gott weiß alles, er sieht in die Wirtsstuben und in die Küchen und in die Herzen auf einmal. Das ist mein Trost und mein Labsal und meine Wegzehrung und — genug. Ich bin eigentlich froh, daß ich daraus hinauskomme; lieber möchte ich Dornen spinnen, als da sein. Ich will dir das Herz nicht schwer machen, Lenz, lieber schlag mich tot, wie eine Ratte, ehe ich dir Unfrieden ins Haus bringe. Nein, nein, das will ich nicht. Hab' keine Sorge um mich, du hast genug; wenn ich sie dir nur forttragen könnte, ich wollte gern darunter zusammensinken. Sei ohne Sorge um mich. Ich gehe zu meinem Bruder nach Knuslingen, dort bin ich geboren, und dort will ich warten, bis ich sterbe, und wenn ich zu deiner Mutter ins Paradies komme, will ich ihr abwarten,

wie sie's gewohnt ist; ihr zulieb wird mich unser Herrgott schon einlassen müssen, und ihr zulieb wird es dir auch noch gut gehen auf der Welt. Jetzt leb' wohl und verzeih mir, wenn ich dich je beleidigt habe. Leb' wohl und leb' tausendmal wohl."

Lenz war lange Zeit nach dem Abgange der Franzl stumm und finster. Aber Annele war um so heiterer. Sie war wohl eine Hexe, sie konnte mit ihm umspringen, wie sie wollte; es war wie ein Zauber in ihrem Tone, wenn sie gut sein wollte, daß ihr niemand widerstehen konnte. Pilgrim beschwichtigte Lenz noch vollends. Er suchte ihm zu beweisen, daß Annele sich erst vollständig als Hausfrau fühle, seitdem die alte Magd nicht mehr da sei, die sich eine Art Herrschaft angemaßt habe. Annele war überhaupt an größere Thätigkeit im Hause gewohnt und war viel vergnügter, wenn es recht viel zu wirtschaften gab; sie sprach es gegen Lenz aus, daß sie nie mehr eine Magd ins Haus nehmen wolle, solch ein kleiner Hausstand sei für sie allein kaum halbe Arbeit. Der Lehrjunge mußte aushelfen. Lenz brachte es nur mit Hilfe der Schwiegermutter dahin, daß wieder eine neue Magd ins Haus genommen wurde.

Bis in den Sommer hinein war's nun wieder heiter und wohlgemut im Hause. Annele drang bei der Löwenwirtin darauf, daß der Vater dem Lenz sein Geld wieder zurückbezahle. Dieser kam in der That eines Tags und bot Lenz den Wald hinter seinem Hause an Zahlungsstatt an und verlangte noch tausend Gulden heraus. Lenz erwiderte, er brauche keinen Wald, er müsse flüssiges Geld haben; er könne aber noch gut einige Zeit warten. Die Sache schlief wieder ein, und der Ehrenmann that's nicht anders, er gab Lenz „wegen Lebens und Sterbens" eine richtige Handschrift.

Im Spätsommer war großes Leben im Dorfe. Der Techniker heiratete Bertha, die zweite Tochter des Doktors — die älteste wollte ledig bleiben —; und der Sohn des Doktors, der ebenfalls Kunstuhren verfertigte, war aus der Fremde zurückgekehrt. Man sagte, er errichte nicht weit vom Hause des Doktors eine große Anstalt für Uhrenfabrikation mit allerlei Maschinen. In der ganzen Gegend wurde geklagt, daß man dabei zu Grunde ginge, man würde jetzt wie in Amerika Uhren machen, an denen man keinen Feilenstoß sehe, alles durch Pressen mit Maschinen. Lenz war einer von den Ruhigen. Er und der Dutzlehrer gaben sich alle Mühe, den lange gehegten Plan der Einung ins Werk zu setzen.

Die Not sollte die Menschen zwingen, wozu sie sich aus freien Stücken nicht hatten verständigen wollen.

Lenz und der Duzlehrer gingen tagelang von Haus zu Haus und erklärten die Normaluhr. Fünf Kaliber sollten allgemein angenommen werden. Das reicht vollkommen aus, um die Mannigfaltigkeit herzustellen. Die Arbeitsteilung allein kann helfen. Die Achsen, Räder und Triebe, die Gesperrfedern, und besonders auch die Hemmungen und Schrauben, die lassen sich fabrikmäßig billiger und genauer herstellen. Die Zusammensetzung und Vollendung bleibt dabei noch immer den Meistern, denn eine Maschine kann kein Werk zusammensetzen, dazu bedarf es Menschenverstand und Bedacht.

Lenz drang darauf, daß man sich bei der Fabrik beteilige oder sofort eine gemeinschaftliche errichte, aber er fand statt thätigen Zugreifens nichts als lässige Klagen, und schließlich wollte niemand von seiner besondern Art abgehen, jeder glaubte für sich allein das Beste zu haben und wollte es nicht um anderer willen drangeben.

Lenz kam traurig wieder heim, und Annele klagte: „Um Gotteswillen, laß doch ab, daß du der Kegelbub sein willst, der anderen die Kegel aufsetzt. Laß doch die anderen Menschen. Wer denkt denn an dich? Du möchtest gern die Thüren in allen Häusern schmieren, daß sie nicht quieken; es thut dir in den Ohren weh, und die anderen merken nichts davon."

Lenz lächelte über die scharfen Vergleiche seiner Frau. Er ließ ab von seinem Sorgen für andere, aber nun drang Annele wiederholt darauf, daß Lenz mit dem Vater auch eine solche Fabrik errichte. Er solle, wenn es notwendig wäre, noch ein Jahr auf Reisen gehen, und sie wolle bei den Eltern bleiben. Lenz aber behauptete: „Ich passe nicht dafür, und ich werde nicht als Ehemann fortgehen, wo ich als ledig zu Hause geblieben bin." Er ließ zunächst von dem Plan der Einung ab und beschwichtigte Annele damit, daß sie immer ihr Auskommen haben würden, daran solle sie nicht zweifeln, und Pilgrim war derjenige, der Lenz in seinen Auseinandersetzungen vollkommen beipflichtete.

Annele sah daher in Pilgrim das Haupthindernis, daß Lenz nicht zu Größerem käme. Er ist ein Mensch, der es sein lebenlang zu nichts gebracht hat und es zu nichts bringen will, meinte sie. Sie versuchte alle Mittel und Wege, Lenz und Pilgrim zu entzweien, aber es gelang ihr nicht.

Annele erwog immer allerlei Verhältnisse in Gedanken und hatte beständig eine Buchführung im Kopfe; sie wußte, daß sich Lenz für Faller beim Hauskaufe verbürgt hatte, und nun drang sie darauf, daß Lenz die Bürgschaft zurücknehme. Er mußte ihr

willfahren, aber eben, als er zu Faller ins Haus kam, trat ihm dieser halb lachend entgegen: „Soeben hat meine Frau zum zweitenmal Zwillinge. Die kleinen Terkel wissen, daß ich ein Kindernarr bin, und kommen darum gleich paarweise zu mir."

Daß Lenz jetzt den Faller nicht mit Zurückziehung der Bürgschaft plagte, verstand sich von selbst, und als Annele ihn fragte, wie die Sache stände, gab er eine ausweichende Antwort.

In der Nacht vor der Hochzeit des Technikers mit der Tochter des Doktors genas Annele eines Knaben. Als Lenz wonneselig an ihrem Bette stand, sagte sie: „Lenz, versprich mir jetzt das eine, versprich mir, daß du von dem Pilgrim lässest, und daß du's wenigstens auf ein Vierteljahr probierst."

„Ich kann dir jetzt nichts versprechen," sagte Lenz, und es fiel ein bitterer Tropfen in den Kelch seiner Freude.

Annele war außer sich, als sie die Musik vom Thale herauf hörte, und Mutter und Mann bebten für ihr Leben bei dieser Aufregung. Sie schlief aber doch mittags glücklich ein. Lenz stopfte alle Thüren im Hause zu, daß Annele nichts höre. Sie ward nun ruhiger, sie ward geduldig und liebreich, und Lenz dankte doppelt für das Vater- und Gattenglück, das ihm geschenkt war. Annele war sogar so weich, daß sie sagte: „Wir haben's dem Pilgrim versprochen, daß er Gevatter sei, und das müssen wir halten." Es war wunderbar, wie die Stimmungen bei ihr wechselten. Lenz wollte auch noch Petrowitsch als zweiten Gevatter haben, dieser aber lehnte ab.

Pilgrim brachte ein großes Blatt mit vielen Unterschriften, das er selbst gemalt hatte und das er dem Täufling in die Wiege legte. Es war ein Diplom des Liederkranzes, worin der Neugeborene wegen seiner unzweifelhaft guten Stimme zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

„Ja", sagte Lenz, „weißt du, welches der schönste Ton auf der Welt ist? Wenn man den ersten Schrei seines Kindes hört. Halt, da hast du noch was, mein Sohn, faß! Siehst du, wie er faßt?" Er gab dem kleinen Täufling wie zu einer eigenen Weihe die Feile des Vaters in die kleine Hand. Annele riß sie schnell weg und rief: „Das Kind kann sich mit der Spitze töten." Sie warf die Feile auf den Boden, daß die Spitze brach.

„Jetzt ist dem Ehrenzeichen meines Vaters die Spitze abgebrochen," sagte Lenz wehmütig. Pilgrim suchte ihn zu trösten und erklärte lachend, daß immer neue Menschen und neues Handwerkszeug auf der Welt sein müssen.

Annele sprach kein Wort.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Pendel schwingen eigensinnig, und es reißt zum Zerspringen an der Kette.

„Annele, komm her, ich will dir was zeigen."

„Ich habe keine Zeit."

„Schau nur, es wird dich freuen; schau, da lasse ich jetzt zwei Pendel schwingen an den beiden Uhren, den einen Pendel von rechts nach links, den andern umgekehrt. Gib einmal acht, in wenig Tagen werden sie beide gleich schwingen, von rechts nach links, oder umgekehrt. Das ist die Anziehungskraft, die sie auf einander ausüben, allmählich geben sie beide nach."

„Das glaub' ich nicht."

„Du wirst es mit eigenen Augen sehen, und schau, so wird es auch uns gehen; bei uns ist es auch so, das eine fängt von rechts und das andere von links an. Es muß sich auch bei uns ausgleichen. Freilich, die Pendel ticken auch nie zusammen, daß es nur einen Ton gibt; das hat schon ein spanischer König zuweg bringen wollen und ist darüber närrisch geworden."

„Mich gehen alle die Narreteien nichts an; du hast, wie es scheint, Zeit dazu, ich nicht."

Die Pendel schwangen nach wenig Tagen in gleicher Richtung, die Herzen der beiden Eheleute hielten eigensinnig den ersten gewohnten Anlauf fest. Manchmal war's, als ob das Wunder geschähe, das dort am Werk aus Menschenhand nicht möglich ist: der gleiche Schlag. Aber es war nur Täuschung, und dann war die Wahrnehmung, daß man sich getäuscht, um so trauriger.

Lenz glaubte, daß er nachgiebig sei, und er war es in Wirklichkeit nicht, er blieb bei seiner altgewohnten Weise. Annele wollte geradezu gar nicht nachgiebig sein. Sie wußte alles von Anfang an viel besser, sie war weltklug und weltgewandt; Menschen aus allen Gegenden, alte und junge, reiche und arme hatten ihr von Kindheit an in der Wirtsstube gesagt, sie sei gescheit wie der Tag.

Annele war, was man kurzweg, aber nicht ganz zutreffend eine oberflächliche Natur nennt, sie war aber auch leichtlebig, flink und behend. Sie plauderte gern und gern viel, wenn's aber vorüber war, dachte sie nichts mehr, weder an das, was sie gehört, noch was sie gesagt hatte.

Lenz war eine tiefgründige, aber auch schwerfällige, ja oft

zaghafte Natur, als ob alles auf der Welt zerbrechlich wäre; er behandelte jegliches, auch das Gleichgültigste, mit der ganzen subtilen Genauigkeit seines Handwerks, oder, wie er es lieber hörte, seiner Kunst.

Wenn Annele nichts erlebte, hatte sie nichts zu reden, und gerade, je stiller das Dasein war, um so mehr hatte Lenz zu berichten. Wenn Lenz sprach, hörte er dabei immer auf zu arbeiten; Annele sprach und vollführte dabei jede Arbeit, die eben zur Hand war.

Annele erzählte gern ihre Träume, und wunderbarerweise träumte sie immer, daß sie gefahren sei, in einem schönen Wagen mit schönen Pferden, in einer schönen Gegend, mit einer lustigen Gesellschaft, und, „ach Gott, wie viel haben wir da gelacht!“ hieß es immer. Oder auch sie träumte, daß sie Wirtin sei, und Könige und Fürsten kommen vor dem Hause angefahren, und sie hat ihnen gute Antwort gegeben. Lenz hielt nichts auf Träume und hörte sie nicht einmal gern wieder erzählen.

Annele war vom Erwachen bis zum Schlafengehen immer schmuck und sauber gekleidet. Annele freute sich, daß Lenz sie deshalb oft und oft lobte. Er konnte dieselbe Sache fast mit denselben Worten hundert und hundertmal sagen, und er hatte dabei immer die gleiche neue Empfindung, als ob er noch gar nie daran gedacht hätte. Es war in seinem Denken etwas wie draußen in der Natur, wo sich das Gleiche immer mit neuer Frische wiederholt, oder auch wie in seinem Handwerk, wo er das schon hundertmal Bereitete immer mit gleicher Lust und Genauigkeit neu fertigte. Annele fand das langweilig und einfältig. Sie wollte, daß Lenz sich auch schmucker halte, aber er verwendete seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Arbeit, er hatte nichts übrig für sich selbst.

Lenz konnte des Morgens kaum ein Wort sprechen; sein Denken wachte erst allmählich auf, er träumte lange mit offenen Augen, ja noch bei der Arbeit. Erst nach und nach wurde es heller Tag in ihm. Annele dagegen war beim ersten Augenaufschlag wie ein Soldat auf dem Posten, gewaffnet und gerüstet; sie faßte den Tag mit Lebhaftigkeit an, und alles halbwache Düseln war ihr zuwider; sie war und blieb das schmucke, flinke Wirtstöchterlein, da finden die Gäste schon am frühesten Morgen alles zuweg und ein leichtes Geplauder obendrein.

Lenz sah bei dem lärmenden Gebaren oft zum Bilde der Mutter auf, wie wenn er ihr sagen wollte: laß dich nicht auch aus deiner Ruhe aufscheuchen, das Peitschenknallen ist einmal ihre Lust.

Wenn ihm Annele bei der Arbeit zusah, ging ihre Unruhe auf ihn über. Er betrachtete oft etwas, das er gefertigt oder erst fertigen wollte, lange hin und her; er glaubte dabei ihren ungeduldigen Blick zu spüren, ihre unwilligen Gedanken über seine Langsamkeit zu hören, und ward selber ungeduldig und unwillig. Das war ein böses Dabeisein.

Der kleine Wilhelm gedieh prächtig auf der Morgenhalde, und als nun noch ein kleines Schwesterchen dazu kam, war ein lautes Leben im Hause, als ob beständig das wilde Heer durchzöge. Wenn Lenz manchmal darüber klagte, erwiderte Annele trotzig: „Zum Ruhehaben muß man reich sein, da muß man ein Schloß haben, wo die Prinzen in einem andern Flügel wohnen."

„Ich bin nicht reich," erwiderte Lenz. Er lächelte über den Vorwurf, und doch that er ihm weh.

Nur in gleicher Atmosphäre oder eigentlich in gleicher Entfernung vom Mittelpunkt der Erde machen zwei Pendel in derselben Zeit die gleiche Anzahl Schwingungen.

Lenz war noch mehr still und in sich gekehrt, und wenn er mit seiner Frau sprach, sah er sie immer staunend an, daß sie über alles so viel Worte machen konnte. Sagte er des Morgens: „Heut ist ein starker Nebel", so entgegnete sie behend: „Ja, und so früh im Herbst, es kann aber doch noch sein, daß es heiter Wetter gibt; man kann sich nie aufs Wetter verlassen bei uns in den Bergen; und wer weiß, der eine wünscht sich Regen, der andere heiter, eben je nachdem einer etwas vor hat. Wenn unser Herrgott jedem sein Wetter besonders kochen wollte, da hätte er viel zu thun. Wie ist es jenem Wettermacher gegangen?" Und nun erzählte sie eine Geschichte und hing noch andere dran.

Ueber alles und jedes gab es ein langes Gespräch, wie man eben einen Fuhrmann unterhält, so lange die Pferde draußen an der fliegenden Krippe fressen, oder einen eiligen Fremden, der Essen bestellt hat und trotz schnell aufgelegten Tellers und Bestecks lange darauf warten muß.

Lenz zuckte die Achseln und schwieg nach solchen Reden, schwieg oft tagelang, und seine Frau sagte ihm erst gutmütig, dann aber scharf: „Du bist ein langweiliger, wortkarger Gesell."

Er lächelte über den Vorwurf, und doch that er ihm weh.

Die Befürchtungen, die man von der Fabrik hegte, waren nicht eingetroffen, der Betrieb des häuslichen Handwerks wurde im Gegenteil schwungvoller; denn die Fabrik beschränkte sich zunächst auf die Gießerei von Zinkgestellen und fand darin willige Abnahme. Lenz bildete sich viel darauf ein, daß er das voraus-

gesagt. Er fand manches Lob darüber, nur Annele fand nichts Rühmenswertes an dieser Voraussicht; das verstand sich von selbst, daß jeder weiß, wie es in seinem Geschäfte wird, und das blieb doch, daß der Sohn des Doktors und der Techniker reich wurden, während die Uhrmacher froh waren, in ihrem alten Schlendrian zu bleiben.

Annele lobte jetzt oft den Pröbler, der doch wenigstens neue Erfindungen zu machen suche.

Lenz war indes glücklich in der Arbeit, und er sagte zu Annele: „Schau, wenn ich morgens aufstehe und denke: heut kannst du rechtschaffen arbeiten, und das Werk geht gut von statten und kommt zuweg, da ist mir's, wie wenn ich im Herzen eine Sonne hätte, die nie untergeht."

„Du kannst gut predigen, du hättest sollen Pfarrer werden," sagte Annele und ging aus der Stube und dachte für sich: da hast du deinen Trumpf; dir soll man zuhören, aber was ein anderes sagt, das ist nichts. Da hast du deinen Trumpf.

Es war nicht Rache, es war reine Vergeßlichkeit, daß Lenz manchmal, wenn Annele bei Tisch etwas erzählte, wie erwachend sagte: „Nimm mir's nicht übel, ich habe gar nicht gehört, was du gesagt hast. Mir geht die schöne Melodie im Kopf herum. Wenn ich's nur auch so geben könnte! Das ist prächtig, wie da Dur in Moll übergeht."

Annele lächelte, aber sie vergaß ihm dieses Vergessen ihrer doch nicht.

Die Pendel gingen immer mehr jeder seine eigensinnige Richtung.

Sonst, wenn Lenz heimgekommen war von einem Gang zum Gelbgießer, zum Schlosser oder über Land, saß seine Mutter bei ihm, während er aß, und was er erzählte, war gut; das Glas Bier, das er dort getrunken, labte hier die Mutter; wer ihn freundlich begrüßt, dem dankte sie jetzt daheim noch einmal. Alles, was Lenz berichtete, war wichtig, Lenz hatte es ja erlebt. Jetzt, wenn er heim kam, hatte Annele keine Zeit, sich zu ihm zu setzen, und saß sie bei ihm und er gab Bericht, sagte sie: „Ach, was geht das mich an? Das geht mich gar nichts an. Die Menschen können meinetwegen leben, wie sie wollen; sie geben mir nichts von ihrem Glück, und von ihrem Unglück brauche ich nichts. Freilich, dir thun die Menschen schön, sie brauchen dich nur aufzuziehen, und da spielst du jedem vor, wie deine Spieluhr."

Lenz lachte, denn Pilgrim hatte ihn einmal eine Achttag-uhr genannt, weil er jedesmal am Sonntag frisch aufgezogen

wurde. Die ganze Woche gab es für ihn keine Ruhe, dafür war aber auch der Sonntag um so festlicher, und wenn die Sonne hell schien, konnte er ausrufen: „Gottlob, heut freuen sich tausend und tausend Menschen mit diesem schönen Sonntag.“

„Du thust, wie wenn du der Herrgott wärest und immer an alle Welt zu denken hättest,“ erwiderte Annele darauf. Er schwieg fortan mit solchen Gedanken und wurde dabei fast irre an sich. Wollte er aber jetzt des Sonntags mit Annele über Land gehen zu einem Stelldichein des Gesangvereins im Nachbardorf, oder auch nur mit Faller und dessen Frau, thalaufwärts, da hieß es: „Du kannst überall hingehen, einem Mann thut's nichts, in welcher Gesellschaft er sich herumtreibt, aber ich gehe nicht mit, ich bin mir zu gut dazu; der Faller und die Fallerin sind meine Gesellschaft nicht. Geh aber du nur, ich habe nichts dagegen.“

Natürlich blieb nun auch Lenz davon weg und war mehr, als sich's gebührte, mißlaunisch, im Löwen oder daheim.

Lenz hatte in seinem ganzen Leben weder eine Spielkarte noch eine Kegelkugel in die Hand genommen, andere vertreiben sich damit die Zeit und die Mißlaune. „Ich wollte, ich hätte auch Freude am Karteln und Kegeln,“ sagte er; er war aber nicht gefaßt auf die Antwort, die Annele gab: „Ein Mann darf schon spielen, wenn er nur nachher wieder frisch an seinem Geschäft ist, und es ist sogar besser, als mit dem Geschäft spielen.“

Die Pendel gingen immer mehr jeder seine eigensinnige Richtung.

Lenz verkaufte den größten Teil seines Vorrates zu guten Preisen, nur mit dem großen Werke, das er eigentlich für den Schwiegervater unternommen hatte, ging es nicht recht vorwärts, und wenn Lenz nicht umhin konnte, Annele zu klagen, daß ihm dies und jenes nicht gelinge, suchte sie ihm zu beweisen, daß er nicht genug ans Geldverdienen denke. „Die Leute wollen ihre Arbeit haben und viel und schnell, du thust aber immer so heilig damit. Du bist ein Träumer, aber ein Träumer am hellen Tag. Wach' doch einmal auf, um Gottes willen, wach' auf!“

„O lieber Gott, ich lebe ja in einer Unruhe; mein Schlaf ist kein Schlaf mehr! ich liege wie in Nesseln gebettet. O, wenn ich nur einmal eine einzige Nacht wieder so recht von Herzen gut schlafen könnte! Ich bin so aufgescheucht, ich meine, ich wache ohne Aufhören, mir ist, als käme ich gar nicht mehr aus den Kleidern, Tag und Nacht.“

Statt Mitgefühl und neues Selbstvertrauen bei Mißlingendem zu geben, suchte Annele im Gegenteil Lenz zu beweisen,

daß er sich selber nicht zu helfen wisse, daß aber sie ihm helfen könne. Gelang ihm etwas, und er konnte sich nicht enthalten, ihr zuzurufen: „Horch, wie glockenrein!“ da konnte sie erwidern: „Ich will dir nur ehrlich sagen, ich mag eigentlich die Orgelei nicht. Ich habe das Stück in Baden-Baden gehört, das klingt ganz anders.“

Lenz hatte doch das vor sich selber und zu Pilgrim schon bekannt, aber wie es jetzt Annele sagte, that es ihm weh; sie zerstörte ihm damit seine ganze Lebensthätigkeit.

Und dabei hatte Annele für sich einen festen klugen Plan und hielt sich vollberechtigt dazu. Sie fühlte ihre beste Kraft brach liegen und konnte sie in dem kleinen Hausstand nicht zur Anwendung bringen. Sie wollte etwas gewerben, und ein Wirtshaus war das Geeignetste für sie.

Sie hatte ehedem gesucht, Lenz und Pilgrim auseinander zu bringen, jetzt machte sie Pilgrim zu ihrem Verbündeten; er hatte ja gesagt, es sei schade, daß sie nicht Wirtin sei, sie könnte den Löwen in neuen Aufschwung bringen, das sagten alle Leute. Nun sollte Pilgrim helfen, den Lenz zu bestimmen, daß er das Löwenwirtshaus übernehme, er könne seine Kunst — in guten Stunden nannte sie es Kunst, in bösen immer Handwerk — daneben betreiben, entweder im Löwen oder auf der Morgenhalde, ja, da noch besser, da sei es ruhiger, und mancher habe ja seine Fabrik viel entfernter von seiner Wohnung, als die Morgenhalde vom Löwen war.

Wenn Pilgrim kam, sagte ihm Annele zuvorkommend: „Ich bitte dich, zünde dir deine Pfeife an, ich riech's gar gern; es wird mir ganz heimisch, wenn geraucht wird.“

Ja, du bist hier oben in fremder Luft, dachte Pilgrim, aber er sagte es nicht. Kam dann Annele von den verschiedensten Seiten her auf ihren Plan, so lehnte Pilgrim jede Mitwirkung ab, und Lenz war hartnäckig und unzugänglich gegen Schmeicheleien und gegen Zornesausbrüche, wie man es gar nicht von ihm vermutet hätte. „Zuerst hast du mich zu einem Uhrenhändler und dann zu einem Fabrikanten machen wollen,“ sagte er, „und jetzt soll ich Löwenwirt werden; ja, wenn ich ein ganz anderer Mann werden soll, was hast du denn an mir geheiratet?“

Annele gab keine gerade Antwort, sie sagte nur: „Gegen die ganze Welt bist du butterweich und gegen mich hart wie Kieselstein . . .“

Lenz hielt sich für einen gemachten Mann, und Annele wollte erst einen aus ihm machen. Daß sie sich für die Erwerbsfähigere hielt, gestand sie nicht, sie weinte und klagte nur,

daß sie zu gar nichts nutz sein solle, und hatte tiefes Mitleid mit sich selber, sie wollte ja nur das Beste. Was will sie denn? Arbeiten will sie, erwerben, aber er will sie nicht aufkommen lassen.

Lenz sagte ihr, daß man früher viel aus dem Garten gezogen, sie sollte im Garten arbeiten. Sie hatte aber keine Freude an der Gärtnerei. Da wächst jedes Pflänzchen, wie es ihm gesetzt ist, sachte und still, und läßt sich nicht drängen und treiben: mach' hurtig! Das dauert viel zu lang, bis da was wächst und herauskommt. Dreimal in die Küche und dreimal in den Keller, und ich habe verdient, was so ein Garten den ganzen Sommer bringt. Und zum Gärtnern ist eine Tagelöhnerin gut genug.

Nun aber hörte das Zerren und Klagen und Jammern, wie karg man leben müsse im Hause, nicht auf. Lenz wollte oft verzweifeln, und manchmal wurde er so toll, daß man glauben konnte, er sei ein ganz anderer Mensch geworden. Dann aber kam wieder tiefe Reue über ihn, er kleidete sie indes anders ein und sagte, er schäme sich vor dem Gesellen und Lehrjungen, und wenn Annele nicht Ruhe gebe, schicke er beide fort.

Annele lachte ihn aus über diese Drohung; er sei doch nicht imstande, sie auszuführen. Er bewies ihr, daß er ernst mache, und schickte in der That den Gesellen und Lehrjungen aus dem Hause. Solange die stille, stetige Natur des Lenz vorgehalten hatte, besaß er gewissermaßen eine Uebermacht über Annele; jetzt, in lautem Auftrumpfen, das aber eigentlich nur Jammer über sein Verkommen war, ward Annele Herr über ihn und hielt ihm täglich vor, daß er der Garnichts sei, er habe die Gesellen aus Faulheit fortgeschickt, und seine Gutmütigkeit sei auch nichts als Faulenzerei.

Statt über solch einen unbegreiflichen Vorwurf zu lachen, konnte Lenz tagelang bei der einsamen Arbeit solch ein Wort aussinnen, und da hing sich ein Gedanke an den andern und wurde ein ganzes Uhrwerk daraus, während Annele längst nichts mehr davon wußte, was sie gesagt hatte. Ihr kam eben das ganze vereinsamte Leben hier so vor, wie ein verregneter Sommersonntag: man hat mit Recht darauf gerechnet, sich zu erheitern, sich mit andern Menschen zu vergnügen, man ist sonntäglich angethan, aber die Wege sind grundlos, und das Daheimbleiben ist wie eine Gefangenschaft. Das darf nicht so bleiben! Das muß anders werden! sagte sich Annele innerlich immer vor, und sie war ärgerlich und leicht erzürnt bei allerlei unscheinbaren Anlässen, während sie weder sich noch Lenz erklärte, woher diese Zornmütigkeit stammte.

Lenz suchte Beruhigung außer dem Hause, und daß er

wegging, machte sie minder unwillig und ungeduldig, als die Art, wie er es that. Er druckste so lange umher, bis er das Haus verließ, und dann kam er noch oft vor der Thür zwei, dreimal zurück, wie wenn er etwas vergessen hätte. Er konnte es nicht sagen, wie schwer es ihm wurde, mit einer Seele fortzugehen, die ihn fast zu einem fremden Menschen machte. Er meinte, Annele müßte ihn zurückhalten, oder ihm doch noch ein gutes Wort sagen, damit er der alte sei. Vor Zeiten, wenn er über Land gegangen war, hatte ihm die Mutter immer noch ein Stück Brot aus der Tischlade mitgegeben, das schützt vor vielem, und besonders daß es einem nicht schadet, wenn man über Hungerkraut geht, und noch schützender als das Brot war ein gutes Wort aus ihrem Herzen. Jetzt ging er fort, wie wenn das ganze Haus nicht sein eigen wäre und er selbst nicht sein eigen. Darum vertrödelte er immer so viel Zeit und konnte doch nicht sagen, was er wünsche. Das Geforderte und Verlangte verliert die Heilkraft, es muß von selbst geschehen, denn es ist kein Aberglaube: der wahre Segen liegt auf dem, was unberufen gegeben und gefunden wird.

Lange vor Feierabend saß Lenz oft schon bei Pilgrim und Annele bei den Eltern. Das ganze Haus schien aus den Fugen zu gehen; Lenz sprach bei Pilgrim kein Wort von dem, was innerlich an ihm zehrte, und wenn Annele ihren Eltern klagte, wollten diese nichts davon wissen, sie hatten, wie es schien, anderes im Kopfe.

Auch bei Faller saß Lenz oft, und da war ihm wohl, fast noch wohler als bei Pilgrim; hier war Freude und Ehrerbietung, wenn er kam, hier wurde noch der Lenz von vergangenen Tagen geehrt; daheim galt er nichts mehr.

Faller und seine Frau lebten einträchtiglich miteinander, sie waren gegenseitig voneinander überzeugt, daß sie die vorzüglichsten Menschen von der Welt seien; wenn sie nur schuldenfrei wären und dann noch ein übriges Geld hätten, da sollte die Welt aufschauen. Sie sparten und arbeiteten und waren allzeit guter Dinge. Faller war kein besonders geschickter Arbeiter, er hielt sich mehr an die Großuhren — denn je größer das Werk, desto leichter ist es genau herzustellen — und dabei erlustigte er sich und seine Frau im Erzählen von Theaterstücken, in denen er während seines Garnisonslebens in verschiedenen Verkleidungen mitgespielt hatte. Frau Fallerin war ein stets dankbares Publikum, und die Königsmäntel, Kronen und Diamanten, von denen Faller sprach, hatte er für seine Frau alle an.

Wie ganz anders erschien Lenz dagegen sein eigenes Leben!

Immer dunkler, immer nächtiger wurde es in seiner Seele. Alles, was er erlebte, verwandelte sich in Bitterkeit und Trauer.

Wenn er es nicht umgehen konnte, sich bei den Uebungen und Proben des Liederkranzes einzufinden, und er da die Lieder der Liebe, der Sehnsucht, des seligen Entzückens sang, weinte die Seele in ihm: „Ist denn das wahr? Ist denn das möglich? Hat es Menschen gegeben, die so wonnig und glückselig waren? Und doch war's auch einmal in dir . . .“

Er verlangte oft Lieder der Schwermut, und die Kameraden staunten über einen herzergreifenden Ton in seiner Stimme, der wie tiefste Klage klang; aber während er sonst nicht genug bekommen konnte im Singen, hörte er jetzt immer bald auf und war müde und ärgerlich über das geringste unebene Wort, und dann war er wieder ebenso schnell bei der Hand, jeden um Verzeihung zu bitten, wo gar nichts zu verzeihen war.

Lenz faßte sich wieder und sagte sich, daß seine Grämlichkeit davon komme, weil er nicht fleißig genug sei. Er arbeitete nun emsig, aber es war kein Segen in seiner Arbeit; er mußte oft am andern Tage ausreißen und wegwerfen, was er bis tief in die Nacht hinein gearbeitet hatte. Seine Hand zitterte oft, wenn er die Feile führte; ja, selbst die wieder gespitzte Feile des Vaters, die immer Ruhe gegeben hatte, half nichts mehr. Er löste oft eine Arbeit wieder auf, zerstörte damit sein ganzes Tagwerk; er war überzeugt, daß er alles falsch zusammengesetzt hatte. Da fand sich dann aber, daß er regelrechte gute Arbeit gemacht, nur sein Sinn war irr, und da glaubte er auch, daß alles irr und verkehrt sein müsse.

Er faßte sich oft an dem Kopf, wie wenn er etwas vergessen hätte, wie wenn ihm etwas entfallen wäre. Er wußte nicht was. Wenn man so sagen kann, das Gewissen seiner Arbeit war ihm entschwunden, vermöge dessen sich manches wie von selbst ohne jegliches Besinnen thut. Mit einem wahren Zorn auf sich selbst zwang er sich nun zur Ruhe und Bedachtsamkeit bei der Arbeit. Wenn du auch das noch verlierst, dann ist alles verloren; du warst einmal glücklich mit deiner Kunst allein, jetzt mußt du wieder damit allein glücklich sein. Wie man ein Musikstück hören kann, während ein Geräusch ist, das nicht dazu gehört, du kannst es lostrennen — so mußt du auch wieder deine Sache haben und dich nicht um das Geräusch kümmern, das dazwischen lauft. Wenn du es nicht hören willst, so hörst du's nicht. Sei stark im Willen.

Es gelang Lenz, wieder ruhig und geordnet zu arbeiten, es fehlte nur ein einziges, nur ein kleines Wort, das Annel-

hätte sagen können: Gottlob, daß du jetzt wieder so auf dem Fleck bist! Er hatte geglaubt, das Wort entbehren zu können, und konnte es doch nicht. Annele hatte das Wort oft auf den Lippen, aber sie brachte es nicht hervor, denn an der Kehrumthür sagte ihr Stolz wieder: was sollst du ihn loben, wenn er seine Schuldigkeit thut? Und jetzt wär's gerade gut, wenn wir ein Wirtshaus hätten; er arbeitet am besten, wenn er allein ist, wenn man sich gar nicht nach ihm umsieht, und da wär' ich derweil in der Wirtsstube und er in seiner Werkstatt, und alles wäre gut.'

Die Arbeit kostete Lenz jetzt doppelte Anstrengung; er war am Abend so müde, wie sonst noch nie im Leben; er hatte ehedem gar nicht gewußt, daß Arbeit so müde macht; er gönnte sich dennoch keine Erholung, er fürchtete, alles zu verlieren, keinen Heimweg mehr zu finden, wenn er Haus und Werkstätte verließ.

Wochenlang kam er nicht ins Dorf, und Annele war viel bei den Eltern.

Ein Verhängnis riß ihn aus dem Hause. Pilgrim ward schwer krank; nächtelang saß Lenz bei ihm, und er konnte nicht sagen, wie schwer ihm das wurde, denn Annele hatte ihm auch diese Freundesthat vergiftet, sie hatte ihm einst gesagt: „Deine Gutthaten an dem Pilgrim sind nichts als ein Deckmantel für deine Faulenzerei, für dein lahmes, lotteriges Wesen. Du redest dir ein, du hättest was damit gethan in der Welt, weil du sonst nichts thust und es zu nichts bringst. Du bist der Garnichts." Sein Atem ging schneller, wie er das hörte; es war ihm, als falle ihm ein Stein ins Herz, und der Stein wich nicht mehr und haftete fest.

„Nun gibts nichts mehr, was du mir noch sagen könntest, nur noch das, daß ich meine Mutter schlecht behandelt habe."

„Ja, das hast du auch, das hast du auch. Der Högertoni, dein Vetter, der in Amerika ist, hat's tausendmal bei uns erzählt: einen Scheinheiligeren, als du bist, gäbe es nicht auf der Welt, und er habe tausendmal Frieden stiften müssen zwischen dir und deiner Mutter."

„Das sagst du nur, weil du's gern sehen möchtest, wie ich wieder toll werde, aber ich werde es nicht, das rührt mich nicht an. Warum hast du einen Zeugen, der in Amerika ist? Warum nicht jemand von hier? Aber du willst mich nur aufstacheln. Gute Nacht!"

Er ging zu Pilgrim, der wieder in der Genesung war, und blieb bei ihm die ganze Nacht. Pilgrim war in der Ge-

nesung natürlich heiter, und Lenz wollte ihm diese Heiterkeit nicht verscheuchen, er hörte vielmehr geduldig zu, wie Pilgrim berichtete: „In meiner Krankheit habe ich verstehen gelernt, wie so ein Vogel sein Leben lang nur ein paar Töne zwitschern kann. Es ist ein Leben im Halbschlaf, und da ist ein einziger Ton genug.

„Durch vier Wochen lang hat sich mir in der Seele nichts als die paar Worte gespielt: der Mensch hat keine Flügel, aber seine beiden Lungenflügel, und ich kann mit einem Lungenflügel auch 77 Jahre Kartoffeln essen. Und wenn ich ein Vogel gewesen wäre, ich hätte auch immer gepfiffen: ein Lungenflügel, zwei Lungenflügel, zwei Lungenflügel, ein Lungenflügel. Just wie eine Grasmücke."

Es waren auch nur wenig Worte, die sich durch die Seele des Lenz spielten, aber sie waren traurig, niemand soll sie hören.

„Mir hat die Bibel wieder geholfen," fuhr Pilgrim in guter Laune fort, „daß ich fest entschlossen bin, ledig und allein zu bleiben. Da steht's ja ganz klar: der Mann war zuerst allein auf der Welt, das Weibsen war nie allein auf der Welt, und daher kommt's, daß der Mann allein sein kann."

Lenz lächelte, aber auch das traf ihn.

Am Morgen ging Lenz schwer, übernächtig und leichenblaß heim an seine Arbeit. Und als er die Kinder sah, sagte er: „Ich habe gar nicht mehr gewußt, daß ich Kinder habe."

„Ja wohl, das vergissest du," sagte Annele. Lenz fühlte wieder einen Stich durchs Herz, aber es that kaum mehr weh. Und als er das Bild der Mutter erblickte, rief er: „Mutter! Liebe Mutter! Dich hat sie auch beschimpft. Kannst du denn nichts sagen? Straf' sie nicht, bitt' vor Gott, daß er sie nicht dafür straft; wenn er sie straft, straft er ja mich und meine armen Kinder mit. Hilf mir, liebe Mutter, gib Zeugnis, daß sie aufhört, mir das Herz aus dem Leibe zu reißen. Hilf mir, liebe Mutter! du kennst mich."

„Da steht ein gesunder Mann und bettelt! Ich will nichts von deinen Possen hören," sagte Annele und ging mit den beiden Kindern in die Küche.

Es riß zum Zerspringen an der Kette.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Axt geht ans Leben, und Thränen fallen aufs Brot.

Es war schwül am Tage und blieb noch schwül am Abend, als der Löwenwirt, der in offener Kalesche mit seinen beiden Fuchsen nach der Stadt gefahren war, wieder heimkehrte. Er schaute sich bei der Einfahrt ins Dorf seltsam um, rechts und links, und grüßte zuvorkommend. Gregor, der in Postillonsuniform, aber ohne Horn, ihn gefahren hatte, war bereits abgestiegen, hatte die Fuchsen bereits ausgesträngt, der Löwenwirt saß noch unbeweglich in der Kalesche. Er schaute nachdenklich das Löwenwirtshaus an und dann wieder die Kalesche und die Pferde. Als er endlich abstieg und auf dem Boden stand, seufzte er tief auf, denn er wußte, daß er zum letztenmal so gefahren war. Da ist noch alles, wie es gewesen, und nur noch ein einziger Mensch außer ihm weiß, daß es bald anders sein wird.

Mit mühsamem Schritte ging er die Treppe hinauf, oben stand die Frau und fragte ihn leise: „Wie ist's gegangen?"

„Es arrangiert sich alles," erwiderte der Löwenwirt und ging an der Frau vorüber rasch nach der Wirtsstube, nicht, wie sonst bei der Heimkehr, zuerst in das Stüble. Er ließ sich von der Magd Hut und Stock abnehmen und setzte sich zu anwesenden Gästen. Er ließ sich auch zu essen bringen an den Fremdentisch, aber es mundete ihm heute nicht.

Die Gäste blieben bis spät in der Nacht, und er blieb bei ihnen sitzen; er sprach nicht viel, aber schon daß er bei ihnen saß, war Unterhaltung und Aufmerksamkeit genug.

Die Frau war zu Bett gegangen, und nachdem sie längst schlief, begab sich auch der Löwenwirt zur Ruhe. Ruhe fand er nicht, denn eine unsichtbare Gewalt zog ihm die Kissen unterm Kopf weg: dieses Bett, das Haus, alles das ist morgen nicht mehr dein. Vornehmlich blieben die Gedanken bei der Kalesche und den beiden Fuchsen haften. Er rieb sich hastig die Augen, denn es war ihm plötzlich, als ob die beiden Fuchsen in die Schlafkammer gekommen wären, sie strecken ihre Köpfe übers Bett, hauchen ihn heiß an aus ihren Nüstern und glotzen mit ihren großen Augen auf ihn. Der Löwenwirt beruhigte sich wieder und besonders in dem stolzen Gedanken, daß er sich mannhaft gehalten habe. Er hat seiner Frau nichts gesagt, sie soll heute noch ruhig schlafen, es ist Zeit genug, wenn sie's

morgen erfährt, und zwar erst nach dem Frühstück; wenn man sich ausgeruht und gekräftigt hat und der helle Tag scheint, kann man's mit dem Schlimmsten leichter aufnehmen.

Der helle Tag erschien, der Löwenwirt war müde und bat seine Frau, einstweilen allein zu frühstücken. Endlich kam er, ließ sich's wohl schmecken, und da nun die Frau in ihn drang, doch zu berichten, wie sich alles geordnet habe, erklärte er endlich: „Frau, ich habe dir eine ruhige Nacht gelassen und einen guten Morgen, jetzt sei auch stark und nimm alles ruhig und gelassen. Eben jetzt in dieser Stunde erklärt mein Advokat in der Stadt, daß ich mich in die Gant gebe."

Die Löwenwirtin saß eine Weile starr und stumm; endlich fragte sie: „Warum hast du mir das nicht gleich gestern nacht gesagt?"

„Weil ich's gut meine und dich die Nacht noch habe wollen ruhig schlafen lassen."

„Gut? Du? Der einfältigste Gesell von der Welt bist du! Hättest du mir's gestern nacht gesagt, so hätte sich noch manches wegschaffen lassen, was uns für Jahre zu Gute käme; heute am Tag ist's nicht mehr möglich. Wehe! wehe! zu Hilfe! zu Hilfe!" schrie die Löwenwirtin plötzlich aus der ruhigen Rede im entsetzlichen Geschrei auf und sank fast ohnmächtig auf den Stuhl. Die Mägde aus der Küche und Gregor, der Postillon, kamen in die Stube. Die Löwenwirtin erhob sich und schrie jammernd: „Du hast mir's verhehlt, du hast mir nichts gesagt, wie es mit dir steht, daß du vergantet wirst. Auf dich kommt aller Jammer und aller Fluch; ich bin unschuldig. O, ich Arme!"

Jetzt war's an dem Löwenwirt, in Ohnmacht zu sinken, wenn nicht seine starke Kraft dagegen ausgehalten hätte; die Brille fiel von der Stirn von selbst vor die Augen, damit er deutlich sehen könne, ob's denn wahr sei, was hier vorgeht: diese Frau, die nicht abgelassen hatte, bis er, der gelernte Bäcker und Bierbrauer, sich mit ihrem Bruder verband, einen großen Uhrenhandel zu treiben, und als der Schwager starb, ihn fast zwang, das Geschäft allein fortzuführen, obgleich er eigentlich nichts Rechtes davon verstand; diese Frau, die ihn immer zu neuen Unternehmungen gestachelt hatte und von allem wußte, fast besser als er selber, diese Frau hatte jetzt das Gesinde zu Zeugen gerufen, damit auf ihn allein alle Schuld und alle Schmach falle.

In dieser Minute sah der Löwenwirt, wie er im Elend war; fünfunddreißig Jahre zurück, und vorwärts — wer weiß

wie viele Jahre noch! Um sich zu retten und ihn allein preiszugeben, trieb die Frau die Heuchelei bis auf die Spitze.

Die Brille war angelaufen, er sah nichts mehr; er fuhr mit einem Tuche gelassen zuerst über die Brillengläser, dann über die Augen.

In diesem Augenblick setzte sich tief in ihm ein Groll an, der nimmer wich; aber der stolze Löwenwirt blieb in seiner gewohnten Ruhe und Gelassenheit.

Als die Mägde und der Postillon die Stube verlassen hatten, sagte er: „Du mußt wissen, warum du so gethan hast, ich weiß nicht, wozu es gut ist; aber ich rede kein Wort mehr darüber.“

Und so hielt er's, er verharrte in seiner Schweigsamkeit und ließ die Frau sagen und klagen, was sie wollte. Es erlustigte ihn fast, wie das so schön thun kann vor der Welt. Er wurde jetzt fast der Weise, für den er gegolten hatte, denn bei dem ganzen Gethue seiner Frau dachte er: es ist doch wunderbar, was der Mensch nicht alles kann! — Ja, Uebung macht den Meister! —

Die unweise Welt fand sich aber nicht so geduldig in den Fall des Löwenwirts. Wie ein Donnerschlag rollte es über Berg und Thal: der Löwenwirt wird vergantet!

Es ist nicht zu glauben, es ist nicht möglich, was steht noch fest, wenn der Löwenwirt umfällt? Selbst der goldene Löwe im Schilde schien sich dagegen zu stemmen, die Angel, in der das weit hinausragende Schild hing, knarrte; aber die Gantkommission bezwingt auch Löwen und fragt nichts darnach, ob sie von außen vergoldet sind. Das Schild wurde eingezogen. Der Löwe sah traurig drein, das eine Auge war von der Wand verdeckt, und das andere schien so müde zu blinzeln, wie wenn es sich vor Jammer und Schande auch schließen wollte.

Es krachte unten im Dorfe, und es krachte oben auf der Morgenhalde.

Lenz lief hinab ins Dorf und wieder den Berg hinauf. Der Löwenwirt ging noch immer gravitätisch in der großen Stube auf und ab und sagte mit Würde: „Man muß auch das ertragen als Mann.“ Fast hätte er gesagt: als Ehrenmann.

Die Löwenwirtin heulte und klagte: sie habe nichts davon gewußt, und sie schwur, daß sie sich den Tod anthue.

„Schwäher,“ sagte Lenz, „Schwäher, ist mein Geld auch mit verloren?“

„In dem großen Haufen kennt man das Geld nicht heraus, wem das oder das gehört,“ erwiderte der Löwenwirt im Tone

der Weisheit. „Ich werde mich aber arrangieren. Wenn man mir drei Jahre Zeit läßt, gebe ich fünfzig Prozent. Setz' dich. Mit den Händen in der Luft herumfuchteln, hilft da nichts. Lisabeth!" rief er in die Küche hinaus, „mein Essen!"

Die Köchin brachte ein vollständiges Mittagessen herein, der Löwenwirt that rasch die Mütze ab, setzte sie wieder auf und ließ sich behaglich in seinen Armstuhl nieder, schöpfte sich heraus und aß mit der Ruhe eines wahren Weisen. Erst beim zweiten Teller schaute er auf und sagte: „Du solltest auch hersitzen, Frau, das ist der beste Vorspann; da kommt man den steilsten Berg hinauf, wenn man ein rechtschaffen Stück Fleisch im Leib hat. Haben sie allen unsern Wein versiegelt, oder kannst du mir einen Trunk geben?"

„Es ist alles versiegelt."

„So mach' mir nachher einen guten Kaffee, der hilft auch."

Lenz griff sich an den Kopf. Ist er denn verrückt? Wie ist denn das möglich, daß der Mann, um den jetzt in dieser Minute Hunderte am Leben verzweifeln, sich's behaglich munden läßt? Der Löwenwirt war herablassend gesprächsam und lobte Annele, daß sie nicht auch ins Haus stürme und das unnütze Gejammer vermehre. „Ja, du hast eine gewerbige gescheite Frau, das gescheiteste von meinen Kindern. Schade, daß die nicht ein Mann geworden ist, die hat einen unternehmenden Geist, die Welt wäre anders, wenn die ein Mann wäre. Schade, daß mein Annele nicht einem großen Geschäft vorstehen kann, einem großen Wirtshaus, das wäre das erste weit und breit."

Lenz war empört über diese Ruhmredigkeiten und dieses ganze Gebaren, jetzt in dieser Stunde; aber er kämpfte es in sich nieder; und aus diesem Kampfe mit sich selbst sagte er in zagem, fast demütigem Tone: „Schwäher, so sorget nur vor allem dafür, daß der Wald hinter meinem Hause nicht geschlagen wird. Ich hörte schon den ganzen Morgen Holz darin schlagen, das darf doch nicht sein."

Je kleinlauter Lenz das sagte, um so lärmender schrie der Löwenwirt: „Warum nicht? der den Wald hat, kann damit machen, was er will."

„Schwäher, Ihr habt ja mir den Wald versprochen!"

„Du hast ihn ja nicht genommen; der Wald ist verkauft an den Holzhändler von Trenzlingen."

„Und Ihr könnt ihn nicht verkaufen; der Wald ist das Dach von meinem Haus. Man darf wohl einige Stämme herausnehmen, aber nicht den ganzen Wald abtreiben. So ist es seit hundert Jahren gehalten. So hat noch mein Großvater erzählt."

„Das geht mich nichts an. Ich habe jetzt anderes zu sorgen.“

„O Himmel,“ schrie Lenz weinend, „was habt Ihr mir angethan! Ihr habt mich um das Schönste auf der Welt gebracht.“ —

„So? Ist Geld alles? Habe nicht gewußt, daß auch bei dir das Herz im Hosensack ist.“

„O nein, Ihr habt mich darum gebracht, daß ich aufs Neue Eltern haben soll.“

„Du bist groß genug, um als Waisenkind zu leben; aber ich weiß wohl, du bist einer von denen, der, wenn er schon Großvater ist, noch nach seiner Mutter schreit: Mütterle! Mütterle! dein Kind wird beleidigt! Du hast ja damals gesagt, du seist ein Mann, und was für ein Mann! Ein solcher, der eine Einung stiften kann, da soll ja, wie sie sagen, alles zusammenstehen wie ein Wald, ein Wald voll Uhrmächerle! Ha, ha! So mach' jetzt deine Einung, dann bist du ja geborgen mitsamt den andern.“ So sagte der Löwenwirt, man hätte gar nicht geglaubt, daß er so boshaft sein kann. Lenz war eben der einzige von seinen Gläubigern, der ihm in den Schuß lief, und auf ihn ging die ganze Ladung seines Zornes los.

Lenz war bald glühend rot, bald blaß geworden, seine Lippen bebten, und er sagte: „Schwäher, Ihr seid der Großvater von meinen Kindern, Ihr wißt, was Ihr ihnen genommen. Ich möcht' Euer Gewissen nicht haben. Aber den Wald darf man nicht schlagen. Ich lasse es auf einen Prozeß ankommen.“

„Gut. Das mach' du, wie du willst,“ sagte der Löwenwirt und schenkte sich den Kaffee zum Nachtisch ein. Lenz hielt es in der Stube nicht mehr aus.

Auf der Steinbank vor dem Löwen saß eine abgehärmte Gestalt, es war der Pröbler. Er sagte jedem, der vorüberging, er warte hier auf den Amtspfleger, denn droben beim Löwenwirt sei sein bestes Werk, worin er alle seine Erfindungen angebracht, verpfändet; das dürfe nun nicht mit versteigert werden, damit es hinauskäme und alle Welt es ihm nachmache und er nichts davon habe. Die Gantkommission müsse ihm vorher ein Patent bei der Regierung auswirken, das ihn zum reichen und berühmten Manne mache. Lenz gab sich viele Mühe, den Alten zu beruhigen, er suchte ihm zu beweisen, daß er der einzige sei, an dem der Löwenwirt brav gehandelt, denn er hatte die Werke, die nicht verkäuflich waren — sie standen alle noch oben — zum vollen Preise abgenommen und den Pröbler auf dem Glauben gelassen, daß sie nur verpfändet seien. Der Pröbler war aber

nicht von seinem Gedanken abzubringen, so wenig er sich von der Stelle bewegen ließ.

Lenz ging davon, er hatte genug für sich zu thun. Er eilte zum Ohm Petrowitsch. „Siehst du,“ sagte dieser triumphierend, „hab' ich dir's nicht hier in meiner Stube gesagt, damals, wie ich hätt' um das Annele anhalten sollen für dich, hab' ich dir's nicht gesagt, der Löwenwirt ist sein Sammetkäpple auf dem Kopf und seine Stiefel an den Füßen schuldig? Und den dicken Bauch hat er sich von fremdem Gut angefressen.“

„Ja, ja, Ohm, Ihr habt recht, Ihr seid gescheit, aber jetzt helft mir.“

„Da ist nichts zu helfen.“

Lenz erzählte die Angelegenheit mit dem Walde. „Da läßt sich noch vielleicht was machen,“ sagte Petrowitsch.

„Gottlob! Wenn ich nur den Wald kriege!“

„Davon ist keine Rede; der Wald ist verkauft, aber er darf nur durchforstet und nicht ganz geschlagen werden. Der Wald ist der Wetterschutz für dein Haus, der darf nicht umgemacht werden, mir nichts, dir nichts. Wir wollen dem Bergschinder von Trenzlingen schon den Meister zeigen.“

„Herr Gott, mein Haus!“ schrie Lenz. Es war ihm, als ob es einstürze, als ob er heim müsse, es zu retten.

„Dein Haus! Ja wohl, du bist aus dem Häusle,“ sagte Petrowitsch und lachte dabei über seinen guten Witz. Geh zum Schultheiß und thu Einspruch. Noch eins, Lenz; ich glaub' in meinem Leben an keinen Menschen mehr; ich hab' dir damals gesagt: deine Frau ist die einzige Gute im Hause. In den beiden andern, siehst du, habe ich mich nicht getäuscht. Sie hat's aber auch schon lang gewußt, vor Jahren hat sie's schon gewußt, und gewiß gewußt, wie's mit ihrem Vater steht. Und du warst der Notnagel, weil sie der Schwiegersohn vom Doktor nicht gewollt hat, und er hat's recht gemacht.“

„Ohm, warum sagt Ihr mir das jetzt?“

„Warum? Weil's wahr ist; ich kann dir Zeugen dafür aufrufen.“

„Warum aber jetzt?“

„Gibt's denn eine Zeit, wo man die Wahrheit nicht sagen soll? Ich hab' gemeint, du und dein Pilgrim, ihr wäret solche Tugendhelden. Ich will dir sagen, was du bist; du bist der ärmste Mensch gewesen, eh' du dein Geld verloren hast, denn du bist ein Reuling, und das ist der armütigste Mensch, da hat der Sack immer ein Loch. Ja, Reuling, merk' dir das. Du hast immer heute Reue auf das, was du gestern gethan hast,

und dann denkst du: o, ich Unglückseliger! und ich hab's doch so gut gemeint! Mitleid will kein Mann, oder er ist kein Mann; um Mitleid bettelt nur ein Weib."

„Ohm, Ihr gehet hart mit mir um."

„Weil du zu weich mit dir umgehst. Jetzt aber sei einmal fest, laß deine Frau nichts entgelten: behandle sie sanft, denn sie ist jetzt im Elend, weit mehr als du."

„So?"

„Ja. Dem stolzen Löwen-Annele, dem wird's jetzt schwer eingehen, wenn sie nicht mehr denken kann, es ist jedes stolz darauf, daß sie ihm guten Morgen sagt."

„Es ist jetzt nicht mehr das Löwen-Annele, es ist meine Frau."

„Ja, vor Gott und den Menschen; es war dein eigener freier Wille, ich habe dir abgeraten."

Lenz eilte zum Schultheiß und traf ihn nicht zu Hause, sein Weg ging wie durch Dornen, sie rißen und zerrten an ihm; die guten Menschen waren nicht daheim, und die bösen holten hervor, was sie im geheimen gegen ihn im Sinne hatten, und plagten und höhnten ihn, eben jetzt, da er hilflos war. Er ging wieder heimwärts, rannte aber an seinem Hause vorbei nach dem Walde und befahl den Holzbauern, einzuhalten: „Es darf hier nicht geschlagen werden."

„Bezahlst du uns den Taglohn für heute?"

„Ja."

„Gut." Sie nahmen ihre Aexte und gingen heim.

Zu Haus fand Lenz Annele, wie sie die Kinder an sich drückte und schrie: „O, meine armen Kinder! Ihr müßt betteln gehen, ihr armen Kinder!"

„So lang ich lebe und gesund bin, das nicht; ich bin der Mann, halte dich nur ruhig und sei gutmütig."

„Gutmütig? Ich habe mein Lebtag nichts Böses gethan; und du irrst dich, wenn du jetzt glaubst, daß du mich unterjochen kannst, daß ich vor dir krieche, weil mein Vater das Unglück gehabt hat. Gerade nicht! Kein bißchen geb' ich nach. Jetzt ist's an dir, deine berühmte Gutmütigkeit zu zeigen. Zeig' jetzt, wie du deiner Frau beistehst."

„Ich will's ja, aber wer die Hand nicht aufmacht, dem kann man nichts geben."

„Hättest du mir nur gefolgt und den Löwen gekauft, da wären wir versorgt, und das Haus wäre nicht verfremdet. Und sag' mir nur kein Wort wegen dem Geld! Da, wo du jetzt sitzest, da hast du gesessen, und da ich, und da hat das Glas

gestanden, ganz nah am Rand, ich hab's noch hereingerückt; erinnerst dich? Da hab' ich dir's gesagt, deutlich und ehrlich gesagt hab' ich's: ein ordentlicher Mann gibt kein Geld her, auch dem Vater nicht, so mir nichts, dir nichts."

„Hast du denn das damals schon gewußt?"

„Ich habe gar nichts gewußt, gar nichts; ich weiß nur, was ordentlich ist, und weiter laß mich in Ruh."

„Willst du nicht zu deiner Mutter gehen? Sie jammert gar arg."

„Was soll ich bei ihr? Daß sie noch einmal heult, wenn ich komme? Ich soll wohl gleich hinuntergehen und mich von allen Leuten begucken und bemitleiden lassen? soll hören, wie des Doktors liebe Töchter Musik machen und lachen, wenn ich vorübergehe? Ich bin mir da oben in meiner Einsamkeit genug, ich brauche keinen Menschen."

„Vielleicht ist's zum Guten," tröstete Lenz, „vielleicht bist du da oben in der Einsamkeit von jetzt an glücklicher und besser bei mir. Es kann wieder kommen, es muß wieder kommen, wie's einmal war, damals, wo du gesagt hast: hier oben sind wir im Himmel und lassen die Welt da unten fuhrwerken und jagen und rennen, wie sie mag. Daran wollen wir uns halten. Wir waren einmal glückselig und werden's wieder; wenn du gut bist, kann ich so viel arbeiten als drei. Und vor mir kannst du ruhig sein: wegen dem Gelde habe ich dich nicht geheiratet."

„Und ich habe dich auch nicht wegen dem Geld geheiratet, wär' auch nicht der Mühe wert; wenn ich auf Reichtum hätte sehen wollen, hätte ich ganz andere haben können."

„Wir sind schon zu lange bei einander, man redet da nicht mehr von heiraten," brach Lenz ab; „wir wollen essen."

Bei Tische erzählte Lenz die Sache mit dem Walde, und Annele sagte: „Weißt du, was dabei herauskommt?"

„Was?"

„Nichts, als daß du den Holzhauern den Lohn bezahlen mußt."

„Das wollen wir sehen," sagte Lenz und ging gleich nach Tische abermals zum Schultheiß, den er in der Frühe nicht getroffen hatte.

Auf dem Wege gesellte sich ein trauriger Genosse zu ihm; leichenblaß kam Faller auf ihn zu und rief: „O, das ist entsetzlich, entsetzlich, das ist ein Blitz aus heiterem Himmel!"

Lenz sprach beruhigend; freilich sei dritthalbtausend Gulden ein schwerer Verlust, aber er werde hoffentlich doch aufrecht stehen. Er dankte dem treuen Kameraden für seine Teilnahme. Da

blieb Faller stehen wie eingewurzelt. „Was? dich, dich hat er auch hineingebracht? Und mir ist er auch einunddreißig Gulden schuldig, lauter gute Uhren, ich habe wenig dabei verdient, aber ich habe es bei ihm stehen lassen wie auf der Sparkasse; um ein Ziel an meinem Haus abzuzahlen. Jetzt bin ich auf mindestens zwei Jahre zurückgeschnellt."

Lenz ließ die Hände sinken und sagte, daß er sich nicht bei dem Kameraden aufhalten könne, er müsse zum Schultheiß.

Faller sah ihm traurig nach, er vergaß fast sein eigenes Elend über dem des Freundes.

Der Schultheiß-Doktor war von dem Schlage, der den Löwenwirt getroffen, tief gebeugt. Die Summe, die er selbst dabei verlor, war ohne Bedeutung, aber dieser Sturz war ein Unglück für das ganze Dorf, für die ganze Gegend.

Als Lenz erzählte, wie auch er betroffen sei, rief der Doktor, sich entsetzend: „Also auch dich hat er mit hineingerissen! Nun überrascht mich nichts mehr. Wie ist's nur möglich? Wie ist's nur möglich?" Nach einer Weile sagte er: „Wie trägt's deine Frau?"

„Sie schiebt alles mir zu."

Lenz berichtete vom Wald und drang auf schleunigste Hülfe, daß nicht auch noch sein Haus allem Wetterschaden ausgesetzt sei und ihm nicht einmal plötzlich der Berg auf den Kopf rolle. Der Schultheiß-Doktor stimmte bei: „Den Wald da kahl abholzen, das verschändet unsere ganze Gegend, und vielleicht verdirbt dadurch unser bester Brunnen, der bei der Kirche, der vom Wald gespeist wird. Mindestens einen Vorstand auf dem Bergrücken müßte man stehen lassen, aber wir können nichts dagegen thun. Es ist und bleibt ein Elend, daß die Waldeigentümer alles abholzen dürfen, wie es ihnen einfällt. Sie wollen jetzt ein Gesetz dagegen machen, aber ich fürchte, es geht da auch wieder wie immer: wenn die Kuh draußen ist, macht man den Stall zu."

„Aber, Herr Schultheiß, mich trifft das Elend zuerst. Ist da nichts zu machen?"

„Ich glaube schwerlich; es ist bei der Ablösung der Grundlasten versäumt worden — ich war damals noch nicht Schultheiß, dein Schwäher war's —, das Recht der Gemeinde und auch dein Recht zu wahren. Freilich hätte niemand da ein Haus hingebaut, wo deines steht, wenn man an dem Wald hätte den Kahlhieb machen dürfen; aber du hast kein verbrieftes Recht auf den Waldschutz. Probier's aber beim Amt, ich will dir ein Schreiben mitgeben, vielleicht können sie dort doch noch helfen."

Lenz ist es in den Knieen; er kann kaum vom Fleck, er darf aber jetzt nichts versäumen und die Kosten nicht scheuen. Er nimmt ein Fuhrwerk und fährt nach der Stadt zu Amt.

Eine fast vergessene Gestalt zeigte sich unterdes auf der Morgenhalde, und zwar in strahlendem Putze.

Die Krämerin aus dem nächsten Dorfe, die Base Ernestine, über die Annele damals bei der ersten Ausfahrt so sehr gespottet hatte, kam auf Besuch, in einem neuen seidenen Kleid, mit einer goldenen Uhr behängt. Sie sagte, sie sei im Dorf gewesen, sie habe Geld einzukassieren gehabt, es ginge ihr gottlob sehr gut, ihr Mann mache als Vermittler bei Häuser- und Güterkauf und auch im Lumpenhandel gute Geschäfte, und er sei auch Agent für Feuer-, Hagel-, Menschen- und Viehversicherung, die schön gedruckten Tafeln hingen an allen Laden, das bringe ein schönes Stück Geld ein, und man habe gar nichts dabei zu riskieren, sie habe eben die Ausstände eingetrieben, und da habe sie es nicht übers Herz bringen können, auch nach Annele umzuschauen.

Annele dankte höflich und entschuldigte sich, daß sie keine Aufwartung machen könne. Ernestine beteuerte, daß sie nicht deswegen gekommen sei.

„Ich glaub' dir das," sagte Annele, und diese Worte hatten viele Deutungen. Annele war fest überzeugt, daß Ernestine nur gekommen sei, um Rache an ihr zu nehmen. Annele, die sie stets gering angesehen hatte, sollte jetzt vergehen vor Neid und Aerger. Annele war indes noch Wirtstöchterlein genug, um die Boshafte mit einigen aufgewärmten höflichen Redensarten abzuspeisen; sie bewahrte dabei aber ihren Stolz — sie war die Haustochter vom Löwen, und das nur eine arme Verwandte, die einst als Magd bei ihnen gedient — sie gab Ernestine zu verstehen, daß es Geschäfte gebe, die sich nur für niedere Leute schicken, andere könnten daraus kein Geld ziehen.

Ernestine war in der That nicht ohne Schadenfreude die Morgenhalde hinaufgegangen, wenn sie gleich dabei an ihre Armtasche griff, in der sie ein Pfund gebrannten Kaffee und ein Pfund Zucker für Annele zum Mitbring hatte. Als sie aber Annele sah, verwandelte sich ihre Schadenfreude in aufrichtiges Mitleid, und als Annele sie so von oben herab behandelte, kam sie wieder in die altgewohnte Unterwürfigkeit und vergaß ihr neues seidenes Kleid und ihre goldene Uhr. Den Mitbring, den sie Annele hatte geben wollen, bot sie ihr jetzt als Probe an, damit sie auch ihre Kundschaft gewinne, und sie weinte in der That aus dem Herzen, als sie sagte: Wenn alle Menschen, die Gutthaten aus dem Löwen empfangen, sie jetzt vergelten möchten,

da könnten die Eltern der Annele noch hundert Jahre vollauf davon leben. Sie setzte mit aufrichtigem Tone hinzu, daß, wenn Annele auf den Löwen geheiratet hätte, gewiß alles noch im alten guten Stand wäre.

Bei diesem Lockruf vergaß Annele allen alten Hader und alle neuen Kleider der unleidlichen Base. Es ging nun an einen Austausch von Erinnerungen an glückliche Zeiten, mit Klagen über die Gegenwart untermischt, über die falschen, undankbaren Menschen, und sie waren so einig, daß Annele und Ernestine voneinander schieden, als wären sie von Ewigkeit her die besten Freundinnen gewesen und hätten wie Schwestern miteinander gelebt.

Annele gab Ernestine noch ein Stück Weges das Geleite und beauftragte sie, ihr Mann solle ein schickliches Wirtshaus suchen, besonders wo eine gute Ausspanne ist, das sich kaufen und in die Höhe bringen ließe, und dann wollten sie ihr Haus hier auf der Morgenhalde verkaufen.

Ernestine versprach, alles zu besorgen, und bat Annele wiederholt, ja nicht zu einem andern zu schicken, wenn sie Kaufmannswaren brauche.

Als Annele wieder heimkehrte, gingen ihr mancherlei Gedanken durch den Kopf: unser Haus hat so viele Menschen versorgt und ins Glück gesetzt, und wir sollen nichts mehr sein? Sogar die einfältige Ernestine ist bei uns gewitzigt worden, daß sie jetzt einem Kaufladen vorstehen kann, und hat ihren Mann, den verkommenen Schneider, zu etwas gebracht. Sie hat früher meine abgelegten Kleider getragen, und wie kommt sie jetzt daher! Wie eine Amtmännin, und rasselt mit dem Geld in der Tasche! Und ich soll's zu nichts mehr bringen, soll da oben verdorren und soll gar von der Ernestine Wohlthaten annehmen? Denn sie hat es doch nur nicht gewagt, mir den Kaffee und Zucker zu schenken, und hat ihn als Probe dagelassen. Nein, Uhrmacherle! Ich ziehe dich anders auf, und ich setze eine Musik, die anders klingt.

Sie war nur froh, daß sie den Auftrag gegeben, ein Wirtshaus ausfindig zu machen. Wenn einmal was Bestimmtes da ist, da kann man ganz anders vorfahren.

Einstweilen hielt sie sich still und ruhig. Erst spät in der Nacht kehrte Lenz aus der Stadt zurück mit abschlägigem Bescheid. Es fand sich kein verbrieftes Recht auf den Waldschutz. Und als Lenz morgens erwachte und die Axthiebe am Berge hinter seinem Hause hörte, war's, als ginge ihm jeder Axthieb ins Mark. Ich möcht' am liebsten sterben, sagte er zu sich

selbst und ging an seine Arbeit. Er war den ganzen Tag wortlos, und nur, als er am Abend das Licht in der Kammer auslöschte, sagte er laut: „Ich wollte, ich könnte auch mein Leben so auslöschen!“

Annele that, als ob sie ihn nicht hörte.

Annele hatte bisher über den so traurigen Fall keine Thräne vergossen, weder über das Los der Eltern noch über ihr eigenes. Sie hielt sich, mit Ausnahme der Klagen um die Kinder, gefaßt. Als aber am andern Morgen kein neubackenes Weißbrot mehr vom Dorfe heraufkam, als sie den gewöhnlichen Brotlaib zum Kaffee auf den Tisch legte, kugelten ihr schwere Thränen die Wangen herab und fielen auf das Brot; sie schnitt sich, ehe es Lenz sah, das thränenfeuchte Stück ab und aß es, aß es mit ihren Thränen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Alles danieder.

Die Gant zerrte alles ans Tageslicht, und da kam zum Vorschein, was der Löwe im Verborgenen beherbergt hatte.

Der Löwenwirt erschien als ein wahrer Greuel.

Er hatte, um Leute zu befriedigen, die ihm fremd und streng gegenüberstanden, gerade diejenigen betrogen, die ihm zugethan und von ihm abhängig waren. Selbst die eigenen Postillone waren um ihr bißchen Erspartes gekommen. Arme Uhrmacher gingen verzweifelnd im Dorfe hin und her und klagten: der Löwenwirt hat ihnen Monate und Jahre ihres Lebens gestohlen, und jeder hätte doch darauf geschworen, daß er der rechtschaffenste Mann landauf und landab sei. Die Löwenwirtin kam dabei nicht besser weg, obgleich sie so unschuldig that. Sie hatte immer einen solchen Glanz um ihr Haus verbreitet und immer großthuerisch geprahlt und jeden mit ihrer Huld begnadigt. Der Löwenwirt hatte doch nur mit Schweigen gelogen und sich's gefallen lassen, daß man ihn Ehrenmann rechts und Ehrenmann links nannte und den Accuraten noch obendrein.

Viele Gläubiger kamen zu Lenz auf die Morgenhalde; sie ließen sich den weiten Weg nicht verdrießen, sie waren einmal im Dorf und hatten ein Recht darauf, das ganze Elend zu sehen. Es war ein Gemisch von Mitleid und Aufrichten an

noch größerem Elend, da sie alle Lenz beklagten, daß er so bös dreingefallen sei. Manche trösteten ihn indes, daß er vielleicht seinen Ohm beerbe, und sie betheuerten, daß sie nichts von ihm fordern wollten, wenn er reich sei, sie hätten ja kein Recht dazu. Und wo sich Lenz sehen ließ, wurde er bedauert und beklagt wegen der Schlechtigkeit des Schwiegervaters, der den eigenen Sohn ausgeraubt. Es gab nur einen einzigen Menschen, der dem Löwenwirt noch das Wort redete, und das war Pilgrim, und daß er das aus voller Seele that und im Hause des Lenz immer behauptete, der Löwenwirt habe sich nur verrechnet, er habe auf den unglücklichen brasilianischen Prozeß alles gestellt und sei nicht schlecht, das gewann ihm das Herz des Annele, denn den Vater hatte sie immer geliebt. Man sagte im Dorf, die Löwenwirtin suche noch alles, was sich beiseite schaffen ließe, zum Lenz hinaufzubringen. Ein armer Uhrmacher kam geradeswegs zu Lenz ins Haus und sagte: er wolle nichts verraten, man solle ihm nur so viel geben, was er zu fordern habe. Lenz rief seine Frau herbei und erklärte, er werde es ihr nie vergeben, wenn sie für einen Heller Werts ungetreues Gut ins Haus aufnehme. Annele schwor auf das Haupt ihres Kindes, daß das nie gewesen sei und nie sein werde. Lenz that ihre Hand vom Haupte des Kindes weg, denn er wollte kein Schwören. Annele hatte recht, das Haus auf der Morgenhalde beherbergte kein unrechtes Gut. Die Schwiegermutter war oft da. Lenz sprach wenig mit ihr, und jetzt war's geschickt, daß Franzl nicht mehr da war, denn die neue Magd — sie war eine nahe Verwandte des Löwen-Annele — ging in der Nacht mehrmals mit schweren Körben hin und her zwischen dem Löwen und dem benachbarten Dorfe, und die Krämer-Ernestine wußte aus allem Geld zu machen. Der einzige von den Vasallen des Löwenwirts, der nichts an ihm verlor, war der Mann der Krämer-Ernestine. Die Uhrmacher, die kein bar Geld bekamen, durften dafür allerlei Waren beim Krämer entnehmen, und der Löwenwirt bürgte dafür. Jetzt hatten die Armen keine Uhren, aber Schulden, und der Krämer beteuerte ihnen aufrichtig, daß sie zahlungsfähiger seien als ihr ehemaliger Bürge.

Die Leute hatten Lenz bedauert, weil der Fall des Schwähers auch ihn mit niederreißen werde. Er hatte zuversichtlich darauf geantwortet, daß er fest stehe; nun aber, das war ein ewiges Kommen und Warten! Wo Lenz nur einen Kreuzer schuldig war, wurde es ihm abgefordert, man traute ihm eben nicht mehr. Lenz wußte sich nicht zu helfen, und die Hauptsache durfte er Annele gar nicht bekennen, sie hatte ihn ja davor

gewarnt. Denn mitten in der Wirrnis kündigte der Gläubiger des Faller diesem die Hauptschuld; die Bürgschaft des Lenz war jetzt keine Stütze mehr. Faller war außer sich vor Wehmut, da er Lenz das mitteilen mußte und ihm klagte, daß er mit seinem Doppelgespann kein Unterkommen wisse.

Lenz versprach ihm zuversichtlich Hilfe, sein alter guter Name und der seiner Eltern wird doch noch vorhalten. So schlecht kann doch die Welt nicht sein, daß altbewährte Ehrlichkeit nichts mehr gelten soll. —

Annele wußte nur von den kleinen Schulden, und sie sagte: „Geh doch zum Ohm, er muß dir helfen."

Ja, zum Ohm! Petrowitsch ging regelmäßig aus dem Dorfe, wenn ein Leichenbegängnis darin war. Nicht aus Mitleid, denn er hatte den Anblick nicht gern. Und am andern Tag nach dem Falle des Löwenwirts war Petrowitsch abgereist. Das Gerede von dem gefallenen Mann war ihm auch zuwider, und er überließ diesmal sogar dem Wegknecht die Einerntung der unreifen Kirschen von den Bäumen an der Straße. Erst als es bereits winterte und ein neuer Wirt im Löwen war und die beiden Alten nach der Stadt in ein Nebenhaus des Schwiegersohn-Holzhändlers gezogen waren, war er wieder sichtbar im Dorfe.

Der Löwenwirt hatte sein Schicksal mit fast bewundernswertem Gleichmut getragen. Nur einmal, als der Techniker mit der Kalesche und den beiden Fuchsen draußen vor dem Dorfe an ihm vorüberfuhr, da verlor der Löwenwirt sein Gleichgewicht, aber es sah niemand, wie er stolperte und in den Graben fiel und dort lange lag, bis er sich endlich aufrichtete.

Petrowitsch hatte jetzt einen andern Spaziergang. Er ging nicht mehr am Hause des Lenz vorbei und nicht mehr in den Wald, der bereits fast ganz niedergeschlagen war.

Lenz saß bis in die Nacht hinein und rechnete; es läßt sich noch helfen, und bald bot sich ihm eine Summe, aber sie war heiß, als käme sie frisch aus des Teufels Münzstätte.

Der Mann der Krämer-Ernestine kam mit einem Fremden auf die Morgenhalde und sagte: „Lenz, der Mann will dein Haus kaufen."

„Was? mein Haus?"

„Ja, du hast's selbst gesägt; es ist jetzt viel weniger wert, als früher, seitdem der Wald geschlagen ist, es steht gefährlich, aber es werden sich schon Vorkehrungen treffen lassen."

„Wer hat denn gesagt, daß ich mein Haus verkaufen will?"

„Deine Frau."

„So? meine Frau? Annele! komm herein. Hast du gesagt, daß ich mein Haus verkaufen will?“

„So nicht; ich hab' der Ernestine nur gesagt, wenn ihr Mann ein gutes Wirtshaus in einer guten Gegend weiß, wollen wir eins kaufen und verkaufen dann unser Haus.“

„Und da ist es doch gescheiter,“ fügte der Krämer bei, „ihr verkaufet zuerst euer Haus; mit bar Geld in der Hand krieget ihr leicht ein schickliches Wirtshaus.“

Lenz war blaß geworden und sagte endlich: „Ich verkaufe mein Haus gar nicht.“

Der Krämer ging mit dem Fremden, schimpfend und spottend über die verwahrlosten Menschen, bei denen kein Wort mehr gelte und die einem unnötige Mühe machen.

Lenz wollte auffahren, aber er hatte noch Kraft genug, sich zu bezwingen. Als er mit Annele allein war — sie schwieg, obgleich er sie mehrmals ansah — sagte er endlich: „Warum hast du mir das gethan?“

„Dir? Ich habe dir nichts gethan, aber die Sache muß sein. Es gibt keine Ruhe, bis wir von hier fort sind. Ich will nicht mehr hier sein, und ein Wirtshaus will ich haben, und du wirst sehen, ich verdiene im Jahre dreimal so viel, als du mit deiner Stiftlessucherei.“

„Und du meinst, du kannst mich dazu zwingen?“

„Du wirst mir's danken, wenn ich dich dazu gezwungen habe; du kommst schwer aus dem alten Trab heraus.“

„Ich bin heraus, ich komme heraus,“ sagte Lenz dumpf, zog mit Hast seinen Rock an und verließ das Haus.

Annele lief ihm eine Strecke nach.

„Wohin gehst du, Lenz?“

Er gab keine Antwort und ging immer weiter den Berg hinan. Oben auf dem Kamm des Berges schaute er noch einmal um; da lag sein elterliches Haus; es war jetzt nicht mehr verdeckt von den Bäumen, es war nackt, und ihm selber war's, als wäre er nackt, sein ganzes Leben ist in die Welt hinausgestellt. Er wandte sich ab und rannte weiter. In die Fremde, in die Fremde ziehst du, und wenn du wiederkehrst, bist du anders und die Welt anders . . .

Er rannte weiter, immer weiter, und doch zog's ihn mit unbändiger Gewalt zurück. Endlich setzte er sich auf einen Baumstumpf und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Es war ein stiller, milder Spätherbstmittag, die Sonne meinte es noch gut mit der Erde und besonders mit der Morgenhalde; sie beschien noch mit warmem Blicke die gefällten Bäume, die sie so

lange erquickt hatte. Die Elstern schnatterten redselig drunten auf dem Kastanienbaume, und der Nußhäher redete manchmal ein Wort drein. In Lenz war alles Nacht und Tod. Da rief ein Kind: „Mann, helfet mir auf.“

Lenz erhob sich und half dem ältesten Töchterchen Fallers, das hier Späne gesammelt hatte, die Traglast auf den Rücken nehmen. Das Kind erschrak, da es Lenz erkannte, er sah so wild aus, wie ein Mörder, wie ein Gespenst. Das Kind ging eilig den Berg hinab. Lenz sah ihm lange nach.

Es war schon Nacht, als er heimkehrte. Er sprach kein Wort und saß wohl eine Stunde lang starr vor sich niederschauend auf dem Stuhle. Dann betrachtete er das Handwerkszeug, das an der Wand hing, und die Geschirrhangen an der Decke wie mit staunenden, prüfenden Blicken, als müßte er sich besinnen, was denn das alles sei, wozu denn das alles dienen solle.

Das Kind in der Kammer schrie, Annele ging hinein, sie konnte es nicht anders beschwichtigen, sie mußte singen.

Die Mutter singt um des Kindes willen, wenn ihr das Wehe auch das Herz bricht. Da richtete sich Lenz auf. Er ging hinein in die Kammer und sagte: „Annele, ich bin in der Fremde gewesen, ich habe auf und davongehen wollen. Ja, lach' nur, ich hab's gewußt, daß du lachen wirst.“

„Ich lache nicht, ich habe auch schon daran gedacht, vielleicht wär' es gut, wenn du das noch nachholtest und auf ein Jahr in die Fremde gingst. Du kämst vielleicht gewitzigter wieder, und alles wäre ruhiger.“

Lenz schnitt es in die Seele, daß ihn Annele könnte ziehen lassen, und er sagte nur: „Ich habe nicht fortgekonnt, solang mir's gut gegangen ist, jetzt mit dem Elend im Herzen kann ich's noch weniger. Ich bin nichts, ich bin zu gar nichts nutz, wenn ich nicht ein glückliches Gedenken in der Seele habe.“

„Jetzt muß ich lachen,“ sagte Annele, „im Glück hast du nicht in die Fremde gekonnt und im Unglück auch nicht?“

„Ich versteh' dich nicht, ich hab' dich nie verstanden und du mich auch nicht.“

„Das ist das Aergste, daß in dem Elend draußen noch ein Elend in uns ist.“

„So thu's ab und sei gut.“

„Sprich nicht so laut, du weckst das Kind noch einmal,“ entgegnete Annele.

Sobald sie an den Punkt der Einlenkung zur Güte kam, war nicht mehr mit ihr zu reden.

Lenz ging wieder in die Stube, und als auch Annele

hereinkam und die Kammerthüre leise anlehnte, sagte er: „Jetzt in dem Elend, jetzt sollten wir einander recht lieb haben und herzen; das wär' das einzige, was wir noch haben, und du willst nicht. Warum willst du nicht?"

„Das läßt sich nicht zwingen."

„So gehe ich noch einmal fort."

„Und ich bleibe daheim," sagte Annele tonlos, „ich bleibe bei meinen Kindern."

„Es sind meine so gut wie deine."

„Freilich," sagte Annele wieder mit harter Stimme.

„Und jetzt fängt die Uhr an zu spielen!" schrie Lenz jammernd. „O Gott, und den lustigen Walzer! Ich mag gar keinen Ton mehr hören, gar nichts. Wenn mir nur einer das Hirn einschlüge, das wäre das Beste; ich kriege keinen Gedanken und nichts mehr heraus! Kannst du denn nicht ein gutes Wort sagen, Annele?"

„Ich weiß keins."

„So will ich eins sagen: Wir wollen Frieden haben, und alles ist gut."

„Ist mir auch recht."

„Kannst du mich jetzt nicht um den Hals nehmen und dich freuen, daß ich wieder da bin?"

„Nein, aber morgen vielleicht."

„Und wenn ich heute nacht sterbe?"

„So bin ich eine Witfrau."

„Und heiratest dann einen andern?"

„Wenn mich einer mag."

„Du willst mich verrückt machen!"

„Ist nicht mehr viel nötig dazu."

„Annele!!!"

„Ja, so heiß' ich."

„Was soll denn aus alledem werden?"

„Das weiß Gott."

„Annele! Ist denn alles nicht gewesen, daß wir einmal so herzensfroh miteinander waren?"

„Ja, es muß einmal gewesen sein."

„Und kann's nicht wieder sein?"

„Ich weiß nicht."

„Warum gibst du mir solche Antworten?"

„Weil du mich so fragst."

Lenz bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, und so saß er fast die ganze Nacht.

Er wollte ausdenken, was denn war, und warum denn neben dem andern Unglück auch noch das und so entsetzlich!

Er fand es nicht, er dachte sich alles durch vom ersten Tag bis heute, er fand es nicht. Ich find' es nicht! Ich find' es nicht! — — rief er. Wenn nur eine Stimme vom Himmel käme und mir's sagte!

Es kam keine Stimme vom Himmel, es blieb still und lautlos. Nur die Uhren gingen im Takte fort. Lenz sah lange zum Fenster hinaus.

Es war eine stille Nacht, nichts regte sich, Schneewolken jagten am Himmel eilig dahin. Dort auf dem fernen Berge beim Kettenschmied brannte ein Licht, es brannte die ganze Nacht, der Kettenschmied ist heute gestorben. Warum hat der sterben können und nicht du? Und du wärst so gern ....

Leben und Tod jagten im wirren Durcheinander durch die Seele des Lenz, die Lebenden lebten nicht, die Toten waren nicht tot, das ganze Leben ist nichts als eine einzige Unbarmherzigkeit, nie hat ein Vogel gesungen, nie ein Mensch ein Lied angestimmt. Die ganze Welt ist wieder öde und wüst wie vor der Schöpfung, alles schwimmt durcheinander ...

Die Stirn des Lenz fiel auf den Fenstersims, er schrak aus entsetzlichen, wachen Träumen auf. Er suchte Ruhe und Vergessen im Schlafe.

Annele schlief schon lange; er betrachtete sie: Wenn er nur in ihre Träume sehen könnte! Wenn er nur helfen könnte, ihr und sich.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Bettelhut und Sparpfennig.

Wir sind in einer Gegend, wo es viele Monate lang nicht auftaut, wenn's einmal gefroren hat. Die Morgenhalde macht die einzige Ausnahme, dorthin wirkt die Sonne so kräftig, daß es vom Dache tropft, wenn anderswo schwere Eiszapfen unbeweglich niederhangen. In diesem Winter schien auch die Sonne am Himmel die Morgenhalde nicht mehr so zu kennen, wie vor Zeiten. Es taute nicht auf draußen am Hause, und erst drinnen — —

Es war nicht nur kälter als ehedem — das kam wohl daher, weil der Wald am Berge geschlagen war; die Stämme lagen rings umher und warteten nur auf die Frühjahrsschwallung, mit der sie zu Thal geflößt werden sollten — auch bei

den Menschen auf der Morgenhalde war's wie gefroren. Annele schien gar nicht mehr zum Leben erwachen zu können; es war an ihr etwas erstarrt, was kein warmer Hauch mehr lösen konnte, und auch der warme Hauch blieb aus.

Annele, die bei den Eltern im Orte verblieben war, fühlte sich jetzt, da sie nicht mehr da waren, von ihnen am schwersten verlassen. Sie sagte es niemand, aber still in ihr nagte es wie ein Wurm, daß sie die einzige Arme von den Geschwistern sein sollte. Sie konnte den Eltern nichts thun, ihnen nicht beistehen. Ja, wer weiß, vielleicht muß sie selber noch einmal bei den Schwestern betteln gehen und sie bitten, die abgelegten Kleider ihrer Kinder ihren eigenen Kindern zu schenken.

Annele ging immer still umher, und sie, die Redselige, redete kaum ein Wort. Sie antwortete pünktlich auf alles, was man sie fragte, aber kein Wort darüber hinaus. Das Haus verließ sie fast nie, und ihre vormalige Unruhe schien jetzt in Lenz gefahren zu sein. Er verzweifelte, daß er mit stiller, ruhiger Arbeit wieder zu etwas komme, und das machte eben, als ob der Stuhl, auf dem er saß, als ob das Handwerkszeug, das er in der Hand hielt, brenne.

Dazu hatte er immer kleine Gläubiger zu beschwichtigen und den Menschen gute Worte zu geben. Er, der sonst immer einfach gesagt hatte: so und so ist's, und man glaubte ihm, er mußte jetzt immer hoch und heilig beteuern, daß er den und den bezahlen werde. Um so größer war seine Sorge, daß er das verpfändete Wort einlösen könne, und er verzweifelte an der Rettung seiner Ehre, mehr als nötig war. Immer dachte er hinaus an diejenigen, die da und dort auf ihr Guthaben warten, seine Unruhe nahm immer mehr zu. Lenz hatte ehedem für zuverlässig gegolten, jetzt vernachlässigte er da und dort, wo man auf ihn hoffte, ja wo er sogar bestimmte Versprechungen gemacht hatte. Er vertraute, daß die Menschen alles zurechtlegen, da sie doch das eine wissen, daß er im Elend ist, vom andern gar nicht zu reden. Er lernte bald kennen, daß die Menschen immer in allem bar Geld sehen wollen, heute muß es klingen, ein Ruf von ehedem hält nur bei wenigen vor. Man hat zu oft gesehen, wie die Zuverlässigsten in Verwahrlosung gerieten. — Annele sah wohl, daß er sich übermäßig abquälte, sie hatte es oft auf den Lippen, die Zudringlichen abzutrumpfen und Lenz zu sagen, daß er nicht so demütig thun solle; denn je mehr man sich bückt, um so mehr trampelt die Welt auf einem herum. Aber sie behielt das für sich, seine Angst sollte ihr zur Ausführung ihres Planes helfen — den gab sie nicht auf — ein

Wirtshaus muß gekauft werden, dann ist die Welt wieder anders. In Sorge und Verzweiflung fühlte Lenz, wie sein ganzes Herz verwüstet wurde, und manchmal sah er Annele von der Seite an, und er sagte es nicht, aber er dachte es: du hast recht, du hast mich den Garnichts gescholten, es wird wahr werden, ich bin der Garnichts; die Sorge nagt mir am Herzen, und die Zwietracht reißt mir das Herz auseinander. Ich bin wie eine Kerze, die an beiden Enden angezündet ist. Wenn's nur bald aus wäre!

Man brachte ihm Reparaturen, er sollte die kleinen Ausstände dadurch abverdienen. Jetzt arbeiten, um Vergangenes zu löschen, und man braucht's für heute! — Und kein Ausblick für die Zukunft!

Manche blieben bei ihm sitzen, bis er ihnen die gewünschte Arbeit vollendete, sie hielten ihn in seinem eigenen Hause gefangen, und er konnte sie nicht hinauswerfen. Andere holten mit Schimpfen und Schelten ihr unvollendetes Eigentum wieder.

„Das geht nicht mehr, es muß gründlich geholfen werden. Das ist nicht gelebt und nicht gestorben. So zwischen Thür und Angel hangen, das darf nicht mehr sein. Ich muß wieder festen Boden unter den Füßen haben," sagte er zu Annele. Sie nickte kaum merklich, aber schon der feste Wille in ihm gab ihm neue Kraft.

Am frühen Morgen machte sich Lenz auf zu den Verwandten seiner Mutter im jenseitigen Thale. Die mußten ihm helfen, sie waren immer so stolz auf ihn gewesen, sie konnten ihn nicht sinken lassen.

Als er auf dem Bergeskamm war, tagte es, die Sterne am Himmel erblichen, und Lenz schaute hinein in die weite schneebedeckte Welt. Nirgends ein Lebenszeichen, und warum mußt du leben?

Ein Wort aus seinen schlaflosen Nächten wachte in ihm auf: Der weiße Schlaf! Da ist er.

Das fieberische Traumwort machte ihm die Wange erglühen, und über die Höhe sauste jetzt ein eisiger Wind.

Lenz wurde aufgeweckt, denn der Wind riß ihm den Hut vom Kopf und rollte ihn einen jähen Abgrund hinab. Lenz wollte dem Hute nach, aber er sah schnell, daß er in den Tod stürze. Es wäre gut, wenn du durch ein Unglück aus der Welt kämest — flog ihm schnell durch den Sinn, aber er schlug sich an die Stirn über diesen feigen Gedanken.

Das Schneewehen ließ nicht ab und blendete fast, selbst der Rabe in der Luft konnte seinen Flug kaum regieren, er

wurde fast geschleudert, bald in die Höhe, bald in die Tiefe, und der sonst so sicher und ruhig sich schwingende Vogel flatterte ängstlich.

Lenz arbeitete sich durch Schnee und Wind, und er atmete endlich frei auf. Dort sind Häuser! Der Rauch trennt sich nur schwer von den Dächern, er schwimmt wie eine leise bewegte Wolke um das Haus, denn die Erfindung der Schornsteine ist hier noch nicht daheim.

Am ersten Bauernhofe trat Lenz ein, und: „Ei, grüß' Gott, Lenz, das freut mich, daß du auch noch an mich denkst," rief ihm eine stattliche Frau entgegen, die am Herde stand und eben einen mächtigen Ast auseinander gebrochen hatte. „Warum hast du den Hut ab?"

„Jetzt erkenne ich dich erst; du bist's, Kathrine? Du bist stark geworden. Ich komme als Bettelmann zu dir."

„O Lenz, so arg wird's doch nicht sein."

„Doch, doch," sagte Lenz, bitter lächelnd, — er fühlte, es steht ihm nicht mehr an, mit solch einer Sache zu spaßen — „doch, du sollst mir einen alten Hut leihen oder schenken; der Wind hat mir den meinigen genommen."

„Komm nur in die Stube. Meinem Mann wird's leid sein, daß er nicht daheim ist, er ist beim Holzschleifen im Wald."

Des Vogtsbauern Kathrine öffnete die Stube und hieß Lenz ganz manierlich voraus eintreten.

Es war warm und behaglich in der Stube. Kathrine nahm es gut auf, daß ihr Lenz offen gestand, er habe nicht daran gedacht und nichts davon gewußt, daß sie hier wohne; es freue ihn aber, daß der Zufall ihn hergeführt.

„Du bist dein Lebtag ein grundguter, ehrlicher Mensch gewesen, und es freut mich, daß du so bleibst," sagte Kathrine. Sie brachte einen alten grauen Hut und eine Soldatenmütze ihres Mannes und bat Lenz, doch die Soldatenmütze zu nehmen, der Hut sei gar zu abgetragen, das schicke sich nicht für ihn; aber Lenz wählte den Hut, obgleich er sehr zerdrückt war und auch die Hutschnur daran fehlte. Da Lenz so entschieden war, holte Kathrine schnell ihre schwarze Sonntagshaube mit den breiten Bändern, trennte eines davon ab und wand es um den Hut. Sie sprach während dessen von daheim und hatte alles in getreuem Andenken.

„Weißt du noch, wie du vom Konstanzer Liederfest heimkommen bist, und du hast den Hut in die Luft geworfen und er ist die Matte hinuntergekugelt, und ich hab' dir ihn heraufgeholt?"

„Ja wohl. Jetzt werfe ich den Hut nicht mehr in die Höhe, der Wind reißt mir ihn ab."

„Es wird allemal nach dem Winter auch wieder Sommer," tröstete Kathrine.

Lenz sah staunend auf die stattliche Frau, die so behend zur Hilfe bereit war und so gut und gradaus sprechen konnte. Sie that es nicht anders, Lenz mußte nochmals Kaffee trinken, und sie hatte ihn schnell fertig. Während Lenz trank, sagte Kathrine, wohl aus mancherlei Erinnerungen heraus: „Die Franzl ist auch schon oftmals bei mir gewesen, wir sind noch immer gute Freunde."

„Man sieht dir's an, es geht dir gut," sagte Lenz.

„Ich habe gottlob nichts zu klagen, ich bin gesund und habe für mich genug und für andere auch noch was. Mein Mann ist brav und fleißig. Freilich, so lustig wie daheim ist's hier nicht; sie können hier gar nicht singen. Es wäre alles gut, wenn ich nur ein Kind hätte; ich habe aber mit meinem Manne ausgemacht, wenn wir an unserem fünften Hochzeitstag noch keines haben, nehmen wir eins an. Der Faller muß uns eins geben, da mußt du uns dazu helfen."

„Das will ich gern."

„Du hast grausam gealtert, Lenz; du siehst so eingefallen aus. Ist's denn wahr, daß das Annele so eine böse Frau geworden ist?"

Lenz wurde flammrot im Gesichte, und Kathrine rief: „O lieber Gott, wie dumm bin ich! Nimm mir's nicht übel, ich bitt' dich tausendmal, ich habe dich gewiß nicht beleidigen wollen, und es ist gewiß auch nicht wahr; die Leute sagen viel, wenn der Tag lang ist, und wenn er kurz ist, nehmen sie die Nacht dazu. Ich bitt' dich tausendmal, laß dich dünken, daß ich's nicht gesagt habe. Schau, ich habe mich so gefreut, daß du einmal siehst, wo ich bin, und jetzt ist alle Freude weg, und ich habe wochenlang keine Ruhe mehr. Du hast recht gehabt, die Löwenwirtin hat's der Franzl gesagt: ich bin zu dumm. Ich bitt' dich, gib mir das einfältige Wort zurück."

Sie streckte ihm die Hand dar, als könnte er ihr das Wort wieder drein legen.

Lenz faßte ihre Hand und beteuerte, daß er ihr nicht bös, im Gegenteil von Herzen dankbar und gut sei. Die Hände der beiden zitterten. Lenz wollte bald seines Weges weiter ziehen, aber Kathrine hielt ihn noch auf, sie wollte noch recht viel reden, damit das einfältige Wort zugedeckt wäre, und als Lenz endlich

wegging, rief sie ihm noch nach: „Grüß mir dein Annele, und kommet einmal miteinander auf Besuch zu mir.“

Lenz ging mit dem fremden Hute fürbaß. Du trägst den Bettelhut, sagte er wehmütig lächelnd vor sich hin.

Die Reden der Kathrine gingen ihm nach. Wie hier, so bedauerte man ihn gewiß in vielen Häusern. Das wollte ihm das Herz weich machen, aber er wehrte sich dagegen; er sagte sich, daß er selber schuld sei, daß er nicht fester dastehe.

Der Stock fiel ihm hundertmal aus der Hand, und er meinte jedesmal, er müsse zusammenbrechen, wenn er sich bückte.

So geht's, wenn man in traurigen Gedanken verloren dahingeht. Wenn dir die Hand nicht angewachsen wäre, würdest du sie auch verlieren. Nimm dich zusammen!

Lenz richtete sich straff auf und schritt frisch seines Weges dahin. Die Sonne schien hell und warm, die Eiszapfen an den Felsenwänden glitzerten und tropften. Wandern! Wandern! Frohe Wanderlieder, die er so oft beim Liederkranz gesungen, gingen ihm durch den Sinn, er wehrte sie ab; das muß ein anderer Mensch gewesen sein, der einmal das aus dem Herzen gesungen hat.

Die Verwandten, bei denen er einsprach, waren beim Willkomm sehr erfreut, und er erzählte mehrmals sein Hutabenteuer, um diese Verwahrlosung zu erklären. Als er aber merkte, daß man sein Daherkommen mit einem abgetragenen Hut gar nicht bemerkte, erzählte er nichts mehr davon; und gerade da, wo er schwieg, dachte man innerlich: der ist schon weit heruntergekommen mit so einem Hut.

Man war bald höflich, bald grob: „Wie kannst du nur daran denken! Du hast ja eine so große Familie, so reiche Schwäger und einen steinreichen Ohm, die können dir eher helfen.“

Wo man gutmütiger thun wollte, da hieß es: „Ja, wir brauchen selber Geld, mir müssen bauen, haben einen neuen Acker gekauft.“ Und wieder hieß es: „Wärst du nur acht Tage früher gekommen, da haben wir Geld gehabt, jetzt haben wir's auf Hypothek gegeben.“

Schwer in Sorgen zog Lenz weiter, und wenn er heimdachte, sprach es in ihm: O, wenn ich doch nimmer hinauf müßte die Morgenhalde! Da in dem Graben liegen, da in dem Wald, es sind so viele Plätze, da hinliegen und sterben, das wäre das Beste.

Eine unwiderstehliche Macht trieb ihn aber immer seinen Weg vorwärts.

Da ist Knuslingen, da wohnt die Franzl bei ihrem Bruder,

es gibt doch noch einen Menschen, den dein Besuch glücklich macht.

Ja, glücklicher konnte kein Mensch sein, als Franzl, da Lenz bei ihr eintrat. Sie saß am Fenster und spann grobes Werg, und als sie Lenz sah, tanzte die Kunkel in die Höhe. Zweimal wischte Franzl den Stuhl ab, auf den sich Lenz setzen mußte, und klagte nur immer, daß es so unordentlich aussähe; sie bemerkte jetzt erst, wie dumpf und räucherig die Stube war. Lenz sollte erzählen, und doch ließ ihn Franzl nicht zu Worte kommen, und sie sagte oft: „Anfangs habe ich es hier vor Kälte nicht aushalten können; ich war an unsere gute Sonne auf der Morgenhalde gewöhnt. Da gibt die Sonne ja keinen Strahl her, von dem man nicht auch was kriegt. O Lenz! Mag dir's gehen, wie es will, sei glücklich und dankbar, du hast so viel gute Sonne, die kann dir niemand nehmen.

„Aber hier! Sieben Wochen und fünf Tage fällt kein Sonnenstrahl ins Thal herein. Am zweiten Tage nach dem heiligen Dreikönigstag, da fällt der erste Sonnenstrahl mittags um elf dort auf den Birnbaum da an der Eck vom Berg, und von da an geht's gut in die Höhe mit der Sonn', und im Sommer haben wir rechtschaffen warm. Jetzt hab' ich mich schon wieder dreingefunden. Aber, Lenz, wie siehst du denn aus? Es ist was Fremdes in deinem Gesicht, das ich nicht kenne, und das gehört nicht hinein. So, so, wenn du so schmunzelst, da hast du wieder dein altes Gesicht, dein gutes. Du mußt es spüren, jeden Abend und jeden Morgen bete ich für dich und dein ganzes Haus. Dem Annele bin ich auch nicht mehr bös, gar nicht. Sie hat recht gehabt, ich gehöre unter das alte Eisen. Wie sehen denn deine Kinder aus? Wie heißen sie? Wenn ich den Frühling noch am Leben bin, und wenn ich auf den Händen kriechen muß, komme ich zu dir, ich muß sie sehen.“ Und dann berichtete Franzl, daß sie drei eigene Hühner und zwei eigene Gänse habe und ein eigenes Kartoffelland. „Wir sind arm,“ sagte sie, die Hände auf der Brust übereinander legend, „aber wir haben, gottlob! noch nie zusehen müssen, wie andere essen; wir haben noch immer selber etwas gehabt. Und wenn es Gottes Wille ist, schaffe ich mir nächstes Frühjahr eine Ziege an.“ Sie lobte ihre Gänse, besonders aber ihre Hühner. Die Hühner, die in dem Gitter beim Ofen ihr Winterquartier hatten, gluckſten, höflich dankend, und schauten, den Kamm bald rechts, bald links werfend, zu dem Manne heraus, dem ihre guten Eigenschaften verkündigt wurden. Ja, die goldgelbe Henne, Goldammer genannt, streckte die Flügel aus vor Behagen und schüttelte sich

dann glückselig. Lenz kam nicht zu Worte, und Franzl glaubte, ihm einen Trost zu geben, wenn sie tapfer auf die Löwenwirtin loszog, und zwischen hinein erzählte sie von des Vogtsbauern Kathrine, wie viel Gutes die an ihr thue und an allen Armen in der Gegend. „Sie gibt mir Futter für meine Hühner, und meine Hühner geben mir wieder Futter.“

Franzl lachte selber über diesen Spaß. Endlich konnte Lenz wenigstens sagen, daß er wieder fort müsse. Annele hat recht, er läßt sich überall zu lang aufhalten, auch wenn ihm der Boden unter den Füßen brennt; er kann nicht abbrechen, wenn ihm einer noch was zu klagen und zu sagen hat. Er fühlte die Vorwürfe Anneles, jetzt, hier; sie stand in Gedanken hinter ihm und drängte weiter. Er schaute rückwärts, als ob sie wirklich da wäre. Er nahm rasch Hut und Stock. Da bat ihn Franzl, mit auf ihre Dachkammer zu kommen, sie habe ihm was zu sagen. Lenz bebte innerlich. Wird auch die Franzl über die Zwietracht im Hause sprechen? Sie sagte aber kein Wort davon, holte aus dem Strohsack im Bett einen schweren, vollgestopften und vielfach verknüpften Schuh hervor und sagte: „Du mußt mir die Liebe thun, ich schlafe nicht ruhig, ich bitt' dich, heb du mir's auf und mach' mit, was du willst; es sind hundert Gulden und drei Kronenthaler. Gelt, du thust's und gibst mir meinen Schlaf wieder?“

Lenz nahm das Geld nicht. Franzl weinte, als er Abschied nehmen wollte; sie hielt ihn noch fest und sagte: „Wenn du deiner Mutter was Besonderes zu sagen hast, thu mir's zu wissen. Ich komme, will's Gott, bald zu ihr. Ich will dir alles getreulich ausrichten. Und wenn deine Mutter zu scheu ist und unserem Herrgott nicht alles sagen will, da gehe ich. Kannst dich drauf verlassen.“

Immer noch ließ Franzl die Hand des Lenz nicht los und sagte oftmals: „Ich habe dir noch was sagen wollen, es liegt mir auf der Zunge, aber ich weiß nicht mehr, was, und ich weiß gewiß, wenn du fort bist, fällt mir's ein. Ich muß dich noch an was erinnern; weißt du nicht, was ich meine?“

Lenz wußte es nicht und ging endlich fast unwillig seines Weges.

In einem Wirtshause am Wege kehrte Lenz ein, und: „Heisa lustig! Das ist prächtig, daß du auch da bist!“ wurde Lenz entgegengerufen. Es war der Pröbler, der ihn so grüßte; er saß mit noch zwei Kameraden hinter dem Tische vor einer großen Maßflasche Wein. Der eine der Zechgenossen war der blinde Spielmann von Fuchsberg, dem Lenz alljährlich sein Orgel-

werk neu herrichtete. Der blinde Spielmann verzerrte etwas das Gesicht in Verlegenheit, da er die Stimme des Lenz hörte, er half sich aber damit, daß er das Glas hoch hob und rief: „Komm her, mir mußt du Bescheid thun, aus meinem Glas mußt trinken.“ Lenz dankte. Der Pröbler führte hier das große Wort, er wollte aufstehen und Lenz entgegengehen; aber seine Füße hielten es für besser, daß er sitzen blieb, und er rief nun laut: „Setz' dich her, Lenz; laß die Welt draußen verschneit und bankerott werden, sie ist nicht mehr wert. Hier sitzen wir bis zum jüngsten Gericht. Ich will nichts mehr, gar nichts mehr, und wenn ich nichts mehr hab', verkaufe ich meinen Rock und vertrinke ihn und lege mich hinaus in den Schnee und erspare euch die Begräbniskosten. Seht her, Kameraden! Da habt ihr das beste Beispiel, was das heute für eine Lumpenwelt ist. Wer was Besseres ist, den richten sie zu Grunde. Trink einmal, Lenz. So. Seht, das war euch der beste und der bravste Mensch von der Welt, und wie hat ihm die Welt mitgespielt! Wie er ledig gewesen ist und besonders damals nach dem Tod seiner Mutter, wo es geheißen hat: jetzt muß der Lenz von der Morgenhalde heiraten — die Spatzen, wenn ein Sack Korn aufgeht, können euch nicht toller sein, als damals die Mädchen waren.“

„Laßt das jetzt,“ unterbrach Lenz.

„Nein, brauchst dich nicht zu schämen, es ist lauter Wahrheit,“ beruhigte Pröbler, „des Doktors Töchter, des Papiermüllers einzige Tochter, die so schön und so reich ist und die der Baron Dingsda geheiratet hat, jede hätte ihn mit Freude genommen. Den Tag nach seiner Verlobung sagte mir der Papiermüller: dem Lenz von der Morgenhalde hätte ich meine Tochter gern gegeben. Und jetzt! Sei ruhig, Lenz, sei ruhig, ich sag' weiter nichts, aber das ist doch Gott bekannt oder dem Teufel, wer die Vorhand haben will. — Seht den Mann da! Sein eigener Schwäher hat ihn ausgeraubt, und er hat ihm die Haare vom Kopfe verkauft, und jetzt muß sein Haus mitten im Winter geschoren herumlaufen. O Lenz, ich bin auch einmal brav gewesen, aber ich thu' nicht mehr mit, ich hab's genug. Und du hast's jetzt auch erfahren. Geh nur in der Welt herum, wenn du was brauchst; geh zu den gutherzigen Menschen. Da schnupf! ihre Dose öffnen sie und bieten dir eine Prise, nichts als eine Prise. Da schnupf!“ Der Pröbler drängte ihm seine Dose hin und lachte unbändig.

Lenz erzitterte ins Herz hinein, da er als glänzendstes Beispiel der Verkommenheit aufgestellt wurde; solchen Ruhm hatte er nie zu erwerben gedacht. Er suchte nun dem Pröbler vorzu-

halten, daß das nichts ist, sich selber zu Grunde richten und dann ausrufen: Da schau, Welt, was du gethan hast! Reut es dich nicht? — Und indem er dem Pröbler vorhielt, daß man nicht von der Welt erwarten dürfe, was man selber zu leisten habe, man müsse sich aufrecht erhalten, wurde der Gedanke immer lebendiger in ihm, aber der Gedanke verfing beim Pröbler nicht; er nahm sein Messer aus der Tasche, er nahm das Messer auf dem Tische und drängte beide Lenz in die Hand und schrie: „So, da hast du die Messer, ich kann dir nichts thun, ich thu' dir nichts; sag's gradaus, ob ich ein Lump bin, oder ob ich der erste Mensch von der Welt wäre, wenn mir die Welt geholfen hätte; dein Schwäher, den muß der Teufel lotweise auswägen, der hat mit meinem Mark seine knacksenden Stiefel geschmiert, das gibt gute Wichse. Sag' ehrlich, bin ich ein Lump, oder was bin ich?"

Lenz mußte natürlich bekennen, daß der Pröbler einer der ersten Meister wäre, wenn er auf dem geraden Wege bliebe. Der Pröbler schlug auf den Tisch und jauchzte hoch auf; Lenz hatte sich nur zu wehren, daß er ihn nicht umarmte und küßte.

„Ich will keine andere Leichenpredigt, der Lenz hat sie gehalten, und jetzt ist's genug, jetzt trink aus, aus, ganz aus!"

Lenz mußte austrinken, und der Pröbler schenkte schnell wieder frisch ein und rief jauchzend: „Der Doktor will mich in die Kur nehmen, in seine Fabrik. Es ist zu spät. Es ist ausgedoktert und ausgefabrikelt. Seht, das ist der Lenz von der Morgenhalde, alles hat Respekt vor ihm, heut noch, morgen noch, wie lang noch? Bin auch einmal so gewesen, und jetzt, wenn ich durchs Dorf gehe, deuten sie mit Fingern auf mich, zucken die Achseln: pah, das ist ja der Niemand, das ist ja der Pröbler. Folge mir, Lenz, werd' nicht so alt, mach' früher den Kehraus. Schau, Lenz! Bruder! Ich sag' dir was Gutes. Weißt noch, wie wir die Normaluhren zusammengerichtet haben? Weißt, was wir damals gewesen sind? Ein ganzes Paar Normalnarren. Hast Einung machen wollen aus den Uhrmächerlein? Möcht' auch eine machen, um sie in einem Klubbert dem Teufel in die Hand zu geben. Horch, Bruder! Reiß dich nicht los, bleib, bleib; ich hab' dir was Gutes zu sagen. Dir vermach' ich alles. Schau, man kann noch auf der Welt Fröhlichkeit kaufen und Vergessen und Jauchzen. Ich weiß, dein Herz ist dir schwer. Ich weiß, wo die Katz' im Stroh liegt; ich weiß alles, der Pröbler weiß mehr, als andere Menschen. Schütte Wein drauf, Wein oder Branntwein, wenn es dir im Herzen nagt; was da löscht, ist gut; da gibt's keine Uhren und keine

Stunden und keinen Tag und keine Nacht und keine Zeit mehr, da drin ist die ganze Ewigkeit."

Der Pröbler raste wild durcheinander, bald blitzten helle Gedanken auf, bald verfiel er in Unsinn. Man konnte nicht klug daraus werden, war's Wahrheit, oder redete er sich's nur ein, daß er seinen Sparpfennig für Tage der Not beim Löwenwirt verloren habe, oder war es der Verkauf seines geheimnisvollen Werkes, was ihn so zur Verzweiflung brachte; und immer wieder rief der Pröbler Lenz zu: „Sauf dir in den jungen Jahren den Hals ab, eh du so lang dran würgen mußt wie ich."

Lenz wurde es schwül in dem wüsten Gelärm, und die Haare sträubten sich ihm empor, da ihm lebendig vor Augen stand, wohin ein Mensch kommen kann, der sich selbst verliert und dem nichts mehr bleibt, als sich selbst vergessen.

„Deine Mutter hat ein großes Wort gehabt," sagte der Pröbler wieder. „Habe ich's euch denn schon gesagt, daß das der Lenz von der Morgenhalde ist? Ja, deine Mutter! Es ist besser barfuß gehen als in zerrissenen Stiefeln, hat sie immer gesagt. Versteht ihr, was das heißt? Ich habe aber auch ein Wort: wenn man den Gaul zum Schinder bringt, reißt man ihm vorher die Eisen ab. Wirtshaus! Da ist noch ein Hufeisen. Wein her!" So schrie der Pröbler und warf einen Thaler auf den Tisch. —

Die Erinnerung an seine Mutter und daß sie auch hier, wenn auch noch so verkehrt, erwähnt wurde, gemahnte Lenz, wie wenn plötzlich ihr Auge streng auf ihn gerichtet wäre.

Er erhob sich, so sehr sich auch der Pröbler an ihn hängte. Er wollte den Pröbler mit heim nehmen, aber der war nicht vom Fleck zu bringen, und Lenz empfahl nur noch dem Wirt, den alten Mann heute nicht mehr aus dem Hause zu lassen und ihm nichts mehr zu trinken zu geben.

Als Lenz die Thür hinter sich schloß, warf der Pröbler seine birkenrindene Dose nach und schrie: „Jetzt habe ich ausgeschnupft."

Hoch aufatmend, wie wenn er aus einer heißen, dumpfen Hölle entronnen wäre, wanderte Lenz wieder hinaus ins Freie. Es begann zu dämmern, der Eisvogel sang drunten am zugefrornen Bach, die Raben flogen waldeinwärts, jetzt kam ein Rehbock aus dem Wald, stand am Rande desselben lange still, schaute Lenz unverrückt an, bis er ganz nahe war, dann sprang er rasch wieder ins Dickicht, man konnte seine Spur lange verfolgen an dem Schnee, der von den Zweigen der jungen Tannen fiel.

Lenz stand mehrmals still, denn er glaubte hinter sich seinen Namen rufen zu hören; vielleicht kommt ihm der Pröbler doch noch nach; er antwortete mit lauter Stimme, das Echo hallte wider, er kehrte eine gute Strecke zurück, aber er sah und hörte nichts: nun schritt er fürbaß, die Bäume, die Berge kamen ihm entgegen und tanzten, und dort kommt eine Frauengestalt, sie sieht aus wie seine Mutter. Wenn die ihn jetzt so sähe! Die alte Frau, die ihm begegnet, grüßt freundlich, er dankt, und sie sagt, er solle sich dazu halten, daß er vor Nacht aus dem Thal komme, es zeigten sich schwarze Rinnen im Schnee, es gingen überall Lawinen ab, und man sei verweht, man wisse nicht, wie.

Die Stimme der Frau klang wunderbar, es war doch, als wenn es die seiner Mutter wäre. Und die gutherzige Warnung!

Tief im Herzen that Lenz ein heiliges Gelübde. — —

Er wollte aber auch nicht mit leeren Händen heimkommen. Er ging nach der Stadt zum Schwager Holzhändler und war so glücklich, ihn daheim zu treffen.

Es ward Lenz schwer, sein Anliegen vorzubringen, denn der „Herr Schwager" that bös oder war bös. Er machte Lenz Vorwürfe, daß er den Schwäher nicht beherrscht, ihm nicht das Geschäft aus der Hand genommen. Lenz war an dem Unglück schuld. War der Schwager bös, oder that er nur so, jedenfalls ist das die beste Manier, Hilfe zu versagen; Lenz bat mit aufgehobenen Händen, ihn zu retten, er sei verloren. Der Schwager zuckte die Achseln und sagte, Lenz solle sich an seinen reichen Ohm Petrowitsch wenden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Eine andere Welt.

„Guten Abend, Herr Lenz!" wurde der dumpf dahin Wandernde auf dem Wege angerufen. Lenz erschrak ins Herz hinein. Wer nennt ihn „Herr" Lenz?

Ein Schwanenschlitten hielt still, der Techniker schlug den Pelz vom Gesicht zurück und sagte: „Es ist noch Platz, wollen Sie nicht mit mir fahren?"

Er stieg ab, zog den Pelz aus und sagte: „Ziehen Sie den über, Sie haben sich warm gegangen; ich nehme die Pferdedecke, die ist für mich vollkommen genügend."

Es half keine Widerrede. Lenz saß, in den Pelz gehüllt, neben dem Techniker, die Pferde griffen tapfer aus; es war ein behagliches, lustig klingendes Fahren, fast wie ein Fliegen durch die seltsam milde Nacht, und jetzt in seiner Armut und Verlassenheit dachte Lenz: Annele hat doch wohl recht gehabt. Man sollte es dahin bringen, daß man Kutschen fährt. — Der Gedanke machte ihm heiß: es war, als ob heute ein tückischer Geist alle Veranstaltungen getroffen hätte, um Lenz vor die Augen zu führen, daß sein Leben ein verfehltes sei, und böse Gelüste in ihm zu wecken.

Der Techniker war gesprächsam, und besonders gern erzählte er, wie sehr es ihn freue, daß Pilgrim sich mit ihm befreunde. Pilgrim habe einen feinen Farbensinn, aber es fehle ihm an strenger Zeichnung; er selber habe ein Jahr die Akademie besucht, aber zeitig genug eingesehen, daß er zu wenig Talent habe und ein praktischer Beruf für ihn passender sei. Jetzt nehme er in Freistunden das Malen wieder auf; Pilgrim helfe ihm in der Farbengebung und er dagegen jenem in der Zeichnung: sie hofften miteinander weiter zu kommen, besonders aber machten sie neue Muster für Tischler, Drechsler und Holzbildhauer, und auch für Uhrenschilder hätten sie schon allerlei Entwürfe; das werde hoffentlich der Uhrmacherei sehr zu statten kommen. Pilgrim habe sehr viel Erfindungsgabe und sei ganz glücklich, daß sein alter Lieblingsplan nun doch noch zur Ausführung komme.

Lenz hörte das alles wie im Traum. Was ist denn das? Gibt es denn noch Menschen, die sich mit solchen Sachen abgeben und sich damit freuen, einander weiter zu bringen? Lenz sprach sehr wenig, aber das Fahren that ihm gar wohl. So fortgezogen werden, ist doch besser als mühsam über Berg und Thal wandern.

Zum erstenmal in seinem Leben empfand Lenz etwas wie Neid.

Am Hause des Doktors mußte er absteigen, und die freundlichen Menschen ließen nicht ab, er mußte eintreten.

O wie wohl! Gibt's denn noch so schöne ruhige Häuser auf der Welt, wo es so gut warm ist und blühende Hyacinthen aus dem Doppelfenster duften? Und die Menschen sind so freundlich und still, und man merkt es an allem, hier gibt es kein lautes, gehässiges Wort, und wie sie so beisammen sitzen, lauter getreue, warme Herzen, das macht wärmer als der beste Ofen.

Lenz mußte Thee trinken. Amanda reichte ihm die Tasse und sagte: „Das freut mich, daß Sie auch einmal bei uns

sind. Wie geht's dem Annele? Wenn ich wüßte, daß es Ihrer Frau recht wäre, möchte ich sie einmal besuchen."

„Ich bin seit heute früh um Viere — ich meine, es wären schon acht Tage — nicht daheim gewesen; ich glaube, es geht ihr gut; ich werde es Ihnen sagen lassen, wenn Sie uns einmal besuchen sollen." So sagte Lenz laut und schaute dabei um und um, als suche er etwas. Und wer weiß, welcherlei Gedanken ihm durch die Seele zogen!

Wie ganz anders wäre es, wenn er um das Mädchen hier geworben hätte! Pilgrim hatte ja fest gesagt, sie hätte ihn nicht abgewiesen. Da säße er jetzt hier als Haussohn und hätte einen Anhalt in der Welt, und was für einen! und seine Frau würde ihn ehren und hochhalten, und alle die guten Menschen hier wären seine Angehörigen.

Lenz erstickte fast an dem ersten Schluck Thee, den er nahm.

Die alte Schultheißin — die Mutter des Doktors — die am Theetisch ihre gebrannte Mehlsuppe aß, hatte ihre besondere Freude an Lenz. Er mußte sich zu ihr setzen und, da sie harthörig war, laut sprechen. Sie war die Gespielin seiner Mutter gewesen und erzählte viel von ihr, wie lustig sie in der Jugend miteinander gewesen seien, besonders auf den Schlittenfahrten zu Fastnacht, die jetzt auch abgekommen sind; da habe die Marie die schönsten Späße angegeben. Die alte Schultheißin fragte auch nach Franzl, und Lenz erzählte, wie er sie getroffen — von der Geldanerbietung schwieg er natürlich — und auch von den Wohlthaten, die des Vogtsbauern Kathrine übe, und wie sie ein Kind annehmen wolle; alles das erzählte er gut.

Die ganze Gesellschaft hörte ihm still und aufmerksam zu, und Lenz sah ganz erstaunt drein, daß er so ohne Widerrede, ohne „Ach, was gehen mich die Sachen an!" erzählen durfte.

Die alte Schultheißin bat ihn, er solle doch öfter kommen und seine Frau mitbringen. „Und deine Frau soll ja so gescheit und gut sein; grüß' mir sie und auch deine Kinder." Lenz war es gar sonderbar zu Mute, als er das alles so an sich hinreden lassen und dankbar annehmen mußte. Die Alte sprach so herzlich, sie spottete seiner gewiß nicht. In diesem Hause wird gewiß nur Gutes von den Menschen geredet, und daher kommt's, daß die Alte nur das Gute hört.

„Gerade, wie du gekommen bist," sagte die alte Schultheißin, „haben wir von deinem Vater gesprochen und auch von meinem Mann selig. Es war ein Uhrenhändler da aus dem Preußischen, und der sagt, die Uhren werden nicht mehr so ordentlich gemacht wie damals, wo dein Vater und mein Mann

noch gelebt haben; sie gehen nicht mehr so genau. Im Gegenteil, sage ich, die Verstorbenen in allen Ehren, die Uhren sind jetzt gewiß noch so genau wie in alten Zeiten, aber die Menschen waren damals noch nicht so genau wie jetzt. Das ist's. Habe ich recht oder nicht, Lenz? Du bist ein ehrlicher Mensch, habe ich recht oder nicht?"

Lenz gab ihr vollkommen recht, und wie besonders gut es von ihr sei, daß sie nicht die alte Zeit auf Kosten der neuen herausstreichen lasse.

Der Techniker erklärte die strengere Genauigkeit der neueren Zeit aus Eisenbahnen und Telegraphen.

Da nun das Gespräch allgemeiner wurde, nahm der Doktor den Lenz beiseite und sagte: „Lenz, du wirst mir's nicht übel nehmen, wenn ich dir was sage." Lenz erschrak ins Herz hinein. So will also der Doktor über den Verfall in seinem Hause reden.

„Was meint Ihr?" konnte er kaum hervorbringen.

„Ich wollte dir's nur sagen, wenn dir's vielleicht nicht unangenehm wäre, und ich meine, du solltest es thun — — ach, was brauch' ich so lange Einleitungen! Ich meine, du solltest als Werkführer in die Stockuhrenfabrik meines Sohnes und meines Schwiegersohnes eintreten. Sie wollen jetzt weiter gehen zur Stockuhrenfabrikation und können dich brauchen und werden dir auch mit der Zeit einen gewissen Anteil außer deinem Lohne geben."

Das war wie eine Hand vom Himmel, die herunterreichte und ihn faßte. Lenz erwiderte, und es wurde ihm fieberheiß dabei: „Ja wohl, ja wohl, das kann ich. Aber, Herr Doktor, Sie wissen, ich habe daran zu arbeiten versucht, um alle Uhrmacher unserer Gegend zu einer Einung zu bringen. Die Sache ist mir bei anderem, was mich bedrängt hat, aus der Hand gefallen. Nun möchte ich nur so in die Fabrik eintreten, wenn Ihre beiden Söhne mit mir einverstanden sind, daß auch die Fabrik zur Einung gehöre, vielleicht später ganz Eigentum der Einung werde."

„Das ist ganz unser Vorhaben, und es freut mich rechtschaffen von dir, daß du in allem noch immer auch an die anderen denkst."

„Gut denn; und nun bitte ich noch um eins: redet nichts davon, bis ich" — — — Lenz stockte.

„Nun, bis wann?"

„Bis ich mit meiner Frau darüber gesprochen habe, sie hat ihre Eigenheiten."

„Kenne sie wohl; sie ist auch gut, wenn es ihr Stolz

zugibt. Den Stolz muß man vor allem bei ihr in Ehren halten."

Lenz schaute nieder; der Doktor gab ihm eine Lehre, und er gab sie ihm in guter Meinung und in guter Manier. So ist's recht, so kann man alles annehmen.

Seine Gedanken gingen aber schnell wieder auf die Fabrik, und er sagte: „Herr Doktor, ich möchte mir noch eine Frage erlauben."

„Immer zu, sei nur nicht so zaghaft."

„Wer tritt vorerst sonst noch ein von hiesigen Meistern?"

„Wir haben noch mit niemand geredet. Doch, ja, der Pröbler soll auch eintreten, natürlich in untergeordneter Stellung, nicht so wie du; aber er ist doch ein erfinderischer Kopf und hat manches ausfindig gemacht, was sich praktisch ausführen läßt. Es ist dem armen Teufel zu gönnen, daß er noch auf seine alten Tage zu etwas kommt, er ist ohnedies fast ganz närrisch, seitdem da bei der Versteigerung sein Geheimnis verkauft worden ist."

Lenz schwieg geraume Zeit, dann erzählte er, wie er den Pröbler gefunden, und schloß: „Ich habe aber noch eine Bitte, Herr Doktor. Ich kann mit meinem Ohm nicht reden. Ihr seid der erste in der Gegend, und wer Euch was abschlagen kann, der hat kein Herz im Leib. Herr Doktor, redet mit meinem Ohm, daß er mir hilft. — Ich glaube nicht — je mehr ich mir's überlege —, daß meine Frau das mit der Fabrik zugibt, und Ihr habt ja selbst gesagt: man muß ihren Stolz in Ehren halten."

„Gut, ich gehe sogleich; willst du noch hier bleiben oder mich bis ins Dorf begleiten?"

„Nein, ich gehe mit."

Man wünschte ihm von allen Seiten herzlich gute Nacht. Jedes gab ihm die Hand, und die alte Schultheißin legte noch die Linke wie segnend auf seine Hand, als sie ihm die Rechte reichte.

Lenz ging mit dem Doktor; sie kamen am Hause des Pilgrim vorüber, man hörte ihn pfeifen und auf seiner Guitarre klimpern. Der treue Kamerad trug doch das Schicksal des Lenz teilnehmend in der Seele, aber teilnehmen ist doch noch anders, als selber und ganz darin sein; das eigene Leben macht seine Rechte geltend.

Da, wo der Weg bergan geht, trennte sich Lenz vom Doktor, der nur noch sagte: „Warte daheim, ich komme noch zu dir. Es ist heut abend wunderbar warm! Wir bekommen starkes Tauwetter." — —

Ich habe die Hilfe draußen gesucht und soll sie doch nur daheim finden. Es gibt noch gute Menschen auf der Welt, und sie sind weit besser als du — so sagte sich Lenz, als er bergauf heimwärts ging.

Dreißigstes Kapitel.

Es taut auf, auch bei Petrowitsch, und es gefriert wieder.

„Ich weiß, was Sie wollen," sagte Petrowitsch zu dem eintretenden Doktor, „aber setzen Sie sich." Er rückte ihm einen Stuhl an den Ofen, wo ein offenes Kaminfeuer hell loderte, dahinter aber ein wohlgeheizter Ofen war.

„Nun, was wünsche ich, Herr Prophet?" fragte der Doktor und nahm all seinen Humor zusammen.

„Geld, Geld wollen Sie, für meinen Neffen."

„Sie sind nur ein halber Prophet, ich wünsche auch ein gutes Herz."

„Geld, Geld ist doch die Hauptsache; ich will aber nur kurz und rund sagen: ich gehöre nicht zu denen, die einen Betrunkenen am Wege mitleidig aufheben, und wenn er sich auch ein Bein gebrochen hat, er hat's selbst verschuldet. Das sage ich Ihnen, weil Sie einer der wenigen sind, die ich respektiere."

„Danke für die Ehre; aber ein rechtschaffener Arzt muß verschuldete und unverschuldete Wunden heilen."

„Sie sind ein Doktor und sind doch auch krank, wie unsere ganze Gegend, wie unser ganzes Geschlecht jetzt."

Der Doktor äußerte seine Verwunderung, ihn ganz neu kennen zu lernen; er habe bis jetzt geglaubt, seine Menschenverachtung sei bloß Bequemlichkeit, nun sehe er, daß sie auf Grundsätze gestellt sei.

„Wollen Sie eine Stunde bei mir bleiben? Es ist heute mein siebzigster Geburtstag."

„Gratuliere!"

„Danke."

Petrowitsch schickte die Magd zu Ibrahim, sie solle sagen, daß er erst in einer Stunde zum Spiel käme, dann setzte er sich wieder zum Doktor und sagte: „Ich bin heute gelaunt, einmal auszupacken. Ich mache mir nichts daraus, was die Welt von mir denkt; das Scheit Holz, das ich da ins Feuer

lege, kann sich nicht weniger darum kümmern, wer es verbrennt."

„Mich würde es aber sehr interessieren, wenn Sie mir erzählten, wie Sie zu so hartem Holze gewachsen sind."

Petrowitsch lachte, und der Doktor, obgleich er wußte, wie peinlich Lenz auf ihn warte, hoffte doch noch durch tieferes Erkennen des knorrigen Alten ihn zu biegen. Sein Plan war, daß Petrowitsch eine namhafte Summe vorschieße, damit Lenz sofort als Teilhaber in die Fabrik eintrete.

„Sie waren acht Jahre alt, als ich in die Fremde zog," begann Petrowitsch, „und wissen also nichts von mir."

„Doch, doch, man erzählte viele lose Streiche vom —"

„Vom Geißhirtle, nicht wahr? Gut, da liegt eine Hauptsache darin. Ich bin zweiundvierzig Jahr' in der Fremde gewesen, zu Wasser und zu Land, in allen Hitz- und Kältegraden, die der Mensch und der Hund aushalten kann, und das Wort ist mir auch nachgegangen wie ein Hund, und ich war dumm genug, ihm nicht einen Tritt zu geben für immer.

„Wir waren unser drei Brüder, sonst keine Geschwister. Unser Vater war stolz, wenn wir so daher gekommen sind, aber damals hat man den Kindern noch nicht so viel gute Worte gegeben wie heutigen Tages, und das war besser; das hat Kraft gegeben, und ein einzig Wort, ein gutes oder böses, hat mehr gegolten als jetzt hundert. Mein Bruder Lorenz, man hat ihn auch nur Lenz geheißen bei unserm Familiennamen, der Vater von dem jetzigen Lenz, war der älteste, ich der jüngste, der zwischen uns — unser Mathes — das war ein wunderschöner Mensch; er ist von dem großen Menschenmetzger Napoleon mit fortgenommen worden und hat in Spanien den Tod gefunden. Ich bin auf dem Schlachtfeld gewesen, wo er gefallen ist. Es ist ein großer Berg, da unter dem Berg sollen lauter Soldaten drunter liegen, da findet man keinen Bruder heraus. Doch wozu erzähl' ich das? Nicht lang nachdem unser Mathes zu den Soldaten gekommen, ist mein Bruder Lorenz in die Fremde, in die Schweiz, nur auf ein Vierteljahr, und hat mich mitgenommen. Wer war glücklicher als ich? Mein Bruder war ein ruhiger, bedachtsamer Mann, das kann man nicht anders sagen. Er ist immer gewesen wie eine gut gehende Uhr, ordentlich und streng, grausam streng. Ich bin ein wilder Bub gewesen, unbändig, zu gar nichts nutz, und hinter dem Werktisch sitzen, dazu hab' ich eben gar kein Geschick. Was thut nun mein Bruder? Er bringt mich kurz nach Lichtmeß auf den Bubenmarkt bei St. Gallen. Da war damals noch alle Jahre Bubenmarkt; da kommen die

großen Schweizer Bauern und holen sich Hirtenbuben aus dem Schwabenland.

„Wie ich nun da bei meinem Bruder auf dem Markt stehe, kommt ein vierschrötiger Appenzeller daher, stellt sich mit gespreizten Beinen vor uns hin und fragt meinen Bruder: was kostet der Bua?

„Ich gebe keck zur Antwort: eine Klafter Schweizer Verstand, sechs Schuh breit und sechs Schuh hoch.

„Der dicke Appenzeller lacht und sagt zu meinem Bruder: Der Bua ist nicht dumm; das gefällt mir. — Ich gebe auf alles Antwort, so gut ich's eben vermag.

„Mein Bruder und der Appenzeller werden handelseins, und die ganze Lehre, die mir mein Bruder beim Abschied gegeben hat, war: Wenn du vor dem Winter heim kommst, kriegst du Schläge.

„Ich bin nun einen ganzen Sommer lang Geißhirt gewesen. Es war eigentlich ein lustiges Leben, und ich habe viel gesungen, aber manchmal hat mir's doch wie vom Himmel herunter gerufen: was kostet der Bua? Und ich bin mir verkauft vorgekommen wie Joseph in Aegypten; mich hat auch mein Bruder verkauft, aber ich werde nicht König.

„Zum Winter bin ich wieder heim; ich hab's nicht gut gehabt daheim, ich hab' aber auch nicht gut gethan. Im Frühling sage ich zu meinem Vater: Gebt mir für hundert Gulden Uhren, ich will mit auf die Handelschaft gehen. Hundert Ohrfeigen kannst du kriegen, sagt mein Bruder Lorenz darauf; er hat damals schon das ganze Geschäft in der Hand gehabt und das ganze Hauswesen; der Vater war krank, und die Mutter hat es nicht gewagt, ein Wort drein zu reden. Damals haben die Weiber noch nicht so viel gegolten wie heutigen Tages, und ich meine, sie haben's besser dabei gehabt und ihre Männer auch. Ich mach' nun, daß mich ein Händler mitnimmt; ich trag' ihm die Uhren. Ich hab' mich fast krumm schleppen müssen und hab' Hunger dabei gelitten zum Erbarmen, und kann meinem Peiniger nicht davon. Ich bin ärger angespannt als ein Pferd in Riemen, und das läßt man doch nicht von Kräften kommen, weil's was wert ist. Ich habe oftmals stehlen und davon laufen wollen, aber dann habe ich mir's wieder als Buße für meine bösen Gedanken aufgelegt, bei meinem Peiniger zu bleiben. Es hat alles nichts geschadet, ich bin gesund und ehrlich geblieben. Eines muß ich gleich hier erzählen, weil es später wieder kommt; es hat mir viel zu schaffen gemacht. Ich bin mit dem Anton Striegler in Spanien; wir sind in einem großen Dorf, sechs

Stunden von Valencia, es war ein schöner Sommermittag, wir sitzen vor der Posada — so heißt man in Spanien das Wirtshaus — und plaudern miteinander. Da geht ein schöner Bursch vorüber mit großen schwarzen Augen, bleibt plötzlich stehen und horcht uns zu und fuchtelt mit den Händen, wie wenn er besessen wäre. Ich stoße den Striegler an, er sieht es auch, und der Bursch springt auf uns zu und packt den Striegler: Was habt Ihr da geredet? fragt er den Striegler auf spanisch. Das geht niemand was an, sagt der Striegler auch auf spanisch. Welche Sprache ist das? fragt der Spanier wieder. Deutsch, sagt der Striegler. Der Bursch faßt das Heiligenbild, das er um den Hals hangen hat, und küßt es, wie wenn er's fressen wollte, und endlich sagt er uns, in solcher Sprache rede sein Vater daheim, und er bittet uns, doch mit ihm zu kommen. Unterwegs erzählt er uns, sein Vater sei vor mehr als vierzig Jahren ins Dorf gekommen, er sei auch aus Deutschland, sei Hufschmied und habe sich hier verheiratet. Jetzt läge er schon seit Wochen auf den Tod krank und könne nicht sterben, und seit mehreren Tagen rede er in einer Sprache, von der sie kein Wort verstehen, und er verstehe die Mutter nicht und die Kinder nicht und die Enkel nicht. Das sei zum Verzweifeln. — Wir gehen nun ins Haus und treffen einen alten Mann mit schneeweißen Haaren und schneeweißem langem Bart im Bett aufrecht sitzend, und er ruft: Gebt mir ein Sträußlein Rosmarin! und dann singt er: und pflanzt es auf mein Grab! — Mir ist es durch Mark und Bein gefahren, wie ich das sehe und höre; der Striegler ist aber keck und geht auf ihn zu und sagt: Grüß Gott, Landsmann! Die Augen, die da der Alte gemacht hat, wie er das hört, wenn ich hundert Jahre alt werde, ich sehe die Augen immer offen, und er hat die Arme ausgestreckt und die Hände auf der Brust übereinander gelegt, wie wenn er die Worte an die Brust drücke. Der Striegler spricht weiter, und der Alte gibt auf alles ordentlich Antwort, manchmal ein bißle verwirrt, aber im ganzen doch deutlich. Er ist aus dem Hessischen gebürtig, hat Reuter geheißen und hat sich Caballero umgetauft; seit fünfzig Jahren hat er nichts als spanisch gesprochen, und jetzt, da es ans Sterben geht, bringt er kein spanisch Wort mehr heraus, es ist wie weggeblasen, und ich glaube, ich weiß es aber nicht gewiß, er versteht kein Spanisch mehr. Die ganze Familie ist nun glücklich, wie wir ihr alles dolmetschen, was der Alte will. Der Striegler hat das benutzt, daß er so viel gilt im Dorf, und hat gute Geschäfte gemacht, und ich hab' derweil beim Alten gesessen, und solang ich beim Striegler war,

ist das meine beste Zeit gewesen. Ich habe zu essen und zu trinken bekommen genug. Die Leute haben mich gefüttert, wie wenn's dem Alten zu gute käme. Er ist nicht gestorben und wir sind nach drei Tagen fort; aber kaum sind wir ein paar Stunden davon, kommt uns der Sohn nachgeritten, der Vater jammert nach uns, wir müssen zurück. Wir kommen noch und hören ihn reden, deutsch, aber es war nicht zu verstehen, was er will, und mit dem Rufe: Jetzt will ich fort, jetzt will ich heim! ist er gestorben."

Petrowitsch machte eine Pause, dann fuhr er wieder fort: „Die ganze Sache ist mir ins Herz gegangen, ich hab's damals nicht so gewußt, erst später ist es wieder gekommen. Der Striegler ist nachderhand wieder nach Spanien und hat, wie ich höre, eine Tochter von dem Caballero geheiratet. Wie wir in Frankreich sind, treffe ich in Marseille Ihren Vater, Herr Doktor, und der hat gesehen, daß ich doch nicht so bin, wie man meint, zu gar nichts nutz. Der hat mir Kredit gegeben, und nun bin ich auf eigene Hand weiter. Sparen und hungern habe ich gelernt für andere, jetzt hab' ich's erst für mich recht angewendet. Ich habe Ihrem Vater sein Geld ordentlich geschickt, und er mir immer mehr Waren. Ich bin in der halben Welt herumgekommen. Ich kann fünf Sprachen sprechen; wenn ich aber wo ein deutsches Wort gehört habe, und nun gar Schwarzwäldisch, da hab' ich gemeint, das Herz im Leib müßte mir springen. Ich habe einen großen Fehler, ich habe das Heimweh nie überwinden können. Es schleicht mir nach, hinter mir drein, wie wenn's ein Geist wäre, und bei manchem fröhlichen Trunk war mir's, wie wenn mir jemand das Salz auf dem Tisch in den Wein geschüttet hätte."

Petrowitsch hielt abermals inne und stocherte im Feuer, daß es hell aufprasselte, dann sich mit der Hand übers Gesicht fahrend und die Falten auf- und abschiebend begann er wieder: „Ich überspringe zehn Jahre. Ich bin in Odessa und bin ein gemachter Mann. Das ist eine prächtige Stadt, dort sind alle Nationen daheim, und ich habe einen Freund, den werde ich nie vergessen. Es sind auch Dörfer in der Nähe, Lustdorf und Kleinliebenthal und noch viele andere, wo lauter Deutsche sind, aber nicht aus unserer Gegend, sie sind aus dem Württembergischen. Von allen Seiten von daheim bekomme ich Anträge. Ich bleibe aber bei Ihrem Vater bis zu seinem Tod. Ich habe ein hübsches Vermögen, ich könnte jetzt fahren, aber ich wandere zu Fuß durch ganz Rußland. Von Strapazen habe ich gar nichts gewußt. Da sehen Sie meinen Arm, da ist jeder Muskel

wie von Stahl, und gar erst vor dreißig Jahren! Da war's noch ganz anders.

„Ich setze mich wieder in Moskau und bleibe da vier Jahre. Ich kann eigentlich nicht sagen: gesetzt, denn ich habe mich nie niedergesetzt bloß zur Ruhe, ich habe mir's nie, auch nur eine Stunde, so was man sagt, daheim gemacht, und das hat mir geholfen sparen und erwerben. Ich habe mich mein Leben lang nie aus dem Schlaf wecken lassen, habe mich aber auch, solang ich lebe, nie nochmals auf die andere Seite gelegt, wenn ich am Morgen aufgewacht bin. — Es kommen Landsleute genug; ich hab' ihnen geholfen. Es ist mehr als einer draußen in der Welt, der durch mich sein Glück gemacht hat. Ich frage, wie's daheim geht. Mein Vater ist gestorben, meine Mutter ist gestorben, und mein Bruder hat geheiratet. Ich frage, ob er sich gar nie nach mir erkundige, die Leute haben mir aber keinen guten Bericht gegeben: mein Bruder sage, ich käme doch noch als Bettler heim. Und wissen Sie, was mir am wehesten gethan hat? Daß mich alle Landsleute den Geißhirtle heißen. Daran ist mein Bruder schuld, daß ich den Schimpfnamen mein Leben lang tragen muß. Ich bin immer drauf und dran gewesen, ich will ihm ein paar tausend Gulden schicken und ihm dabei schreiben: das schickt dir der Geißhirtle für die hundert Ohrfeigen, die du ihm noch schuldig bist, und für alles Gute, was du ihm gethan hast, und daß du so treulich für ihn gesorgt. Ich nehme mir immer vor, ich will das thun, aber weiß der Teufel, ich komme nicht dazu. Es ist meines Bleibens in Moskau auch nicht, ich will heim. Aber statt heim, gehe ich nach Tiflis und bleibe da elf Jahre. Und wie ich anfange, älter zu werden, denk' ich: nein, du machst's ganz anders, du kommst heim und bringst einen ganzen Sack voll Gold mit. Und alle Menschen sollen's sehen und dein Bruder nicht, mit ihm redest du kein Wort und — wie das so ist, mir ist's immer fester, immer deutlicher geworden, daß er mich eigentlich unterdrückt hat, daß er mich am liebsten aus dem Leben geschafft hätt'. Gut, du sollst es büßen. Ich habe ihn gehaßt und ihn oft ausgeschimpft in Gedanken und hab's doch nicht los werden können, an ihn zu denken. Und daneben habe ich doch immer ein Heimweh gehabt, ich kann's gar nicht sagen; kein Wasser auf der Welt schmeckt so gut, wie das beim Brunnen an der Kirche, und an Sommerabenden, was ist das für eine Luft daheim, wie lauter Balsam! Ich gäbe hundert Gulden, wenn mir einer eine Stube voll Luft bringen könnte von daheim; das ist mir tausend- und tausendmal durch den Kopf gegangen. Und dann hab' ich mich

gefreut, wie alle Leute vom obern und vom untern Dorf zusammenlaufen werden, und da wird's heißen: da ist der Peter oder der Petrowitsch, wie sie mich jetzt einmal geheißen haben, und drei Tage sollen sie alle essen und trinken bis genug. Und auf der großen Wiese, da vor unserm Haus lasse ich lange Tafeln aufschlagen, und da sollen sie alle kommen, wer da will; alle sollen sie kommen, nur mein Bruder nicht. Und zwischen hinein hab' ich's doch gespürt, daß er eigentlich der einzige Mensch auf der Welt ist, den ich lieb haben möchte. Aber ich hab' mir's nicht eingestehen wollen. Und jedes Jahr hab' ich mir gesagt: beim nächsten Abschluß gehst du; aber ich hab' immer nicht fort gekonnt; denn wenn man so ein Geschäft hat, wo alles, was man anrührt, zu Gold wird, man kann nicht davon weg. Ich bin grau geworden und alt und habe gar nicht gewußt, wie. Da bin ich krank geworden, zum erstenmal in meinem Leben, recht krank. Ich habe wochenlang nichts von mir gewußt, und wie ich wieder bei Besinnung bin, sagen sie mir, ich hätte im Fieber in einer Sprache gesprochen, die kein Mensch verstanden hätte, nur der Doktor habe ein paar Worte verstanden, er habe gesagt, es sei deutsch, aber er verstehe es doch nicht recht; ich hätte oft Kain! gerufen und „was kostet der Bua?" Da ist mir der Caballero eingefallen, der da in dem Dorf bei Valencia. Wenn du auch so daliegst und du verschmachtest und willst Wasser, und es versteht dich kein Mensch — —. Jetzt ist's fertig, heim, heim, heim! Ich bin schnell gesund geworden, ich hab' eine gute Natur; da hab' ich mir's fest vorgesetzt und einen Strich über alles gemacht, heim gehst du. Und wenn er zu Kreuz kriecht, wenn er sagt: ich habe schlecht an dir gethan — dann bleib' ich bei ihm bis zu meinem Tod. Wie lang haben wir denn noch?! Was hat man denn auf der Welt, wenn man den Menschen nicht hat, der einem angehört! Auf der Reise — ich habe mich doch endlich dazu gebracht — da bin ich gewesen wie ein Kind, das flennend heimspringt, wenn es in den Wald entlaufen ist. Ich habe mich oft besinnen müssen, wie alt ich bin; und der Haß auf meinen Bruder hat mich doch wieder geplagt, und wenn man so etwas nicht verwinden kann, da ist es, wie wenn man einem eine Ader geschlagen hat; sobald man dran rührt, ja, wenn man nur dran denkt, so blutet's wieder, böses, schwarzes Blut.

„Ich bin heim gekommen.

„Wie ich ins Thal komme, da ist mir's, wie wenn die Berge aufständen und mir entgegen laufen.

„Ich fahre an Dörfern vorbei, da wohnt der und der, aber ich weiß nicht mehr, wie die Dörfer heißen, erst als ich vorüber bin, fällt mir's ein. Die Straße ist jetzt breiter und gemächlicher. Man fährt nicht mehr über den Woltendinger Berg, man fährt dem Thal nach. Ich bin in der Fremde und doch daheim. Berge, die vordem dicht bestanden waren, sehen jetzt aus wie glattrasierte Türkenköpfe. Sie haben grausam mit dem Wald gewirtschaftet. Ich komme in unser Dorf, es war ein schöner Sommerabend, man hat eben geheuet, die Glocke läutet, das war, wie wenn ich auf einmal Stimmen hörte, wie es keine auf der Welt mehr gibt. Ich habe viel Glocken gehört in den zweiundvierzig Jahren in der Fremde, aber so hat keine einen Klang. Ich ziehe den Hut ab, ich weiß nicht, warum; aber es hat mir so wohl, so selig wohl gethan, wie mir die Luft der Heimat um den Kopf weht; da grüßt was drin — ich kann's nicht sagen. Ich meine, das graue Haar auf meinem Kopf muß wieder jung werden, die Menschen, die am Weg gehen, ich habe wenige mehr erkannt, Sie, Herr Doktor, habe ich erkannt, Sie sehen Ihrem Vater ähnlich. Mich hat niemand gekannt. Ich halte beim Löwen an, ich frage: Ist der Lorenz Lenz auf der Morgenhalde daheim? Was daheim? der ist schon vor sieben Jahren gestorben. Das war, wie wenn mich ein Blitz in den Boden schlüge; ich fasse mich aber, es hat mir nie jemand angemerkt, was in mir vorgeht.

„Ich gehe auf mein Zimmer und spät in der Nacht durchs Dorf, da haben mich hunderterlei Dinge angeheimelt. Ich gehe nach meinem Elternhaus, es ist alles still. Die Tannen im Wald hinter meinem Elternhaus, die damals kaum zweimal so groß waren als ich, sind jetzt mächtig und schlagbar. Ich nehme mir vor, ehe es tagt, wieder abzureisen. Was soll ich hier? Und es hat mich niemand erkannt.

„Ich komme aber nicht fort.

„Jetzt sind sie gekommen von überall her und haben die Hand aufgemacht, ich soll schenken. Aber, Herr Doktor, ich habe einmal aus Langerweile die Sperlinge auf meinem Fenstersims gefüttert, und da sind die zudringlichen Bettler wie besessen jeden Morgen da und machen mir den Kopf toll, ich kann sie nicht mehr verscheuchen. Ja, das ist leicht hergewöhnt, aber schwer fortgebracht. Ich frage nach keinem Menschen mehr, denn wo ich gefragt habe, höre ich nichts als gestorben und verdorben und bekomme siebzehnmal im Tag einen Schreck in den Leib. Wer mir begegnet, ist recht; wer mir nicht begegnet, ist nicht da. Alle sind sie gekommen, nur meine Schwägerin und ihr Prinz

nicht. Meine Schwägerin hat gesagt: Mein Schwager weiß, wo seiner Eltern Haus ist, wir laufen ihm nicht nach. Wie ich den jungen Lenz zum erstenmal gesehen habe, war er mir zuwider; er sieht nicht in unsere Familie, er artet seiner Mutter nach. Und jetzt, wie ich mir das Dorf ansehe und die ganze Gegend, hätte ich mir meine alten Haare ausreißen mögen, daß ich heim bin. Da ist ja alles verhockt und verdorben und verbuttet, und wo ist die alte Lustigkeit, der alte Uebermut? Nichts ist mehr da. Und die Jugend, die ist gar nichts nutz. Muß ich nicht die Kirschen von der Allee unreif herunter thun, damit sie mir die jungen Bäume nicht zerstören? Mein Singneffe, das ist ein Stubenhocker, und ich bin in der Welt draußen gewesen; mich ficht nichts an, dem thut aber jeder rauhe Wind und jedes rauhe Wort weh und macht ihn krank. Noch ein einziges Mal habe ich etwas auf ihn gesetzt und habe gedacht: der macht mir noch das Leben schön. Wenn er Ihre Tochter Amanda geheiratet hätte, da wäre ich zu den jungen Leuten gezogen oder sie zu mir. Mein Vermögen wäre in Ihre Familie gekommen, und das wäre mir recht gewesen; ich verdanke Ihrem Vater den Grund meines Glückes, wenn es ein Glück ist. Der verdammte Pilgrim hat meine Gedanken erraten und hat mich zum Vermittler machen wollen, aber ich thue nichts, nie! Ich rede nie jemand zu etwas zu und lasse mir auch zu nichts zureden. Jeder muß aus ihm selber leben. Und das ist die Hauptsache, was ich sagen will, ich gebe keinen roten Heller; lieber hab' ich ... lieber werfe ich mein Geld in den Abgrund. Jetzt habe ich aber genug erzählt, ich bin ganz heiß."

„Wie hat Ihnen denn das Wasser am Kirchbrunnen geschmeckt, nach dem Sie sich so sehr sehnten?" fragte der Doktor.

„Schlecht, ganz schlecht, es ist zu kalt und zu hart, ich vertrag' es nicht."

An dieses Wort knüpfte der Doktor an und suchte Petrowitsch zu bekehren und ihm zu zeigen, daß die Welt nicht anders, nicht schlechter geworden sei, so wenig als bis vor kurzem der Brunnen; nur sein Magen sei kein junger mehr, und so auch seine Augen, seine Gedanken. Er erklärte Petrowitsch, daß er allerdings und mit Recht draußen in der Welt wetterhart und eroberungsfähig geworden, daß es aber auch zur Bethätigung des häuslichen Fleißes und zur Genügsamkeit nötig sei, daß viele daheim still und emsig arbeiten und an die Werkbank angeschraubt seien wie ihre Schraubstöcke; er legte einen besonderen Nachdruck darauf, daß, wer Musikwerke mache, eine Feinheit haben müsse, die sich zur Empfindlichkeit steigere, und dazwischen zeigte er ihm, wie er

doch auch weichherzig sei, ähnlich wie sein Neffe. Mit eindringlichen Worten legte er ihm ans Herz, daß er helfen müsse, aber Petrowitsch war wieder der Alte, Starre und schloß mit den Worten: „Ich bleibe dabei. Ich rede niemand zu und lasse mir nicht zureden. Ich thue nichts. Noch ein Wort, Herr Doktor, und ich weiß nicht, was ich thue.“

Dabei blieb's. Als jetzt ein Bote von Ibrahim kam, verließ Petrowitsch mit dem Doktor das Haus. Der Doktor ging nach der Morgenhalde. Er mußte seinen Mantel fest an sich ziehen, es ging ein heftiger, aber seltsam lauer Wind.

Einunddreißigstes Kapitel.

Es taut auf, auch bei Annele, und es gefriert wieder.

Während Lenz im tiefsten inneren Jammer draußen in der Welt umherzog, wurde Annele zu Hause von der Welt heimgesucht. Sie war allein, ganz allein, denn Lenz hatte ihr kein Lebewohl daheimgelassen. Er war stumm, mit geschlossener Lippe davongegangen. Pah! Mit zwei Worten ist der wieder umgewendet — dachte Annele vor sich hin, und doch kam heute eine ungewohnte Bangigkeit über sie, und ihre Wangen glühten. Sie war's nicht gewohnt, für sich allein zu denken; sie hatte ihr Leben lang in Geräusch und Zerstreuung gelebt und sich nie eigentlich still auf sich besonnen. Jetzt konnte sie dem nicht entrinnen, sie mochte zur Hand nehmen, was sie wollte, auf und ab im Hause gehen, es folgte ihr etwas nach, das sie immer wie am Kleide zupfte und leise flüsterte: hör' mich an.

Sie hatte das kleine Mädchen eingeschläfert, der kleine Wilhelm saß bei der Magd und haspelte das Garn, das diese gesponnen, und als das Mädchen schlief, da war's, als ob jemand sie niederdrückte auf dem Stuhl, auf dem sie saß, sie konnte nicht aufstehen, und jetzt sprach's: Annele, was ist aus dir geworden? Das schöne, lustige, überall beliebte und belobte Annele sitzt jetzt da in einer dunkeln Kammer, in einem einödigen Haus, muß sparen und sorgen. Ich wollte ja alles gern thun, wenn ich nur im Hause geehrt wäre. Aber alles, was ich thue und was ich rede, ist ihm zuwider. Und was thue ich denn Böses? Bin ich nicht sparsam und fleißig und möchte gern noch mehr arbeiten! Aber hier oben ist man ja wie im Grab . . .

Bei diesen Gedanken riß es Annele empor, sie stand zitternd aufrecht. Ein Traum der vergangenen Nacht wachte auf: sie hatte diesmal nicht von lustigen Fahrten, von vergnüglichen Wirtshausbesuchen geträumt; sie war vor ihrem offenen Grabe gestanden. — Ganz deutlich hatte sie's gesehen, wie von der ausgegrabenen Erde kleine Schollen hinabrollen. Wehe! schrie sie jetzt laut auf und stand lange wie gelähmt.

Endlich raffte sie sich wieder zusammen, und in ihr sprach's: ich will noch nicht sterben, ich habe ja noch nicht gelebt, daheim nicht und hier nicht.

Sie weinte im tiefen Mitleid mit sich selber, und Jahre zurück wanderten ihre Gedanken. Sie hatte sich's so schön gedacht, mit einem geliebten Manne einsam, von der ganzen Welt nichts wissend, leben zu wollen, sie war ja das Wirtshausleben überdrüssig gewesen, und die Angst, die sie, ohne alles klar zu wissen, doch fühlte, daß das ganze großthuerische Leben auf schwanken Füßen steht. Die Schuld ihres Mannes ist es, daß sie sich wieder hinaussehnte zu größerem Erwerb, zum Ausnutzen ihrer brach liegenden Kraft. Er ist wie seine Musikwerke, die spielen ihre Stücke, hören aber keine fremden.

Sie mußte mitten in ihrem Jammer über diesen Vergleich lachen.

Und weiter gingen ihre Gedanken: sie wollte ja so gern unterthan sein einem Manne, der der Welt den Meister zeigt, aber nicht einem Stiftlessucher.

Du hast doch gewußt, was er ist und wie er ist — zupfte es sie. — Ja, aber nicht so — war ihre Antwort — so nicht.

Aber hat er nicht ein gutes Herz?

Ja, gegen alle Menschen, gegen mich nicht. Es hat noch keines mit ihm gelebt, es weiß kein Mensch, wie launisch er ist und wie teufelmäßig wild er werden kann. Es geht nicht mehr, auf dem Stiftlesweg kommen wir nicht mehr auf, es muß ein anderes Leben versucht werden.

Das war der tiefste Punkt in Annele, und dahin fiel alles immer wieder; sie wollte ihre Kraft anwenden als Wirtin, als besuchteste Wirtin landaus und landein, und wenn sie auch zu thun hat, für sich was gewerben, sich auch mit anderen Leuten ausgeben kann, dann werden wieder ruhige Stunden, gute Zeiten kommen.

Sie ging in die Stube und betrachtete sich im Spiegel und zog sich säuberlich an; sie konnte nie verwahrlost umhergehen, Pantoffeln gab's für sie nicht, während Lenz oft von einem Sonntag zum andern keine Stiefel anzog. Wie sie sich

jetzt säuberlich herrichtete und seit langer Zeit wieder zum erstenmal ihre Krone von dreifachen schweren Flechten aufsetzte, sagten ihre trotzigen Mienen: Ich bin das Löwen-Annele, ich will nichts von Vergrämen; ich schirre frisch ein, und er muß mit, er muß. Ich habe unsere zwei stärksten Rosse kutschiert. — Sie schnalzte mit der Zunge und hob die Rechte, als ob sie über die Köpfe der Pferde weg knallen müsse.

„Ist die Frau zu Hause?“ fragte es draußen.

„Ja.“

Es klopfte an, Annele machte große Augen, der Pfarrer trat ein.

„Willkommen, Herr Pfarrer,“ sagte Annele mit einem Knix, „Sie haben zu mir gewollt und nicht zu meinem Mann?“

„Zu dir. Ich weiß, daß dein Mann verreist ist: ich habe dich noch nicht im Dorf gesehen seit dem Mißgeschick deiner Eltern, und ich dachte mir, ich könnte dir da vielleicht beistehen in deinen Gedanken.“

Annele atmete freier, sie hatte gefürchtet, der Pfarrer sei von Lenz geschickt oder von selbst gekommen, um wegen seiner mit ihr zu reden.

Annele beklagte nun das Schicksal der Eltern und daß sie fürchte, die Mutter überlebe den Schlag nicht lange.

Der Pfarrer redete ihr in herzlicher Weise zu, nicht mit Gott zu hadern über das, was geschehen sei, verschuldet oder unverschuldet, und sich nicht von der Welt zurückzuziehen in Aerger und Not. Er erinnerte sie daran, daß er damals bei der Trauung gesagt, welches die gemeinsame Ehre sei; begütigend setzte er hinzu, daß der Löwenwirt sich nur verrechnet habe, freilich schwer, aber doch unschuldig.

„Ich habe es nicht vergessen,“ nahm der Pfarrer eine Wendung, „heute ist dein fünfter Hochzeitstag, und da wollte ich dir guten Morgen sagen.“

Annele dankte verbindlich lächelnd — aber durch ihre Seele zuckte es: und Lenz ist fortgegangen, ohne guten Morgen zu sagen! In gewandter Gesprächsamkeit sagte sie, wie wohl es ihr thue, daß der Pfarrer sie so ehre; sie sprach viel von seiner Güte und wie das ganze Dorf täglich beten sollte, daß ihn Gott noch lange erhalte.

Annele wollte offenbar den Pfarrer durch leichte Gesprächsamkeit in der Ferne halten, daß er nicht in ihre Angelegenheiten eingehen könne; sie will sich nicht, auch in der mildesten Form nicht, vor den Pfarrer entbieten lassen zum Austrag ihres Zwistes. Sie schärfte die Lippen mit jener Zuversicht, wie der

Postillon Gregor, wenn er das Horn ansetzen wollte, um eines seiner gut eingelernten Stücklein aufzuspielen.

Der Pfarrer merkte das wohl. Er begann, Annele zu loben, das Lob, das sie in der That verdiente: wie sie allzeit so aufgeräumt und ordentlich und bei aller Reckſucht doch stets streng tugendhaft gelebt habe und auf alles bedacht gewesen sei im elterlichen Hause.

„Ich bin Lob nicht mehr gewohnt,“ erwiderte Annele, „ich weiß nichts mehr davon, daß ich je in der Welt etwas gegolten habe und noch etwas bin.“

Der Pfarrer nickte, nickte kaum merklich, der Haken saß fest; und wie ein Arzt das Vertrauen des Kranken gewinnt, indem er ihm sagt: Da und da thut's Ihnen weh, da sticht's, da drückt's, da schneidet's — der Kranke schaut froh auf: ja wohl, der weiß alles, der wird helfen — so wußte der Pfarrer das Seelenleid des Annele zu schildern, als ob er's selbst mit erlebt, und er schloß: „Du hast wohl schon manchmal geronnen Blut gesehen, an dir oder anderen, wie es durch einen Schlag, einen Druck, eine Quetschung entsteht. Das schwarze geronnene Blut nimmt nach und nach alle sieben Farben an, und so geht's auch in der Seele: eine Beleidigung, eine Kränkung ist da wie geronnen Blut, das nimmt auch alle Farben an, Haß, Verachtung, Zorn, Mitleid mit sich selber und Reue über die Anreizung, das Verlangen, den anderen zu verderben und dann wieder alles verfallen und verfaulen zu lassen.“

Jetzt war's, als ob Annele ihr Herz in die Hand nehme und leibhaftig zeige, wie das zerstoßen, wie das zerschunden, wie das zerschlagen ist, der Stiftlessucher, der Garnichts bekam seine volle Ladung. Und: „Herr Pfarrer, helfet!“ schloß sie.

„Das kann ich, aber es muß mir noch jemand helfen, und das bist du. Du brauchst dich nicht zu ändern. Es wäre traurig, wenn du es müßtest. Ich bin alt genug und weiß, wie leicht das gesagt und wie schwer das gethan ist. Du brauchst dich nur zu bessern, nur ein Fremdes abzuschütteln, denn du bist von Haus aus gut, du hast es nur vergessen und vergessen wollen und darüber gespottet und dir auf dein scharfes Mundwerk was eingebildet. Laß die Einbildung und die Herrschsucht. Wo keine Herzeinigkeit, ist ein wahres einander Verzehren.“

Das kleine Männchen wurde auf einmal größer, seine Stimme wurde mächtiger, als es nun Annele ihre Herzenshärtigkeit gegen Franzl und ihren falschen Stolz vor die Seele rief; Annele schaute blitzenden Auges drein, und wie auf ein-

Beute schoß sie los, als der Pfarrer ihre Versündigung an Franzl erwähnte.

Jetzt ist's also heraus, die diebische Alte, die scheinheilige, die hat alles gegen sie aufgebracht, die hat den Pfarrer und die ganze Welt aufgehetzt. Mit größerer Lust zerbeißt eine Katze nicht eine Maus, als Annele nun die Franzl zerrte und zerbiß. „Wenn ich sie nur unter meine Hände kriegen könnte!" knirschte sie immer.

Der Pfarrer ließ sie austoben und sagte endlich: „Du hast dich da bös gezeigt, aber ich bleibe dabei, du bist nicht so bös, du bist überhaupt nicht bös."

Jetzt weinte Annele, daß sie sich so entsetzlich verändert habe, sie sei so grimmzornig, das sei gar nicht ihre Art; es käme alles nur davon her, weil sie nichts gewerben, nichts verdienen könne, sie sei nicht dazu geschaffen, um einem kleinen Uhrmacherle sein Hauswesen instandzuhalten, sie sei eine Wirtin, und wenn der Pfarrer ihr verhelfe, daß sie Wirtin werde, so verspreche sie ihm heilig, daß nie mehr ein Zorn oder irgend etwas Böses an ihr gesehen werden solle.

Der Pfarrer gab ihr recht, daß sie eigentlich zur Wirtin geboren sei — sie küßte ihm die Hände in Dankbarkeit — er versprach, das Seinige zu thun und ihr dazu zu helfen, beschwor sie aber, nicht von etwas Aeußerem ihre Umwandlung zu erwarten. „Du bist durch Elend und Jammer noch nicht zerbrochen genug. Dein Hochmut ist deine Sünde und dein Unglück und das Unglück der Deinen. Gott gebe, daß du nicht erst durch ein wirkliches Unglück an Mann und Kind bekehrt werden mußt."

Annele saß, ohne daß sie es wußte, dem Spiegel gegenüber, sie sah jetzt ihr Gesicht, es war ihr, als lege sich Spinnweb auf ihr Gesicht, sie wischte mehrmals mit der Hand darüber.

Der Pfarrer wollte gehen, Annele bat ihn, doch noch zu bleiben, sie könne besser denken, wenn er da sei, er solle nur noch ein wenig still sitzen.

Die beiden saßen lange still, man hörte nichts als das Ticken der Uhren, die Lippen Anneles bewegten sich, aber ohne einen Laut von sich zu geben.

Als der Pfarrer endlich ging, küßte sie ihm inbrünstig die Hände, und er sagte: „Wenn du dich im Herzen dessen wert fühlst, wenn du ganz ehrlich dich bekehrt hast, aber ganz ehrlich, dann komm morgen zum Abendmahl. Behüt' dich Gott."

Annele wollte dem Pfarrer höflich das Geleite geben, aber er sagte: „Keine Höflichkeit jetzt, vor allem sei gut, sei demütig

in dir. Richtet euch selber, so werdet ihr nicht gerichtet werden, spricht der Apostel Paulus. Richte dich selbst, fasse dich in dir. Gewöhne dich daran, ruhig zu sitzen und in dich hineinzudenken."

Der Pfarrer ging, und Annele saß festgebannt; es ward ihr schwer, denn ruhig zu sitzen, müßig sitzen und denken gehörte nicht zu ihrer Gewohnheit, aber sie bezwang sich, und ein Wort des Pfarrers ging ihr immer noch nach, denn er hatte gesagt: „Du hast auch oft ganz brave, gute Gedanken, Reuegedanken, aber sie kommen bei dir nur wie die Gäste, trinken ihren Schoppen und dann fort auf Nimmerwiedersehen. Du stellst den Stuhl wieder zurecht, wischest den Tisch ab, und es ist niemand da gewesen."

Das überdachte nun Annele, und — sie fand es wahr.

Sie war nicht nur hart gegen andere, sie konnte es auch gegen sich selber sein. Warum hast du das Leben so zugerichtet? fragte sie sich.

Das Kind erwachte und schrie. Schnell schoß es ihr durch die Gedanken: der Pfarrer hat keine Kinder, der hat gut befehlen, daß ich sitzen bleibe, aber ich kann nicht, ich muß mein Kind beruhigen.

Sie nahm das Kind aus dem Bett und herzte es, mehr als je: das Kind half ihr auch die einsamen Gedanken verscheuchen.

Das Kind wollte wieder schlafen, und plötzlich kam Annele die Weisung auf die Lippen, die Lenz damals beim ersten Besuch gesetzt, und sie sang: „Liebe ist die zarte Blüte." Das Kind schlief wieder, sie hielt es geruhig in den Armen und sang die Weisung fort, und in ihr sprach's dazu: Wen hast denn du geliebt auf der Welt? Wen liebst du? ... Du hast den Wirtssohn, hast den Techniker heiraten wollen; es hätte dir gefallen, eine stolze Frau zu werden, aber geliebt, aus Herzensgrund geliebt, hast du keinen. Und dein Mann? Du hast ihn geheiratet, weil ihn auch eine von des Doktors Töchtern genommen hätte, weil du aus dem Hause fort gewollt hast und weil er ein gutherziger beliebter Mensch war ...

Das Kind auf ihrem Arme zuckte im Schlaf. Es durchschütterte Annele. Das Kind schlief ruhig weiter, aber Annele wurde es unheimlich, so mit ihren Gedanken allein. Das ist ja, wie wenn am hellen Tag in allen Ecken Gespenster wären. Wenn nur jemand da wäre, der mich erheiterte. Ja, komm, Lenz! Komm heim. Und wenn du gut bist, ist alles gut. Es braucht uns kein Pfarrer und niemand zu helfen, wir helfen uns allein, es ist geholfen, ich hab' dich lieb ...

Es war Mittag geworden, die Sonne schien warm. Annele hüllte das ermunterte Kind gut ein und ging mit ihm vor das Haus; vielleicht kommt Lenz jetzt schon heim, und sie will ihn getreulich begrüßen, ihm den guten Morgen zurufen, den er vergessen hat, und ihm sagen, daß alles gut ist. Jetzt ist die Stunde, da sie vor fünf Jahren getraut wurden, und jetzt gibt's wieder Hochzeit.

Es kommt ein Mann den Berg herauf, er ist noch nicht zu erkennen, sie sagt dem Kinde: „Ruf Vater!“

Das Kind ruft: „Vater! Vater!“

Der Mann kommt näher, es ist nicht Lenz, es ist Faller, er hat einen Hut auf und trägt einen anderen in der Hand, er eilt auf Annele zu und ruft: „Ist der Lenz wieder daheim?“

„Nein.“

„Um Gottes willen, da ist sein Hut. Mein Schwager hat ihn in der Igelswang beim Holzschleifen gefunden. Wenn sich der Lenz ein Leids angethan hätte!“

Annele zitterten die Kniee, sie preßte das Kind an sich, daß es laut schrie. „Du bist verrückt und willst mich verrückt machen!“ rief sie. „Was willst du?“

„Ist das nicht sein Hut?“

„Herr Gott! ja!“ schrie Annele, sie sank um mit dem Kinde. Faller richtete beide auf.

„Hat man ihn gefunden? Tot?“ fragte Annele.

„Nein, das, gottlob! nicht; komm ins Haus, geh allein, ich trag' das Kind. Sei ruhig, er hat nur den Hut verloren.“

Annele wankte nach Hause; es legte sich wie ein Nebel vor ihre Augen, sie fuhr mit beiden Händen hin und her, als müßte sie mit den Händen den Nebel abwehren. Wär's möglich? Lenz jetzt tot? Jetzt, wo ihr Herz ihm entgegenschlug? Es kann nicht sein, es ist nicht. In der Stube setzte sie sich nieder und fragte gefaßt: „Warum soll sich mein Lenz umbringen? Warum meint Ihr das?“

Faller gab keine Antwort.

„Kannst du nur reden, wenn man's nicht von dir verlangt?“ fragte Annele heftig. „Setz' dich, setz' dich,“ herrschte sie ihn an, „und erzähl', was gibt's?“

Als ob er Annele damit strafen könne, daß er ihr nicht folge, blieb Faller stehen, obgleich ihm die Kniee wankten. Er sah sie an mit einem Blicke so voll Trauer, so voll bittern Vorwurfs, daß Annele die Augen niederschlug. „Wie soll man sich bei dir setzen?“ sagte er endlich, „du hast jedem Stuhl die Ruhe genommen.“

„Ich brauche deine Ermahnungen nicht. Das weißt du schon lange. Wenn du was von meinem Manne weißt, so erzähl'. Hat man meinen Mann tot gefunden? Wo? So red' doch du...“

„Nein, gottlob! nicht. Gott bewahre. Der Schindelmacher von Knuslingen, der Bruder von der Franzl, hat unten im Dorf erzählt, daß der Lenz bei der Franzl gewesen ist, und das ist fast zwei Stunden weit weg von dem Platz, wo man den Hut gefunden hat.“

Annele atmete tief auf. Bald aber fragte sie wieder: „Warum hast du mich so erschreckt?“

„So? Kann man dich auch noch erschrecken?“

Nun berichtete Faller, daß Lenz überall um eine Anleihe bitte, und er suche auch Geld wegen der Bürgschaft, die er bei Fallers Hauskauf geleistet. Das sei aber nicht mehr nötig, der Don Bastian habe heute alles für ihn bar bezahlt.

Als Annele das hörte, richtete sie sich straff auf, der alte herbe zornmütige Geist stand wieder da, nur noch mächtiger, noch geißelsüchtiger, und ihre Mienen sprachen: so hat er dich betrogen, belogen. Er lebt, er muß leben, denn er muß büßen; er hat dir gesagt, daß er die Bürgschaft zurückgenommen. Komm nur heim, du Lügner, du Heuchler!

Annele ging in die Kammer und ließ Faller allein, bis er wegging. Verschwunden war alle Reue, alle Zerknirschung, alle Liebe. Lenz hat sie belogen und betrogen, das soll er büßen; so sind sie, die Wassersüppler, die Gutmütigen, weil sie nicht den Mut haben, scharf zuzugreifen, wo sich's gehört, wo sich's um ihre eigene Sache handelt, da wollen sie immer, man solle sie anfassen wie ein schalloses Ei: thu mir nichts, ich thu' ja auch niemand was, versag' mir nichts, ich versag' ja auch niemand was, und wenn ich drüber zum Bettelmann werde. Komm nur heim, du Wassersüppler!

Annele stellte für Lenz kein Essen an das Feuer, daß er es bei der Heimkehr finde; es kochte schon etwas ganz anderes.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Eine Sturmnacht.

Als Lenz vom Doktor weg bergauf ging, war er voll froher Zuversicht; es sind wieder zwei Wege offen: der Ohm oder die Fabrik.

Als er Licht in seinem Hause blinken sah, sagte er sich: Gottlob, da wartet doch noch alles, daß alles wieder gut werde. O, Annele, du hast es viel schwerer als ich; du bist von Jugend auf nur daran gewöhnt worden, an die Schlechtigkeit der Menschen zu glauben, und ich, sowie ich nur hinauskomme, zeigt sich mir die Welt als brav. Ich will dir helfen, daß es dir leichter wird.

Plötzlich, wie ein feuriger Pfeil fuhr es ihm durch die Seele: Du bist heute schlecht gewesen, grundschlecht, doppelt und dreifach. Bei des Vogtbauern Kathrine und im Hause des Doktors ist dir der sündhafte Gedanke aufgewacht, daß es anders sein könnte. Du hast dir was auf deine Bravheit eingebildet, sie ist nichts wert. Du bist Vater von zwei Kindern und fünf Jahre verheiratet. Herr Gott! heute ist unser fünfter Hochzeitstag.

Er stand still, und innerlich sprach's weiter: Annele! Gutes Annele! Ich habe an einem Tag alle Schlechtigkeiten durchgemacht. Meine Eltern im Himmel sollen mir's nicht verzeihen, wenn ich das je wieder aufkommen lasse. Gottlob, von heute an haben wir neu Hochzeit gehalten!

Im Gefühl des Zornes über sich, und in der Freude, daß nun alles wieder gut werde, trat er in sein Haus. „Wo ist meine Frau?" fragte er, da die Kinder bei der Magd in der Stube saßen.

„Sie hat sich eben niedergelegt."

„Was? Ist sie krank?"

„Sie hat über nichts geklagt."

Lenz ging zu seiner Frau: „Grüß Gott, Annele! Ich sag' dir guten Abend und guten Morgen; ich hab' das heute früh vergessen. Und ich wünsche dir auch Glück, dir und mir; es soll, will's Gott, von heute an alles besser werden."

„Dank schön!"

„Fehlt dir was? Bist du krank?"

„Nein, ich bin nur müde gewesen, arg müde; ich stehe aber gleich auf."

„Nein, bleib liegen, wenn's dir gut thut. Ich hab' dir Gutes zu sagen."

„Ich will aber nicht liegen bleiben. Geh hinaus, ich komme gleich."

„So hör' mich doch vorher an."

„Das hat nachher Zeit; es wird jetzt auf die paar Minuten nicht ankommen."

Der ganze frische Mut des Lenz wollte schwinden; er faßte

sich, er ging hinaus und herzte die Kinder. Endlich kam Annele. „Willst du was essen?" fragte sie.

„Nein. Woher ist denn mein Hut wieder da?"

„Der Faller hat ihn gebracht. Du hast ihn dem Faller wohl gegeben, daß er mir ihn bringen soll?"

„Warum sollte ich das? Der Wind hat mir ihn vom Kopf geweht."

Er erzählte kurz das Begegnis mit des Vogtsbauern Kathrine. Annele schwieg, sie hielt den Pfeil mit der Lüge von der aufgesagten Bürgschaft still verborgen, es wird schon die Zeit kommen, wo sie ihn losschießen kann. Sie kann warten.

Lenz schickte die Magd in die Küche, und den Knaben auf dem Schoß haltend, erzählte er ihr alles ganz ehrlich bis auf das eine — bis auf den Gedanken der Untreue, der ihm durch die Seele gezogen. Und Annele sagte: „Weißt du, was das einzige ist, was wirklich ist von allem?"

„Was?"

„Die hundert Gulden und drei Kronenthaler, die dir die Franzl angeboten hat. Alles andere ist nichts."

„Warum nichts?"

„Weil dir dein Ohm nicht hilft. Siehst du jetzt, daß du ihn damals, heute vor fünf Jahren, nicht hättest freigeben sollen?"

„Und das mit der Fabrik?"

„Wer tritt denn sonst noch ein?"

„Ich weiß vorderhand von niemand als vom Pröbler, und es ist wahr, er hat doch manches Brauchbare erfunden."

„Ha ha! Das ist gut, der Pröbler und du, das ist gut, das ist das richtige Gespann. Hab' ich dir's nicht hundertmal gesagt, du kommst noch dahin, wo der ist? Und er ist noch mehr wie du, er hat nicht mit seinem Pröbeln Frau und Kinder ins Elend gesetzt. Geh zum Teufel, du Fabrikler, du Wassersüppler. Laß dich mit dem Pröbler zusammenspannen!" schrie Annele und riß ihm den Knaben vom Schoße und sprach an den Knaben hin: „Dein Vater ist der Garnichts, dem muß man den Zulp ins Maul stecken. Schade, daß seine Mutter nicht mehr lebt, sie sollte ihm den Kindsbrei geben. O, wie bin ich verloren! Das sage ich aber, so lang ich leb', gehst du nicht in die Fabrik; da ersäuf' ich mich lieber und meine Kinder. Dann geh, und vielleicht heiratet dich dann noch die Kräutles-Mamsell, die hochbeinige Doktors-Tochter."

Lenz saß starr, die Haare standen ihm zu Berge. Endlich sagte er: „Ruf meine Mutter nicht an. Laß sie in Ruh' in der Ewigkeit."

„Ich lasse sie, ich will nichts von ihr und habe nichts von ihr.“

„Was? Hast du denn das Pflänzchen Edelweiß nicht mehr von ihr? Sag', hast du's nicht mehr?“

„O dummes Zeug! ich hab's noch.“

„Wo? Gib's her!“

Annele öffnete einen Schrank und zeigte es. „Gottlob, daß du das noch hast, das bringt noch Segen!“ rief Lenz.

„Jetzt wird er auch noch abergläubisch und verrückt, er weiß sich nicht mehr zu helfen und hält sich an einen Strohhalm. So sind sie, so sind sie, die Verlumpten, da wird er herumlaufen verwahrlost und nichts.“

Annele sprach im höchsten Aerger, stets gegen die Wand gekehrt, und als spräche sie zur ganzen Welt. Es war ein blickloser Blick, und daß sie dabei that, als ob Lenz gar nicht da wäre und stets mit er von ihm sprach, das kränkte ihn am tiefsten.

Er faßte sich und sagte: „Annele, sprich nicht so, es ist ja, wie wenn du nicht selbst redetest, wie wenn ein Teufel aus dir spräche. Zerknittere das Pflänzchen nicht, das ist ein Heiligtum.“

„Ha ha!“ lachte Annele. „Das fehlt nur noch. Jetzt wird er noch abergläubisch. Da, flieg in die Luft, Edelweiß, mitsamt der heiligen Schrift.“

Sie öffnete das Fenster, draußen blies der Sturmwind. „Da, Wind!“ rief sie, „komm! Nimm alles mit, den ganzen heiligen Bettel!“ Schrift und Pflanze flogen davon. Der Wind pfiff und heulte und trug die Schrift hinauf auf den kahlen Berg.

„Annele, was hast du gethan?“ stöhnte Lenz.

„Ich bin nicht so abergläubisch wie du. Ich bin noch nicht so weit herunter, daß ich auf einen Aberglauben hoffe.“

„Es ist ja kein Aberglaube. Meine Mutter hat ja nur damit gemeint: so lange meine Frau das achtet, was von meiner Mutter kommt, wird es uns Segen bringen. Dir ist aber nichts heilig!“

„Ja wohl, du bist nicht heilig und deine Mutter auch nicht.“

„Jetzt ist's genug, genug!“ schrie Lenz mit heiserer Stimme und knackte einen Stuhl zusammen. „Geh mit dem Wilhelm aus der Stube. Genug. Genug, oder ich werde verrückt. Still! Es kommt jemand.“ —

Annele ging mit dem Knaben nach der Kammer.

Der Doktor trat ein.

„Wie ich's vermutet, so ist's leider gekommen. Dein Ohm will gar nichts thun, gar nichts. Er sagt, er habe dir abge-

raten, zu heiraten, und stemmt sich darauf. Ich habe alles aufgeboten, alles vergebens. Er hat mir fast die Thür gewiesen."

„O, lieber Gott! Und um meinetwillen! Das ist das Entsetzlichste, daß, wer mir gut ist und mir Gutes thun will, auch Elend über sich nehmen muß. Verzeihen Sie mir, lieber Herr Doktor. Ich kann nichts dafür."

„Das weiß ich, wie kannst du nur so reden? Ich habe viele Menschen kennen gelernt, aber einen wie deinen Oheim noch nie. Er hat mir sein Herz aufgemacht, er hat das weiche Herz von eurer Familie. Ich habe gemeint, ich könnte ihn jetzt leiten und lenken wie ein Kind, aber wie er an den einen Punkt kommt, ans Geld — der Doktor schnalzte mit den Fingern — vorbei, da ist nicht mehr zu reden. Und ich glaube fest, er hat eigentlich nichts, er hat nur eine Jahresrente aus irgend einer Versicherungsbank. Doch, lassen wir ihn beiseite. Ich werde mit meinen Söhnen reden. Du sollst, wenn dir's nicht recht ist, in die Fabrik zu gehen, hier oben in deinem Hause fünf oder sechs Gesellen, so viel du setzen kannst, für Rechnung der Fabrik beschäftigen."

„Redet nicht so laut. Meine Frau hört alles in der Kammer. Und wie Ihr bei meinem Ohm, so hab' ich's leider auch da vorher gewußt. So war sie noch nie, wie sie jetzt gewesen ist, da ich das Wort Fabrik gesagt habe. Sie leidet's nicht."

„So überleg' dir's noch. Willst du nicht ein bißchen mit mir kommen?"

„Nein, ich bitt' um Verzeihung, ich bin so müde; mir brechen die Kniee, ich bin jetzt seit heut früh um viere nicht zur Ruhe gekommen, ich bin das Herumlaufen nicht gewöhnt, und ich meine fast, es sitzt eine schwere Krankheit in mir."

„Dein Puls ist fieberisch. Das ist natürlich. Schlaf heut, und dann ist alles vorbei. Aber nimm dich fernerhin in acht. Du kannst allerdings schwer krank werden, wenn du dich nicht ruhig hältst, dich nicht schonst und pflegst. Sag' deiner Frau von mir," setzte der Doktor laut hinzu, daß es in der Kammer nicht zu überhören war, „sag' ihr, sie soll den Vater" — hier machte er eine Kunstpause — „sie soll den Vater ihrer Kinder jetzt bei dem Tauwetter besonders gut pflegen und daheim halten; so ein sitzender Uhrmacher ist gar ein heikles Geschöpf. Gute Nacht, Lenz, schlaf wohl!"

Der Doktor ging. Auf seinem Wege rutschte er oft aus und sank fast nieder in dem überall sich erweichenden Schnee, auf dessen Oberfläche ein trügerisches Steingerölle lag. Er mußte besser auf den Weg sehen und nicht schweren Gedanken nach-

gehen; denn er sann darüber nach, wie ihm Pilgrim vor kurzem gesagt hatte: Lenz könnte wohl gut leben, was man so nennt, aber ein trockenes Nebeneinander genügt ihm nicht; er will Glück, Freude, herzinnige Liebe — und das bleibt aus.

Lenz saß indes allein in seiner Stube. Er war so müde und konnte doch keine Ruhe finden. Er ging in der Stube hin und her wie ein gefangenes Wild in einem Käfig. Er hätte dem Doktor viel zu klagen gehabt, schweres körperliches Leid, und auf einmal rief er: „Wehe! Wehe! Krank sein, bei einer bösen Frau nicht fort können, da liegst du und mußt dir alles gefallen, alles an dich hinsagen lassen, deine Krankenlaunen sind nichts als Bosheiten, und deine besten Freunde dürfen nicht zu dir. Krank sein und angewiesen auf die Gutheit einer bösen Frau, — lieber den Tod aus eigener Hand!“

Der Wind löschte das Feuer, das Haus war voll Rauch. Lenz öffnete das Fenster und schaute lange hinaus. Beim Kettenschmied ist kein Licht mehr, er ist begraben in dunkler Erde. Wer es nur auch so gut hätte und erlöst wäre aus allem Elend!

Die Luft war warm, unbegreiflich warm, es tropfte vom Dach, und von Berg zu Thal raste und tobte der Wind, es rasselte in der Luft, als ob immer ein Windstoß den anderen fortstieße. Auf dem Berge hinter dem Hause rollt und grollt es, der Sturm ist grimmig, daß man ihm seinen Wald genommen, in dem er nach Lust aufspielen konnte, er läßt seinen Zorn am Kastanienbaum und an den Tannen beim Hause aus, sie beugen sich hin und her und ächzen und krächzen. Es ist nur gut, daß das Haus fest ist, noch eins von den alten, aus quer aufeinander gelegten festen Balken, sonst müßte man fürchten, daß der Wind das Haus forttrage mit allem, was darin. Das wäre lustig! Lenz lachte bitter, aber oftmals schaute er wieder wie erschreckt um, es knackte heute so seltsam im alten Gebälk, als ahnte das Haus, was darin vorgeht. Solche Worte haben diese Wände noch nie gehört, eine solche Nacht in solcher Stimmung hat noch nie ein Bewohner des Hauses durchlebt, dein Vater nicht und dein Ahn und Urahn nicht.

Er ging, Schreibzeug zu holen, da stand er, ohne daß er's wußte, mit dem Lichte vor dem Spiegel und starrte das Antlitz eines Menschen mit gequollenen Augen an. Endlich setzte er sich nieder und schrieb; er hielt mehrmals inne, drückte sich die Hand vor die Augen; dann schrieb er wieder rasch weiter. Er rieb sich die Augen, keine Thräne quoll daraus hervor. Du hast das Weinen verlernt; du hast zu viel für einen Mann, sagte er dumpf vor sich hin. Er schrieb:

„Mein Herzbruder!

„Es stößt mir das Herz ab, da ich dir schreibe, aber ich muß noch einmal zu dir reden. Ich denke der Tage und der Sommernächte, die ich mit dir, mein herzgeliebter Bruder, einherwandelte. Ich kann nicht glauben, daß ich's gewesen bin, es war ein anderer Mensch. Gott ist mein Zeuge und meine Mutter im Himmel auch: ich hab' mit Willen mein Leben lang niemand beleidigt, und wenn ich dich beleidigt habe, mein lieber Herzbruder, verzeih mir's; ich bitte dich tausendmal um Verzeihung, es ist nicht gern geschehen. Ein Mensch, der so ist, wie ich, soll nicht leben.

„Und jetzt, das ist's; ich weiß keinen Ausweg, als den Tod. Ich weiß, es ist schändlich, aber wenn ich lebe, ist's noch schändlicher. Ich bin jeden Tag ein Mörder. Das halt' ich nicht aus. Ich weine die Nächte durch, und ich verachte mich, daß ich's thue. Ich darf sagen, ich wäre ein gerader, ruhiger, ehrlicher Mensch gewesen, wenn ich den geraden Weg hätte gehen können. Zum Auskämpfen bin ich nicht gemacht. Ich weine darüber, wenn ich denke, was aus mir geworden ist, und ich bin doch anders gewesen. Wenn ich leben bleibe, wird mein Leben meinen Kindern zur Schande; jetzt wird's nur mein Tod. Uebers Jahr ist's vergessen, ist Gras über mein Grab gewachsen. Ich rufe dich an, bei deinem guten Herzen und bei allem, was du Gutes an mir gethan dein Leben lang, nimm dich meiner verlassenen Kinder an als ein Vater. Meine armen Kinder! — Ich darf nicht daran denken. Ich habe mir einmal eingebildet, ich könnte ein Vater sein, wie es keinen bessern gibt auf der Welt. Ich kann's nicht, ich kann gar nichts. Wer mich nicht von selber gern hat, den kann ich nicht dazu bringen, und das ist mein Elend, und darüber komme ich nicht hinaus; es ist, als wenn ich an einer gläsernen Wand hinauf sollte. Meine Mutter selig hat recht gehabt. Wie oft hat sie's gesagt: Man kann alles säen und pflanzen und durch Fleiß zwingen, aber eines muß von selber wachsen, und das ist Gutmeinen. Es wächst bei mir nicht bei dem, wo es wachsen sollte.

„Geh mit meinen Kindern aus dem Dorf, wenn ich begraben werde. Sie sollen das nicht mit ansehen. Bitte den Pfarrer und den Schultheiß, daß ich neben meinen Eltern und meinen Geschwistern liegen darf. Meine Geschwister haben's besser gehabt wie ich. Warum habe ich allein leben müssen, um so zu enden?

„Du bist Pate bei meinem Wilhelm; jetzt mußt du dich seiner annehmen. Du hast immer gesagt: er hat Geschick zum Zeichnen, nimm dich seiner an. Und wenn es dir möglich ist,

söhne dich mit dem Ohm Petrowitsch aus, vielleicht thut er doch noch etwas für meine Kinder, wenn ich nicht mehr da bin. Und ich sag' dir's noch einmal, ich will dich jetzt gewiß nicht belügen, er hat dich eigentlich gern, und ihr könnt gute Freunde sein, und er hat ein gutes Herz, mehr, als er das Wort haben will, meine Mutter selig hat's auch hundertmal gesagt. Meine Frau ... Ich will nichts über sie sagen. Wenn's meinen Kindern gut geht, soll man mir meinetwegen alles nachsagen.

„Ich habe Dinge hören und sagen müssen, ich hätte es nie geglaubt, daß das möglich. O Welt! Wo bist du?

„Ich bin in der Gefangenschaft, ich muß heraus. Ich habe Tage durchgelebt, Nächte durchgewacht, wie Jahre. Ich bin müde, sterbensmüde, ich kann nicht weiter. Seit Monaten, wenn ich die Augen zuthue und will schlafen, da ist alles so entsetzlich, und am Tage noch geht mir's nach. Ich halte den schwarzen Schlaf nicht mehr aus, ich will den weißen Schlaf, und der weiße Schlaf ist der Tod!

„Für das Geld, was ich dir schuldig bin, ist die Taschenuhr, die ich bei mir trag', dein Eigentum; sie wird an deinem getreuen Herzen schlagen, wenn mein Herz nicht mehr schlägt. Und wenn mein' Sach' verkauft wird, kauf' du die Feile von meinem Vater selig und heb' sie für meinen Wilhelm auf. Ich kann ihm nichts hinterlassen; sag' ihm aber doch auch manchmal, daß sein Vater nicht schlecht gewesen ist. Er hat auch meine unglückliche Natur, treib sie ihm aus, mach' ihn recht stark und herb. Und das kleine Kind — —

„Es thut mir arg weh, arg weh, daß ich aus dem Leben scheiden muß, ich bin doch noch so jung, aber besser jetzt. Der Doktor soll dafür sorgen, daß ich nicht nach Freiburg zu den Studenten gebracht werde. Grüß' mir ihn und alle die Seinigen aus Herzensgrund. Er hat oftmals gemerkt, wie mir's geht, aber da hat kein Doktor helfen können. Sag' auch allen unseren Kameraden Lebewohl, besonders dem Faller und dem Liedermeister. Mein herzgeliebter Bruder! Ich meine, ich habe noch so viel zu sagen, aber mir schwindelt's vor den Augen. Gut' Nacht. Leb' wohl. Auf ewig

dein getreuer

Lenz."

Er faltete den Brief und schrieb auf die Rückseite: „Meinem Herzbruder Pilgrim zu Handen."

Es tagte; er löschte das Licht; den Brief in der Hand haltend, wie den letzten Gruß an die weite Welt da draußen, schaute Lenz zum Fenster hinaus. Drüben überm Berg ging die

Sonne auf, zuerst ein blaßgelber Streifen, eine langgestreckte dunkle Wolke zieht sich darüber hin, zu Häupten der Wolke das freie dunkle Blau des Himmels, die ganze Weite, schneebedeckt, zittert wie im fahlen Lichte, auf der Oberfläche der dunkeln Wolke zeigt sich eine leise angeglühte Röte, der Kern bleibt dunkel, da plötzlich — die Wolke zerreißt in hellgelbe Fetzen, der ganze Himmel gelb, bis er sich allmählich rötet, und jetzt alles auf einmal ein einziger hellleuchtender Purpurglanz. Das ist die Welt, die Welt des Lichtes, des hellen Daseins, sie will sich dir noch einmal zeigen, bevor du sie lässest auf immer.

Lenz steckte den Brief zu sich und ging hinaus rings um das Haus herum; er fiel bis an die Kniee in Schnee. Er kehrte wieder in die Stube zurück. Annele stand heute nicht auf, er zog selber die Kinder an und frühstückte mit ihnen. Er gab ihnen mit großer Zärtlichkeit zu essen und zu trinken; dann, als es eben zu läuten begann, befahl er der Magd, Wilhelm an der Hand und das Mädchen auf den Arm zu nehmen und mit ihnen zu Pilgrim zu gehen. Er wollte der Magd den Brief mitgeben, aber er nahm ihr denselben wieder aus der Hand und steckte ihn heimlich in die Tasche des Mädchens. Wenn man das Kind abends auskleidet, wird man den Brief finden, und dann ist alles vorbei.

„Geh zum Pilgrim," befahl er der Magd nochmals, „und warte bei ihm, bis ich komme, und wenn ich nicht komme, so bleib' bei ihm, bis es Nacht ist." Er küßte die Kinder, dann wandte er sich ab und legte den Kopf auf den Tisch. So lag er lange. Nichts regte sich im Haus. Es läutete drunten zur Kirche, er erhob sich, er wartete, bis der letzte Ton verklungen war. Er verriegelte das Haus und kehrte in die Stube zurück. Dann rief er mit einem Jammergeschrei: „Herr Gott, verzeih' mir, aber es muß sein!" — — Er sank in die Kniee, wollte beten, er konnte nicht; sie betete ja oft, sie — und kaum war das letzte Wort des Gebetes über die Lippen, ging Zank und Streit und Schimpf und Spott von neuem wieder los. Sie hat sich an allem versündigt, was im Himmel und auf Erden ... Sie muß mit ... Nein, sie soll leben. Aber vor ihren Augen thu' ich's, sie soll sehen, was sie thut ...

Er bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht, dann ballten sich seine Fäuste, er stürzte nach der Kammer, er wollte sich vor den Augen Anneles ermorden. Er zog den Vorhang am Bette zurück. „Kuckuck! Kuckuck!" rief da das kleine Mädchen, das bei der Mutter auf dem Bette saß, und Lenz sank an dem Bette nieder wie leblos. Da — es rollt — — die Erde thut sich auf

und verschlingt alles — — es rollt wie Donner unter der Erde — über der Erde — — Es stürzt mit Macht über das Haus — — — Nacht, tiefdunkle Nacht ist's plötzlich.

„Um Gottes willen, was ist?" schreit Annele. Lenz richtet sich auf: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht, was ist geschehen?" Annele weint und schreit, das Kind weint und schreit, und Lenz schreit: „Herr Gott, was ist?" Sie sind alle wie betäubt. Lenz will ein Fenster öffnen, es geht nicht; er tappt nach der Stube, auch dort alles dunkel. Er stürzt über einen Stuhl und in die Kammer. „Annele, wir sind begraben, wir sind im Schnee begraben!" ruft er. Die beiden konnten kein Wort mehr sprechen, nur das Kind schrie heftig, und die Hühner im Holzstall jammerten, wie wenn ein Marder unter sie gekommen wäre, dann war alles still, totenstill.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ein Freund in der Not.

Um dieselbe Stunde hatte Pilgrim zur Kirche gehen wollen, aber auf dem Wege kehrte er wieder um und ging mehrmals an dem Hause des Petrowitsch vorüber. Endlich blieb er vor dem Hause stehen und zog an der Klingel. Petrowitsch hatte ihn schon lang an seinem Fenster beobachtet, und als er jetzt klingelte, sagte Petrowitsch oben vor sich hin: „So, du willst zu mir? Du sollst dran denken, wie ich dich heimschicke."

Petrowitsch war sehr übel gelaunt, so verdrießlich, als litte er an den Folgen eines nächtigen Rausches, und es war fast so. Er hatte sich verleiten lassen, in alten Erinnerungen zu schwelgen und einen andern davon trunken zu machen. Es ärgerte ihn, daß er dem Kitzel nicht widerstanden hatte, vor einem Menschen gut zu erscheinen. Er schämte sich, daß er dem Doktor nochmals am Tageslicht unter die Augen treten solle. Sein Stolz, daß er sich gar nicht darum kümmere, was die Welt von ihm denke, war dahin. Nun kam Pilgrim, der soll die volle Ladung des Aergers empfangen, der wird heute nicht mehr Guitarre spielen und pfeifen und singen.

Pilgrim trat ein und sagte: „Guten Morgen, Herr Lenz!"

„Ebensoviel, Herr Pilgrim!"

„Herr Lenz, ich komme zu Ihnen, statt in die Kirche zu gehen."

„Hätte nicht geglaubt, daß ich für so heilig gelte."

„Herr Lenz, ich komme zu Ihnen, nicht weil ich glaube, daß es was nützt, ich will nur meine Schuldigkeit gethan haben."

„Schön, wenn jeder seine Schuldigkeit thut!"

„Ihr wißt, Euer Lenz . . ."

„Ich habe weiter keinen Lenz, als den da," sagte Petrowitsch, sein wohlrasiertes Angesicht im Spiegel betrachtend.

„Ihr wisset, Euer Brudersohn steckt im Elend."

„Nein, das Elend steckt in ihm; das kommt davon, wenn man sich etwas auf sein gutes Herz einbildet und Kameraden hat, die einen damit hätscheln, und was da nicht mit einstimmt, das sind lauter Launen von griesgrämigen, vertrockneten Alten."

„Ihr mögt recht haben, mit Gescheitreden ist aber nichts geholfen. Das Elend von Eurem Lenz ist größer, als Ihr glaubt."

„Ich hab's noch nie ausgemessen."

„Mit einem Wort, ich fürchte, er bringt sich ums Leben."

„Das hat er ja schon lang gethan. Wer so dumm heiratet, bringt sich ums Leben."

„Ich weiß nichts mehr zu reden. Ich bin auf alles gefaßt gewesen, aber auf das nicht, Ihr seid noch viel mehr . . . und anders als ich geglaubt habe."

„Danke fürs Kompliment. Nur schade, daß ich mir das nicht als Orden anhängen kann, wie die Liederkränzler."

Der lustige, allezeit wohlgemute Pilgrim stand vor dem Alten verdutzt, wie ein Fechter, dem bei jedem Ausfall die Klinge aus der Hand gewunden wird.

Petrowitsch weidete sich an diesem Schauspiele und steckte ein großes Stück Zucker in den Mund. Dann sagte er schmatzend: „Der Sohn meines verstorbenen Bruders hat nach seinem eigenen Willen gehandelt, es wäre nicht recht von mir, ihn um den Ertrag seines Willens zu bringen. Er hat sein Leben verschleudert und sein Geld, ich kann's ihm nicht wieder holen."

„O Gott, Herr Lenz, das können Sie! Sein Leben und das seiner ganzen Familie ist noch zu retten. Die Hässigkeit im Hause wird aufhören, wenn es da wieder aus dem Vollen geht, alles geordnet und ohne Sorge. Ueber der leeren Krippe zanken sich die Gäule, sagt man. Das Geld ist nicht der Friede, aber es kann Frieden bringen."

„Schau' einmal an, wie gescheit die junge Welt mit fremdem Geld ist! Aber selbst erwerben will sie's nicht. Kurz und gut, ich thue nichts für den Mann des Löwen-Annele, der sich ihre guten Worte um Geld kaufen muß."

„Und wenn Euer Neffe stirbt?"

„So wird er wahrscheinlich begraben."

„Und was wird aus den Kindern?“
„Es weiß niemand, was aus Kindern wird.“
„Hat Euch Euer Neffe je etwas zuleide gethan?“
„Wüßte nicht, warum er das sollte.“
„Was könnt Ihr denn Besseres thun mit Eurem Gelde, als jetzt . . .“
„Wenn ich einmal einen Vormund brauche, werde ich mir den Herrn Pilgrim ausbitten.“
„Herr Lenz, ich sehe, ich bin für Euch nicht gescheit genug.“
„Ist mir eine große Ehre,“ sagte Petrowitsch, einen Fuß über den andern legend und mit dem Klapppantoffel in der Luft spielend.
„Ich habe das Meinige gethan,“ sagte Pilgrim wieder.
„Und billig, mit ein paar guten Worten; was kostet der Scheffel? Möchte mir auch kaufen.“
„Ich hab' Euch zum ersten- und letztenmal um etwas gebeten.“
„Und ich Euch zum ersten- und letztenmal etwas abgeschlagen.“
„Guten Morgen, Herr Lenz!“
„Ebensoviel, Herr Pilgrim!“
An der Thür kehrte Pilgrim noch einmal um, sein Angesicht war rot, in seinen Augen flimmerte es, und er sagte: „Herr Lenz, wißt Ihr, was Ihr thut?“
„Bis jetzt habe ich noch immer gewußt, was ich thue.“
„Eigentlich werft Ihr mich zur Thür hinaus.“
„So?“ schmunzelte Petrowisch. Er senkte aber doch den Blick, da er die Mienen Pilgrims sah, es zuckte etwas darin, war's Rauflust oder Weinen? Und Pilgrim fuhr fort: „Herr Lenz, ich lasse mir alles von Euch gefallen. Soweit es Menschen gibt, die Hecken und Bäume gesehen haben, woran Stöcke wachsen, gibt es keinen, keinen, der auftreten kann und sagen, man darf den Pilgrim ungestraft beleidigen. Ihr dürft's, und wißt Ihr warum? Weil ich mich für meinen Freund beleidigen lasse. Ich kann leider Gottes nichts anderes für ihn thun. Ich sage Euch kein böses Wort, kein einziges. Ihr sollt nicht sagen können: der Pilgrim hat mich grob behandelt, drum thue ich nichts für seinen Herzbruder, den Lenz. Ich nehme um meines Freundes willen gern den Schimpf auf mich. Ihr könnt es überall erzählen, daß Ihr mir die Thür gewiesen.“
„Wird mir nicht viel Ehre einbringen.“
Pilgrim atmete tief auf, seine Lippen wurden blaß, und er verließ stumm die Stube.
Petrowitsch schaute dem Davongehenden nach mit einer

Siegesmiene], wie sie der Fuchs machen muß, wenn er vollauf gesättigt einem Häschen zum Spaß ein bißchen Blut aussaugt und es dann wieder laufen läßt, so gut es kann.

Mit großem Behagen ging er in seiner Stube auf und ab und machte die Troddel an seinem Schlafrocke etwas weiter. Das Behagen schien ihn wahrhaft aufzublähen, er strich sich mit beiden Händen am Leibe herunter, und das sagte: so, jetzt bist du wieder der Petrowitsch; gestern abend warst du ein einfältiger Narr und hattest kein Recht dazu, auf die Waschlappenwelt hier herumzuschimpfen.

Unterdes ging Pilgrim still heimwärts, aber auch vor seinem Hause ging er vorüber und weit hinaus ins Feld, bis er endlich wieder umkehrte. Er fand zu Hause eine große Freude, den Sohn seines Freundes. So ist's, wenn Freunde einander in der Seele haben. Der gute Lenz hat in demselben Augenblick an dich gedacht, wie du an ihn. Vielleicht hat er sogar gewußt, geahnt, wie du zum Petrowitsch gingst. Er hat dir das Kind wie zur Beihilfe geschickt, aber es hätte nichts genützt; zu dem reden Menschen und Engel vergebens. Pilgrim war unerschöpflich in Spielen, die er für das Kind erfand, und in Zeichnungen, die er ihm vormachte. Und dann konnte er aus einem weißen Sacktuch und seinem schwarzen Halstuch mit seinen Fingern Hase und Hund machen, und wie die einander nachspringen. Der kleine Wilhelm war voll Jauchzen, und Pilgrim mußte ihm immer dieselbe Geschichte dreimal wiederholen. Gut erzählen konnte Pilgrim, besonders von einem kastanienbraunen Türken Kulikali, mit der großen Nase, der den Rauch schlucken kann. Pilgrim verkleidete sich selber als Türke Kulikali, setzte sich mit gekreuzten Beinen auf eine Decke am Boden und machte allerlei Schnickschnack. Pilgrim war gewiß heute ebensoviel Kind, wie sein junger Pate, und sie aßen miteinander unten bei Don Bastian. Nachmittags mußte Pilgrim, trotzdem es halb regnete, halb schneite, doch eine Stunde mit Wilhelm hinab an den Bach. Das war doch gar zu schön! Da schwammen die großen Eisschollen, und auf den Schollen saßen die Raben; sie wollten auch einmal zu Schiffe fahren, aber sobald eine Eisscholle zerschellte, flogen sie sehr geschickt auf und setzten sich auf eine andere. Es machte fast schwindelig, von der Anhöhe herab dem zuzusehen. Es war, als ob der Boden sich bewegte und das Eis stehen bliebe. Der Knabe hielt sich ängstlich an Pilgrim. Er kehrte mit ihm heim und ließ seinem Patchen ein Bett herrichten auf seinem zersessenen Sofa, und die beiden waren einig, daß der junge Lenz gar nicht mehr heimgehe. Und tief durch die Seele ging's Pilgrim, als das Kind sagte: „Der Vater schreit imm-

so und die Mutter auch, und die Mutter hat gesagt, der Vater ist ein böser Mann."

O armer Lenz, du mußt bald dazu thun, daß dein Kind anders wird! dachte Pilgrim.

Es regnete und schneite, daß man nicht vors Haus konnte, zumal da immer jetzt große Lawinen von den Dächern und den Wiesengeländen rollten. Es ward unversehens Abend, aber Lenz kam nicht; und Pilgrim horchte hoch auf, als ihm die Magd erzählte, Petrowitsch sei ihr auf dem Wege nach der Morgenhalde nicht weit vom Hause begegnet. Er habe sie gefragt: „Wem gehört das Kind?" Und als sie gesagt: „Das ist ja des Lenzen Wilhelm," da habe er den Knaben gestreichelt und ihm ein Stückchen Zucker gegeben; aber kein ganzes, denn er habe die Hälfte abgebrochen und sich selber in den Mund gesteckt.

Ist's denn möglich? Kann denn der Petrowitsch wirklich erweicht werden? Wer kennt die Gedanken der Menschen?

Nachdem Petrowitsch das Behagen des Triumphes über den Doktor und über den Pilgrim sattsam genossen hatte, fühlte er sich sehr ruhig.

Er sah die Menschen truppweise zur Kirche gehen und zuletzt eine einzelne Frau, einen einzelnen Mann eilig und allein dahinrennen, um noch zur rechten Zeit zu kommen.

Petrowitsch ging sonst auch fast regelmäßig zur Kirche, ja, man sagte sogar, er werde in seinem Testamente eine große Summe zum Neubau aussetzen; heute blieb er daheim, er hatte genug mit sich selber zu thun, und unwillkürlich dachte er: Der Bursch hat doch gute Freunde in der Not. Pah! Wer weiß, ob sie's wären, wenn sie Geld hätten ... Das von dem Pilgrim kann aber doch echt gewesen sein, es scheint fast; das Weinen hat ihm nahe gestanden, er hat an sich gehalten und hat sich alles gefallen lassen, um es für seinen Freund nicht zu verderben ... Wer weiß, ob das nicht doch falsches Spiel ist? Nein, es gibt doch noch wirklich Freunde ...

Von fern her dröhnte die Orgel, erschallte der Gesang der Gemeinde, und jetzt war's still, jetzt predigt der Pfarrer, man hört eine einzelne Menschenstimme nicht so weit. Petrowitsch saß auf seinem Stuhl und hielt die Hände ineinander, und es war fast, als predige ihm jemand, und plötzlich erhob er sich und sagte fast laut: „Es ist gut, den Menschen den Meister zu zeigen; aber es schmeckt doch auch gut, verehrt zu werden. — Nein, das ist nicht viel wert — aber den Menschen einmal die Augen aufreißen, daß sie sagen: beim Blitz, das hätten wir nicht geglaubt! ja, ja, das schmeckt doch."

Seit vielen Jahren hatte sich Petrowitsch nicht so schnell

angekleidet wie heute. Sonst war das Ankleiden, wie überhaupt alles, was er zu thun hatte, eine gemächliche Arbeit, bei der man ein schönes Stündchen verbringt; heute war er schnell fertig. Petrowitsch hatte seinen Pelz angezogen, er hatte den feinsten Pelz weit und breit; er war nicht umsonst so lange in Rußland gewesen. Die alte Haushälterin hatte ihn doch noch vor wenig Minuten im Schlafrock gesehen, sie sah ihn staunend an, sie durfte aber nichts reden, wenn er sie nicht zuerst ansprach. Mit seinem goldknaufigen Stocke, an dem aber eine sehr spitzige Zwinge war, ging Petrowitsch durch das Dorf und richtig den Berg hinauf. Kein Mensch war auf dem Wege, keiner sah aus dem Fenster, es wunderte sich niemand, ihn zu solch ungewöhnlicher Zeit und bei so schlechtem Wetter außer dem Hause zu sehen. Nur Büble bellte laut für die ganze Menschheit: Mein Herr geht einen Weg, einen Weg, es glaubt's kein Mensch! Ich hätt's selber nicht geglaubt. — So bellte er bald einem Raben zu, der beschaulich auf einer Hecke saß und mit tiefem Sinnen betrachtete, wie der Schnee schmolz; bald bellte Büble es ganz für sich hin, und je tiefer der Schnee war, um so höher, wie emporgeschnellt, hüpfte Büble auf seinen überflüssigen Abschweifungen bergauf und bergab. Und dann schaute er seinen Herrn wieder an, wie wenn er sagen wollte: Uns zwei versteht keine Menschenseele, nur du und ich, wir kennen uns.

„Ich gebe meine Ruhe mit hin, wenn ich's thue," sagte Petrowitsch vor sich hin, „aber wenn ich's nicht thue, habe ich auch keine Ruhe, und es ist doch besser, ich habe Dank davon. Und ein einfältiger, guter, ehrlicher Mensch ist er doch, gerade wie sein Vater gewesen ist; ja, ja."

Petrowitsch kam bis vor das Haus des Lenz. Die Hausthür war verschlossen, Büble stand schon auf der Schwelle, und in diesem Augenblick — Petrowitsch hatte fast schon die Thürklinke in der Hand — sank er zu Boden. Er lag unterm Schnee. Das hat man davon, wenn man sich um einen andern Menschen annimmt, war sein erster Gedanke beim Niederstürzen. Bald aber hatte er keine Gedanken mehr.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Verschüttet und heimgesucht.

„Zünd' ein Licht an, Lenz, zünd' ein Licht an. Wenn eine Gefahr ist, muß ich sie sehen. Du bleibst im Finstern und klagst

und weinst. Was weinst du jetzt auf meine Hand? Was soll das? Laß mich los, ich will aufstehen und Licht machen."

„Annele, so bleib' doch ruhig," konnte Lenz kaum hervorbringen. Seine Zähne klapperten. „Annele, ich habe mich vor deinen Augen umbringen wollen."

„Bring' lieber mich um. Mir wäre der Tod recht."

„Annele, hast du mich denn nicht verstanden? Wir sind begraben mit unserm Kind. Wir sind verschüttet."

„Jawohl, wenn du das Unglück zu machen gehabt hättest, wär's nicht geschehen; es hat von selber kommen müssen."

Noch immer, jetzt noch dieser gellende, schneidende Ton, diese ätzenden, stachelnden Worte! Lenz konnte kaum Atem holen.

„Ich stehe auf, ich stehe auf," fuhr Annele fort, „ich bin nicht so wie du und lasse die Arme hängen: komm, Glück, komm, Unglück, mach' mit mir, was du willst! Ich muß sehen, was da zu machen ist. Du möchtest am liebsten warten, bis man dich ausgräbt oder der Schnee von selbst weggeht. Bei mir ist's anders. Wehr' dich, hat unser alter Hund geheißen."

„Bleib' ruhig. Ich will Licht anzünden," erwiderte Lenz und ging nach der Stube; aber noch hatte er das Licht nicht angezündet, als Annele bei ihm stand. Sie hatte das Kind auf dem Arm. Er ging nach dem Speicher, kam aber schnell wieder zurück und berichtete mit Entsetzen, daß das Dach eingedrückt sei. „Das ist nicht vom Schnee allein," sagte er, „da sind Baumstämme mit heruntergerollt. Drum hat's so gepoltert."

„Was geht mich das an? Helfen, ein Rettungsweg ist die Hauptsache."

Annele rannte hin und her, drückte an allen Fenstern, an allen Thüren. Es darf nicht sein, solch ein Unglück darf nicht geschehen! Erst als sie merkte, daß nichts nachgab, alles wie fest eingemauert, schrie sie laut jammernd auf und setzte das Kind auf den Tisch. Lenz nahm das Kind auf den Arm und redete Annele zu, geduldig zu sein; sie gab keinen Laut von sich. „Die kalte Hand des Todes liegt auf unserm Hause," sagte er, „da hilft kein Ankämpfen mehr. Hast du den Wilhelm auch noch daheim? Ist er wo versteckt?"

„Nein, er ist fort, das Kind aber hab' ich bei mir behalten."

„Gottlob! da sind wir doch nicht alle verloren, ist doch eines von uns gerettet. O, du armes Kind! Ich will dir ehrlich sagen, ich habe den Knaben fortgeschickt, er sollte nicht dabei sein, wie ich mich umbringe. Jetzt ist's anders. Jetzt hat uns

Gott miteinander abgefordert. O, du armes Kind, daß du um der Sünde deiner Eltern willen sterben mußt!"

„Ich habe nicht gesündigt, ich habe mir nichts vorzuwerfen."

„Gut, bleib' auch jetzt noch dabei. Davon weißt du nichts, daß du mich ermordet, mir das Herz im Leib vergiftet, mich verunehrt hast vor mir selber, mich hast unter den Fuß treten wollen und mir alle Kraft genommen?"

„Ein Mann, der sich die Kraft nehmen läßt, verdient's nicht besser."

„Annele, um Gottes willen, in einer Stunde stehen wir vielleicht vor einem andern Richter. Geh in dich!"

„Ich brauche dein Predigen nicht, predige dir selber."

Sie ging in die Küche und wollte Feuer anzünden, aber sie that einen jammervollen Schrei. Als Lenz hinauskam, sah er ihren Blick starr auf den Herd gerichtet, da saßen die Ratten und Mäuse auf dem Herde und starrten sie an, und ein Rabe flog in der Küche umher und schlug bald einen Teller, bald einen Topf zu Boden.

„Schlag sie tot," schrie Annele und floh in die Stube.

Lenz wurde der Ratten und Mäuse bald Meister, des Raben konnte er nicht habhaft werden, wenn er nicht alles Geschirr in der Küche zertrümmern wollte, beim Lampenlicht war er wie toll, und ohne Licht fand man ihn nicht. Lenz ging in die Stube und sagte: „Ich habe hier meine geladene Pistole, ich könnte den Raben erschießen, aber ich darf's nicht wagen; die Erschütterung durch den Schuß kann das Zusammenstürzen des Hauses beschleunigen. So, ich will wenigstens diese Stube sicher machen."

Er rückte in die Mitte der Stube unter den Durchzugsbalken einen schweren Schrank, stemmte einen kleinen darauf, stopfte sie voll mit Linnenzeug und rammte sie so fest gegen die Decke, daß sie sattsam Tragkraft haben mußten.

„Jetzt wollen wir, was wir von Speisen haben, hier hereinbringen." Auch das vollführte er schnell und sicher. Annele sah ihn staunend an, sie konnte sich nicht vom Platze bewegen, sie war wie gelähmt.

Lenz holte sein Gebetbuch und das Anneles, er schlug in beiden das Gleiche auf: Vorbereitung zum Tode. Er legte das eine vor Annele, in dem andern las er; aber bald schaute er auf und sagte: „Du hast recht, daß du nicht hineinsiehst, da steht nichts für uns." Noch nie waren zwei Menschen auf der Welt, sie sollten abgeschieden, still einander das Leben verdoppeln, aber sie hielten's nicht aus, dahin, dorthin zieht es, und jetzt

sind sie beide gefangen im Vorhof des Todes, konnten nicht miteinander leben, müssen miteinander sterben. „Still!“ unterbrach er sich plötzlich. „Hörst du nicht schreien? Mir war's, wie wenn ich was hörte, tiefes Brummen.“

„Ich höre nichts.“

„Wir können kein Feuer machen,“ fuhr Lenz fort, „der Rauchfang ist verschüttet, wir ersticken. Gottlob! da ist die Spirituslampe, die meine Mutter selig noch angeschafft hat. Ja, Mutter,“ sagte er, zu dem Bilde aufschauend, „du hilfst noch im Tode. So, jetzt zünd' an, Annele, spar' aber den Spiritus. Wer weiß, wie lange wir da ausharren müssen!“

Annele sah dem ganzen Gebaren des Lenz wie erstarrt zu, das Wort drängte sich ihr oft auf die Lippe: „Bist du denn der Lenz, der sich nicht zu helfen weiß?“ Aber sie brachte das Wort nicht hervor, sie war wie ein Scheintoter, der reden will und nicht kann; das Wort kam nicht heraus.

„Wenn aber die Mäuse auch hier hereinkommen,“ sagte Annele, als sie den ersten Schluck warmer Milch getrunken.

„Dann schlagen wir sie auch hier tot, und ich stecke sie in den Schnee hinaus, damit der Faulgeruch uns nicht schadet. Ich will gleich die draußen versorgen.“

Annele sah Lenz wieder erstaunt nach. Ist denn das ein anderer Mensch? Ist das der alte, weiche, schlaffe Mensch, der jetzt im Angesicht des Todes so keck zugreift?

Ein gutes, ein anerkennendes Wort kam bis auf die Lippe, aber es kam nicht hervor.

„Schau', der verdammte Rabe hat mich gebissen,“ sagte Lenz, mit blutiger Hand eintretend, „und ich kann ihn nicht fassen. Der Kerl ist toll, weil ihn die Schneelawine auch mit fortgerollt hat. Durch den Schornstein ist eine ganze Schneesäule herunter. Schau', jetzt ist's schon zehn Uhr. Jetzt gehen sie drunten im Dorf aus der Kirche. Mit dem letzten Läuten sind wir verschüttet worden. Das war unser Grabgeläute.“

„Ich will aber noch nicht sterben, ich bin noch so jung! Und mein Kind! Das habe ich nie gewußt, das habe ich nie geahnt, daß man sich so in den Tod stellt, wenn man sich zu euch Uhrmachern auf der Einöde niederläßt.“

„Das hat auch nur dein Vater gethan,“ erwiderte Lenz; „meine Eltern sind auch dreimal verschneit gewesen, draußen lag der Schnee, daß man zwei, drei Tage nicht aus dem Hause konnte, aber verschüttet waren wir nie. Da hat dein Vater den Wald verthan, das ist sein Werk, er hat mir den Wald überm Kopf niederhauen lassen.“

„Du bist selbst schuld. Er hat dir den Wald geben wollen."

„Das ist wahr."

„O lieber Gott, wenn ich nur mit meinem Kind da heraus wäre!" klagte Annele wieder.

„Und an mich denkst du gar nicht?"

Annele that, als ob sie das nicht hörte, und rief nur wieder: „O lieber Gott, warum muß ich so sterben! Was hab' ich denn gethan?"

„Was du gethan hast? Ueber eine Weile wird dir's Gott selber sagen, mein Reden hilft nichts mehr."

Lenz schwieg, auch Annele schwieg, und doch war ihr, als müßte sie reden, ganz anders, sie konnte nicht.

„O lieber Gott," begann Lenz, „da sind wir zwei jetzt in den Tod gestellt, und wie sind wir zu einander! O Elend und Jammer! Und wenn wir gerettet werden, da geht das Martern und Peinigen von neuem an. Meine Eltern waren auch dreimal verschneit; meine Mutter hat jeden Winter Vorkehrungen dagegen getroffen und immer großen Vorrat von Salz und Oel gehabt. Von den ersten beiden Malen weiß ich nichts, aber das letzte Mal, das ist mir noch ganz im Gedächtnis. Nie in meinem Leben habe ich gesehen, daß Vater und Mutter einander küßten, und doch haben sie einander im Herzen getragen, getreu und gut; und wie nun der Vater sagt: ‚Marie, jetzt sind wir einmal wieder allein auf der Welt, außer der Welt,' da habe ich zum erstenmal gesehen, wie die Mutter den Vater küßt, und die drei Tage lang war's, wie wenn man immer in der Ewigkeit wäre, im Paradies. Am Morgen, am Mittag und Abend haben Vater und Mutter miteinander aus dem Gesangbuch gesungen, und jedes Wort, was sie miteinander redeten, war so heilig und so still, ich kann's gar nicht sagen. Meine Mutter sagte einmal: ‚Wenn wir nur einsmals so miteinander sterben könnten, so aus der Ruhe heraus in die ewige Ruhe, und ich möchte mit dir in derselben Minute sterben, daß keines dem andern nachjammern muß.' Da war's auch, wie der Vater vom Ohm gesprochen hat, und er sagte: ‚Wenn ich jetzt sterben müßte, ich habe keinen Feind draußen in der Welt, ich bin niemand was schuldig, nur mein Bruder Peter ist mir feind und das thut mir weh.'"

Plötzlich hielt Lenz wieder inne im Erzählen.

Es kratzt etwas an der Hausthür, es wimmert, es bellt. „Was ist das? Ich muß sehen, was das ist," sagte Lenz.

„Nein, laß, um Gottes willen, laß!" schrie Annele und legte ihre Hand auf seine Schulter, es durchzuckte ihn wie ein Blitz. „Laß, Lenz. Es ist ein Fuchs, der bellt, nein,

ist ein Wolf, so bellen die Wölfe. Ich hab' einmal einen gehört."

Von den Stimmen im Hause geweckt, schien das draußen lebendiger, es kratzte und bellte mächtiger.

„Nein, das ist kein Wolf, das ist ein Hund. Still, das ist der Büble. Heiliger Gott, der ist's! Wo der Büble ist, ist auch der Ohm. Der ist auch verschüttet."

„Laß ihn liegen, wenn er's ist, der Schelm verdient's nicht besser."

„Weib, bist du toll? Jetzt noch kannst du dein Gift nicht lassen?"

„Ich habe mich voll getrunken, bis da herauf an Gift. Ich habe die langen Tage sonst nichts gehabt. Es war meine einzige Speise."

Lenz ging nach der Küche und kam mit dem Beile wieder.

„Was willst du?" sagte Annele und hielt das Kind vor sich.

„Geh weg! Geh weg!" schrie Lenz, und mit aller Macht hieb er die Thür, die nach außen aufging, in Stücke. Es war in der That Büble, der heulend hereinsprang; schnell aber eilte er wieder zurück und begann im Schnee zu wühlen und immer wieder zu bellen.

Lenz machte sich dran, den Schnee wegzuschaufeln. Es dauerte nicht lange, es kam ein Pelzstück zum Vorschein, Lenz arbeitete behutsam weiter, legte Hacke und Schaufel weg und grub mit den Händen. Er mußte den Schnee in das Haus hereinnehmen, um Raum zu gewinnen. Er fand den Ohm. Er war leblos und so schwer, daß er ihn fast nicht erschleppen konnte. Lenz trug ihn in die Kammer, riß ihm die Kleider vom Leib und brachte ihn ins Bett. Dort rieb er ihn mit aller Macht, bis er aufatmete. „Wo bin ich?" stöhnte er, „wo bin ich?"

„Bei mir, Ohm!"

„Wer hat mich hierher gebracht? Wer hat mir meine Kleider ausgezogen? Wo sind die Kleider? Wo ist mein Pelz? Wo ist meine Weste? Da sind meine Schlüssel drin. Ha! Habt ihr mich endlich?"

„Ohm, haltet Euch ruhig, ich will alles suchen. Da, da ist Euer Pelz; da, da ist Eure Weste."

„Gib sie her; sind die Schlüssel drin? Da, da sind sie. Ha! Büble, bist du auch da?"

„Ja, Ohm, der hat Euch gerettet."

„Ja, jetzt besinn' ich mich. Wir sind verschüttet. Wie lange ist das schon? War's nicht gestern?"

„Es ist kaum eine Stunde," sagte Lenz.

„Hörst du nicht Hilfe kommen?"

„Ich höre gar nichts; haltet Euch jetzt ein bißchen ruhig, ich gehe in die andere Stube und will Euch was holen."

„Laß mir das Licht da, bring' mir etwas Warmes."

Als er allein war, sagte Petrowitsch vor sich hin: „Geschieht mir recht, geschieht mir ganz recht. Warum bin ich von meinem Weg abgegangen?"

Lenz brachte indes dem Ohm etwas Branntwein. Der schien ihn zu erfrischen, und den Hund hätschelnd, der sich an ihn schmiegte, sagte Petrowitsch: „Laß mich jetzt schlafen. Was ist das? Schreit nicht ein Rabe?"

„Ja, es ist einer vom Schnee durch den Schornstein in die Küche gewirbelt."

„So? Laß mich schlafen."

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Ins Herz getroffen.

Lenz saß draußen bei Annele in der Stube, beide redeten kein Wort; nur das Kind lachte und wollte bald nach dem Licht, bald nach den Augen des Vaters greifen, die starr auf das Kind gerichtet waren. „Gottlob! es ist doch unser Sohn gerettet, wenn wir da sterben müssen," sagte Lenz. Annele schwieg; die Uhren gingen im Takte fort, und jetzt begann die Spieluhr einen Choral zu spielen. Zum erstenmal begegneten sich wieder die Blicke der beiden. Annele faßte das Kind anders und faltete die Hände über dessen jauchzender Brust.

„Wenn du beten kannst," sagte Lenz, nachdem der Choral vorüber war, „so mein' ich, solltest du auch in dich gehen und bereuen können."

„Ich habe gegen dich nichts zu bereuen, und was ich zu bereuen habe, das sage ich nur Gott. Ich habe mit dir nichts gewollt, als was gut und rechtschaffen ist."

„Und ich?"

„Du auch, soweit du eben kannst; ich bin gerechter gegen dich, als du gegen mich; du willst mich nicht dazu kommen lassen, daß ich was erwerbe."

„Und deine entsetzlichen Worte?"

„Pah! Worte machen einem kein Loch in den Kopf."

Lenz bat und beschwor sie, doch jetzt wenigstens vor dem Ohm gut und friedlich zu sein. Wie aus dem Traum entgegnete Annele: „Der Ohm und der Rabe da draußen, die sagen mir, daß wir jetzt sterben müssen.“

„Du bist doch sonst nicht abergläubisch; das wäre schrecklich, für dich am meisten. Du hast ja die Schrift und das Vermächtnis in den Sturm hinausgeschleudert und ihn gerufen, daß er kommen soll.“

Annele gab keine Antwort, und Lenz erhob sich nach einer Weile und sagte, er wolle sich durch die Höhlung, darin der Ohm gelegen, weiter durchgraben; wenn er nur bis zum Berg käme, dann könne er hinauf und Hilfe bringen. Annele hatte schon die Hand ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten. Wenn der Schnee sich senkt und Lenz verschüttet wird, sie und Petrowitsch haben nicht Kraft, ihn wieder herauszuscharren. Sie hatte schon die Hand ausgestreckt, um ihn zurückzuhalten, aber sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und ließ ihn gehen. Er kam nach kurzer Weile wieder und sagte, der Schnee sei so locker, daß jede Höhlung gleich wieder einsinke, und es sei zu fürchten, daß es draußen unaufhörlich fortschneie. Er schaufelte nun den Schnee, den er beim Ausscharren des Ohms ins Haus gebracht, wieder hinaus und schob einen Schrank vor den Hauseingang, wo durch die zertrümmerte Thür immer mehr Schnee eindrang.

Er mußte sich umkleiden und sein Sonntagsgewand anziehen, es war sein Hochzeitskleid, das er anzog.

Heute vor fünf Jahren, sagte er wie für sich, sind viel Schlitten vor dem Löwen gestanden; wenn nur die Gäste von damals alle da wären, um uns auszugraben!

Petrowitsch war nach kurzem Schlafe in der Kammer erwacht, aber er hielt sich ruhig. Er besann sich mit Gelassenheit auf alles, was geschehen war. Eilen hilft hier nichts und Klagen auch nichts. Er hatte gestern sein ganzes vergangenes Leben noch einmal auferweckt, er hatte in kurzem Zeitraum alles noch einmal gelebt, und jetzt ist's am Ende. Das sagte er sich mit Ruhe. Wie er sich aber zu denen da draußen in der Stube verhalten solle, darüber konnte er lange nicht einig werden. Endlich rief er Lenz und verlangte seine Kleider, er wolle aufstehen. Lenz sagte, es sei kalt in der Stube und man könne nicht heizen, auch seien die Kleider naß. Petrowitsch aber verlangte dennoch aufzustehen und fragte: „Hast du nicht einen guten Schlafrock?“

„Wohl, ich habe einen, ich habe noch den von meinem seligen Vater. Wollt Ihr ihn anziehen?

„Wenn du keinen andern hast, gib her,“ sagte Petrowitsch

zornig, innerlich aber war's ihm wehmütig, ja fast bang, den Rock seines Bruders anzuziehen.

„Ihr sehet meinem Vater jetzt ganz gleich!“ rief Lenz, „ganz ähnlich, nur ein wenig kleiner.“

„Ich habe eine harte Jugend gehabt, sonst wäre ich auch größer,“ sagte Petrowitsch und schaute, als er in die Stube kam, in den Spiegel. Der Rabe schrie in der Küche, Petrowitsch erschrak und befahl Lenz gebieterisch, den Raben totzuschlagen. Lenz erklärte, daß er das nicht könne, und jetzt war Friede zu stiften zwischen Büble und der Hauskatze. Büble jammerte noch lange, er schien hart getroffen; die Katze wurde in die Küche gesperrt, das war doppelt gut, denn der Rabe war fortan still. Petrowitsch verlangte noch mehr von dem Kirschbranntwein, und Lenz erzählte, daß gottlob noch drei Flaschen da seien, die seien mindestens zwölf Jahre alt, die seien noch von seiner Mutter. Petrowitsch bereitete mit heißem Wasser und Zucker einen guten Grog. Er wurde gesprächsam und rief: „Es wäre doch gar zu toll! Habe meinen Körper durch die ganze Welt geschleppt, und jetzt soll ich daheim im elterlichen Haus zerquetscht werden. Geschieht mir recht; warum habe ich das dumme Heimweh nicht bezwingen können! Ja, Heimweh!“ Er lachte laut auf und fuhr fort: „Mein Leben ist versichert, was hilft mir's jetzt? Und wißt ihr, wer uns da begraben hat? Der Ehrenmann, der dicke Löwenwirt, hat den Wald da über uns verfressen.“

„Leider Gottes, er begrabt damit sein Kind und Kindeskind,“ setzte Lenz hinzu.

„Und ihr seid beide nicht wert, meinen Vater zu nennen!“ schrie Annele mit gellender Stimme. „Mein Vater hat Unglück gehabt, aber schlecht ist er nicht, und wenn ihr noch so ein Wort sagt, zünde ich das Haus an.“

„Du bist verrückt!“ rief Petrowitsch; „sollen wir ihm dafür danken, daß er uns den kleinen Schneeballen da auf den Kopf geworfen hat? Aber sei ruhig, Annele, komm her, setz' dich zu mir und gib mir die Hand. Annele! Ich will dir was sagen, ich hab' dich auch für nicht brav gehalten, aber jetzt bist du brav; das ist recht, das gefällt mir von dir, daß du nichts auf deinen Vater kommen lässest. Es gibt wenige, die bei einem aushalten, wenn man nichts mehr hat. O, wie hab' ich dich so lieb! heißt's, so lange man Geld im Beutel hat. Das ist brav von dir.“ Annele schaute nur einmal auf zu Lenz, und er schlug den Blick nieder. Petrowitsch fuhr fort: „Es ist vielleicht gut, daß wir so bei einander sitzen, noch die Stunde; wer weiß, wie bald wir sterben müssen! und jetzt muß alles rein

und klar heraus; Lenz, rück' auch ein bißchen näher. Ich glaube, du hast gewollt, deine Frau soll dich im Unglück trösten, und gerade, weil du unzufrieden gewesen bist mit dir und dir selber hast kein Lob geben können, hast du von andern Lob erwartet, statt daß du ihr hättest Hilfe leisten sollen, dem stolzen Löwen-Annele. Ja, du bist stolz, schüttle den Kopf nicht. Stolz ist eine gute Sache, wenn nur der Lenz ein bißchen mehr hätte; ja, wart' nur, es kommt schon auch noch an dich."

„Ja!" rief Annele, „er hat mich belogen, er hat mir eingeredet, er habe die Bürgschaft für den Faller gekündigt, und es ist doch nicht wahr."

„Ich habe dir nichts gesagt, ich bin deinem beständigen Drängen nur ausgewichen."

„Wie gesagt, die Reihe kommt auch an dich. Jetzt sag' mir nur eins, Annele," fuhr Petrowitsch fort, „aber auf Ehre und Gewissen: hast du gewußt, wie du den Lenz geheiratet hast, daß dein Vater nichts mehr hat?"

„Soll ich's ganz ehrlich sagen?"

„Ja."

„Nun denn, ich schwöre es vor Gott, daß es so gewesen ist: Ich hab' gewußt, daß mein Vater kein reicher Mann mehr ist, aber für vermögend habe ich ihn immer noch gehalten. Ich hab' den Lenz gern gehabt, wie wir noch reich gewesen sind; damals hat meine Mutter nichts davon wissen wollen. Meine Mutter hat mit uns immer hoch hinaus gewollt, und daneben hat sie mich auch nicht zu einer Schwiegermutter ins Haus geben wollen."

„Du für dich wärst also zu meiner Mutter gegangen, wenn sie noch gelebt hätte, und der Pilgrim hat ja gesagt, das hättest du nie gethan?"

„Wenn er das gesagt hat, hat er die Wahrheit gesagt. Ich habe als Mädchen manches unnütze Wort gesprochen, um groß zu thun, und weil die Leute über Keckheiten lachen."

Lenz schaute Annele groß an. Aber Petrowitsch sagte: „Rede jetzt nichts mehr drein, bis ich dich frage. Ihr beide habt einander betrogen und euch selbst betrogen. Ihr habt euch beide eingeredet, es sei lauter Liebe und Zärtlichkeit, warum ihr euch heiratet, und eigentlich hat jedes vom andern geglaubt, es sei reich, und wie sich gezeigt hat, daß das nicht ist, da ist der Grimmzorn und die Einbildung auf einmal miteinander im Herzen aufgestiegen. Sag', Lenz, hast du nicht geglaubt, das Annele sei reich?"

„Ja, das habe ich geglaubt. Aber, Ohm, daß mich das

Elend verzehrt, daß mir das Herz blutet und das Hirn brennt, das stammt nicht davon her. Ich habe nicht danach gefragt, aber ich hab's geglaubt, daß der Löwenwirt reich sei."

„Und du, Annele?"

„Ich nicht. Und wenn ihr beide mich mitten voneinander reißt, es ist nicht wahr."

„Gut, du bist doch nicht ganz heraus, aber das wirst du doch gestehen: ihr seid beide im selben Spital krank. Du, Lenz, bist auf deine Gutheit und auf deine Gescheitheit eingebildet. Ist das auch nicht wahr, Annele?"

„Ich habe mir nichts auf meine Gescheitheit eingebildet, aber ich bin doch gescheiter und erfahrener als er und weiß mir eher zu helfen. Und wenn er mir nachgegeben und wir ein Wirtshaus angeschafft hätten, säßen wir jetzt nicht da im Elend, vielleicht im Tod."

„Und wie hast du ihn dazu bringen wollen, daß er dir nachgibt?"

„Ich habe ihm gezeigt, daß er der Garnichts ist, der Stiftlessucher. Ich leugne nichts. Ich habe ihn mitten voneinander entzwei gebrochen und ihm gesagt, was mir in den Mund gekommen ist, und je weher es ihm gethan hat, desto lieber ist mir's gewesen."

„Annele, glaubst du an die Hölle?"

„Ich muß, ich hab' sie ja vor mir, ich bin in der Gewalt von euch beiden, ärger kann's drüben keine Hölle geben. Ihr beide könnt mich jetzt quälen, wie ihr wollt, ich kann mich nicht wehren, ich bin eine schwache Frau!"

„Schwache Frau?" schrie Petrowitsch. Seine Stimme war ungewöhnlich stark. „Schwache Frau? Das ist das Rechte. Widerspenstig bleiben, daß man die Wand hinauf möchte vor Verzweiflung, einem Gift ins Herz spritzen, daß man toll wird, und nachher heißt's: Ich bin eine schwache Frau!"

„Ich könnte lügen," fuhr Annele fort, „und euch jetzt alles versprechen, aber ich will nicht; lieber lasse ich mich zerreißen, ehe ich einen Punkt von meinem Recht nachgebe. Alles, was ich gesagt habe, ist wahr; daß ich's giftig gesagt habe, ist auch wahr."

„So? Alles ist wahr?" schrie Lenz leichenblaß. „Denk' nur an eines! Du hast gesagt, meine Gutthaten seien nur ein Deckmantel für meine Faulheit, und du hast gesagt, ich hätte meine Mutter schlecht behandelt. Meine Mutter! Wie wird dir's sein, wenn wir jetzt in einer Stunde vielleicht vor sie treten?"

Annele schwieg; Petrowisch schärfte sich lange die Lippen mit den Zähnen, er konnte nicht reden, endlich sagte er: „Annele, wenn er dich erdrosselt hätte auf das Wort, er wäre geköpft worden, aber er würde vor Gott unschuldig befunden. Ja, du Wirtstöchterle mit deinem Wirtsstubenmäulchen, du bist gewitzigt, du hast gewiß auch von schuftigen, hängenswerten Fuhrknechten gehört, daß sie den Pferden, wenn sie nicht schnell genug laufen, brennenden Zunder ins Ohr legen — du hast dem Lenz solche Worte wie brennenden Zunder ins Ohr gelegt und hast ihn rasend gemacht. Da meine Hand, Lenz, du bist ein Blickbettler, du gehst herum und bittest jeden: sieh mich gut an, gib mir ein gutes Wort; das ist armselig. Aber solche Strafe hast du nicht verdient, du hast's nicht verdient, daß ein Teufel dich verrückt macht. Das Kind her! Du bist nicht wert, ein unschuldiges Kind auf dem Arm zu haben."

Er entriß ihr das Kind; das Kind schrie laut, aber Lenz trat dazwischen und sagte: „Nicht so, Ohm. Nicht so. Annele, hör' mich gut an, ich will gut mit dir reden. Annele, wir stehen da vor dem offenen Grab . . ."

„Weh!" rief Annele und bedeckte das Gesicht, und Lenz fuhr fort: „Auch du stehst vor deinem offenen Grab . . ."

Annele gab keine Antwort mehr, sie sank leblos auf den Boden.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Versunkene Stimmen werden kund.

Bei dem Sturz war die Lampe vom Tisch gefallen und erloschen, die vier waren im Dunkeln. Lenz rieb Annele mit dem Kirschbranntwein, den er glücklich erhascht hatte, sie atmete auf und legte ihm die Hand auf das Gesicht. Er trug sie in die Kammer auf das Bett, dann eilte er, wieder Licht zu machen.

Lenz hatte einen großen Vorrat von gereinigtem Terpentinöl, bei dem er in der Nacht arbeitete, im Hause. Der Rabe in der Küche hatte das große Gefäß zerbrochen, und ein unerträglicher Harzgeruch drang in die Stube, wenn man die Thür öffnete. Lenz zündete in der Lampe Kirschbranntwein an, und schauerlich sahen die Verschütteten einander an bei dem blauen, fahlen Licht.

Petrowitsch legte das Kind auf das Bett, seine Füße waren eiskalt. Er befahl Büble, daß er sich auf die Füße des Kindes lege. Büble gehorchte. Dann nahm Petrowitsch den Lenz am Arm und führte ihn wieder in die Stube, die Kammerthür blieb offen.

Der Rabe und die Katze waren draußen in der Küche wieder im Streit. Man ließ sie gewähren, bis sie von selbst ruhig waren.

„Hast du nichts Ordentliches zu essen?" fragte Petrowitsch; „es ist schon fünf Uhr, ich habe bitteren Hunger."

Es war zu essen genug da, ein Schinken, der durch den Kamin herabgefallen war, Brot und vor allem ein großer Sack Dürrobst.

Petrowitsch aß mit gutem Appetit und drang auch in Lenz, daß er esse, aber Lenz konnte keinen Bissen hinunterbringen. Er horchte immer nach der Kammer. Das Kind plauderte im Schlafe, es war wie ein unverständliches Gemurmel aus jener Welt, und erschreckend war's, wie es lachte. Annele atmete still. Lenz ging hinein und griff nach dem Kinde und schrie vor Entsetzen laut auf, er hatte den Büble gefaßt, und dieser schnappte nach ihm. Annele war von dem Schrei erwacht, und sie rief ihn und Petrowitsch zu sich, sie saß aufrecht und sagte: „Ich danke Gott, daß ich wieder lebe, und wenn's auch nur eine Stunde ist! Ich bitte alle um Verzeihung, dich vor allem, Lenz."

„Red' jetzt nicht viel," unterbrach dieser. „Willst du nicht jetzt was genießen? Ich habe Kaffee gefunden, aber die Mühle nicht. Ich will ihn zerklopfen, wenn das Kind wach ist. Es ist auch guter Schinken da."

„Ich will nichts. Laß mich reden. Was ist geschehen? Warum hast du so geschrieen, Lenz?"

„Es war nichts. Ich habe nach dem Kind gegriffen und da hat der Büble nach mir geschnappt, und in der Angst und in dem allem war mir's, wie wenn ein Ungeheuer, ich weiß nicht was, mich verschlingen wollte."

„Ja, die Verwirrung," sagte Annele, „die Verwirrung, die bringt alles. O Lenz, es ist so geworden, wie mir's geträumt hat, du hast das Wort gesagt. In der vergangenen Nacht da war's, ich stehe an einem offenen Grab und sehe hinein, tief, tief, dunkel; es rollen kleine Schollen hinab und ich will mich halten und kann doch nicht; ich stürze, es zieht mich hinab Halte mich! So, so, es ist vorbei. So, es ist verschwunden. Leg' mir die Hand aufs Gesicht. So. O lieber Gott! daß i

alle mit mir sterben müßt, daß das über uns alle gekommen ist, damit ich gebessert werde! Ich hab's verdient; aber ihr und mein Kind! Und, o mein Wilhelm! mein armer Wilhelm! du hast mich noch so barmherzig angesehen, wie du fort bist, und hast gesagt: ‚Mutter, ich bring' dir was Gutes mit' ... In den Himmel hinein mußt du mir was Gutes bringen. Sei brav und gut und ...“

Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden, sie faßte nach der Hand des Lenz und hielt sie an ihre Wange. Dann rief sie: „Vor einer Stunde wäre ich noch gern gestorben, jetzt möchte ich doch wieder leben! Ich möchte es noch in der Welt zeigen, was ich kann! Ich sehe jetzt, wo ich gewesen bin. Ich, ich will jetzt um jeden guten Blick betteln. Lieber Gott, hilf uns heraus, nur eine Stunde, nur einen Tag! Lenz, und die Franzl hol' ich, an ihr habe ich angefangen.“

„Jetzt glaub' ich, daß der Teufel ausgetrieben ist,“ sagte der Ohm; „daß du an die Franzl denkst, daß du einem Gutes thun willst, dem du das Leben abgekränkt, das ist mir ein Zeichen. Da hast du meine Hand, jetzt ist's gut.“

Lenz konnte kein Wort reden; er eilte nach der Stube und fand noch einen Rest des Grogs, den der Ohm bereitet, er versuchte ihn, hielt Annele das Glas an den Mund und sagte: „Trink, so viel Tropfen du trinkst, so viel tausend glückselige Worte möchte ich dir geben.“ Annele setzte ab, und er fuhr fort: „Trink nur noch, trink aus. So, jetzt ruh' dich aus und red nichts mehr.“

„Ich kann nicht mehr trinken. Glaub' mir, ich kann nicht,“ sagte Annele; sie klagte jammervoll, daß sie alle sterben müßten, und als ihr Lenz tröstend einredete, sie hätten noch auf viele Tage Nahrung, man müsse Gott dafür danken, und ehe das aufgebraucht sei, komme gewiß Hilfe, da klagte sich Annele aufs neue an, daß sie sich versündigt habe; sie sähe jetzt, wie sie doch immer vollauf zu leben gehabt hätten, und sie habe undankbar und verstockt dessen nicht geachtet, und immer aufs neue klagte und jammerte sie: „Mir ist, als ob mir lauter Schlangen auf dem Kopfe wachsen. Greif' auf meinen Kopf, ob da nicht jedes Haar eine Schlange ist. O Gott! und ich hab' mich heute, oder war's gestern? zum erstenmal wieder hoch gezöpft. Laß mich! Ich muß mein Haar auflösen.“

Mit fieberisch zitternden Händen löste sie das Haar auf, und sie sah wild und jammervoll zugleich aus.

Lenz und Petrowitsch hatten schwere Mühe, sie zu beruhigen; der Ohm zwang endlich Lenz, mit ihm in die Stube zu gehen

und Annele allein zu lassen. In der Stube sagte der Ohm: „Halte dich ruhig, sonst stirbt dir deine Frau, ehe uns Hilfe kommen kann. Solch eine Umwandlung eines Menschen habe ich noch nie erlebt und hätte ich nie geglaubt. Das hält einer schwer aus. Jetzt sag', was ist das für ein Brief, den ich da, wie ich den Büble auf die Füße des Kindes gelegt, im Kleide deines Kindes gefunden habe?"

Lenz erzählte den entsetzlichen Entschluß, zu dem er gekommen wär, und bat, ihm den Brief zurückzugeben, es sei sein Abschied vom Leben gewesen; der Ohm hielt ihn fest und las leise für sich.

Lenz zitterte im Herzen, da er dabei sein mußte, wie die Worte, die er aus dem Tode heraus sprechen wollte, jetzt vernommen wurden. Er forschte in den Mienen des Ohms, soweit sich bei dem blauen Lichte sehen ließ, was er sagen würde; der Ohm aber schaute nicht auf und las bis zu Ende, dann traf nur ein flüchtiger, aber scharfer Blick den Lenz. Der Ohm steckte den Brief zu sich.

„Gebt mir den Brief, wir wollen ihn verbrennen," bat Lenz kaum hörbar.

Ebenfalls im leisesten Tone erwiderte Petrowitsch: „Nein, ich behalte ihn, ich habe dich doch nur halb gekannt."

Es war unentschieden, ob Petrowitsch das im Guten oder Bösen meinte. Er stand auf, nahm die Feile des Bruders von der Wand, hielt sie fest und drückte den Daumen in die durch jahrelange Arbeit ausgehöhlte Vertiefung.

Vielleicht that er dabei ein Gelübde, daß er Vaterstelle an Lenz vertreten wolle, wenn sie gerettet würden. Er sagte indes nur: „Komm her, ich will dir was ins Ohr sagen. Das Niederträchtigste von allem, dessen der Mensch fähig ist, ist der Selbstmord. Ich kannte den Sohn eines Selbstmörders, der sagte: ‚Mein Vater hat sich's leicht gemacht und uns schwer'. Und der Sohn hat das Andenken seines Vaters" — Petrowitsch machte plötzlich eine Pause, dann riß er Lenz scharf an sich und rief ihm laut ins Ohr hinein: „— verflucht!"

Lenz taumelte zurück und sank fast nieder, da er das hörte, und Annele schrie aus der Kammer: „Lenz, um Gottes willen, Lenz, steh auf!" Die beiden Männer eilten zu ihr, und sie sagte: „O guter Lenz, du hast dich umbringen wollen; ich weiß nicht, ob du's gekonnt hättest, aber daß du's gewollt hast, daß du dir's ausgedacht hast, daran bin ich schuld. O, wie muß dein Herz geblutet haben! Ich weiß nicht, was das Aergste ist, das du mir zu verzeihen hast."

„Es ist alles vorbei,“ beschwichtigte Petrowitsch. Es war wunderbar, daß Annele in der Kammer am selben Gedanken sich abarbeitete, und sie konnte doch nicht hören, was die Männer draußen im leisesten Ton gesprochen hatten.

Beide Männer suchten Annele zu beruhigen. Es schlug drei Uhr auf mehreren Uhren.

„Ist das Mittag oder Nacht?“ fragte Annele.

„Es muß Nacht sein.“

Sie wiederholten sich zusammen, was sie seit der Verschüttung erlebt hatten; es muß nach Mitternacht sein.

„O Tag! Wenn ich nur noch einmal, nur noch ein einzigmal die Sonne sehen könnte! Sonne, komm! komm herauf und hilf!“ so klagte Annele fortwährend. „Ich will noch leben, ich muß noch leben, lange Jahre. O, wenn man nur in einem Tag so viel Elend wieder gut machen könnte! Aber das braucht Jahre. Ich will getreu und geduldig aushalten.“ Sie war nicht zu beruhigen, bis sie wieder einschlief.

Auch Petrowitsch schlief ein, nur Lenz allein wachte. Er durfte nicht schlafen, er mußte die Todesgefahr im Auge behalten und sie abwehren, soviel er vermochte. Er löschte das Licht. Der Vorrat an Kirschbranntwein sollte nicht verbraucht werden; wer weiß, wie lange er vorhalten muß! Und bald war's Lenz, wie er so ins Finstere starrte, es müsse doch erst Mittag sein, bald wieder, es sei Nacht, bald war ihm das eine, bald das andere zum Trost: ist es Tag, ist Hilfe näher; ist es Nacht, so arbeiten sie schon länger, um Schnee und Steingeröll und Holzstämme wegzuräumen. Oftmals ist's, als wenn man ein Geräusch von außen hörte, es ist Täuschung, der Rabe in der Küche krukst im Schlafe.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eine Phalanx.

Um dieselbe Stunde, es war Mittag, ging Faller nach dem Hause des Lenz, er wollte ihm sagen, daß er nun seiner Bürgschaft entledigt sei. Es regnete und schneite durcheinander, und ein heftiger Wind peitschte Regen und Schnee, daß man nicht durchschauen konnte. Faller schritt, den Blick zur Erde geheftet, immer vorwärts. Plötzlich schaute er auf und rieb sich die Augen: Wo bist du denn? Bist du verirrt? Wo ist das Haus

des Lenz? Er drehte sich im Kreise umher und konnte sich nicht zurechtfinden. Halt! Da sind die Tannen, die stehen beim Hause des Lenz; aber das Haus! das Haus! In der Angst war Faller ausgeglitten und in eine Schneewehe gesunken, und je mehr er sich herausarbeiten wollte, um so tiefer sank er ein. Er betete, er schrie um Hilfe, niemand hörte ihn. Er arbeitete sich glücklich nach einem Baume durch, aber er konnte nicht weiter, er hielt sich an den Aesten; da kam eine frische Lawine den Berg herabgerollt, sie nahm den Schnee unter ihm mit, er war frei. In der Höhlung, welche die Lawine gemacht hatte, eilte er zu Thal. Schon blinkten ihm Lichter entgegen, es war Nacht geworden, und mit einem Zetergeschrei, das die Schlafenden erweckt hätte, schrie Faller durch das Dorf: „Hilfe! Hilfe!"

Alles eilte ans Fenster, auf die Straße, und Faller erklärte, daß das Haus des Lenz auf der Morgenhalde verschüttet sei.

Faller eilte in die Kirche und läutete Sturm. Es kamen nur wenige aus der Ferne, das Wetter war zu unbarmherzig, und der Wind trug das Sturmgeläute nicht weit.

Pilgrim und der Techniker waren die ersten, die auf dem Platze bei der Kirche waren.

Alles klagte über das entsetzliche Unglück, jetzt in der Nacht, bei diesem Sturm. Pilgrim konnte kein Wort reden, er war wie erstarrt.

Der Techniker bewährte sich als umsichtiger und tapferer junger Mann. „Leitern und Stricke so viel als möglich herbei und Schaufeln und Hacken!" rief er.

Fackeln wurden angezündet, die der Sturm mächtig anblies.

Die Frauen kamen herbei, sie hatten vor dem Regen und Schnee ihre Oberkleider über den Kopf gestülpt, und es war ein grausiger Anblick, wie die gespensterhaft verhüllten Frauen beim Fackelschein an ihren Männern und Söhnen zerrten und sie nicht ziehen lassen wollten, damit sie nicht auch im Schnee versinken.

Der Techniker band sich das Ende eines langen Strickes um den Leib und befahl — es ergab sich von selbst, daß er befahl —, daß je sechs Männer in ziemlich weiten Zwischenräumen sich zusammenbinden sollten, damit man nicht einander zu suchen habe und damit man sich gegenseitig heraushelfen könne.

Pilgrim band sich zum Techniker in die Kette, und nach ihm wollte gleich Don Bastian eintreten, aber der Techniker bat ihn, daß er eine besondere Kette führe.

Man nahm dürres Holz mit zum Feueranzünden, und mit Hacken, Schaufeln und Leitern ging es bergan. Etwa fünfzi^ Schritte vom Hause — man konnte nicht näher heran — wr

an einer gedeckten Stelle ein Raum frei geschaufelt und ein Feuer angezündet. Man legte die Leitern auf den Schneeberg, sie sanken ein, sobald ein Mann sich darauf stellte, dazu verlöschte der Wind die Fackeln, da und dort schrie einer: „Ich versinke!“ Es wurden allerlei Versuche gemacht. „In der Nacht ist nicht zu helfen!“ hieß es zuletzt. Man zog heimwärts. Bei dem Feuer wurde eine Wache gelassen. Faller erbot sich sogleich, dabei zu bleiben, auch Pilgrim wollte ausharren; aber der Techniker sah, wie ihm die Zähne klapperten, und er zog ihn mit heimwärts, tröstend, daß, wenn die Verschütteten noch am Leben, ihnen am Tage die Hilfe noch zeitig genug käme.

Im Dorfe wurde es kund, daß auch Petrowitsch verschüttet sein müsse, er sei am Morgen nach dem Hause des Lenz gegangen und nicht wiedergekehrt; sein Spielkamerad, der Ibrahim, war beim Sturmläuten mit dem Spiel Karten in der Hand auf die Straße gekommen und sagte immer: „Ich warte auf den Petrowitsch.“ Pilgrim sagte zu seinem neuen Freunde, dem Techniker: „Entsetzlich, wenn Petrowitsch endlich Hilfe bringen wollte und dabei zu Grunde ging!“

Pilgrim machte sich schwere Vorwürfe, daß er den ganzen Tag in kindischem Spiel verbracht; es hatte ihn immer wie eine Ahnung nach der Morgenhalde gezogen, es muß dort ein Unglück geschehen, er hatte sich's wieder ausgeredet und war wohlgemut mit seinem Paten. Jetzt saß er, bis ihm die Augen zusanken, am Bett des Kindes, das schlief ruhig und ahnte nicht, welch ein Schicksal diese Nacht ihm bringen konnte, ja, vielleicht schon gebracht hatte.

Faller blieb auf dem Posten wie ein Soldat im Feld, und er hatte einen Kriegskameraden, der mit ihm aushielt, es war ein Gestellmacher, der ehemals bei den Pionieren gestanden. Sie hielten Rat, wie die Schneefestung zu nehmen sei, sie fanden aber kein Mittel. Faller schürte indes das Feuer am Berge voll Zorn, daß er derweil nichts helfen konnte.

Ein Fremder gesellte sich zu denen am Wachtfeuer, es war ein Bote aus der Stadt, der Annele zu ihrer Mutter holen sollte, die im Sterben lag.

„Hol' sie heraus!“ sagte Faller in bitterem Grimm, „dort steckt sie.“ Er erzählte, was geschehen sei, und der Bote ging durch die Nacht heimwärts.

Faller wagte sich auf einem Umwege den ausgerodeten Wald hinan. Wenn er nur zu den Tannen am Hause kommen konnte, dann war die Hilfe näher. In Gemeinschaft mit dem Gestellmacher rollte er viele abgezweigte Stämme, die am Berge lagen,

hinab nach den Tannen, mehrere rollten darüber weg und blieben aufrecht im Schnee, während einer sich längs vom Berge aus auf die Tannen legte.

„O weh!“ sagte der Kamerad, „die Stämme, die wir da hinuntergerollt haben, werden das Dach zusammendrücken und die Verschütteten zerquetschen.“

„Ich bin der dummste Kerl von der Welt, der dummste, der einfältigste. Jetzt bin ich's, der dich umgebracht hat, du guter Lenz!“ jammerte Faller.

Nach einer Weile rutschte er aber doch hinaus nach der Brücke, die der eine Stamm gebildet hatte, und es gelang ihm, mehrere Stämme, die sich hier zusammengeschoben hatten, mit den Fackeln anzuzünden.

„Die werden den Schnee schmelzen!“ rief er frohlockend.

„Ja, und jetzt kann das Strohdach anbrennen,“ erwiderte der Kamerad.

Faller stand in stummer Verzweiflung. Er kugelte große Schneeballen und rollte sie in das Feuer, das Feuer erlosch eben, als der Tag anbrach.

Es war ein heller, fast frühlingswarmer Tag. Die Sonne schien warm auf die Morgenhalde, sie suchte das Haus, das sie schon so lange grüßte, sie fand es nicht; sie suchte den Meister, der still und emsig am Montagmorgen dort am Fenster arbeitete, wie einst sein Vater, wie einst sein Großvater; sie fand nicht Haus, nicht Meister, und gar seltsam blinzelten die Sonnenstrahlen und zitterten hin und her, wie wenn sie sich verirrt hätten; der tückische Schnee legte sich breit hin: thue mir was, wenn du kannst! Die Sonne schickte feurigere Strahlen nach gegen die ersten Feiglinge, die zurückwichen; es hilft nichts, solch eine Feste will tagelang belagert sein.

Die Kameraden alle waren da, der Techniker ihnen voran, und auch vom oberen Dorf und aus andern Gemeinden waren hilfbereite Menschen genug.

Die von Faller hinabgerollten Stämme boten nun doch einen festen Anhalt, es wurde bergmännisch ein Gang von unten angelegt, und auch von oben wurde fleißig und nach festem Plan gearbeitet.

Ein einzelner Rabe flog immer unter den Schaufelnden auf und nieder und ließ sich nicht verscheuchen. Die Kameraden in der Luft riefen ihn an, er kümmerte sich nichts darum und schaute die Schaufelnden an, wie wenn er ihnen was zu sagen hätte.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Es wächst ein Pflänzchen unter dem Schnee.

Lenz saß starr und stumm und wachte in Tod und Nacht hinein.

Petrowitsch war der erste, der sich wieder erhob, und er erzählte Lenz, daß in seiner Jugend auch einmal solch ein Haus so verschüttet worden, und als man die Versunkenen ausgrub, fand man sie alle plattgedrückt, vier Bauern lagen zerquetscht um einen Tisch und hatten noch die Spielkarten in der Hand. Es schauerte den Alten, da er diese Erinnerung aussprach, und doch konnte er sie nicht bei sich behalten, er muß sich erleichtern und sie erzählen, wenn auch dem Hörer das Mark darüber erstarrte. Schnell setzte er indes hinzu, Gott werde sie um des unschuldigen Kindes willen retten, und er zankte fast mit Gott, wenn er das thun könne, daß er das Kind mit verschütte.

„Sie ist auch wieder gut wie ein Kind geworden," erwiderte Lenz. Petrowitsch schüttelte den Kopf und ermahnte ihn, wenn er wieder herauskomme, nicht so schnell bekehrt zu sein: er solle sich so halten, daß Annele täglich und stündlich um seine Liebe werben müsse. Lenz widerstritt und erklärte dem Ohm, daß er noch nie verheiratet gewesen sei; in Annele stecke ein Engel, der einen in den Himmel heben könne, und das sei ja eben der Jammer gewesen, daß sie in der Verbitterung ihr eigenes gutes Herz ebensosehr unterdrückt und mißhandelt habe, wie das anderer.

Petrowitsch schüttelte den Kopf, aber er erwiderte nichts mehr.

Das Kind schrie plötzlich laut auf, auch Annele erwachte und schrie: „Die Decke sinkt ein! Die Decke sinkt ein! Wo bist du, Lenz? Bleib' bei mir! Wir wollen miteinander sterben. Gib mir das Kind in den Arm."

Annele wurde beruhigt, sie war wieder gekräftigt, und sie gingen allesamt miteinander in die Stube. Lenz zerklopfte hier die Kaffeebohnen, es war noch der Vorrat, den die Krämer-Ernestine gebracht. Man saß wieder bei dem dürftigen blauen Flämmchen. Der Kaffee erheiterte alle. Es schlug auf den Uhren. Annele sagte, sie zähle nicht mehr, sie frage nicht mehr, ob es Tag, ob es Nacht sei, sie lebten jetzt schon miteinander in der Ewigkeit; wenn nur der schwere Schritt schon überstanden wäre. Sie hatte gehofft, daß man ihre Furcht, ihre Gewißheit des Todes widerlege, aber niemand antwortete.

Man saß lange stumm beisammen, es gibt jetzt nichts mehr zu reden. Nach geraumer Weile sagte Lenz zum Ohm, es sei jetzt alles so klar und glatt, nur möchte er noch wissen, warum der Ohm allezeit so herb und verschlossen gegen ihn gewesen.

„Weil ich den da, dessen Schlafrock ich anhabe, gehaßt habe, ja gehaßt; er hat mich unterdrückt in meiner Jugend, und er ist schuld, daß man mich Geißhirtle genannt hat. Ins harte Holz, da an der Feile, gibt's durch langes Aufdrücken eine Höhlung, wie viel mehr ins Menschenherz, und das hat immer drauf gedrückt: dein einziger Bruder hat dich verstoßen! Und wie ich endlich heim bin, ich habe mich doch drauf gefreut, das Bündel Haß, das ich mit mir herumtrage, endlich abzulegen. Ich kann in Wahrheit sagen, ich habe ihn in den Tod hinein gehaßt; warum ist er mir weggestorben und läßt mich allein, und wir haben das rechte Wort einander nicht gesagt? Auf dem ganzen langen Weg habe ich mich gefreut, daß mir wieder einer Bruder sein soll, und jetzt ist niemand mehr da, der das kann. Und eigentlich, ehrlich gestanden, habe ich ihn doch nicht gehaßt. Wäre ich denn sonst heim? Ich höre das Wort Bruder auf dieser Welt nicht mehr, bald anderswo ..."

„Ohm," sagte Annele, „in derselben Minute, wie der Büble an der Thür gekratzt hat, in derselben Minute hat mir mein Lenz erzählt, wie sein Vater einmal, da er hier verschneit war, aber nicht verschüttet, wie wir, wie er da gesagt hat: ‚Wenn ich jetzt sterben müßte, ich habe niemand auf der Welt, der mir feind ist, als mein Bruder Peter, und ich möchte ihn doch auch versöhnen.'"

„So? So?" sagte Petrowitsch, er drückte sich mit der einen Hand die Augen zu, mit der andern faßte er krampfhaft den Feilengriff, diesen Griff, den der Bruder jahrzehntelang in der Hand gehalten.

Man hörte lange nichts, als das Ticken der Uhren, bis Lenz wieder fragte, warum denn der Ohm gegen ihn so lieblos gewesen sei; es habe ihm das Herz zerrissen, daß fast ein Jahr lang da der einzige Bruder seines Vaters umhergehe und ihn nicht kennen wolle; er wäre gern, so oft er ihm begegnet, auf ihn zugeeilt und hätte seine Hand gefaßt.

„Hab's wohl gemerkt," erwiderte Petrowitsch; „aber ich war bös auf dich und deine Mutter, weil ich höre, daß sie dich verkindelt und dir alle Tage siebenmal sagt: ‚O, was bist du für ein guter Mensch, und der beste Sohn und der geschickteste und der gescheiteste!' Das ist nicht gut. Die Menschen sind wie die Vögel. Es gibt Mückenfresser, die müssen jede Minute w-

im Kröpfle haben, und so ein Vogel bist du, jede Minute ein Patschhändle und ein Löble."

„Er hat recht, nicht wahr, Annele, er hat recht?" sagte Lenz bitter lächelnd.

„Kann wohl sein!" entgegnete Annele.

„Sei ruhig du!" rief Petrowitsch, „du bist auch ein Vogel, bist wenigstens einer gewesen, und weißt du, was für einer? Ein Raubvogel, die können tagelang hungern, dann fressen sie aber, was sie kriegen, einen unschuldigen Singvogel, ein junges Kitzchen, mit Knochen und Haut und Haar auf."

„Er hat leider Gottes auch recht," erwiderte Annele; „mir ist's am liebsten gewesen, wenn ich eines habe recht zausen und mitten voneinander reißen können. Ich hab' schon damals gespürt, wie es mir bei unserer ersten Ausfahrt so eine Herzenslust gewesen ist, die Krämer-Ernestine zu ärgern, und du hast mich gefragt: ‚Macht dir das Freude?' Die paar Worte sind mir ins Herz gesunken, und ich habe mir vorgenommen, auch so gut zu werden wie du, es ist einem viel wohler dabei. Und wie du bei der Heimfahrt den alten Pröbler hast wollen mitfahren lassen, ich hätte dich gern zum Wagen hinausgeworfen über solch eine Einfältigkeit. Wie du dann aber wieder davon abstehst und dich vor Gott und deinem Gewissen entschuldigst, daß du einen Armen am Wege nicht mitnimmst, und wie du so glückselig bist — ich hätte dir gern die Hände geküßt für deine Gutheit; aber der Stolz leidet's nicht, und ich hab' mir nur still vorgenommen, auch so zu sein wie du, und doch habe ich im alten Trumm fortgelebt, und ich habe mir nur vorgenommen, dann und dann fangst du anders an, aber es darf's niemand merken, mein Mann vor allem nicht, und da ist der alte Teufel wieder gekommen, und ich habe mich zuerst geschämt, daß die Menschen merken sollen, daß ich jetzt anders sein will, und bald habe ich gar nicht mehr anders sein wollen. Ich bin das Löwen-Annele, an dem die ganze Welt Freude gehabt hat, wie es gewesen ist. Ich brauche nicht anders zu werden. Und ich bin bös auf dich gewesen, grimmig bös, weil du der erste Mensch bist, der mir tadelt, was andere gelobt und belacht haben, und da habe ich dir beweisen wollen, daß deine Sache auch nichts ist. Und zuletzt hat sich alles auf das eine hinausgespitzt: Wirtin mußt du wieder werden, dann weißt du wieder, wer du bist, und die Welt weiß es auch. So habe ich fortgehaust und übel gehaust. Noch gestern ... war's gestern? Wie der Pfarrer da gewesen ist ... Horch, der Ohm schläft. Das ist mir lieb. Ich will noch eine Stunde mit dir allein sein, bevor wir in die

Ewigkeit gehen. Es kann doch kein drittes wissen und kann es keines verstehen, wie wir zwei einander im Herzen haben bei allem und bei allem, was gewesen ist. O Lenz, gestern, wie ich sie so ganz mit mir allein gewesen bin, da ist mir's zum erstenmal in meinem Leben aufgegangen, daß ich nie gewußt habe, was es eigentlich ist, einen Menschen von ganzer Seele lieben. Ich bin deine Frau gewesen und hab's nicht gewußt, wie lieb ich dich habe, bis gestern, und wenn du da gekommen wärst, ich hätte dir die Augen und die Hände geküßt, du weißt gar nicht, wie lieb ich dich haben kann. Und da ist der Faller gekommen und hat mich zuerst erschreckt und dann berichtet, daß du mich mit der Bürgschaft betrogen hast, und da bin ich auf einmal wieder besessen gewesen vom alten Teufel, der redet und thut aus mir, was er will und nicht, was ich möchte. Jetzt ist er fort. Er hat jetzt keine Macht mehr. Ich will dich auf Händen tragen. Wenn ich dich nur noch einmal sehen könnte, nur noch einmal, ganz, im hellen Tag! Bei dem blauen Flämmchen sieht man nichts. Wenn ich nur noch einmal dein gutes Gesicht, deine getreuen Augen hell sehen könnte! So ungesehen sterben, den Blick nicht mehr sehen, wie weh thut das! Und wie oft habe ich den Blick weggewandt, wenn ich gesehen habe, daß dein Auge mich sucht! O, nur ein Blitz, nur ein Blitz, daß ich dich nur ein einzigmal sehen könnte!"

Petrowitsch that indes nur, als ob er schliefe. Er hatte es wohl gemerkt, daß Annele jetzt ihr Herz aufthun will und daß da kein Fremder dabei sein kann. Das Kind spielte mit Büble, und Annele fuhr fort: „O, wenn ich nur die Jahre wieder heraufrufen könnte! Du hast einmal am Mittag gesagt: ‚Gibt's was Besseres, als die Sonne!' und einmal am Abend: ‚O, die gute frische Luft, das ist doch lauter Glückseligkeit!' Ich habe dich verspottet über diese Einfältigkeit, ich habe mich an allem versündigt, und du hast doch recht gehabt; du bist glücklich. Dich macht alles glücklich, und so muß es sein. Und wie ich damals die Feile deines Vaters weggeworfen habe, daß die Spitze gebrochen ist, die Spitze ist mir ins Herz gefahren, ich habe aber nichts davon merken lassen, im Gegenteil; und die gute Schrift und das Andenken deiner Mutter habe ich zum Fenster hinausgeworfen. Es gibt nichts, nichts, woran ich mich nicht versündigt habe. Ich weiß, ich weiß gewiß, du verzeihst mir; bitte auch Gott für mich, daß er mir verzeiht im Leben wie im Sterben."

Eine Spieluhr begann zu spielen, der Ohm wandte sich unwillig im Sessel hin und her, schlief aber, wie es schien,

weiter. Als das Stück zu Ende gespielt war, rief Annele wieder: „O Gott! ich meine, ich müßte alles um Verzeihung bitten, die Spieluhr auch. Jetzt zum erstenmal in meinem Leben höre ich, wie heilig das klingt, und wie oft habe ich dich damit beleidigt! Lieber Gott! ich bitte dich nicht für mich; o, rette, rette uns! Laß mich beweisen, daß ich alles gut machen kann."

„Es ist alles gut, und wenn wir auch sterben," erwiderte Lenz. „Derweil das Stück da spielte, ist mir in Gedanken gekommen: wir haben das Edelweiß wieder, unterm Schnee ist es in deinem guten Herzen und in uns allen aufgewachsen! Warum zitterst du so?"

„Mir ist so kalt, meine Füße sind wie erfroren."

„Zieh' die Schuhe aus, ich will dir die Füße wärmen. So, so will ich dir mein Leben lang die Hände unter die Füße legen. Wird's besser jetzt?"

„O, viel besser, aber im Kopf da ist's, wie wenn aus jedem Haar Blut flösse. Horch! ich höre den Hahn krähen, und auch der Rabe schreit. Gottlob, es ist Tag!"

Sie erhoben sich, wie wenn die Rettung schon da wäre, auch der Ohm erhob sich aus seinem Scheinschlafe; aber jetzt polterte es plötzlich. „Wir sind verloren!" schrie Petrowitsch. Es ward wieder still. In der Schlafkammer war die Decke eingebrochen, die Thür ließ sich nicht mehr öffnen. Nach dem ersten Schreck sprach Lenz seinen Dank gegen Gott aus, daß Frau und Kind im Schlafe den Einsturz geahnt hatten, und er sagte zur Beruhigung, daß die Schlafkammer ein neuer Anbau sei, der das eigentliche Haus nicht gefährde; der Durchzugsbalken im alten Hause stand fest und unberührt. Es schien ihm zwar — er sprach es indes nicht aus —, daß er sich auch nach der Kammer hin beuge, aber das war wohl nur Täuschung bei dem unsicheren blauen Licht.

Wiederum war lange, lautlose Stille, nur wenn aus der Ferne der Hahn krähte, bellte Büble und der Rabe krächzte drein.

„Das ist ja eine wahre Arche Noah!" sagte Petrowitsch, und Lenz erwiderte: „Ob wir jetzt zum Tode oder zum Leben gehen, wir sind jetzt auch aus der Sündflut gerettet." Annele legte ihm die Hand auf das Gesicht.

„Wenn ich nur eine Pfeife Tabak hätte! Es ist dumm, daß du nicht rauchst, Lenz!" klagte Petrowitsch, und beim Gedanken an die Pfeifenreihe daheim mußte ihm sein feuerfester Geldschrank daneben in den Sinn gekommen sein, denn er fuhr fort: „Das sage ich euch, wenn wir auch gerettet werden, Geld bekommt ihr nicht von mir. Gar nichts."

„Wir brauchen keins mehr," sagte Lenz, und Annele fragte mit heller Stimme: „Wißt Ihr, wer Euch das nicht glaubt?"

„Du?"

„Nein, die Welt wird es nicht glauben; und wenn Ihr hundertmal schwört, es wird kein Mensch glauben, daß wer mit uns im Tode war, nicht mit uns leben will. Die Welt wird uns auf Euch hin borgen und uns reich machen, wenn wir wollen."

„Du bist noch der alte Schelm," schalt Petrowitsch; „ich habe geglaubt, deine lustigen Possen wären dir vergangen."

„Gottlob, daß sie sie noch hat!" rief Lenz. „Annele, bleib' lustig, wenn uns Gott wieder heraushilft! Fleißig und fidel, sagt der Pilgrim."

Annele faßte Lenz um den Hals und herzte und küßte ihn. Alle drei fühlten plötzlich, daß sie so heiter geworden waren, als sei alle Gefahr vorüber, und doch war sie jetzt am höchsten. Keines wollte es dem andern kundgeben, und doch zitterte es in jedem nach, die Wände zitterten und der Durchzugsbalken schien sich senken zu wollen.

Annele und Lenz hielten sich umschlungen. „So wollen wir sterben und das Kind decken," rief Annele. „Fahr' hin, Welt! Herr Gott, rette nur unser Kind!"

„Horch! es tönt dumpf; das sind die Retter, sie kommen, sie kommen, sie retten uns!"

Neununddreißigstes Kapitel.

Gerettet.

„Jetzt, jetzt sind's zwei Schläge nacheinander!" rief Lenz. „Ich will ein Zeichen geben, ich lasse die Uhren zusammenspielen."

Er brachte die beiden Musikwerke in Gang; aber nun merkte er, daß ihn das entsetzliche Tongewirre fast sinnlos machte; noch in der Todesangst war ihm der Mißklang unerträglich. Er stellte die Musikwerke, und als ob ihm eine Herzader risse, so war's, da er merkte, daß beim ungeschickten Einhalt im großen Werke etwas riß.

Wieder horchten sie mit angehaltenem Atem, man vernahm nichts mehr.

„Ihr habt zu früh gejubelt," brachte Petrowitsch kaum r

Zähneklappern hervor; „noch sind wir dem Tode näher als dem Leben."

Es klopfte wieder von oben. ‚Bum! bum!' ahmte das Kind nach, und Petrowitsch klagte, daß das Hämmern über dem Haupte ihn töte, ihm gehe jeder Schlag durchs Hirn.

Lenz mußte die Musikwerke nicht gut gestellt haben, denn plötzlich begann das eine die Melodie des großen Halleluja, und Lenz sang laut: „Halleluja! Lobt Gott den Herrn!" Annele sang mit und hielt dabei die eine Hand auf der Schulter des Lenz und die andere auf dem Kopfe des Kindes. Und von oben rief jetzt eine Stimme: „Halleluja! Halleluja!"

„Mein Pilgrim! mein Herzbruder!" schrie Lenz. Das war jener markerschütternde Schrei, den er schon einmal gethan hatte.

Die Kammerthür wurde mit einem Beil zerschlagen.

„Seid ihr alle noch am Leben?" rief Pilgrim.

„Gott Lob und Dank, alle!"

Pilgrim umarmte zuerst den Petrowitsch, den er für Lenz hielt, und Petrowitsch küßte ihn nach russischer Manier auf beide Backen.

Gleich nach Pilgrim kam der Techniker, ihm folgten Faller, Don Bastian und die Kameraden vom Liederkranz.

„Ist mein Wilhelm gesund?" fragte Lenz.

„Jawohl, er ist bei mir im Hause," sagte Don Bastian.

Jetzt wurde draußen der Schnee von den Fenstern weggeschaufelt.

„Sonne, Sonne, du bist da!" rief Annele und sank in die Kniee.

Das Musikwerk spielte fort Halleluja, der Duzlehrer stimmte ein und der ganze Liederkranz sang mit, volltönend und stark. Und es war, als ob die Schneemassen von dem mächtigen Gesang niederrollten, denn jetzt wälzte sich die ganze Lawine von der vorderen Seite des Hauses thalwärts.

Das Haus stand frei.

Die Stubenthür war offen geblieben, und als man nun die Fenster öffnete, schoß der Rabe über das Haupt des Kindes hinweg, hinaus ins Freie.

„Rab' fort!" rief das Kind. Draußen aber harrte des Raben ein anderer und flog mit ihm, bald sich höher, bald sich tiefer schwingend, hinüber über das Thal.

Die erste Frau, die bei Annele eingetreten, war die Krämerin Ernestine, sie hatte das Unglück vernommen und noch dazu den Tod der Löwenwirtin und war Annele zu Hilfe geeilt. Sie kniete neben ihr. Lenz lehnte an der Brust Pilgrims.

Petrowitsch wollte schon grimmig werden, daß sich niemand um ihn kümmerte, als noch zu rechter Zeit der Techniker auf ihn zukam, ihm Glück wünschte zu seiner Errettung und sich eifrig um ihn bemühte. Das ist gut. Das ist doch der Vornehmste von der ganzen Bande. Auch Pilgrim that freundlich und sagte laut: „Bitt' um Verzeihung für die Umarmung. Jetzt gebt mir aber Eure Hand."

Petrowitsch reichte sie ihm dar.

„Ich hab' eine Schrift deiner Mutter im Schnee gefunden," sagte Faller mit heiserer Stimme. „Alles andere ist verwischt, aber da steht noch: Dies Pflänzchen ist genennet Edelweiß. Marie Lenzin."

„Das Blatt gehört mir!" rief Annele, sich aufrichtend. Alle sahen sie staunend an, und Ernestine schrie: „Annele, um Gottes willen, was hast du auf dem Kopf? Du hast ja weiße Haare!"

Annele ging vor den Spiegel, sie stieß einen Jammerruf aus und schlug die Hände überm Kopf zusammen.

„Eine alte Frau! Eine alte Frau!" jammerte sie und sank an die Brust des Lenz. Nach einer Weile erhob sie sich schluchzend, trocknete die Thränen und sagte Lenz leise ins Ohr: „Das ist mein Edelweiß, das mir unterm Schnee gewachsen ist."

Vierzigstes Kapitel.

Geschlichtet.

Die Raben flogen über das Thal und flogen über die Berge, sie flogen an einem ärmlichen Hause vorbei, wo eine Alte am Fenster saß und grobes Werk spann, und Thränen rollten ihr auf den Faden, den sie zog. Es war Franzl. Sie hatte die Nachricht gehört, daß Lenz mit seinem ganzen Hause verschüttet sei; auch aus Knuslingen waren Rettende hinübergeeilt. Franzl wäre auch gern mit ihnen gegangen und hätte geholfen, aber ihre Füße trugen sie nicht, und zum Ueberfluß hatte sie noch ihr einzig Paar guter Schuhe einer armen Frau geliehen, die zum Doktor mußte. Mitten in aller Trauer schlug sich auch Franzl mehrmals an ihren dummen Kopf und sagte zu sich selber: „Ja, warum ist dir's denn vorgestern nicht eingefallen, wie er dagewesen ist? Was nützt das jetzt? Damals hat di-

auf der Zunge gelegen, daß du ihn hast daran erinnern wollen, er soll Vorkehrungen treffen gegen das Eingeschneitwerden; wir sind ja dreimal eingeschneit gewesen, anderthalb Tage lang, da muß man jeden Winter dran denken. Aber was nützt das jetzt? Die alte Meisterin hat recht gehabt, sie hat hundertmal gesagt: ‚Franzl, du bist auch gescheit, aber allemal eine Stunde zu spät.'"

Die Raben, die jetzt vorüberflogen, hätten Franzl sagen können, daß sie ihre Thränen trocknen dürfe, die Verschütteten waren gerettet; aber die Menschen verstehen die Raben nicht, und die Menschen brauchen lange, bis sie eine gute Botschaft über Berg und Thal tragen können.

Es war am Abend, da kam ein Schlitten mit hellem Rollengeklingel dahergefahren. Was will der Schlitten da oben? Es ist niemand daheim, als die alte Franzl.

Der Schwanenschlitten hielt just vor dem Fenster. Wer steigt aus? Ist das nicht Pilgrim? Franzl will aufstehen, ihm entgegen, sie kann aber nicht.

„Franzl, ich komme und hole dich!" rief Pilgrim. Franzl rieb sich die Stirn. Ist das ein Traum? Was ist das? Und Pilgrim fuhr fort: „Der Lenz und alles ist gerettet, und ich soll dich holen, holdselige Prinzessin Aschenputtel. Vertraust du dich dem Schwan an?"

„Ich habe ja keine Schuhe," brachte Franzl endlich hervor.

„Dafür bringe ich dir Pelzstiefel, sie werden deinen kleinen Füßchen passen," entgegnete Pilgrim, „und da ist die Haut, will sagen der Schafpelz von Petrowitsch, dem Unhold. Du mußt noch heute mit, vielliebe Franzl von Knuslingen samt Filial Fuchsberg und Knebringen. Deinen zauberischen Spinnrocken magst du hier lassen, wenn es ihm nicht beliebt, uns auf seinen hölzernen Beinen nachzulaufen.

Nun schürz' dich, Gretlein, schürz' dich,
Du mußt mit mir hinan,
Das Korn ist abgeschnitten,
Der Wein ist eingethan."

So sang Pilgrim zuletzt und bot Franzl den Arm an, wie zum Tanz.

Franzl war wie verwirrt. Glücklicherweise kam aber jetzt die Schwägerin heim, und es schien ihr nicht unlieb, daß Franzl in einem Schwan davonfuhr. Sie wollte Franzl helfen, ihre Sachen einpacken, aber Franzl wies sie aus der Kammer, sie mußte vor allem ihren geheimen Schuh gut in dem Packe verwahren.

„Ich habe mein eigen Bett, kannst du's nicht auf den Schlitten packen?“ fragte Franzl.

„Laß Knuslingen drauf gut schlafen,“ erwiderte Pilgrim. „Mach' dein Kopfkissen zum Fußschemel. Alles andere laß. Du kriegst ein Himmelbett auf Erden.“

„Soll ich meine Hühner und meine Gänse auch hier lassen? Ich habe eigene, sie gehören mir eigen, und meine Goldammer legt schon sechs Wochen.“

Die Belobte steckte wieder ihren Kopf zum Gitter heraus und zeigte ihren schönen roten Kamm.

Pilgrim sagte, daß der wahren Prinzessin Aschenputtel die Hühner und Gänse von selbst nachlaufen; wenn die hier es auch thun wollten, sei es ihnen unverwehrt, aber mitgenommen werden sie nicht.

Nun empfahl Franzl der Schwägerin die größte Sorgfalt für die Hinterbleibenden, sie solle sie gut pflegen und ihr schicken, wenn ein Bote käme.

Als Franzl die Stube verließ, gackerten die Hühner vor Unruhe in der Steige und auch die Gänse im Stalle sprachen ein Wort, als man dort vorüberkam.

Es war eine schöne, helle Winternacht, als Franzl mit Pilgrim dahinfuhr, die Sterne glitzerten droben und ein Himmel voll glitzernder Sterne ging in Franzl auf. Sie griff oft nach ihrem Packe und drückte daran, bis sie den gefüllten Schuh spürte, denn oftmals war ihr, als sei alles nur ein Traum.

„Schau', dort ist mein Kartoffeläckerle, das ich mir gekauft habe,“ sagte Franzl, „es ist nichts als ein Steinhaufen gewesen, und ich hab's in den vier Jahren hergerichtet, daß es das Doppelte wert ist, das trägt Kartoffeln wie lauter Weißmehl.“

„Die Kartoffeln sollen den Knuslingern gut bekommen, du kriegst was anderes,“ erwiderte Pilgrim und berichtete ausführlich von der Rettung der Verschütteten und daß sie jetzt alle bei Petrowitsch im Hause wohnten, und er und Petrowitsch seien jetzt die besten Freunde; der alte Knicker sei ganz wie verwandelt, und Annele habe sich's als Erstes ausgebeten, daß die Franzl geholt werde. Franzl weinte laut, als ihr Pilgrim erzählte, daß Annele schneeweißes Haar habe. Sie sagte, sie habe schon davon gehört, die alte Bürgermeisterin habe auch davon erzählt, daß ihre Mutter berichtet habe, ein Mann im Elsaß drüben, ein Verwandter von ihr, habe von einem Schreck weiße Haare bekommen. Aber wunderbar sei es doch, und sie habe nur Mitleid mit dem Annele, das nun von jedem darüber berufen werde. „Denn die Menschen sind dir gar grausam dumm,“ sagte Franzl

„da meint ein jedes, es müsse was Gescheites sagen und auch beweisen, daß es sich darüber verwundert. Ich werde aber schon den Leuten das Wort vom Maul abschneiden. Wir brauchen euer Geschwätz nicht."

An jedem Hause, wo eben Licht angezündet wurde, wäre Franzl gern ausgestiegen und hätte berichtet. Da wohnt ja der und der und die und die, lauter gute, herzgetreue Menschen, die haben alle gejammert über das Schicksal des Lenz; es ist hart, daß sie noch trauern, und es ist nicht mehr nötig, und sie werden sich auch himmelhoch freuen, wenn sie hören, daß man zu allererst die Franzl holen läßt, und wer weiß, ob man noch einmal im Leben einander ade sagen kann.

Pilgrim fuhr indes unbarmherzig an all den guten Menschen vorüber und hielt nirgends an. Wo ein Fenster sich öffnete und jemand heraussah nach dem Schlitten, rief Franzl laut: „Lebet wohl und behüt' Euch Gott!" Wenn man auch bei dem Rollengeklingel nicht viel davon hörte; sie hatte doch den guten Seelen ein gutes Wort zugerufen, wer weiß, wann man's wieder kann.

An dem Hofe, wo des Vogtsbauern Kathrine wohnte, mußte Pilgrim stillhalten, aber — es ist keine Freude auf Erden ganz voll — Kathrine war leider nicht daheim. Da sie keine eigenen Kinder hatte, mußte sie sehr viel Gevatter stehen, und sie war eben jetzt bei einer Wöchnerin. Franzl ließ ihr nun durch die Näherin alles sagen, sie wiederholte jedes Wort doppelt, damit man's nicht vergesse.

Beim Wiedereinsteigen genoß sie ihr Glück erst aufs neue. „Jetzt ist mir's noch viel wohler," sagte sie. „Es ist, wie wenn man gut schläft und nachts ein wenig aufwacht und man sagt: ‚Ah! das ist prächtig,' und schläft weiter. Ich schlafe aber nicht, ich bin schon wie im ewigen Leben."

Fast hätte hierauf Pilgrim durch eine ungeschickte Neckerei alle Glückseligkeit verdorben.

„Franzl," sagte er, „ja, drüben gibt es aber jetzt schmale Bissen."

„Wo drüben?"

„Ich meine in der andern Welt. Du kriegst es jetzt wie im Paradies, und wer es auf dieser Welt so gut kriegt, kann nicht verlangen, daß es ihm auch drüben so geht. Beides wäre zu viel."

„Halt' an! Halt' an! Ich steig' aus, ich geh' heim!" rief Franzl. „Ich will nichts von euch, ich gebe mein ewiges Leben für nichts her. Halt' an! oder ich springe heraus."

Mit einer Kraft, die man ihr nicht zugetraut hätte, faßte

Franzl nach den Zügeln und wollte sie Pilgrim entreißen. Pilgrim hatte schwere Mühe, Franzl zu beruhigen, er sagte, sie verstehe gar keinen Spaß mehr; Franzl wollte nichts davon wissen, daß man mit solchen Dingen spaße. Pilgrim suchte Franzl zu überzeugen, daß sie das ewige Leben nicht verliere, er nahm eine Stelle des heiligen Haspucius zu Hilfe, die er griechisch anführte, aber sehr gefällig gleich ins Deutsche und sogar ins Schwarzwäldische übersetzte, und die Stelle sagte ausdrücklich: Bei Dienstboten wird eine Ausnahme gemacht, die haben es ohnedies, bei allem Guten, was ihnen auf dieser Welt zukommt, hart genug. Ueberhaupt hatte Pilgrim genaue Nachricht, wie es im Himmel zugeht, und es war nur gut, daß er dem Kitzel widerstand, Franzl zu beteuern, er sei Hofmaler beim heiligen Petrus.

Franzl wurde ruhiger, das mit den Dienstboten ist gewiß und wahr, und bald sagte sie: „Ich freue mich am meisten auf die Kinder von meinem Lenz. Ich habe sie noch gar nicht gesehen. Nicht wahr, der Bub' heißt Wilhelm, wie du? Und wie heißt denn das Töchterle?“

„Marie.“

„Jawohl, nach der Großmutter.“

„Gut, daß du mich daran erinnerst, das hätte ich bald vergessen; die Kinder wissen nicht anders, als ich hole die Großmutter, und die kommt in einem Schwan angefahren. Die Kinder bleiben wach, bis wir kommen, und du mußt dir's gefallen lassen, Hochgeborne von Knuslingen samt Filial Fuchsberg und Knebringen, Euer Liebden müssen geruhen, daß die Kinder Euch Großmutter benamsen.“

Franzl, das „ledige Mädle“, fand das sehr gottlos und doppelt, denn es ist nicht recht, den Kindern so was einzureden; ein Verwandtennamen gehört nur Blutsangehörigen, das ist etwas, mit dem man kein Fastnachtsspiel treiben darf. Sie beruhigte sich indes und sagte, sie wolle den Kindern schon alles aufklären, sie sei nicht umsonst von Knuslingen gebürtig. In dem Bewußtsein, daß sie die Ehre von Knuslingen zu vertreten habe, fand sie den rechten Anhalt.

Diese Zwischenfälle auf der Fahrt waren indes gut, Franzl wurde dadurch etwas ernüchtert; denn sie hatte sich anfangs eingeredet, daß das ganze Dorf Spalier stehe, um sie bei der Wiederkehr zu empfangen. Sie wurde aber von einem unbändigen Gelächter empfangen, und zwar von Petrowitsch, der über den Aufzug der Franzl so lachte, daß er sich auf einen Stuhl setzen mußte, und Büble that auch das Seinige, weil er nicht lachen konnte, bellte er die Franzl an, und es

gewiß nicht gutmütig von Petrowitsch, daß er ausrief: „Der Anton Striegler hat's gewußt, daß du einmal so aussehen wirst, darum hat er dich sitzen lassen."

„Und Euch lassen die Würmer noch eine Weile herumlaufen, bis Ihr gar seid, jetzt seid Ihr ihnen noch zu zäh," erwiderte Franzl. Der ganze langjährige Haß und dazu der Zorn, daß man sie mit ihrer gefehlten Liebe neckte, gab ihr die bissige Antwort ein. Büble bellte nicht mehr und Petrowitsch lachte nicht mehr. Beide hatten fortan eine eigene Scheu vor Franzl.

Lenz schlief. Annele war bei den Kindern, die doch nicht wach geblieben waren. Annele mußte an sich halten, Franzl nicht um den Hals zu fallen, aber sie schämte sich vor den mit ihr eingetretenen Männern, vor Pilgrim und Petrowitsch.

„Schau', das sind unsere Kinder," sagte sie, „gib ihnen nur einen Kuß, sie wachen nicht auf."

Franzl mußte in der Stube bleiben, Annele ging in die Küche und bereitete ihr Essen. Franzl nickte: „Die ist anders geworden." — Sie hielt es indes in der Stube nicht lange aus und gesellte sich zu Annele, und diese sagte: „O, wie schön ist es doch, daß man Feuer anmachen kann!" Franzl schaute blöd drein, sie begriff nicht, daß Annele für alles dankbar war, für die tausend Dinge, die man im Leben hinnimmt, als müßte es so sein.

„Was sagst du zu meinen weißen Haaren?" fragte Annele.

„Ich wollt', ich könnt' dir meine geben, sie sind noch alle schwarz. Das bleibt so. Meine Mutter hat mir's hundertmal gesagt, ich bin mit einem Kopf voll Haare auf die Welt gekommen."

Annele lächelte und sagte, es hätte so kommen müssen, sie solle ein ewiges Zeichen behalten, daß sie im Tode gewesen sei und jetzt gut mit der Welt leben müsse. „Du verzeihst mir doch auch, Franzl? Ich habe im Tod an dich gedacht."

Franzl weinte.

Es war in der That wunderbar, welch eine Wandlung in Annele vorgegangen war. Als sie zum erstenmal das Glockengeläute hörte, nahm sie das Kind auf den Arm und legte ihm die Hände zusammen und rief: „O Kind, ich hätte nie mehr geglaubt, daß ich das höre!" und als Franzl den ersten Kübel Wasser brachte, rief sie: „O Gott, wie gut, wie hell ist das Wasser! Ich danke dir, lieber Gott, daß du uns das gegeben hast!"

Während die Männer die Schreckenszeit, da sie im Tode lebten, bald fast ganz verwunden hatten, stand das Erlebte

Annele stets vor den Gedanken, und sie war mild und sanft, und jedes heftige Wort war ihr wie ein Stich in die Seele, so daß Franzl oft zu Pilgrim klagte: „Ich fürchte, das Annele lebt nicht mehr lange, es ist so was Frommes, so was Heiliges in ihr, ich kann's gar nicht sagen."

Ueber der Rettung der Verschütteten wurde ein anderer Unfall fast kaum beachtet, der sonst viel zu reden und zu denken gegeben hätte.

Am zweiten Tag nach der Rettung hatte man in einer Waldschlucht nahe bei Knuslingen die Leiche eines Mannes gefunden, der unterm Schnee verschüttet, erfroren war, es war der Pröbler. Niemand trauerte ihm so tief nach, als Lenz; er glaubte nun doch, daß er ihm damals gerufen habe, und er sah in dem Tode des noch in alten Tagen wild gewordenen Entdeckers noch etwas mehr, als alle andern Menschen, aber er verschloß den Gedanken still in sich.

Annele gedieh in dem großen Hause beim Ohm und war frisch und blühend wie je.

Man blieb bis in den hohen Sommer hinein, bis das Haus wieder hergerichtet war, beim Ohm. Dieser war oft launisch. Es ärgerte ihn, daß der kleine Wilhelm auf Stühle und Sofas stieg, wo doch der Büble ohne Scheu sich tummelte.

Petrowitsch hatte einen bösen Husten aus der Verschüttung davongetragen. Der Arzt wollte ihn ins Bad schicken, aber er ging nicht. Er sagte es nicht, aber er dachte wohl, wenn er sterben sollte, wollte er daheim sterben, dann hat alles Heimweh ein Ende. Er ging oft mit dem kleinen Wilhelm nach der Spannreute, wo man jetzt ziemlich erwachsene Lärchenbäume zum Schutze für das Haus anpflanzte und Gräben zog, und als er einmal scheltend sagte: „Wilhelm, du bist grad wie der Büble; ihr könnt nicht den geraden Weg gehen, das ist euch nicht genug; querfeldein springen, da über einen Graben, da auf einen Felsen, das ist eure Lust! Ja, Büble, du bist auch so, ihr zwei seid die rechten Kameraden!" da sagte der kleine Wilhelm: „Ohm, ein Hund ist kein Mensch, und ein Mensch ist kein Hund."

Das einfältige Wort des Kindes machte den Alten geschmeidiger, so daß er Lenz bat, wenn er nun doch einmal wieder in sein Haus ziehen wolle, so möge er ihm den Wilhelm lassen.

Es war Annele besonders, die immer wieder darauf drang, daß man bald wieder ins Haus auf der Morgenhalde zurückkehre. Einst war es ihr wie ein Paradies erschienen, im H-

des Petrowitsch zu wohnen, den Alten zu pflegen und ihn zu beerben; jetzt wollte sie nichts mehr, als still und glücklich und genügsam auf einsamer Höhe ihre Tage verbringen.

Der Tod der Mutter, den man ihr geraume Zeit verhehlt hatte, traf sie wie ein dumpfer Schlag. Es war alles eine einzige schwere Nacht, in der sich alles Unheil zusammengedrängt hatte.

Wilhelm blieb beim Ohm, und auch Pilgrim zog zu ihm ins Haus. Wenn man an dem Hause vorbeiging, hörte man wiehern wie ein junges Füllen, grunzen wie ein Schwein, pfeifen wie eine Nachtigall und quieksen wie junge Eulen, und manchmal erschien ein alter Kindskopf und ein junger Kindskopf am Fenster; es war Pilgrim und sein junger Pate, sie suchten einander zu überbieten, wer die meisten Tierstimmen nachahmen könne, und dann hörte man wirkliches Bellen: es war der Büble, der bellte, und dann hörte man mächtiges Lachen, nur bisweilen von Husten unterbrochen: es war Petrowitsch, der über all den tollen Streichen der beiden Kindsköpfe nicht aus dem Lachen herauskam, bis er in seinen schweren Husten verfiel. Er verließ seit Jahren das Dorf nicht mehr, er behauptete, das viele Lachen ersetze ihm die Brunnenkur ...

Das Haus auf der Morgenhalde wurde wieder neu aufgebaut, und jetzt zeigte sich, wie viel Freunde Lenz hatte; von allen Seiten kamen sie herbei, ihm unentgeltlich Holz und Stein zu führen, und der Techniker legte eine gute Schutzwehr am Berge an.

Es wurde aber Lenz unsäglich schwer, sich sein Leben wieder aufzuerbauen, es sollte ein neues und größeres werden; er war wie ein Genesender, dem es nicht genügen will, das Leben wieder da fortzusetzen, wo es durch Krankheit unterbrochen wurde; er fühlte sich so stark und gewachsen, daß er ganz anderes in die Hand nehmen mußte.

„Ich bin in der Fremde gewesen und in einer bösen Fremde und möchte was Besseres, Größeres, da ich heimkehre,“ sagte er oft.

Und jetzt bot sich zu leichtem Gelingen die Ausführung eines alten Planes, alles schien bereit, alles schien darauf gewartet zu haben, und niemand förderte den Plan mehr, als Annele. Sie redete getreulich zu, sie erhob und stärkte Lenz, da sie ihm zurief: „Du hast es immer in dir gehabt, du hast das Glück von hundert und hundert Menschen in dir. Ich habe es nicht vergessen, wie du damals, bald nach unserer Verheiratung gesagt hast: ‚Ich freue mich an dem hellen Sonntag,

weil heute tausend und tausend Menschen sich freuen können. Geh nur, wohin du kommst, bringst du Sonne mit. Ich möchte mitgehen und allen Menschen sagen, wie gut du bist.‘“

Im Verein mit dem Techniker, mit dem Doktor, mit Pilgrim, dem Duzlehrer und dem Gewichtlesmann ging Lenz wie getragen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und alle Menschen rühmten, wie beredt, wie klug und gut er war, wie er Not und Bedrängnis aller ins Herz geschlossen hatte und ihr abzuhelfen wußte.

Was ihm in den Tagen der Ruhe und Sicherung nicht gelungen war, das fügte sich jetzt, wie auf stille Verabredung, er brachte die Einung der zerstreuten Handwerksmeister zustande.

Und wie er seinen eigenen Hausstand neu errichtete und erhob und den anderer feststellte, so gelang es ihm auch, einen neuen Hausstand zu gründen.

Einst hatte Pilgrim für ihn bei des Doktors Tochter freien wollen, jetzt hielt er für Pilgrim um die Hand der Amanda an, und Pilgrim wurde Vorsteher der Gestellwerkstätte. Von ihm rühren die anmutigen sogenannten Bahnhäuslesuhren her, und noch liegen viele Stämme von dem ehemaligen Spannreuter Walde bereit, zu architektonischen und Blätterverzierungen verarbeitet zu werden, zunächst aber kommen die gut durchgeräucherten alten Stämme daran, die man beim Neubau aus dem Hause auf der Morgenhalde entnommen.

Es war im zweiten Sommer, da kam eines Tages Lenz zum Ohm und sagte: „Ohm, ich habe Euch noch nie um etwas angesprochen.“

„Aber ich will dich um was ansprechen. Sei so gut und sprich mich um nichts an.“

„Ich will nichts für mich, ich bitte für den Faller. Er hat sich bei unserer Rettung ein Kehlkopfleiden zugezogen, er muß in ein Bad.“

„Gut, da hast du das Geld dazu. Sag’ ihm, er soll auch für mich ins Bad gehen und meinen Husten dort wegschwemmen. Es ist brav, daß du nichts für dich bittest. Du hilfst dir selber, das ist das Beste.“

Es kostete viele Mühe, Faller dazu zu bringen, daß er in ein Bad ging, aber Annele brachte es durch dessen Frau zuwege.

Annele hatte jetzt zwei Freundinnen und zwar von ganz ungleicher Art. Die eine war des Doktors Amanda, nunmehrige Frau Pilgrim, und der Garten auf der Morgenhalde hatte viele Setzlinge aus des Doktors Garten. Annele ha

jetzt viele Freude an der Gärtnerei, sie hatte warten, hegen und pflegen gelernt. Die zweite Freundin war die Frau Fallers.

Faller ging ins Bad zur zweitältesten Schwester des Annele, und hier traf er einen alten Bekannten. Der Badmeister hier war der alte Löwenwirt, der sich nach dem Tode seiner Frau hierher zurückgezogen hatte. Er hatte immer noch seine Gönnermiene, mit der er gern beglückte; die abgethanen Sorgen schienen ihm das Leben erleichtert zu haben, er war auffallend heiter und auch gesprächsam. Von seiner eigenen Vergangenheit sprach er nicht, das war gegen die Würde; es könnte da zu unangenehmen Auseinandersetzungen kommen, der unbeholfene Faller selbst konnte sich vergessen oder eigentlich seines Guthabens erinnern.

Dagegen war der Löwenwirt mit sehr vieler wohlwollender Würdigung von Lenz und band es Faller aufs Herz, Lenz zu sagen, er möge sich mit Hauen und Stechen ja nie zu etwas verleiten lassen, das sich nicht aus ihm selbst versteht. Faller mußte ihm Silbe für Silbe diese Worte nachsprechen, und als er sie endlich ganz genau hersagte, setzte der Löwenwirt seine Brille auf, um zu sehen, wie jetzt der Faller aussieht, der einen solchen Spruch im Kopf hat. „Solch einen Spruch kann doch nur der Löwenwirt geben,“ nickte er sich zu, „da stecken sieben Weise darin.“

Besonders gern erzählte er dann, daß man in Brasilien kein Recht finde, und dann pries er die Badequelle und die guten Molken, die thäten Wunder, und wenn nur einmal eine Prinzessin da herkäme, könnte das eines der ersten Bäder in der Welt werden.

Der Löwenwirt trug jedem seinen Prinzessinwunsch vor; denn erstlich sieht man daraus, wie gescheit er ist und weiter hinaus denkt, und zweitens kann man doch nicht wissen, wie der Wunsch doch einmal an eine Prinzessin kommt.

Der gute Faller mußte alles ganz genau und wiederholt sich einprägen lassen, als ob er es wäre, der in der nächsten Minute über zwölf große und zwölf kleine Prinzessinnen zu verfügen hätte.

Faller kam wieder heim, aber im Vorfrühling, just um die Zeit, als der Schnee wieder schmolz, starb er.

Bald nach ihm begrub man auch den Petrowitsch; er hatte oft den Tod überwunden, denn seit dem Herbste hatte sich sein böser Husten gesteigert, so daß er jedesmal daran zu ersticken glaubte, und in der That erstickte er auch einmal plötzlich an demselben.

Wie es der Schultheiß-Doktor vorausgesagt, so war's. Petrowitsch hatte nichts als eine Jahresrente gehabt, die er sich von dem Reste seines Vermögens sicherte. Das Hauptvermögen hatte der Spieltisch in Baden-Baden verschlungen.

Viele Unebenheiten und Widersprüche im Gebaren Petrowitschs erklärten sich daraus; vor allem behauptete der Doktor, daß Petrowitsch zornig gegen die Welt gewesen, weil er mit sich selbst im Zorn lag.

Lenz nahm einen Sohn des Faller zu sich ins Haus, das Töchterlein blieb bei der Mutter, und das andere Zwillingspaar nahm des Vogtsbauern Kathrine an Kindesstatt an; sie hatte zwar nur eines gewollt, aber die Kinder wollten sich nicht trennen.

Franzl war glückselig, ihrer alten Freundin Kathrine erzählen zu können, wie es jetzt auf der Morgenhalde hergeht. „Ich weiß nicht, wen das Annele mehr verwöhnt, ihren Mann oder mich. Unsern Herrgott im Himmel muß es freuen, wenn er sieht, wie die miteinander leben. Du weißt, ich bin von Knuslingen, mir kann man nichts vormachen, und ich will mich nicht berühmen, aber ich sehe mehr, als andere Menschen. Anfangs haben sie sich voreinander noch gefürchtet, wie wenn ein Haus zusammengebrannt ist, sowie man gräbt, schlägt wieder die Flamme aus. Sie haben sich gefürchtet, daß ein unbesonnenes Wort einen alten Schaden aufreißt, bis sie nach und nach gesehen haben, daß jedes von jeher besser gewesen ist und das andere von Herzen gern gehabt hat, und was man für Bosheit gehalten und was sich auch so ausgelassen hat, ist nur der Jammer gewesen, daß man nicht den rechten Schick gefunden, wie eins dem andern wohlthut. Die Wirtshausgedanken sind bei dem Annele wie ausgelöscht, und ich muß auch sagen, mein Lenz ist viel mannhafter geworden. Aus dem Liederkranz ist jetzt auch noch was anderes geworden, und sie sagen alle, da hat mein Lenz erst recht die erste Stimme; er ist gar geschickt; sie haben da was, ich kann dir's nicht recht erklären, was es ist, es soll was besonders Gutes sein für alle, sie heißen meinen Lenz den Einungsmeister. Wenn du den Gewichtlesmann von Knuslingen siehst, der kann dir alles besser berichten, der ist auch dabei. Du weißt doch, daß sie meinem Lenz von England herüber eine Denkmünze geschickt haben, weil auf einer großen Ausstellung sein Musikwerk dort das beste gewesen ist? Und wie er die Denkmünze dem Annele zeigt und sagt: ‚Es freut mich noch mehr für dich, daß du siehst, was ich kann‘, da weint sie und sagt: ‚Das ist noch aus dem vergrabenen Leben, weck' es

nicht auf! Ich brauche niemand, der dir ein Zeugnis gibt, ich geb' dir das beste.'

„Wie sie das sagt, hat er zum Bild seiner Mutter gesagt: ‚Mutter, sing' im Himmel! Wir sind glückselig!'"

Des Vogtsbauern Kathrine hörte den Bericht mit gebührender Freude. Franzl war auch wie ein aufgezogenes Uhrwerk, sie fuhr fort: „Und weißt du, was wir vom Petrowitsch geerbt haben? Nichts als seinen Hund, und der frißt dir keinen Bissen Kartoffeln und keinen Bissen trocken Brot; er sollte es schon noch bei mir lernen, aber mein Lenz ist zu gut gegen den Hund, er sagt, er habe der kleinen Marie das Leben gerettet. Also keinen roten Heller haben wir von Petrowitsch; der Doktor hat's schon lange gesagt, er ist in einer, ich glaube Krankenversicherung heißt man's und hat nichts gehabt, als ein gutes Jahrgeld. Jetzt ist's auch klar, warum er so hart und zäh gewesen ist, und man hat auch erst jetzt erfahren, daß er sein Hauptvermögen, das er sich in allen Weltteilen zusammengescharrt, an der Spielbank verloren hat. Ja, Spieler, die sind oft die gescheitesten Menschen und die dummsten in einem Stück. Der Doktor hat's gesagt, und was der sagt, ist gewiß und wahr. — Bleibst du nicht bis morgen hier? Da begräbt man die alte Schultheißin, das ist die letzte aus der alten Welt. Sie ist nicht ganz achtundsiebenzig geworden. Mein Lenz hat gesagt, wie der Ohm gestorben ist: ‚Es ist mir lieber, ich komme nicht durch ihn auf, ich helfe mir aus mir allein.' Er will auch den jungen Faller und den Wilhelm miteinander in die Lehre nehmen, aber dann, sagt er, müssen sie mir in die Fremde."

„Und dich halten sie gut?" fragte Kathrine, um doch auch etwas zu sagen.

„O lieber Gott, nur zu gut! Ich weiß nicht, was ich für eine Kunst verstehe, daß die Menschen thun, als ob sie nicht ohne mich glücklich leben könnten. Es ist nur hart, daß ich schon so alt bin, aber meine Großmutter ist dreiundachtzig Jahre alt geworden, und wer weiß, ob sie nicht dreiundneunzig gewesen ist! Solche alte Leute, die nicht schreiben und lesen können, verrechnen sich. Ich kann auch so alt werden. Essen und Trinken schmeckt mir und Schlaf auch. Es ist alles gesegnet bei uns. Und schau', der Wald wächst schon wieder gut, er ist jetzt unser; und so gewiß, als der Wald da jetzt grad' fortwächst, wie's Gott gesetzt hat und wie sich's gehört, so sicher ist jetzt alles bei uns im besten Wachsen und Gedeihen. Nicht wahr, das sind schöne junge Bäume da? Wir wollen sie noch miteinander groß sehen."

Kathrine hatte nicht Zeit, das abzuwarten, und als sie, von Lenz und Annele und der Fallerin geleitet, mit dem Zwillingspaar davonging, rief ihr noch Franzl aus der Küche nach: „Kathrine, mach' dich drauf gefaßt, das nächste Mal mußt du bei uns Gevatter stehen!"

* * *

Das ist die Geschichte von Lenz und Annele auf der Morgenhalde, und jetzt wissen wir, warum die junge Mutter mit dem Greisenhaar von ihrem in die Fremde ziehenden Sohne ein Pflänzchen Edelweiß wünschte.

Als Lenz vom Geleite der Wanderburschen heimkam, fand er einen frischen Strauß über dem Bilde der Mutter. Er nickte nur still Annele zu, sie hatte das Andenken dieses Tages — heute waren es achtzehn Jahre, daß die Mutter begraben worden war — immer so gefeiert. Sie sagten es einander nicht, aber sie wußten es, daß das Gedenken der Seligen immer neu in ihnen aufblühte, wie alljährlich neu die Blumen auf den Feldern wachsen.

Zu Mittag aßen heute die Fallerin und ihre Tochter mit; Lenz tröstete sie, da sie immer klagte: „Wenn nur mein Mann das noch erlebt hätte, daß unsere beiden Söhne miteinander in die Fremde ziehen!" Er erzählte ihr, daß das Zwillingspaar, die des Vogtsbauern Kathrine angenommen hatte, sich gar gut in Ansehen erhalte. Der eine, der Soldat war, hatte es schon zum Feldwebel gebracht, und der andere sollte in der That der Erbe seines Pflegevaters werden. Die Tochter der Fallerin, ein schlank aufgeschossenes fünfzehnjähriges Mädchen, sagte, sie habe ihrem Bruder und dem Wilhelm versprochen, ihnen an jedem Ersten des Monats zu schreiben.

Nach Tische arbeitete Lenz wieder in gewohnter Weise. Heute vor achtzehn Jahren hatte er eine viel schwerere Gemütserregung ebenfalls bei der Arbeit beruhigt. Es war und blieb seine Art, an der Werkbank über alles Herr zu werden; Annele saß mit einer Handarbeit bei ihm, sie war nicht mehr voll Unruhe und ihr Blick machte nicht mehr unruhig, vielmehr hatte er etwas Segnendes, die Arbeit gedieh besser, wenn sie zusah. Sie sprach wenig, und der ganze Gang ihrer jetzigen Gedanken ließ sich erraten, da sie sagte: „Unser Wilhelm hat sechs Hemden bei sich von dem Tuch, das deine Mutter selig noch gesponnen."

Die Plätze der beiden Lehrlinge waren wieder besetzt, denn von allen Seiten drängte man sich herzu, um beim Lenz in die Lehre zu treten. Franzl war besonders glücklich, daß Lenz einen Enkel des Gewichtlesmannes von Knuslingen in die Lehre genommen hatte.

Gegen Abend kam der Duzlehrer mit einem großen Pack Schriften unterm Arm. Er legte sie ab. Mit großen Buchstaben war darauf zu lesen: Akten der Uhrmachereinung.

Der Duzlehrer forderte Lenz auf, noch eine Weile, bis die Mannen versammelt seien, mit ihm in den Wald zu gehen. Lenz ging mit. Unterdes stellte Annele zwei Reihen Stühle zurecht in der Stube, denn Lenz war Einungsmeister.